

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 5. Januar 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 1.

Die Kriegsgefangenen.

Aus den Erinnerungen des englischen Kapitäns Marryat.

Seit einigen Tagen hatten wir auf hoher See und in der Nähe der französischen Küste gekreuzt, als wir eines Morgens, bei Tagesanbruch, ungefähr vier Meilen vom Hafen von Cette, einer großen Convoy Schiffe ansichtig wurden, die alle Einen Cours verfolgten. Wir machten sofort bis an die Küste, wo sie unter einer Batterie vor Anker gingen, die wir erst dann bemerkten, als sie Feuer auf uns gab, Jagd darauf. Die Fregatte war von zwei oder drei Kugeln getroffen, weil das Meer ruhig war und die Batterie mit dem Wasserspiegel fast auf gleicher Höhe lag. Der Kommandant ließ sogleich wenden und stach wieder in See, um die Bote auszusenden und eine Landung vorzubereiten. Es war seine Absicht, die Batterie zu erstürmen. Der Lieutenant O'Brien, der den ersten Kutter befehligte, war zur Abfahrt bereit, und ich erhielt von ihm die Erlaubnis, die Parthie mitzumachen. Wir landeten mitten unter dem Feuer der Kanonenböte, welche die Convoy beschirmten, und die uns drei Leute tödteten. Dann rannten wir sogleich auf die Batterie los, die wir auch ohne Widerstand einnahmen, indem die Franzosen sie verließen, so wie wir eindringen. Die uns mitgegebene Instruktion besagte, in der Batterie nicht eine Minute länger zu verweilen, als nöthig sey, um ihre Kanonen zu vernageln; denn der Kommandant wußte, daß Truppen an der Küste lagen, und daß sie uns angreifen könnten, ehe wir uns dessen versahen. O'Brien und ich blieben nebst dem Waffenschmied in der Batterie, die Mannschaft der Schaluppe aber kehrte ans Ufer zurück, um diese flott zu erhalten und aufs erste Signal das Weite zu suchen.

Wir hatten alle Stücke bis auf eins vernagelt, als plötzlich eine Gewehrsalve den Waffenschmied tödtete und mich oberhalb des Knies verwundete. Ich fiel neben O'Brien zu Boden und dieser rief aus: „Da sind sie, und es ist noch ein Stück unvernagelt!“ Mit einem Satz sprang er auf den Waffenschmied zu, riß ihm den Hammer aus der Hand, und hatte in einem Nu auch die letzte Kanone unbrauchbar gemacht. In demselben Augenblicke hörte ich das Anmarschiren der Soldaten. O'Brien warf den Hammer von sich, hochte mich mit den Worten: „Frisch Peter, wackerer Aspirant, sey gutes Muths!“ auf die Schulter und rannte mit mir der Schaluppe zu: aber es war schon zu spät. Kaum hatte er den halben Weg bis ans Ufer zurückgelegt, als ihn zwei Soldaten beim Kragen gepackt hatten und ihn nach der Batterie zurückführten. Die Franzosen rückten dann vor und machten ein wohlunterhaltenes Feuer. Unser Kutter entkam, und stieß zu den übrigen Schaluppen, welche die Kanonenböte und die Konvoy ohne große Mühe genommen hatten. Unsere größeren Landungsfahrzeuge, die im Vordertheile eine Karonade führten, beschossen den Feind mit Kugeln und Kartätschen. Nun suchten die Franzosen Schutz in ihrer Batterie, von wo

aus sie bequem die Unstrigen aufs Korn nehmen konnten bis diese die meisten Schiffe bemannt und die übrigen in Brand gesteckt hatten.

Während dem war O'Brien, der mich noch immer auf dem Rücken getragen hatte, in die Batterie gebracht worden; so wie er diese aber erreicht hatte, setzte er mich sanft nieder, und sagte: „Peter, guter Junge, als Du noch unter meinem Schutze standest, da hätte ich Dich durch Dick und Dünn getragen; da Du nun aber unter der Botschaft der verdammten Franzosen stehst, so mögen sie Dich tragen, wenn sie dazu Lust haben. Ein Jeder trage seine Last, das ist billig, Peter, nicht wahr? Wenn sie es der Mühe werth halten, einen Aspiranten zu transportiren, können sie es wohl über sich nehmen!“ — „Aber wenn dem nicht so wäre, O'Brien, könnten Sie mich hier lassen?“ — „Dich verlassen, Peter? nein, wahrhaftig nicht, mein Junge, wenn es auf mich ankommt; aber sey wegen des Zurücklassens unbesorgt; sie machen so wenig Gefangene, daß sie selbst den Affen des Commandanten nicht verschmähen würden, wenn er in ihre Gewalt gerieth.“

Sobald unsere Schaluppen außer dem Bereich des Gewehrfeuers waren, hörte das Schießen auf. Der Offizier, welcher die Truppen befehligte, trat zu O'Brien heran und sagte zu ihm, indem er ihn fest in's Auge faßte: „Offizier?“ O'Brien nickte bejahend mit dem Kopfe. Er wiederholte dieselbe Frage, indem er mit dem Finger auf mich zeigte, und O'Brien antwortete in derselben Weise. Ich war steif, schwach, und außer Stande, zu gehen. Der Commandant ließ ein Detaschement in der Batterie, und schickte sich an, nach Cette zurückzukehren. Ich ward auf drei Gewehren getragen und O'Brien ging mir zur Seite. Ich kann nicht anders sagen, als daß die Soldaten sich sehr menschlich bewiesen und mir selbst ein Kapotte unter mein verwundetes Bein legten. Nach einem anderthalbstündigen Marsche, der mir aber fünf Tage zu währen schien, kamen wir zu Cette an. Ich ward in das Haus des Commandirenden getragen, der mich unterwegs oft mitleidsvoll angesehen und dabei gesagt hatte: „le pauvre Enfant!“ Sobald man mich aufs Bett gelegt, war ich ohnmächtig geworden. Als ich wieder zu mir selbst gekommen war, bemerkte ich, daß ein Wundarzt mir das Bein verbunden hatte. O'Brien war bei mir; der Commandant stand auf der einen Seite meines Bettes und der Wundarzt an der andern; ein junges, etwa zwölfjähriges Mädchen, lehnte sich über meinem Kopfstissen und bot mir die Tasse dar. Ich glaubte einen Engel zu sehen, so hübsch war sie, und ich wendete mich ein wenig auf die Seite, um sie besser betrachten zu können. Ich nahm die Tasse, die sie mir reichte, an, was ich eben jetzt von keinem andern gethan hätte, und nezte meine Lippen. In diesem Augenblicke trat jemand Anderes herein und es ward französisch gesprochen.

„Was wird man mit uns beginnen?“ — sagte ich nun zu O'Brien. — „Ruhig!“ — antwortete er, indem er sich über mich hinneigte; — „ich verstehe

Alles, was sie miteinander reden; Du weißt ja, daß ich der französischen Sprache mächtig bin.“ — Einen Augenblick darnach gingen Alle fort, ausgenommen das junge Mädchen und O'Brien. Ungefähr eine Stunde darnach kehrten der Offizier und der Wundarzt zurück. Der Offizier redete O'Brien französisch an, dieser antwortete aber durch ein Zeichen, daß er ihn nicht verstände.

„Warum antworten Sie ihm nicht,“ — sagte ich zu O'Brien — „da Sie ihn doch verstehen?“ — „Ich thue, als könnte ich kein Wort von ihrem Kauderwälsch; dann werden sie sich gehen lassen und ich erfahre Alles, was sie vorhaben.“ — „Aber ist das ehrlich, O'Brien?“ — „Ehrlich? ey denke einmal, ich hätte eine Banknote in der Tasche; was verpflichtete mich denn, sie Jedermann zu zeigen? Nun, ist das nicht einer von den Fälschen, welche die Juristen identisch nennen?“ — „Ich werde mir es nicht merken lassen, weil Sie es so wollen; doch sollte ich Sie eigentlich denunciren, da man so gütig mit uns verfährt.“

Während unserer Unterredung sagte der Offizier von Zeit zu Zeit einige Worte zu dem Wundarzt, indem er uns bedeutungsvoll ansah. In diesem Augenblicke traten zwei andere Individuen ein. Eins davon sagte in schlechtem Englisch zu O'Brien, er sey der Dolmetscher. Er fragte uns nach unseren Namen und nach unserm Rang, was der Andere in ein Buch eintrug; und als diese Formalität vorbei war, da gingen Alle weg, mit Ausnahme des Offiziers. Zu unserem großen Erstaunen redete er uns nun in sehr gutem Englisch an, und sagte: „Meine Herren, ich habe mir von dem Herrn Gouverneur die Erlaubniß erwirkt, daß Sie bei mir bleiben dürfen, bis unser junger Verwundeter hergestellt ist. Sie, Herr O'Brien, geben mir Ihr Wort, daß sie keinen Versuch zur Flucht machen werden. Wollen Sie das?“ — O'Brien war wie verdußt. Dann rief er aus: „Wie! Obrist, Sie sprechen Englisch? Es ist nicht großmüthig von Ihnen, uns das verhehlt zu haben; nun sind Sie in alle unsere kleinen Geheimnisse eingeweiht.“ — „Haben Sie mir denn gesagt, daß Sie französisch verstehen?“ — „Ey, alle Teufel!“ — schrie O'Brien nun — „da habe ich mich in mein eigenes Netz verstrickt. Ich wette, Sie sind ein Irländer.“ — „Ich stamme von einer irländischen Familie ab,“ — antwortete der Obrist, — „und ich nenne mich auch O'Brien. Ich ward in diesem Lande erzogen, weil es mir untersagt war, dem meinigen zu dienen, und ich lebe in der Religion meiner Vorfahren. Ich kann für einen Franzosen gelten, denn ich habe von meinem Vaterlande nichts als die Sprache, die meine Mutter mir gelehrt hat, und eine große Vorliebe für die Engländer, die ich ihnen beweise, so oft sich mir eine Gelegenheit dazu darbietet. Aber wieder auf meine Frage zu kommen, Herr O'Brien; geben Sie mir Ihr Wort?“ — „Das Wort eines Irländers und seinen Handschlag in den Kauf,“ — antwortete O'Brien, indem er dem Obristen die Hand schüttelte — „gewähren hinlängliche Bürgschaft. Rechnen Sie fest darauf, daß ich ohne den kleinen Peter da nie davongehen werde.“ — „Das ist genug,“ antwortete der Obrist; — mein Herr O'Brien, ich werde für Sie thun, was in meinen Kräften steht. Wenn Sie zu ermüdet sind, länger bei Ihrem Freunde zu wachen, so wird meine Tochter Sie ablösen. Sie, Herr Marryat, werden an ihr eine recht sorgliche Krankenwärterin haben.“ — Die Güte des Obristen preßte mir Thränen aus. Er drückte mir die Hand, und nachdem er zu O'Brien gesagt hatte, das Mittagessen stände bereit, rief er seine Tochter und bat sie, bei mir zu bleiben. Ich erkannte in ihr dasselbe Kind, das schon für meine Pflege bedacht gewesen war. „Celeste,“ — sagte ihr Vater zu ihr — „Du weißt Englisch genug, um zu verstehen, was der Herr da zu haben wünscht. Hole Deine Arbeit, damit Du Beschäftigung hast, wenn er schläft.“

Celeste ging und kehrte bald mit ihrer Stickerei zurück. Sie setzte sich neben mein Kopfkissen und man ließ uns allein. Celeste begann zu sticken, und da ihre Augen auf ihrer Arbeit hafteten, so konnte ich sie ansehen, ohne daß sie es gewahr wurde. Sie war wahrhaft hübsch: sie hatte dunkelbraunes Haar, große Augen, wohl-

gezeichnete Augenbraunen, eine zierlich geformte Nase und einen vollkommenen Mund; aber ich bewunderte weniger ihre Züge, als den Ausdruck ihrer Physiognomie: es lag so viele Sanftmuth, Bescheidenheit und Intelligenz in diesem Gesichte! Wenn sie lächelte — und sie sprach nie, ohne dabei zu lächeln — so zeigte sie zwei Reihen Zähne, die einer Schnur kleiner Perlen glichen. Es währte nicht lange, so blickte sie mich an und sagte: „Wünschen Sie auch etwas? wollen Sie trinken?“ — Ich dankte ihr und erwiderte, ich bedürfte nur eines ruhigen Schlafs. — Da stand sie auf, um die Fenstervorhänge niederzulassen, damit das Tageslicht mich nicht am Schlafen hindere; doch konnte ich kein Auge zuthun, weil meine Gedanken zu sehr mit dem, was da geschahen, beschäftigt waren. Ich dachte an die Meinigen, an den Kummer, den sie über mein Geschick haben würden. — Ueber mein Schmerzenslager, das vierzehn Tage lang sehr peinlich war, will ich mich nicht umständlich aussprechen. Celeste wich kaum von meiner Seite. Als ich in der Genesung war, standen wir auf dem besten Fuße mit einander, wie sich das schon denken läßt. Wir lebten uns gegenseitig englisch und französisch. Nach Verlauf von zwei Monaten war ich gänzlich hergestellt; aber der Obrist wollte mich noch nicht dem Gouverneur übergeben. Bei Tage durfte ich das Haus nicht verlassen; aber des Abends entschädigte ich mich durch Spaziergänge, die ich mit Celeste machte. Diese letzten vierzehn Tage waren die glücklichsten meines Lebens.

Der Befehlshaber unserer Fregatte hatte einen Parlamentär gesandt, um Erkundigung einzuziehen, ob wir noch am Leben wären, und ließ uns zugleich unsere Effekten und 200 Dollars Geld behändigen. Nach drei Monaten befand ich mich aufs Vortrefflichste, und der Wundarzt durfte nicht länger säumen, seinen Bericht zu machen. Wir erhielten den Befehl, binnen zwei Tagen reisefertig zu seyn, um nach Toulon abzugehen, von wo wir mit einer Abtheilung Gefangener in's Innere abgeführt werden sollten. Unsere Trennung war grausam. Celeste versprach, an mich zu schreiben, wenn es ihr erlaubt würde, und ich versprach ihr, zu antworten. Der Obrist drückte uns die Hand. O'Brien dankte ihm für seine Güte, und wir reifeten zu Pferde, unter Bedeckung von zwei Kürassieren, ab. Am Abend des zweiten Tages kamen wir zu Toulon an. Sobald wir die Stadt betreten hatten, überlieferte unsere Eskorte uns einem grämlich aussehenden Offizier, der uns in grobem Tone sagte, unser gegebenes Wort sey uns zurückgegeben, und der dann ein Kommando beorderte, uns in das Gefängniß neben dem Arsenal abzuführen. Wir gaben einem jeden der Kürassiere vier Dollars zum Lohn für ihre uns bewiesene Artigkeit und traten dann den Weg zu unserm Gefängniß an. Ich sagte zu O'Brien: wir würden nun wohl auf jede Art Vergnügen Verzicht leisten müssen. „So ist es,“ antwortete er — „aber es gibt einen Edelstein, den man die Hoffnung nennt; ihn wollen wir nicht aus den Augen verlieren, und darauf bedacht seyn, wie wir wieder zu unserer Freiheit gelangen.“ — Einige Minuten darnach waren wir im Gefängnißhose.

Die Pforten öffneten sich, um uns aufzunehmen, und schlugen dann schwer hinter uns zu. Als unsere Augen sich erst an die Dunkelheit des Gefängnisses gewohnt hatten, da sahen wir, daß wir uns in der Gesellschaft von etwa dreißig englischen Matrosen befanden. Wir setzten uns auf unsere Mantelfäcke und ein Jeder hing nun seinen Grillen nach. Es war eine gräuliche Nacht. Mit Tagesanbruch wurden die Pforten geöffnet, und wir mußten heraus in den Hof treten. Dort wurden wir in zwei Reihen gestellt und zogen dann, einen Tambour voraus, begleitet von einem schaulustigen Plebs, zur Stadt hinaus; Abends kamen wir zu Cujes an. Wir wurden in einer alten Kirche eingesperrt, wo wir wie in einem Moraste schliefen, indem das Dach durchlöchert war. Am andern Morgen wurden wir einem neuen Detaschement übergeben; unter dessen Obern glaubte ich einen Offizier zu erkennen, den wir oft zu Cetta, bei dem Obristen O'Brien, gesehen hatten, und so nannte ich ihn bei seinem Namen. Er sah sich um, und als er uns erkannte, da wunderte er sich, uns in einer solchen Lage zu sehen.

Er sprach zu unsern Gunsten mit dem Platzmajor, und dieser erlaubte uns nun, Gefangene auf Parole zu seyn. Bis Montpellier wurden wir von den Offizieren, welche die Detaschements befehligten, mit der größten Artigkeit behandelt. In dieser Stadt genossen wir aller möglichen Freiheit; wir hatten selbst keinen Gensd'armen, der uns nachgegangen wäre; wir aßen des Mittags an der Table d'Hôte, und des Abends ergözten wir uns im Theater. Ich schrieb an den Obristen O'Brien nach Cette und legte einen Brief an Celeste unversteigelt bei. Wenige Tage darnach erhielt ich schon Antwort; die von Celeste war in englischer Sprache. Der Obrist zeigte mir an, daß er als Kommandant irgend eines Platzes im Innern versetzt werden würde, doch wisse er noch nicht wohin.

Zehn Tage nach unserer Ankunft zu Montpellier wurden O'Brien, ich und acht Kapitän's von Kauffahrteischiffen, die uns in dieser Stadt beigegeben worden, beordert, uns zur Abreise nach Givet, einer befestigten Stadt im Departement der Ardennen, bereit zu halten; zugleich aber erhielten die dortigen Behörden die Weisung, daß sie keine Gefangenschaft auf Parole gestatten sollten. Ich will mich nicht auf die umständliche Beschreibung eines Marsches von drei Wochen einlassen, auf welchem wir bald gut, bald übel behandelt wurden, je nach der Laune der Offiziere, die uns escortirten. Endlich, vier Monate nach unserer Gefangennehmung, trafen wir zu Givet ein. „Peter,“ — sagte O'Brien zu mir, indem er einen flüchtigen Blick auf die Festungswerke und auf den Fluß warf, welcher die beiden Städte trennt — „ich sehe nicht ein, warum wir nicht zu Weihnachten in England unser Mittagmahl halten sollten. Ich habe mir das Außere des Platzes gemerkt; es fragt sich nun, wie wir drinnen daran seyn werden.“ — Ich muß jedoch gestehen, daß ich das Vertrauen meines Freundes nicht theilte, als ich die tiefen Gräben und die hohen Mauern sah. Ein Gensd'arme, der uns zur Seite ging, errieth, wovon die Rede war, und sagte auf französisch zu O'Brien: „Halten Sie es für möglich?“ — „Einem Manne, der Muth hat, ist nichts unmöglich, das sieht man an den französischen Armeen,“ — antwortete O'Brien. — „Sie haben Recht,“ — erwiderte der Gensd'arme, geschmeichelt durch das seiner Nation gespendete Lob. — „Ich wünsche Ihnen alles Heil, Sie verdienen es; aber“ — er zuckte die Achseln. — „Wenn ich nur einen Plan von der Citadelle anzuschaffen wüßte,“ — sagte O'Brien — „ich gäbe gern fünf Napoleons dafür,“ und dabei sah er den Gensd'armen an. — „Ich wüßte nicht, warum man einen Offizier, wenn auch Gefangener, abhalten sollte, die Befestigungskunst zu studiren,“ — antwortete der Gensd'arme — „in zwei Stunden sind wir zur Stelle; ich erinnere mich, daß die Citadelle in dem Plane der beiden Städte richtig genug beschrieben ist, um einen Begriff davon zu bekommen. Aber wir haben schon zu viel geplaudert;“ — dies sagend, schloß der Gensd'arme sich wieder dem Nachtrabe an.

Nach einer Viertelstunde kamen wir auf dem Plage an und von dort wurden wir zum Gouverneur geführt. Als wir uns vor dessen Haus befanden, gab der Gensd'arme dem O'Brien ein Zeichen, und dieser holte fünf Napoleons hervor, wickelte sie in Papier, und hielt sie verborgen in der Hand. Einen Augenblick darnach behändigte der Gensd'arme dem O'Brien, indem er an ihm vorüberging, ein altes, seidenes Taschentuch, indem er zu ihm sagte: „Ihr Tuch, mein Herr.“ — „Ich danke,“ — antwortete O'Brien, indem er das Päckchen, welches die Karte enthielt, zu sich steckte; — „da, ein Trinkgeld, Freund;“ — dann drückte er dem Gensd'armen das Papier in die Hand, und dieser ging sofort weiter. Wir hatten in diesem Stücke viel Glück; denn späterhin erfuhren wir, daß es ausdrücklich verboten war, uns auf Parole aus der Citadelle herauszulassen, selbst nicht unter Aufsicht.

Nachdem wir vor der Thür des Gouverneurs die Stunde des Appells abgewartet hatten, wurden wir in's Gefängniß geführt, und nach einigen Minuten befanden wir uns in einem der bestbefestigten Plätze Frankreichs unter Schloß und Riegel.

Hatte ich die Möglichkeit einer Flucht schon bei dem

Anblick der äußeren Festungswerke in Zweifel gezogen, so hielt ich sie vollends für unausführbar, nachdem ich die inneren gesehen hatte, und sprach mich darüber gegen O'Brien aus. Wir befanden uns auf einem von hohen Mauern umgebenen Hofe oder Grasplatz; auf der einen Seite waren die Gemächer der Gefangenen, und vier in gleichen Entfernungen aufgestellte Wachen ließen uns nicht aus den Augen. Dieser Grasplatz war den breiten Gruben sehr ähnlich, in welche man jetzt die Bären setzt, nur mit dem Unterschiede, daß er größer war. O'Brien antwortete mir: „Bah, Peter, gerade die Sicherheit des Orts ist es, die uns die Mittel, aus ihm herauszukommen, verschaffen wird. Aber still! es pflegt immer ein Spion zur Hand zu seyn, der auch Englisch versteht.“ Es ward uns eine Zelle angewiesen, die sechs Personen faßte, und ehe wir sie in Besitz nahmen, wurden unsere Felleisen untersucht.

„Zimmer besser, Peter!“ — sagte O'Brien zu mir — „sie haben nichts bemerkt.“ — „Nun, was denn?“ — fragte ich ihn. — „Oh! nur so eine kleine Sammlung von allerlei Geräthschaften, die uns von Nutzen seyn können;“ — und nun zeigte er mir, daß sein Felleisen einen doppelten Boden hatte, so wohl eingerichtet, daß es fast unmöglich war, es zu bemerken. — „Was haben Sie denn da drinn?“ — fragte ich weiter. — „Werkzeuge, die ich mir zu Marseille habe machen lassen; aber Du sollst das schon weiterhin sehen.“ — In diesem Augenblicke traten unsere Stubengenossen ein, aber eine Viertelstunde später, als die Glocke das Zeichen zum Mittagessen gab, verließen sie uns wieder. „Jetzt, Peter,“ sagte O'Brien zu mir — „muß ich mich erleichtern; mache Du das Felleisen auf.“ Er entkleidete sich, und als er die Unterbeinkleider und das Hemde abgelegt hatte, gewährte ich eine seidene, fast einen halben Zoll dicke, und immer auf zwei Fuß Weite mit einem Knoten versehene Schnur, die er sich um den Leib gewickelt hatte. Sie war fast sechsßig Fuß lang. Während ich sie abwickelte, wobei O'Brien sich auf seinen Hacken herumdrehte, sagte er zu mir: „Peter, ich trage diese Schnur schon seit unserm Abmarsch von Montpellier am Leibe, und du kannst es Dir gar nicht denken, was ich dabei ausgestanden habe; aber wir müssen durchaus nach England zurück, da hilft einmal nichts!“ Als ich das Tau abgewickelt hatte, da sah ich es allerdings, was der arme O'Brien damit ausgestanden haben mußte. An mehreren Stellen war der Leib durch die stete Reibung völlig wund geworden, und als er die Kleidung wieder angelegt hatte, da sank er ohnmächtig zusammen. Ich erschraak nicht wenig, behielt aber noch so viel Geistesgegenwart, daß ich erst die Schnur in's Felleisen legte und dieses wieder zumachte, ehe ich um Hülfe rief. Aber das war nicht einmal nöthig, denn O'Brien hatte sich schnell wieder erholt, sah mich aber unruhig an; ich wußte, weshalb, und zeigte ihm sogleich den Schlüssel zum Felleisen vor.

Mehrere Tage war O'Brien noch unpäßlich, und verließ das Zimmer nicht; er benutzte diese Zeit aber, um den Plan zu studiren, den ihm der Gensd'arme verschafft hatte. Einst sagte er zu mir: „Peter, kannst Du schwimmen?“ — „Nein, aber das thut nichts.“ — „Wohl thut es was; denn sieh, wir müssen die Maas passiren, und man findet nicht immer Böte vor. Diese Citadelle wird auf der einen Seite von dem Fluß bespielt, und da sie eben die bestbefestigte ist, so wird sie auch am mindesten bewacht. Von hier aus müssen wir entkommen. Ich kenne sehr gut den Weg, welchen ich bis zur zweiten Mauer am Fuße zu machen habe; aber wenn wir erst im Wasser sind und Du nicht schwimmen kannst, da muß ich schon darauf bedacht seyn, wie wir uns aus der Verlegenheit ziehen.“ — „Wollen Sie denn wirklich das Wagestück unternehmen? Ich sehe doch wahrhaft nicht ein, wie Sie Angesichts dieser vier Schildwachen die hohe Mauer da erklimmen wollen.“ — „Laß Dich das nicht kümmern, Peter, denke an Deine Angelegenheiten und sage mir nur, ob Du mir folgen willst.“ — „Gewiß, wenn Sie genug Vertrauen zu mir haben, um mich als Genossen anzunehmen.“ — „Höre, Peter, nicht um den Preis eines Hellers möchte ich fliehen, wenn Du nicht mit

von der Parthie wärest. Wir sind zusammen gefangen worden und wollen auch miteinander wieder frei werden, so Gott will. Aber in diesem Monate geht's noch nicht; dazu thun uns düstere Nächte und schlechtes Wetter Noth."

Dies Gefängniß war in allen Stücken von dem zu Verdun zc. sehr verschieden. Wir bekamen keine Erlaubniß auf Parole und hatten nur wenig Verkehr mit den Einwohnern. Nur einige waren befugt, zu den Gefangenen zu kommen, um ihnen dieß oder jenes zu verkaufen; ihre Päckel wurden aber stets zuvor untersucht. Ohne die im voraus von O'Brien genommenen Maßregeln würde jeder Versuch nutzlos gewesen seyn. Unter andern Artikeln hatte O'Brien auch mehrere Knäuel Bindfaden gekauft, angeblich zu Papierdrachen, mit deren Steigenlassen die Gefangenen sich ergötzten. Dieser Zeitvertreib ward aber bald wieder verboten, weil ein solcher Drachenbindfaden, ob zufällig oder mit Absicht, das war nicht zu ermitteln, einer der Schildwachen in das Schloß des Gewehrs gerathen war und ihr dieses aus den Händen gerissen hatte. Aber dieses Verbot kam O'Brien eben recht, denn nun überließen die übrigen Gefangenen ihm willig Alles, was sie an Bindfaden besaßen, so daß er dessen genug bekam, um insgeheim einen recht starken Strick daraus zu flechten. Einst sagte er zu mir: „Peter, nun fehlt mir nur noch ein Regenschirm für Dich.“ — „Ein Regenschirm! wozu?“ — „Damit Du nicht ertrinkst, das ist's Alles.“ — „Nun, vom Regen werde ich doch nicht ertrinken?“ — „Nein, das wirst Du nicht; aber kaufe Dir dennoch einen, und zwar sobald als möglich.“ — Als ich mir dieß Möbel verschafft hatte, schmolz O'Brien Wachs und Del untereinander, bestrich den Schirm mehrere Male damit und verbarg ihn dann im Bettstroh. Ich fragte ihn, ob er auch noch sonst einen Gefangenen mit in's Geheimniß ziehen würde; er antwortete: „Nein, es sind so wenig Zuverlässige darunter, daß ich lieber gar keinem trauen will.“

Einige Tage darauf erhielten wir Briefe. Mein Vater bot mir an, so viel Geld auf ihn anzuweisen, als ich nöthig haben möchte. — In der nächsten Woche sagte O'Brien zu mir: „Der Neumond hat mit schlechtem Wetter begonnen, sollte dieß fortwähren, so halte Dich in Bereitschaft. Deinen kleinen Känzel habe ich mit Allem versehen, was Dir Noth thut. — Vielleicht geht's schon diese Nacht vor sich; darum lege Dich schlafen, und schlafe, wenn möglich, für eine ganze Woche, denn wenn wir reussiren, so wird es in der nächsten Woche um das Schlafen schlecht stehen.“ Es war acht Uhr; ich legte mich nieder. Gegen Mitternacht wurde ich von O'Brien geweckt und aufgefodert, mich in größter Stille anzukleiden und ihm nach dem Hofplatze zu folgen. Ich verließ mein Gemach, ohne Jemand wach zu machen; es war eine sehr finstere Nacht (im November), der Regen schloß stromweise hernieder und es wehte scharf. Ich konnte O'Brien nicht gleich finden: er war schon in Thätigkeit; und da er mich mit seinen Planen und seinen Mitteln bereits bekannt gemacht hatte, so will ich sie auch sofort hier mittheilen.

Zu Montpellier hatte er sich sechs eiserne, achtzehn Zoll lange Vorhangstangen angeschafft, die an dem einen Ende als Bohrer zugerichtet waren und an dem andern, vierkantigen Ende einen Handgriff hatten, der sich abnehmen ließ. Zu größerer Sicherheit war noch ein überzähliger Handgriff vorhanden, und jeder Handgriff paßte zu den verschiedenen Stangen. O'Brien hatte schon eine der Eisenstangen in einem der Zwischenräume der Steine, aus welchen die Mauer aufgeführt war, eingeschraubt und saß rittlings darauf, um eine zweite drei Fuß höher zu befestigen. Damit fertig, stieg er auf die erstere, lehnte sich an die zweite, und schob eine dritte ein, und dieß so fort; doch befestigte er sie nicht in gerader Höhe übereinander, sondern in sechszölliger Abweichung. Als alle sechs Stangen eingeschraubt waren, hatte er ungefähr die halbe Mauerhöhe erreicht: er befestigte nun an der obersten Stange den Strick, welchen er, um seinen Hals gewunden, mit hinaufgenommen hatte, und zog, indem er sich daran hinunterließ, die untersten vier Stangen wieder aus. Dann vermittelst des Strickes wieder

aufwärts klimmend, stützte er den Fuß auf die fünfte Stange und setzte, an der sechsten angelehnt, die Operation in der vorherigen Weise fort. So gelangte er nach anderthalbstündiger Arbeit oben auf die Mauer: hier schrob er die letzte Stange fest, und nachdem er an diesen Strick gebunden, ließ er sich wieder nach dem Hofplatz herunter. „Peter,“ — sagte er zu mir — „es ist nicht möglich, daß die Schildwachen uns hier sehen können, selbst wenn sie Hagenaugen hätten; aber ein Anderes ist es, wenn wir oben auf der Mauer sind und dann auf's Glacis kommen; dort müssen wir auf dem Bauche weiter kriechen und so den Wall zu erreichen suchen. Ich will zuerst mit den Geräthschaften hinaufsteigen; gib mir den Känzel, Du bist dann um so leichter sollte irgend etwas in die Quere kommen, so lege Dich nur gleich wieder zu Bett; wenn ich aber den Strick drei- oder viermal bewege, so kletterst Du mir eiligt nach.“

Nach diesen Instruktionen bepackte O'Brien sich mit dem zweiten Stricke, den Känzeln, den Eisenstangen, dem Regenschirm zc. und sagte zu mir: „Sieh, Peter, wenn der Strick im Stande ist, mich und all' dieß Gepäck zu tragen, so wird er unter der Schwere Deines Körpers gar nicht reißen; sey also ohne Furcht.“ — Nach drei Minuten bewegte sich der Strick, und nun legte ich Hand an, denselben Weg zu gehen, was mir auch so schwer nicht ward, da ich mich mit den Füßen auf den Knoten halten konnte, die in dem Stricke angebracht waren. Als ich die Höhe der Mauer erreicht hatte, faßte O'Brien mich be'm Kragen, drückte mir seine genaßte Hand auf den Mund, und ich mußte mich neben ihm hinstrecken, während er den Strick nach sich zog. Als dieß geschehen war, passirten wir das Glacis auf dem Bauche kriechend, und gelangten bald nach dem Balle. Es stürmte wüthend, und der Regen fiel so dicht, daß die Schildwachen uns nicht bemerkten; es war dieß sicherlich nicht ihre Schuld, denn man konnte keine Hand vor den Augen sehen.

(Fortf. folgt.)

Manchfaltiges.

In dem Convent-Garden-Theater fand kürzlich ein äußerst drolliger Auftritt statt. Othello wurde aufgeführt; Vandenhoff gab den Mohren. In der Scene, wo Othello den Cassio von Montano zu trennen sucht, erhob sich im Parterre ein hübscher, hochgewachsener, muskelfortker Matrose, in seiner eigenthümlichen Tracht, mit glattem Hute, gekräuselten Locken und schrecklich anzuschauendem schwarzen Backenbart, setzte mit einem Sprung von dem Parterre auf die Bühne und schüttelte zum größten Ergötzen des Publikums und zum Schrecken Vandenhoffs, diesem die Hand, mit der vertraulichen Anrede: „Seyd Ihr's? Wie geht's Euch, Bill?“ Staunen war auf jeglichem Gesichte zu lesen, bis das schallende Gelächter, welches das Haus durchdrönte, zwei von Othello's Begleitern in das Leben zurückrief, welche dann die drollige Theaterjacke von der Bühne entfernten. Kurz nachher erschien der Matrose wieder im Parterre, und blieb ein ruhiger Zuschauer, bis Othello Jago's Aeußerung: „Gewiß, man sollte seyn auch, was man scheint!“ wiederholte. Hier sprang der Matrose wieder auf und rief mit einer Donnerstimme aus: „Ja! Ja! Sir, so sollt' es seyn. Ihr könnt es nicht läugnen, alter Hahn!“ Neues Lachen, bis endlich ein Polizeidiener den Sprößling Neptuns aus dem Parterre entfernte. Nachher erschien er nochmals hoch oben in einer Loge.

In London hatten die Metzger vor längerer Zeit eine Versammlung. Herr Gibley präsidirte. Die Verhandlungen der Gesellschaft zeigen das unermessliche Gebiet, worauf diese Herren ihre blutigen Geschäfte betreiben. Der Bericht der Gesellschaft meldet, daß in Smith's fields Markt, der gewöhnlichen Residenz der Metzger, jedes Jahr „über fünf Millionen Pfund Sterling“ in Umlauf gesetzt werden.

Düsseldorf, Montag den 12. Januar 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 2.

Die Kriegsgefangenen.

Aus den Erinnerungen des englischen Kapitäns Marryat

(Fortsetzung).

D'Brien hatte einige Mühe, den entsprechenden Punkt der Zugbrücke über dem ersten Graben zu finden; doch mittelte er ihn endlich aus, und nachdem er eine der Eisenstangen daran befestigt hatte, band er an dieser den Strick fest. „Ich will mich zuerst hinunterlassen,“ — sagte er — „und wenn ich den Strick bewege, so folge mir nach.“ Als er unten war, gab er mir das verabredete Zeichen. Ich stieg ihm nach und er holte mich auf dem Strebepfeiler der Zugbrücke, die aufgezo-gen war, in seine Arme. D'Brien ging mir voraus zwischen den Ketten durch und ich folgte ihm. Als wir den Graben passiert waren, stießen wir auf eine verschlossene Pforte. Da geriethen wir in eine große Verlegenheit. D'Brien suchte das Schloß zu öffnen, aber vergebens. Wir konnten nicht weiter kommen. Da that ich den Vorschlag, ein Loch unter der Pforte wegzugraben, und so unsern Ausweg zu finden. „Das ist eine herrliche Idee, Peter,“ — sagte D'Brien — „auf die ich nie verfallen wäre. Wir bohrten nun mit unsern Eisenstangen frisch darauf los, und nach einer Stunde schwerer Arbeit war die Oeffnung groß genug, um uns hindurch zu lassen. Die Thür führte zum innern Wall, mitten durch einen verdeckten Gang. Wir schritten tappend vorwärts, als wir ein Geräusch vernahmen. Wir standen still, um zu horchen, was es sey, und da erkannten wir das Schnarchen einer eingeschlafenen Schildwache. Dies unerwartete Hinderniß machte uns eine ziemliche Weile stutzig. Ueber den Soldaten hinwegzuschreiten, ohne ihn zu wecken, war rein unmöglich, weil er gerade an der Stelle lag, wo wir unsere Stange einsetzen wollten, um uns in den Fluß hinabzulassen. Nach einigen Augenblicke Bedenkens sagte D'Brien zu mir: „Peter, jetzt hast Du Gelegenheit, Dich zu zeigen. Ich will ihm die Hand auf den Mund legen, in demselben Augenblicke öffnest Du den Pfannendeckel seines Gewehres und bläsest das Pulver ab, dann kann er nicht Feuer geben.“ — „Zählen Sie auf mich, D'Brien.“ Wir näherten uns leise dem Schlafenden, und so wie D'Brien ihm dem Mund zuhielt, öffnete ich den Pfannendeckel.

Der Soldat schlug mit Händen und Füßen um sich und wollte losschießen, um Lärm zu machen; aber Dank unserer Vorsicht war dies nicht mehr möglich; dann banden wir ihn an Händen und Füßen und verstopften ihm den Mund. Da wir nun von der Schildwache nichts mehr zu befürchten hatten, so eilten wir zum Walle, an dessen Seite D'Brien eine Stange einschlug, um einen Strick daran zu befestigen. Er ließ sich hinab; ich folgte ihm, und als ich unten war, fand ich ihn bis an der Hüfte im Wasser stehend und das Ende des Strickes festhaltend. Er hatte den Regenschirm schon geöffnet, der, in Folge der mit ihm vorgenommenen Operation, kein Wasser durchließ; den Instruktionen nachlebend, wel-

che D'Brien mir schon vorher gegeben hatte, brauchte ich nur mit beiden Händen die Stricke zu erfassen, die er am Ende des Regenschirms befestigt hatte, welcher, den Stiel nach unten, auf dem Wasser lag.

Vermittelst eines anderen Strickes, der an derselben Stelle befestigt war, und dessen Ende er mit den Zähnen festhielt, zog D'Brien mich, der Strömung folgend, hinter sich d'rein. Ungefähr hundert Klafter weit von der Festung kamen wir an's Land. Er war so erschöpft, daß er sich mehrere Minuten lang nicht zu regen vermochte. Ich selbst war ganz erstarrt von der Kälte. „Peter,“ — hub er endlich an — „mit dem Schwersten sind wir Gott sey Dank am Ende; nun müssen wir suchen, so schnell als möglich weiter zu kommen; denn nach zwei Stunden ist es Tag.“

D'Brien holte seine Flasche hervor; wir tranken jeder mindestens ein halbes Bierglas; aber in der Lage, in welcher wir uns befanden, würde eine ganze Flasche uns nicht inkommodirt haben. Als wir dergestalt unsere Kräfte wieder gestählt hatten, gingen wir längs des Flusses weiter. Nachdem wir eine Zeitlang gegangen waren, trafen wir einen Zug großer Böte an, von welchen dem letzten ein kleiner Kahn angehängt war. D'Brien warf sich in's Wasser, schnitt das Remorquetau von diesem ab, und brachte ihn schwimmend an's Ufer. Zum Glück lagen die Ruder dazu darin. Wir bestiegen ihn, und ruderten, von dem Strom gefördert, auf's kräftigste weiter, bis Tagesanbruch. „Es geht Alles auf's Beste, Peter,“ — sagte D'Brien zu mir; — „hier wollen wir landen; das ist der Ardennen-Wald.“ Wir sprangen an's Land, warfen die Ruder in den Kahn, und ließen ihn treiben, um so glauben zu machen, daß er sich von den andern Fahrzeugen von selbst gelöst habe. Darnach drangen wir in den Wald, wo er am dichtesten war. Es regnete noch immer in Strömen: mir schlugen vor Kälte die Zähne zusammen und ich wußte es gar nicht anzufangen, mich zu erwärmen. Unsere einzige Ressource war der Branntwein. Wir thaten einen tüchtigen Zug daraus und legten uns dann, von Strapazen und Gemüthsauflwallung erschöpft, auf einen Haufen durrer Blätter, die wir zusammengetragen hatten, nieder und schliefen ein.

Es war Mittag, als ich erwachte. D'Brien hatte die Vorsicht gebraucht, mich einen vollen Fuß hoch mit durrer Laube zu bedecken, um mich vor Kälte zu schützen. Ich hatte meine natürliche Wärme wieder bekommen und meine Kleider waren mir auf dem Leibe getrocknet, ohne daß ich mich erkältet hatte. — „Ach! wie gut sie sind!“ — sagte ich zu D'Brien. — „Keinen Dank, keinen Dank! Du hast noch ein schwer Stück Arbeit vor Dir, und ich muß schon für Dich sorgen. Du bist erst eine Knospe, ich bin aber eine völlig aufgegangene Rose.“ Indem er dieses mit einer Betonung unwiderstehlicher Parodie sagte, sprach er der Flasche kräftig zu und bot sie dann auch mir. „Frisch, Peter! wir müssen uns wieder flink auf die Beine machen, um einen Vorsprung zu gewinnen; denn man wird schon in der ganzen Gegend ein Treibjagen nach uns

anstellen. Glücklicherweise ist der Wald sehr groß, und behalten wir nur die Zeit, noch ein wenig tiefer in ihn einzudringen, so hilft ihnen ihr Suchen nach uns gerade so viel, als ob sie eine Stecknadel aus einem Heuhaufen herausfinden wollten.“ — „Ich glaube“ — sagte ich — „daß Shakespeare in einem seiner Stücke von diesem Walde spricht.“ — „Kann seyn; aber wir sind hier nicht im Theater, und was sich in den Büchern ergötzlich liest, bekommt einem oft ganz anders. Ich habe bemerkt, daß eure Autoren nie die Zeit mit in Betracht gezogen haben.“ — „Bitte um Entschuldigung, O'Brien, namentlich kommt im König Lear ein grüliches Wetter vor.“ — „Das mag seyn; aber welcher König ist je bei solchem Wetter ausgegangen?“ — „Nun, der König Lear hatte den Verstand verloren.“ — „Das ist ein Anderes; aber Gefangenen, die fliehen wollen, ist das schon zu verzeihen. Aber fort; wir müssen weiter!“ Wir gingen ungefähr drei Stunden und bahnten uns einen Weg durch den Wald, wo er am dichtesten war. O'Brien zog zuweilen seinen Taschenkompaß zu Rath, um sich zu orientiren. Bei Einbruch der Nacht machten wir Halt und bereiteten uns ein Laubbett, auf welchem wir weit besser schliefen, als die Nacht vorher. Unser Brod war ganz durchnäßt; da wir aber kein Wasser hatten, so kam uns dies noch zu statten. Unser Fleischvorrath konnte auf eine Woche vorhalten. Wir streckten uns zum zweitenmale nieder und waren bald in Schlaf versenkt. Um fünf Uhr Morgens ward ich durch O'Brien geweckt, der mir aber zugleich die Hand auf den Mund legte. Ich erhob mich zur Hälfte und sah in geringer Ferne von uns ein angezündetes Feuer. „Die Philister sind uns auf der Ferse“ — sagte O'Brien zu mir; — „ich habe mich schon auf's Recognosciren gelegt, und gesehen, daß es Gensd'armen sind. Ich scheue mich, von hier wegzugehen, aus Furcht auf Andere zu stoßen. Ehe ich Dich weckte, habe ich darüber nachgedacht, was zu thun sey, und da bin ich der Meinung geworden, es würde wohl das Beste seyn, einen Baum zu erklimmen, und dort den Aufbruch der Gensd'armen abzuwarten.“ — Wir waren hinter einem Gestrüpp verborgen, aus welchem sich eine dicke, von Epheu umrankte Eiche erhob. — „Das wird das Beste seyn, O'Brien“ — erwiderte ich; — „aber steigen wir gleich hinauf oder warten wir noch ein wenig?“ — „Nein, jetzt; sie sind eben bei ihrer Collation; hinauf, Peter; ich will Dir helfen.“ O'Brien ließ mich auf auf seine Schultern steigen, damit ich die ersten Zweige fassen konnte. Als ich oben war, da scharrte er unsere Ränzel unter dem Laube ein und kam mir nach. Er ließ mich auf der ersten Gabel hocken, während er selbst sich auf dem größten Zweige mitten in einem Epheubüschel barg. Wir waren seit einer Stunde in dieser Stellung, als es tagte. Wir sahen, wie der Brigadier Appell hielt, die Gensd'armen sich dann trennten und verschiedene Richtungen waldeinwärts einschlugen. Dieß Manöver gab uns frischen Muth. Nun, meinten wir, würden wir ihnen diesmal schon entgegen; aber zu unserm Verdruss sahen wir, daß ein Gensd'arme zurückgelassen worden war; dieser ging die Kreuz und Quer und sah sich nach allen Seiten um. Unter dem Baum angekommen, der uns barg, kehrte er das Laubbett, auf welchem wir die Nacht zugebracht hatten, um und um, und entdeckte unsere Ränzel. „Alle Wetter!“ — rief er aus — „da ist das Rest und die Eier, da werden die Vögel auch wohl nicht weit seyn!“ Mit diesen Worten schaute er aufwärts und machte mehrere Male die Runde um den Baum, ohne uns zu erspähen. Endlich ward er meiner ansichtig, und befahl mir, herunterzusteigen. Ich rührte mich aber nicht vom Fleck und wollte erst wissen, was O'Brien dazu sagte. Nun trat der Gensd'arme unter den Zweig, welcher diesen verbarg, von wo er mich gut auf's Korn nehmen konnte, und schlug sein Gewehr mit den Worten auf mich an: „herunter oder ich schieße!“ — Da O'Brien mir kein Zeichen gab, so kniff ich die Augen zu und blieb unbeweglich. Einen Augenblick darnach hörte ich einen Knall, und stürzte hernieder. Es würde mir unmöglich seyn, zu sagen, ob dieß aus Schreck oder aus irgend einer andern Ursache geschah. Betäubt durch den Fall, hielt ich mich mindestens für verwundet, als ich zu

meinem großen Erstaunen statt des Gensd'armen O'Brien neben mir stehen sah. Ich stand auf und sah den Gensd'armen, röhelnd und regungslos am Boden liegen. Als O'Brien gesehen hatte, daß der Gensd'arme abdrückfen wollte, war er auf ihn herniedergesprungen; durch den Ruck war der Schuß losgegangen, aber ohne die Richtung auf mich behalten zu haben, und die Wucht von O'Briens Körper hatte dem Gensd'arme das Genick gebrochen, so daß er noch eher starb, als wir den Fleck verließen.

„Peter“ — sagte O'Brien zu mir — „es ist dieses das glücklichste Ereigniß, das uns begeben konnte; es gibt uns die Mittel, mindestens die Hälfte des Landes ohne Unfall zu passiren; aber wir müssen uns sputzen.“ Schnell entkleidete er den Todten, schleppte seine Leiche unter den Blätterhaufen, und begrub ihn hier; mir gab er seine eigenen Kleidungsstücke, in einem Päckchen zusammengebunden, und zog dann des Gensd'armen volle Uniform an. Ich mußte über diese Metamorphose laut auslachen, und fragte O'Brien, was das bedeuten sollte. „Siehst Du denn nicht, daß ich ein Gensd'arme bin, der einen entflohenen Gefangenen zurückbringt?“ Nach diesen Worten band er mir die Hände auf dem Rücken zusammen, nahm den Karabiner über die Schulter, und dann ging es vorwärts. Wir verließen eiligst den Wald, weil wir, wie O'Brien behauptete, nun mindestens in zehn Tagen nichts zu fürchten hätten. Wir gingen nur des Nachts, um den Fragen auszuweichen, und in den Wirthshäusern, in welchen wir Halt machten, konnte man nicht wissen, woher wir kamen. Während unsers Einkehrens am Abend machte meine Jugend sehr das Mitleid rege, besonders bei den Frauenzimmern, und einmal ward mir selbst das Anerbieten gemacht, mir zu meiner Flucht behülflich zu seyn. Ich nahm dies an, benachrichtigte aber natürlich O'Brien davon. Er stellte sich auf die Lauer, und als ich das Fenster öffnete, um zum Schein zu entfliehen, da sprang er auf mich los, packte mich beim Kragen, und rief laut, daß er die Anstifter dieses Versuchs bei der Regierung denunciiren würde. Ihre Bestürzung und ihre Angst lassen sich nicht beschreiben; sie boten O'Brien 20, 30, ja 40 Napoleons, wenn er schweigen wollte; denn sie wußten wohl, daß sie eingesteckt werden würden. O'Brien antwortete, daß er nicht des Geldes wegen pflichtbrüchig werden wolle; daß er Befehl hätte, mich dem nächsten Gensd'armenposten zu übergeben, um dann nach Bliessingen zurückzukehren, wo seine Station sey. — „Ich habe“ — sagte die Wirthin nun — „dort eine Schwester, die einen Gasthof hält. Ihr sollt ein gutes Quartier bei ihr finden; denunciirt uns nicht, und ich gebe Euch einen Brief an sie mit. Findet Ihr Euch nicht befriedigt, so könnt Ihr immerhin zurückkehren und dann noch eure Aussage thun.“

O'Brien ging das ein. Die Wirthin übergab ihm ein Schreiben, das sie ihm vorlas, und durch welches sie ihre Schwester bei der Freundschaft, die sie verbände, beschwor, alles Mögliche zu Gunsten des Ueberbringers zu thun, der die ganze Familie, wenn er es gewollt, hätte unglücklich machen können, und es doch nicht gethan hätte. O'Brien steckte den Brief in seine Tasche, füllte seine Flasche mit Brantwein, und zog mich dann an dem einen Ende des Strickes, mit welchem mir die Hände zusammengebunden waren, hinter sich d'rein. In dieser Weise kamen wir durch Charleroy und Löwen. Wir waren nahe vor Mecheln, als uns ein Zufall in die größte Verlegenheit setzte. Um Mecheln, welches eine Festung ist, zu umgehen, verfolgten wir einen kleinen Queerweg, der zu beiden Seiten breite, mit Wasser angefüllte Gräben hatte. Als wir eben um einen Vorsprung traten, standen wir demselben Gensd'armen gegenüber, der O'Brien den Plan der Stadt Givet verschafft hatte. „Guten Tag, Kamerad“ — sagte er zu O'Brien, ihn scharf in's Auge fassend; — „wen transportirt Ihr denn da?“ — „Einen jungen Engländer, den ich nicht fern von hier ergriffen habe, und der aus seinem Gefängnisse entsprungen war.“ — „Von woher?“ — „Das will er nicht sagen; aber ich glaube von Givet.“ — „Von dort sind ihrer zwei entwischt. Wie sie das an-

gestellt haben, begreift niemand; aber“ — fuhr er fort, O'Brien noch schärfer in die Augen fassend — „den Braven ist nichts unmöglich.“ — „Das ist wahr“ — erwiderte O'Brien; — „ich habe den Einen gefaßt, der Andere kann nicht weit seyn; wie wäre es, wenn Ihr Euch auf den Weg machtet, ihn zu suchen?“ — „Ich möchte ihn wohl fassen, denn das würde mein Avancement befördern.“ — „Ihr würdet sicherlich Brigadier werden.“ — „Ich hoffe es.“ — „Adieu, Freund!“ — „Ich gehe nicht; ich habe mir vorgenommen, einen Spaziergang zu machen, und nun will ich Euch nach Mecheln, oder wohin Ihr sonst gehen möget, das Geleit geben.“ — „So weit gehe ich heute nicht mehr, mein Gefangener ist zu ermüdet.“ — „Nun, so gehe ich mit Euch, so weit Ihr gehen möget. Ich will Euch Beistand leisten; vielleicht erwischen wir den Andern auch noch, der, wie man mir gesagt hat, ich weiß nicht wie, sich einen Plan von der Festung verschafft hatte.“ — Wir sahen es nun völlig ein, daß wir erkannt worden waren. Einen Augenblick darnach erzählte er uns, daß man in dem Walde die Leiche eines Gensd'armen gefunden habe, der unstreitig von den Gefangenen ermordet worden sey. „Der Körper war ganz ausgezogen“ — setzte er hinzu — „und es sollte mich gar nicht wundern, wenn einer der Gefangenen die Montur angelegt hätte, um als Gensd'arme angesehen zu werden.“ — „Peter“ — sagte O'Brien zu mir — „müssen wir diesen Patron nicht aus der Welt schaffen?“ — Ich erwiderte, das dürfte wohl nicht nöthig seyn, wenn wir nur thäten, als vertrauten wir ihm. — Diese Worte wechselten wir miteinander, als der Gensd'arme einen Augenblick hinter uns zurückgeblieben war.

„Wie Du meinst“ — fuhr O'Brien fort — „wir wollen es versuchen; aber zuvor will ich ihm einmal auf den Zahn fühlen.“ — Als der Gensd'arme wieder bei uns war, äußerte O'Brien gegen ihn, die englischen Kriegsgefangenen wären sehr liberal; mehrere von ihnen hätten hundert Napoleons gegeben, wenn man sie hätte entwischt lassen. „Das ist wahr“ — antwortete der Gensd'arme — „und wenn Ihr mir eine solche Summe zeigen könnt, so wollte ich Euch schon sicher aus Frankreich schaffen.“ — „Es gilt! der Bursche da hat das Doppelte; die Hälfte ist Euer, wenn Ihr uns beisteht!“ — „Ich will sehen“ — sagte der Gensd'arme, und brach die Unterhaltung ab. Bald darnach kamen wir zu einem kleinen Dorfe, genannt Aerschot, und traten dort in ein Wirthshaus ein. Als die öffentliche Neugierde gestillt war, ließ man uns allein. O'Brien benutzte diesen Augenblick, ihn zu fragen, wann er uns eine bestimmte Antwort geben wollte. — „Morgen“ — antwortete der Gensd'arme. O'Brien bat ihn dann, mich unter seiner Aufsicht zu lassen, und rief die Frau des Hauses, daß sie ihm ein Zimmer anweisen sollte. Es wurden ihm zwei oder drei gezeigt, die er aber nicht wollte, weil sie, wie er sagte, nicht sicher genug wären, den Gefangenen zu halten. „Wie! was hättet Ihr denn von solch einem Bürschchen zu fürchten?“ — bemerkte die Frau. „Dieß Bürschchen“ — erwiderte O'Brien — „ist von Givet entflohen; diese Engländer sind leibhaftige Teufel!“ — Das letzte Gemach, welches die Frau ihm zeigte, gefiel ihm endlich; er kam zurück zu mir, und gebot, ich sollte mich schlafen legen, wonach er mir in die Kammer folgte und die Thür verriegelte. Wir setzten uns unter den Feuermantel des sehr hohen Kamins und sprachen, den Kopf in die Höhe richtend, möglichst leise miteinander. „Ich traue dem Kerl nicht“ sagte O'Brien zu mir; — „wir müssen sehen, daß wir ihm entrinnen; ich weiß aus dem Hause zu entkommen; wir gehen den Weg zurück, den wir gekommen sind, und in einer gewissen Entfernung schlagen wir eine andere Richtung ein.“ — „Aber wird er uns freies Spiel lassen?“ — „Gewiß nicht, sobald er es hindern kann; aber ich will ihn schon anführen.“ — O'Brien verhängte nun das Schlüßelloch mit seinem Taschentuche, legte die Gensd'armenuniform ab, und zog wieder seine eigene Kleidung an. Er machte dann zwei große Puppen aus mehreren Bettstücken, von welchen er die eine als ein Gensd'arme, der völlig angekleidet oben auf dem Bette schlief, den

Karabiner zur Seite, austaffirte, und die andere angethan mit einer Nachtmütze, als Repräsentant meiner Person ins Bett legte. Die Sache war in der That so täuschend als möglich. „Nun, Peter“ — sagte O'Brien — „wollen wir sehen, ob er uns nachspürt; thut er es, so wird er warten, bis wir eingeschlafen sind.“ — Wir schoben den Riegel der Thür wieder zurück und ließen das Licht brennen. Ungefähr eine Stunde später hörten wir Fußtritte auf der Treppe; schnell krochen wir unter unsere Betten. Der Gensd'arme, der wider sein Erwarten die Thür von innen nicht verschlossen fand, trat ein, entfernte sich aber gleich wieder, nachdem er einen flüchtigen Blick auf beide Betten geworfen hatte.

„Nun“ — sagte ich zu O'Brien: — „sollte es nicht gerathen seyn, daß wir uns jetzt auf und davon machen?“ — „Da denke ich eben auch daran, Peter, doch scheint es mir besser zu seyn, wenn wir noch ein wenig warten. Ich zweifle nicht, daß er in einer oder in zwei Stunden wiederkehren wird, und es ist erst eilf Uhr. Währenddem möchte ich ihm einen Streich spielen.“ — O'Brien öffnete das Fenster und band ein Bettlaken daran, dann lösete er die großen Puppen wieder auf. Eine Stunde später hielt der Gensd'arme, wie O'Brien es richtig vorhergesehen hatte, wieder seine Runde. Wir lagen unter unsern Betten versteckt, unser Licht brannte noch, und der Gensd'arme hatte auch ein's mitgebracht. Kaum hatte er das offene Fenster mit dem daran befindlichen Bettlaken und die leeren Betten erblickt, so rief er aus: „O weh, meine hundert Napoleons! Adieu meine Aussicht zum Brigadier! die sind mir entwischt!“ Er rannte eiligst aus dem Zimmer, und gleich darnach hörten wir ihn die Thüre öffnen und auf die Landstraße laufen. — „Peter, nun sind wir geborgen!“ — sagte O'Brien lachend; — „jetzt müssen auch wir aufbrechen; doch brauchen wir uns nicht zu übereilen.“ O'Brien legte wieder die Gensd'armenkleidung an; eine Stunde später gingen wir hinunter, wünschten unserer Wirthin alles Wohlergehen und schlugen denselben Weg ein, den wir gekommen waren.

Wir gingen die ganze Nacht. Bei Tagesanbruch verbargen wir uns in einem Gebüsch, und als es Abend geworden war, zogen wir wieder weiter, dem Ardennenwalde zu, wo wir so lange weilen wollten, bis man glauben mußte, daß wir Frankreich verlassen hätten. Aber wir konnten nicht dahin gelangen, weil ein dichter Schnee fiel und es vier Tage ununterbrochen fortschneite. Wir litten ungeheuer von der Kälte; glücklicherweise fehlte es uns nicht an Geld. Ich hatte zu Givet eine Anweisung auf 600 fl. auf meinen Vater abgegeben, wofür mir 50 Napoleons gezahlt worden waren. Von Zeit zu Zeit schlüpfte O'Brien in irgend ein Wirthshaus, um Lebensmittel zu kaufen. Wir waren genöthigt, unter freiem Himmel auf Schnee zu schlafen, der drei Fuß hoch lag. Am fünften Tage, welches der sechste war, seit wir den Wald verlassen hatten, flüchteten wir uns in ein kleines Gehölz, welches eine Viertelmeile von der Landstraße lag. Ich blieb dort, während O'Brien, noch immer als Gensd'arme verkleidet darauf ausging, einige Lebensmittel anzuschaffen. Unserer Gewohnheit nach suchte ich nach einer Stelle, die uns Schutz gewähren sollte, als ich plötzlich auf zwei Leichen stieß: ein Mann und eine Frau, wahrscheinlich Beide erfroren. Ich entfernte mich schauernd. Als O'Brien zurückkam, theilte ich ihm mit, was ich eben gesehen hatte, und nun mußte ich auch ihn zu den Leichen führen. Diese waren sonderbar costümir: sie waren bunt mit Bändern aufgeputzt und hatten hohe Stelzen neben sich liegen. O'Brien betrachtete sie einige Augenblicke, fann ein wenig nach, und sagte dann zu mir: „Peter, das ist das größte Glück, was uns begegnen konnte; nun können wir ganz Frankreich durchziehen, ohne uns auf diesem verdammten Boden die Füße naß zu machen.“ — Wie das?“ — „Das sind dieselben Individuen, die wir in der Nähe von Montpellier gesehen haben, und die aus den Landes, ihrem Vaterlande, kamen, um das Publikum zu erlustigen. In ihrem Lande gehen sie immer nur auf Stelzen. Wir wollen einmal sehen, Peter, ob mir des Mannes Anzug nicht paßt, so wie der des jungen Mädchens, das noch

jetzt, obgleich erstarrt, so hübsch ist, Dir. Wir üben uns ein wenig im Stelzengehen, und hernach machen wir unsere Künste öffentlich."

D'Brien zog der männlichen Leiche die Jacke und die Beinkleider aus, und grub den Körper dann unter dem Schnee ein. Auch der weiblichen Leiche wurden ihre Oberkleider genommen und sie dann ebenfalls unter dem Schnee vergraben. Wir rafften die Kleider und die Stelzen zusammen, und nahmen sie mit nach einer andern Gegend des Waldes, wo wir ein Obdach gefunden hatten und wo wir auch unser Mahl einnahmen. Da wir diese Nacht nicht reisen wollten, so mußten wir uns hier ein Lager bereiten. Wir gruben uns ein Loch in den Schnee, und betteten uns, so gut es gehen wollte. Das Wetter war scheußlich. D'Brien zwang mich, mehrere Male Brauntwein zu trinken, weil dieß, wie er sagte, das einzige Mittel sey, mich warm zu erhalten. Plötzlich sprang er auf, und sagte: „Peter, Du sollst hier nicht übernachten; komm, folge mir!“ — Es war sehr düster; D'Brien führte mich unfern eines Dorfes zu einer elenden Scheune. „Lege Dich hier schlafen“ — sagte er — „ich will schon Wache halten. Keine Umstände, ich will's so!“ Ich gehorchte, und binnen wenig Minuten lag ich im tiefen Schlummer, denn ich war über die Maßen abgemattet. Seit mehreren Tagen waren wir fast nicht anders als des Nachts gegangen. Ha! wie sehnte ich mich nach einem warmen Bette! Als es Tag geworden war, weckte mich D'Brien; er hatte die ganze Nacht Schildwach gestanden und sah sehr leidend aus. „D'Brien“ — sagte ich zu ihm — „Sie sind unwohl.“ — „Keineswegs, mir habe ich die ganze Flasche geleert, und das ist ein Unglück! doch steht ihm abzuhelpen.“ Wir kehrten bei einem feinen Regen und neblichter Luft zurück nach dem Walde. Es war über Nacht Thauwetter eingetreten und wir hatten davon noch mehr zu leiden als von dem Froste.

Als es Abend geworden war, wollte D'Brien abermals, daß ich in der Scheune schlafen sollte; ich weigerte mich dessen aber entschieden, außer wenn er dort ebenfalls übernachten würde, und machte ihm zugleich bemerklich, daß eine Entdeckung so weniger zu fürchten sey, als wenn er draußen bliebe. Endlich gab er nach, und wir streckten uns nebeneinander hin. Der Regen goß die ganze Nacht stromweise hernieder. Den folgenden Morgen kehrten wir, noch ehe es Tag geworden war, in den Wald zurück; der Schnee war geschmolzen, der Regen hörte auf, und die Sonne strahlte in voller Herrlichkeit. Unser Proviant war verzehrt, und D'Brien ging verzweifelnd auf's Marodiren. Abends begaben wir uns, in der Richtung von Givet, wieder auf den Marsch; eine Stunde vor dem Tagwerden kamen wir bei einem Holzschlag an, der von einem langen Graben umgeben war. „Das kann uns dienen“ — sagte D'Brien zu mir; — „ich will Dich hier lassen und sehen, daß ich Lebensmittel anschaffe.“ Da der Graben zu breit war, um ihn zu überspringen, so banden wir die Stelzen zusammen, und so gelangte ich über diese Nothbrücke auf die andere Seite. D'Brien gab mir die Päckchen, empfahl mir, die Stelzen liegen zu lassen, damit er sich ihrer ebenfalls bei der Rückkehr bedienen könne, schulterte seinen Karabiner und ging vorwärts.

Nach zwei Stunden kehrte er mit dem besten Proviant, den wir noch gehabt hatten, zurück, als: Bier mit Knoblauch, die ich köstlich fand; vier Flaschen Brauntwein, außer der eigenen Flasche; ein Stück Rauchsleich; sechs Brode; eine halbe gebratene Gans und ein großes Stück Kuchen. „Sieh, Peter!“ — sagte D'Brien — „da haben wir Proviant für gute acht Tage; aber“ — setzte er hinzu, indem er mir ein paar Pferddecken zeigte — „hier habe ich etwas, das noch besser ist als all' das Uebrige.“ — „D, herrlich!“ — antwortete ich ihm, — „nun können wir es recht gut haben.“ — „Auch habe ich alles raisonnabel bezahlt, bis auf diese beiden Decken. Da ich fürchtete, durch ihren Ankauf Verdacht zu erregen, so habe ich sie gemaußt. Wir wollen sie zurücklassen, damit man sie wiederfinde, und dann ist es nichts als eine Anleihe gewesen.“ Nun bildeten wir uns zuvörderst ein Obdach aus Zweigen, die wir

zusammenflochten; dann spreiteten wir eine der Decken über eine Schicht an der Sonne trocken gewordener dickerer Blätter aus, und mit der andern deckten wir uns zu.

Zuvor hatten wir unsere Stelzenbrücke eingezogen, so daß wir vor jedem Ueberfall gesichert waren. Dieser Abend ward ganz dem Schmausen geweiht: der Gans, dem Kuchen, den Würsten, so dick wie mein Arm, ward wechselsweise zugesprochen, und das klare Wasser des nahen Baches diente, diese Leckerbissen zu nehen. Eine solche Mahlzeit und die Aussicht auf ein gutes Nachtlager galten uns als ein großes Glück, wenn wir daran dachten, was wir schon gelitten hatten. Als es Nacht geworden war, begaben wir uns zur Ruhe, und bald waren wir in einen tiefen Schlaf versunken. Sobald es tagte, war D'Brien wieder auf den Beinen, und forderte mich auf, vor dem Frühstück erst ein Exercitium zu machen. Auf meine Erwiderung, ich wüßte nicht, was er meine, sagte er: „nun einen Versuch mit den Stelzen; und wenn Du Dich fleißig übst, wirst Du sicher in acht Tagen mindestens eine Gavotte tanzen können. Ich spaße damit gar nicht; diese Stelzen müssen uns aus Frankreich hinaus helfen.“ — D'Brien nahm die Mannsstelzen und gab mir die anderen, für Frauenzimmer. Wir schnallten sie an und brachten es auch, indem wir den Rücken an einen Baum lehnten, dahin, uns aufzurichten; aber so wie wir ausstritten, fiel D'Brien rechts an einen Baum und ich links auf die Nase. Ich blutete stark; dennoch lachten wir Beide aus vollem Halse. Weit entfernt, uns einschüchtern zu lassen, fingen wir unser Kunststück stets wieder von vorn an, und nachdem wir noch vielfältig gepurzelt waren, machte sich die Sache so ziemlich. Nach dem Frühstück übten wir uns wieder bis Abends und so trieben wir es eine ganze Woche lang. Ich hatte es nun dahin gebracht, nicht eine Gavotte zu tanzen — denn die kannte ich nicht — sondern ohne Gefahr tüchtige Sprünge zu machen. „Noch einen Tag Übung“ — sagte D'Brien zu mir — „bis dahin reichen auch unsere Lebensmittel aus; dann wollen wir aufbrechen; aber diesmal müssen wir die Sache in Kostum versuchen.“ D'Brien legte die Mannskleidung, ich die Frauenkleidung an, und nun tanzten wir den ganzen Tag so, wie wir es nachher öffentlich beabsichtigten.

(Schluß folgt.)

M i s z e l l e n .

Aus einem Stück des großen Mastes des „Orient“ welchen der „Swisture“ auffing, ließ dessen Befehlshaber, Kapitän Hallowell, durch seinen Schiffszimmermann einen Sarg verfertigen, den er nachher seinem alten Freund und Vorgesetzten Nelson mit folgendem Schreiben zuschickte: „Sir, ich nehme mir die Freiheit, Ihnen hiermit ein Geschenk mit einem Sarg zu machen, der aus dem Mittelmast des „Orient“ verfertigt wurde, damit Sie, wenn Sie einst Ihre nautische Laufbahn auf dieser Welt beschloßen haben werden, in einer Ihrer Trophäen ruhen können. Daß aber dieser Zeitpunkt noch recht fern seyn möge, ist der herzlichste Wunsch Ihres aufrichtigen Freundes Benjamin Hallowell.“ Dieses seltsame Geschenk wurde in dem Geiste aufgenommen, indem es dargebracht worden war. Nelson stellte es in seiner Kajüte aufrecht an die Wand, hinter den Stuhl, auf dem er beim Essen zu sitzen pflegte, und hier blieb dieser Sarg stehen, bis ein Lieblingsdiener Nelson vermochte, ihn bei Seite schaffen zu lassen. Die irdischen Ueberreste des gefeierten Helden wurden wirklich in diesem Sarge beigesezt.

Aus St. Petersburg meldet man, daß es im Werke sey, zwischen dieser Hauptstadt und Moskwa eine Verbindung mit Dampfzügen zu eröffnen. Die Gebrüder Zagronzcy sollen dazu das Privilegium nachgesucht, auch bereits Dampfzügen in England bestellt haben.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 19. Januar 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 3.

Die Kriegsgefangenen.

Aus den Erinnerungen des englischen Kapitäns Marryat.

(Schluß.)

Am andern Morgen schlugen wir mit den Stelzen wieder eine Brücke über den Graben, nahmen sie dann in die Hand, und zogen vertrauensvoll auf der offenen Landstraße den Weg auf Mecheln zu. Es begegneten uns viele Leute, selbst Gensd'armen; aber außer einigen Bemerkungen über mein Aussehen ward weiter keine Notiz von uns genommen. Abends trafen wir in dem Dorfe ein, in dessen Nähe wir in einer Scheune übernachtet hatten. Wir schnallten unsere Stelzen an, und führten einen Tanz auf. Als sich ein ziemlicher Haufen Neugieriger versammelt hatte, hielten wir unsere Mützen hin; unsere Ernte belief sich auf neun oder zehn Sous, und nun gingen wir in's Wirthshaus. Es wurden tausend Fragen an uns gerichtet, die D'Brien mit eben so vielen Klagen beantwortete. Ich spielte die Spröde, und D'Brien, der sich für meinen Bruder ausgab, hielt sehr darauf, daß man mir nicht zu nahe treten durfte. Den nächsten Tag verfolgten wir die Straße nach Mecheln. Da wir oft anhielten, um unsere Künste zu machen, so kamen wir nur langsam vorwärts, und erst den achten Tag erreichten wir diese Stadt. An der Barriere banden wir uns die Stelzen an, und zogen so gerüstet keck ein. Die Wache hielt uns am Thore an, um ihnen etwas vorzutanzten, wobei ich sehr den Galanterieen der Soldaten ausgesetzt war. — Als wir dann den Marktplatz, dem Hotel gegenüber, erreicht hatten, führten wir eine Art von Walzer auf, von uns selbst komponirt. Die Bewohner des Hotels traten an's Fenster, um uns zuzusehen. Nach beendigtem Walzer hielt ich ihnen D'Brien's Mütze hin, um zu sammeln. Nun denke man sich meine Alteration, als ich den Obristen D'Brien erblickte, der mich scharf auf's Korn nahm. Einen noch stärkeren Eindruck aber machte es auf mich, als ich nun auch Celeste sah, die, indem sie mich erkannte, sich beide Hände vor die Augen hielt und mit den Worten: „er ist es! er ist es!“ — hintenüber taumelte. Ohne D'Brien, der mir zum Glück zur Seite stand, wäre ich zu Boden gesunken; er raunte mir aber zu: „sammele, Peter! sammele, oder wir sind verloren!“ — Ich gehorchte, und als ich noch einige Sous geerntet hatte, fragte ich ihn, was nun zu thun sey. „Kehre zurück, nach dem Fenster“ — antwortete er, — und handle, wie Du siehst, daß es gerathen ist.“ — Ich that das, der Obrist war fort, aber Celeste nicht; sie schien mich zu erwarten. Ich hielt ihr die Mütze hin; sie streckte die Hand aus, und ich fühlte etwas sehr Schweres hineinfallen. Ich holte eine wohlgespickte Börse daraus hervor, die ich in meinem Busen verwahrte. Celeste trat zurück, und als sie in der Vertiefung ihres Zimmers war, warf sie mir eine Kuffhand zu und verschwand. Ich war außer mir; aber D'Brien kam auf mich zu, riß mich aus meiner

Träumerei, und zog mich mit sich fort. Wir logirten uns in einem kleinen Gasthose ein, und sobald wir allein waren, untersuchte ich eiligst meine Börse. Es waren 50 Napoleons darin, die Celeste unstreitig von ihrem Vater erhalten hatte. Ich war wonnetrunken. D'Brien bewunderte das Benehmen des Obristen, und sagte: — „Das ist ein ächter D'Brien, vom Kopf bis auf die Zehe; selbst dies vertrackte Land hat ihn nicht ausarten lassen.“

Frühzeitig den nächsten Morgen kaufte D'Brien ein paar schäbige Bauernanzüge, und dann verließen wir die Stadt. Einige Meilen von St. Nicolas warfen wir unsere Stelzen und die Kleidung, die wir trugen, weg und zogen die an, welche D'Brien gekauft hatte. Er hatte sich auch mit ein paar groben greifen Decken versehen, die wir aufrollten, wie die Soldaten ihre Kapotten aufzurollen pflegen. „Aber, D'Brien,“ — sagte ich — „als was treten wir denn nun auf?“ — „Peter, das sollst Du erfahren, noch ehe es Nacht wird. Ich denke scharf darüber nach; außerdem rechne ich wegen eines guten Gedankens stark auf den Zufall. Aber laß uns rasch auftreten, sonst riskiren wir im Schnee begraben zu werden.“ — Es war sehr kalt und es hatte den ganzen Tag geschneit. — Mit Einbruch der Nacht sahen wir bei schönem Mondlicht zwei Männer uns vorausgehen. „Laß uns sehen, daß wir sie einholen,“ — sagte D'Brien zu mir — „vielleicht können sie uns Auskunft geben.“ — Als wir ihnen nahe waren, kehrte einer von ihnen sich um, und sagte: „Ich dachte, wir wären die Letzten auf der Straße; nun sehe ich aber, daß ich mich geirrt habe. Ist es noch weit bis nach St. Nicolas?“ — „Ich weiß es nicht,“ — erwiderte D'Brien „ich bin hier ebenfalls fremd.“ — „Von woher kommt Ihr denn?“ — „Von Montpellier.“ — „Und ich von Toulouse. Welch' ein Unterschied zwischen den Delbäumen und den Weinreben Eures Landes und dieser traurigen Gegend. Die vertrackte Konfisktion! Ich dachte mich im nächsten Jahre zu verheirathen.“ — D'Brien stieß mich an, um mir verstehen zu geben, daß er aus diesem Zusammentreffen Vortheil zu ziehen gedente, und plauderte fort mit dem jungen Manne. — „Hole der Henker die Konfisktion!“ — antwortete er — „ich habe mir eben eine Frau genommen, und nun habe ich sie, umlagert von Courmachern, verlassen müssen. Doch es sey darum; es ist ja für Frankreich und für den Ruhm!“ — „Wir werden zu spät kommen, um ein Quartierbillet zu erhalten,“ — bemerkte der Konfiskirte nun — und ich habe keinen Heller in der Tasche. Ich zweifle, daß ich vor Blissingen beim Korps eintreffen werde; es muß jetzt zu Arel seyn.“ — „Wenn wir nur St. Nicolas erreichen, so wird schon Alles gut gehen,“ — antwortete D'Brien — „ich bin noch einigermaßen bei Kasse, und da werde ich nicht zugeben, daß ein Kamerad, der im Begriff steht, dem Vaterlande zu dienen, ohne Abendessen und ohne ein Bett bleibe. Ihr könnt mir das wiedergeben, wenn wir zu Blissingen sind.“ — Mit dem größten Vergnügen,“ — antwortete der Franzose — „aber möchtet Ihr wohl ein Gleiches für meinen Kame-

raden Jakob thun?“ — „Allerdings,“ — erwiderte D'Brien.

Sie setzten die Unterhaltung fort. Der Konfribirte sagte, daß sie zu einem Detaschement gehörten, das nach Blißingen beordert worden sey, sie hätten aber nicht mit ihm Schritt halten können. D'Brien erwiderte, daß auch er zu diesem Korps gehörte, und daß ich sein Bruder sey, der sich lieber als Tambour bei demselben Regimente hätte anwerben lassen, als sich von ihm trennen zu wollen. Einige Minuten später kamen wir zu St. Nicolas an, wo wir einige Mühe hatten, in einem Wirthshause Einlaß zu finden. „Hoch lebe Frankreich!“ — rief D'Brien aus, indem er sich dem Feuer näherte und seinen beschneiten Hut schwenkte. Bald ward uns ein herrliches Abendessen vorgesetzt, während dessen die wirklichen und die simulirten Konfribirten die Wirthin mit der Erzählung ihrer Abenteuer ergöhten. Nach dem Abendessen holte der Konfribirte, welcher zuerst mit uns gesprochen hatte, seine Marschrouten hervor, um uns zu zeigen, daß er zwei Tage im Rückstande sey. Als D'Brien sah, daß derselbe schon etwas benebelt war, so ließ er das Blatt auf dem Tische liegen, und verlangte noch mehr Wein. Wir selbst tranken nur wenig, aber die Konfribirten ließen es sich wohl schmecken; wir unterstützten sie darin auf's Beste, indem wir immer wieder einsenkten und D'Brien zum öftern die Phrase wiederholte: „Nun noch eins auf den Ruhm!“ Der Konfribirte, dem sein Hochzeitstag entrückt worden war, wurde weich und raufte sich unter lautem Wehklagen die Haare aus; doch hinderte ihn sein Gram nicht, eben so fleißig zu trinken als sein Kamerad. Endlich standen beide auf und taumelten ihrer Kammer zu, ohne an die Marschrouten zu denken, die D'Brien bereits zu sich gesteckt hatte.

Als wir allein waren, sagte D'Brien zu mir: — „Peter, dies Signalement paßt auf mich gerade so wohl, als es auf den Teufel passen könnte; das thut aber nichts, — da man nicht aus Lust ein Konfribirter wird, so wird Niemand sich die Wahrheit träumen lassen. Wir wollen zeitig aufbrechen, während die Bursche da noch schlafen, damit wir ihnen einen tüchtigen Vorsprung abgewinnen. Ich denke, daß wir ohne Unfall nach Blißingen kommen.“ Eine Stunde vor Tagesanbruch zogen wir ab. Es lag ein hoher Schnee, aber die Luft war klar. Wir passirten ohne irgend einen Zufall die Städte Arel und Hast, und den vierten Tag waren wir zu Ternuse, von wo wir uns in Gesellschaft eines Duzend Konfribirter, die zu dem schon erwähnten Korps gehörten, nach Blißingen übersehen ließen. So wie wir landeten, wurden wir von der Wache gefragt, ob wir Konfribirte seyen. D'Brien antwortete, als die Reihe an ihn kam, ebenfalls mit Ja, und zeigte seine Marschrouten vor. Sein Name, oder vielmehr der Name desjenigen, auf welchen dies Blatt ausgestellt worden, ward in ein Buch getragen, und ihm dann gesagt, er solle sich vor drei Uhr bei dem Stabe melden. Wir waren außer uns vor Freude, denn Alles ging noch besser, als wir es zu hoffen gewagt hatten.

Als wir in der Stadt angekommen waren, holte D'Brien den Brief von der Schenk-wirthin hervor, die mir hatte zur Flucht behülflich seyn wollen, und nachdem er die Aufschrift gelesen, fragte er einen vorübergehenden Gensd'armen nach der Straße. Das Haus war bald gefunden. Als die Wirthin uns eintreten sah, sagte sie: „Was! noch Konfribirte? ich habe deren schon so viele, als ich nur lassen kann. Das muß ein Irrthum seyn; wo ist Euer Quartierzettel?“ — „Da, leset,“ — antwortete D'Brien, indem er ihr den Brief überreichte. Sobald sie das gethan, forderte sie ihn auf, ihr zu folgen. D'Brien gab mir ein Zeichen, und wir traten alle drei in ein kleines Gemach. „Worin kann ich Euch nützlich seyn?“ — sagte die Frau — „ich bin zu Allem bereit. Aber Ihr werdet nur zwei bis drei Tage hier bleiben.“ — „Für den Augenblick verlangen wir nichts mehr, als hier allein zu seyn,“ — antwortete D'Brien — „wir wollen nicht gesehen seyn.“ — „Wie? Ihr seyd Konfribirte, und wollt Euch doch verbergen! Dächet Ihr vielleicht an Deser-

tion?“ — „Antwortet mir auf meine Frage: wollt Ihr dem Inhalt des Briefes entsprechen, den Ihr eben gelesen habt, und thun, was Eure Schwester wünscht?“ — „Das will ich, es geschehe was da will. Es ist eine herrliche Frau, meine Schwester, und sie würde mir nicht so dringend geschrieben haben, wenn sie nicht gute Gründe dafür hätte. Mein Haus und Alles, was ich habe, steht zu Euren Diensten; was wollt Ihr mehr?“ — „Aber wenn ich wirklich desertiren wollte,“ — fuhr D'Brien fort — „würdet Ihr mich dabei unterstützen?“ — „Auf Gefahr meines Lebens. Habt Ihr Euch doch meiner Familie angenommen, als sie in Noth gewesen.“ — „Schon gut; nun will ich Euch nicht länger von Euren häuslichen Berrichtungen abhalten. Besorgt uns zu essen, wenn es Zeit ist, und laßt uns hier.“

„Wenn ich mich nur irgend etwas auf Physiognomie verstehe,“ — sagte D'Brien zu mir, als die Frau uns verlassen hatte — „so liegt etwas in diesen Zügen, das auf Offenherzigkeit deutet. Ich habe Vertrauen zu ihr; aber wir müssen warten, bis die Konfribirten fort sind.“ Ich stimmte D'Brien bei. Eine Stunde später brachte die Wirthin uns das Mittagessen. „Wie heißt Ihr?“ — fragte D'Brien sie. „Louise Eustache, wie Ihr auf der Adresse gesehen haben müßt.“ — „Seyd Ihr verheirathet?“ — „Ach! ja, seit sechs Jahren; aber mein Mann ist nie hier; er ist Lootse zu Blißingen. Es ist das ein recht saures Leben, saurer noch als das des Soldaten. Wer ist der Bursche da?“ — „Es ist mein Bruder, er will als Tambour in mein Regiment eintreten.“ — „Der arme Knabe; es ist doch Schade um ihn!“

Die Wirthin hatte ihr Haus voll Konfribirter und Anderer, und also vollauf zu thun. Abends wies sie uns eine kleine Schlafkammer an, die hart an das Gemach anstieß, in welchem wir uns befanden. „Hier werdet Ihr allein seyn,“ — sagte sie — „morgen um zwei Uhr wird auf dem Exercierplatze über die Konfribirten Inspektion gehalten, wie ich gehört habe; geht Ihr hin?“ — „Nein,“ — sagte D'Brien — „man wird glauben, daß ich noch nicht angekommen bin, und folglich auch keinen Verdacht auf mich haben.“ — „Wie Ihr wollt. Rechnet stets auf mich; da ich aber zu thun habe, werde ich mich mit Euch nicht wohl eher weiter unterhalten können, als bis die Konfribirten fort sind.“ — „Das wird bald der Fall seyn, wackere Frau; auf Wiedersehen!“

Am nächsten Tage trat die Wirthin mit ganz verstörtem Gesichte bei uns ein, und sagte, es sey ein Konfribirter angekommen, dessen Name sich schon eingetragen gefunden habe, und derjenige, der ihn habe einschreiben lassen, sey bei der Musterung nicht zugegen gewesen. Der neuangekommene Konfribirte sagte aus, daß ihm seine Marschrouten von Jemand gestohlen worden sey, mit dem er gemeinschaftlich zu St. Nicolas logirt habe. Dann setzte sie hinzu, es würden in der ganzen Stadt Nachsuchungen angestellt werden, weil zwei englische Offiziere, die entwischt wären, in dem Verdacht ständen, die Urheber dieses Diebstahls zu seyn. „Ihr seyd sicherlich keine Engländer,“ — fuhr die Wirthin fort, indem sie dem D'Brien in's Gesicht sah. — „Doch, das bin ich, und der junge Mensch da ebenfalls, und der Dienst, den Eure Schwester von Euch fordert, ist, daß Ihr uns jenseits des Wassers schafft. Es lohnt dies hundert Louisd'or, die ausgezahlt werden, sobald wir in Sicherheit sind.“ — „O, mein Gott! das ist ja rein unmöglich!“ — „Unmöglich? so habe ich nicht zu Eurer Schwester gesprochen, als sie mich um Hülfe ansprach.“ — „Aber sehr schwierig ist es doch.“ — „Das klingt anders; da Euer Mann aber ein Lootse ist, so wird diese Schwierigkeit sich schon beseitigen lassen.“ — „Mein Mann? ja bei dem ist wenig auszurichten,“ — antwortete die Frau, indem sie sich die Schürze vor die Augen hielt. — „Aber hundert Louisd'or vermögen vielleicht etwas über ihn.“ — „Das wäre möglich,“ — erwiderte sie, indem sie große Augen machte. — „Nun, um diesen Preis, denke ich, dürft Ihr ihm schon diesen Antrag machen; ha! da ist er.“ In der That trat ihr Ehegespons eben ein.

Statt uns zeremoniell vorzustellen, raunte sie dem Lootsen einige Worte in's Ohr und sagte dann laut: „ich will Dich hier lassen, um den Handel abzuschließen;

aber vergiß nicht, daß ich Tag und Nacht in unserer Wirthschaft auf Deinen Vortheil bedacht gewesen bin. Wenn Du mir und meiner Familie diesen Dienst versagst, so bekümmere ich mich nicht länger darum!" Als die Frau Eustache sich entfernt hatte, sagte D'Brien kurzweg und ohne weitere Einleitung: „Ich verspreche Euch hundert Louisd'or, wenn Ihr uns nach England oder an Bord eines englischen Schiffes bringen wollt, und noch zwanzig Louisd'or extra, wenn wir binnen acht Tagen in Freiheit sind.“ Mit diesen Worten holte er die Börse hervor, die Celeste uns gegeben hatte, und zählte auf dem Tische die fünfzig Napoleons auf, die darin waren. — „Seht hier,“ — setzte er hinzu — „etwas auf Abschlag, als Beweis, daß wir es ehrlich meinen. Nun, ja oder nein!“ — „Ich wüßte nicht, daß ein armer Ehemann je den Argumenten seiner Frau widerstanden hätte, vollends, wenn sie mit 120 Louisd'or unterstützt worden,“ — antwortete Eustache lächelnd, indem er das Geld einstrich. — „Wie wär's, wenn wir uns schon heute Abend auf den Weg machten?“ — begann D'Brien wieder — „ich würde dann noch zehn Louisd'or zulegen.“ — „Ich will sehen, ob ich sie verdienen kann; überhaupt je schneller, desto besser; denn lange verbergen könnte ich Euch doch nicht. Wir wollen uns ein wenig setzen und miteinander plaudern, indem wir doch abwarten müssen, daß der Abend einbricht.“ — D'Brien erzählte ihm nun die Geschichte unserer Flucht, über die er vor Allem laut aufschrie, als er hörte, wie seine Schwägerin angeführt worden. „Wäre ich nicht schon gewonnen, Euch gefällig zu seyn,“ — sagte er — „so würde mich dieser Umstand gewiß dazu bestimmen, und wäre es auch nur, um mich auf Kosten meiner Frau zu belustigen, wenn ich zurückgekehrt seyn werde. Wenn sie mir wieder mit irgend einem Dienst für ihre Verwandten kommt, so werde ich ihr dies Anekdotchen zu Gemüthe führen. Im Uebrigen ist es ein gutes Geschöpf und eine vortreffliche Wirthschafterin oben d'rein; nur hängt sie zu sehr an ihren Geschwistern.“

Als der Tag sich neigte, ließ er uns Matrosenkleidung anziehen und sagte, wir sollten nur dreist mit ihm gehen. Als wir vor der Wache vorbeikamen, rief einer der Soldaten, die ihn kannten, ihm zu: „Wie? schon zu Wasser! Habt Ihr Euch wohl mit Eurer Frau gezankt?“ Ueber diesen Scherz brachen Alle in ein lautes Gelächter aus, in das wir mit einstimmt. Einen Augenblick darnach waren wir am Ufer. In das Boot des Eustache springen, nach dessen Barke rudern, diese besteigen und deren Segel spannen, war die Sache weniger Minuten. Durch einen frischen Wind vom Lande her begünstigt, waren wir bald aus der Schelde heraus, und als wir am andern Morgen eines Cutters ansichtig wurden, steuerten wir gerade darauf los. In dessen Nähe angekommen, rief D'Brien, man möchte ein Boot aussetzen, uns aufzunehmen, und ich gab dem Eustache eine Anweisung auf den Rest der ihm verheißenen Summe. Er sagte uns Lebewohl, und in einem Augenblick sahen wir uns endlich wieder unter der brittischen Flagge.

Spieleglück.

Novelle von Georg Reinbeck.

Graf Zamoyzky war von Natur und Glück ungewöhnlich begünstigt. Ein längliches, wohlgeformtes, blondlockiges Haupt, eine hohe Stirn, eine aus der Wurzel fest hervortretende Nase, ein dunkelblaues, sprechendes Auge, ein sehr feiner Teint, mit zartem Roth überflogen, Kühnheit und Geist in den gutmüthigen Zügen, etwas aufgeworfene Lippen, zwischen welchen eine Perlenreihe der schönsten weißen Zähne hervorblickte, ein schlanker und doch kräftiger Wuchs und eine Haltung, der man die vornehme ritterliche Bildung ansah, machten ihn zu einer äußerst anziehenden Erscheinung, und sein Reichthum gab ihm die Mittel im Ueberfluß, alle seine Vorzüge in das glänzendste Licht zu stellen. — In Begleitung eines Gesellschaftskavaliers und eines zahlreichen Gefolges war er im Begriff, Frankreich und Italien zu

befuchen. Die günstige Jahreszeit dazu wollte er in Karlsbad abwarten, wo er in den glänzendsten Kreisen hervorstahlte. Er traf hier mit mehreren jungen reichen Landsleuten zusammen. Lebenslustig wie er war und der Pöle gemeinlich ist, nahm er an allen Vergnügungen, die sich ihm darboten, den wärmsten Antheil; nur an einer nicht, zu welcher seine jungen Landsleute mit dem größten Eifer hinzuströmten und welche bekanntlich das Andenken an die Saison in Karlsbad oft sehr theuer macht — am Spiele. Lieber bestieg er ein schönes arabisches Ross und durchflog mit einem oder dem andern seiner Begleiter die reizende Umgegend. — Seine Landsleute besonders konnten das an einem so reichen Manne nicht begreifen. Sie wandten alle Ueberredungskünste auf, ihn zu vermögen, am Spiele Theil zu nehmen; auch wurde Spott nicht gespart, sie nannten ihn einen Sonderling; aber Alles vergebens, bis Graf Zamoyzky hörte, daß man seine Zurückhaltung für Besorgniß, zu verlieren, auslegte. Der geringste Zweifel an seiner Uneigennützigkeit war seine schwache Seite, und — er trat zum Spieltische, nicht unbekannt mit dem Spiele, und brachte ein neues Leben hinzu; denn so hohe Sätze und ein solcher Gleichmuth gegen Gewinn und Verlust bei der größten Aufgewecktheit waren gleich selten.

Die Bankiers sahen mit großer Freude den reichen Grafen an ihrem Tische; bald aber hatten sie allen Grund, die Erfüllung ihres hehnlichsten Wunsches zu bereuen, denn Graf Zamoyzky verließ öfter den Spieltisch aus Ueberdruß am Gewinn, als weil ihm das Glück untreu geworden, und in wenigen Tagen zählte er einen Gewinn von mehreren tausend Dukaten. Sein Glück wurde zum Sprichwort, und das Spiel durch ihn so interessant, daß der Spieltisch stets voller umdrängt wurde, was wenigstens einigermaßen den Verlust der Bankiers ersetzte, weil Niemand sich rühmen konnte, so glücklich zu spielen, als der Graf. Man fing an, es einer eigenen Berechnung zuzuschreiben. Die Bankiers ersuchten ihn, mit verdeckter Karte zu spielen, damit nicht Andere sein Spiel zu dem ihrigen machen könnten, und da er wirklich einen scharfen Blick über die Chancen des Spiels hatte, so ließ seine Eitelkeit ihn gleichfalls leicht den Glauben fassen, daß er weniger dem Glück als sich selbst diesen Erfolg verdanke. Diese Eitelkeit verleitete ihn einst, seinen Freunden das Wort zu geben, daß er die Bank sprengen wolle. Der Zudrang war größer als jemals. Der Graf fing mit geringen Sätzen an; um sein Glück zu prüfen: es hielt ihm Stich. Er ging höher und höher . . . die Bankiers zitterten. — Jetzt sollte ein Hauptcoup erfolgen. Aller Augen waren mit der höchsten Spannung auf das Spiel gerichtet; nur der Graf blickte gleichgültig umher. — Da traf sein Blick auf eine lange hagere Gestalt in einem Mantel und mit tiefeingedrücktem Hut, an deren Leichenfarbe er fast erschraute, die aber mit seltsam unter den buschigen Braunen hervorsprühenden Augen ihn betrachtete, während ein spöttisches Lächeln sich um den scharfwinklichen Mund zusammenzog. — In diesem Augenblick fiel die Karte und — Graf Zamoyzky hatte verloren. Alles war in Bewegung, nur der Graf schob mit scheinbarer Gleichgültigkeit seinen Goldhaufen dem Croupier zu, der ihn mit sichtbarer Erleichterung einstrich, und häufte einen noch größeren Satz aus der reichlich gefüllten Börse auf, welche sein Kammerdiener hinter seinem Stuhle bereit hielt. — Unwillkürlich erhob sich sein Blick abermals und fiel wieder auf das bleiche gefurchte Antlitz mit den sprühenden, auf ihn gerichteten Augen, und der Zug des Spottes trat entschiedener darauf hervor . . . die Karte fiel und . . . das Glück hatte sich abermals gegen den Grafen erklärt. — Er fühlte sich piquirt. — Einen scharfen Blick auf den Unbekannten richtend, fragte er ihn überlaut in italienischer Sprache — denn daß er ein Italiener sey, war unverkennbar: „Wollen Sie etwas von mir?“ — Alle sahen überrascht auf den Angeredeten. — „Nicht das Mindeste,“ — war die trockene Antwort. — „Nun denn,“ — versetzte der Graf aufgeregt — „wenn es Ihnen beliebt, Signor, so wählen Sie einen andern Platz und ein anderes Ziel ihrer Blicke.“ — „Warum das?“ — fragte der Fremde kalt. — „Weil

mir Ihr Blick unangenehm ist," — sagte der Graf, noch aufgeregter durch die trockene Kälte des Italieners. — „Das thut mir leid," — entgegnete die tonlose, etwas heisere Stimme, aber der Fremde blieb unverrückt, den Blick auf den Grafen gerichtet. — Alle Anwesenden waren äußerst gespannt, wo das hinaus wolle. „Signor!" — rief der Graf mit klammenden Augen und sprang von seinem Sige auf — „ich muß Sie bitten, sich zu entfernen, weil Sie, wie ich sehe" — fügte er spöttisch hinzu — „am Spiele keinen Antheil nehmen und es nur stören. — Bedarf es einer weitem Erklärung, so steht sie Ihnen morgen zu Diensten, und wann Sie wollen." — „Ich werde Sie erwarten," — versetzte der Fremde — „und will Sie jetzt, Herr Graf, in Ihrem Glücke nicht stören." Er wandte sich mit ruhiger Haltung dem Ausgange zu. Sein Anstand zeigte den Mann von Welt, sein Gesicht ein zerrissenes Gemüth. Alle machten ihm unwillkürlich Platz, als er durch sie gemessen hinschritt, den Mantel kühn über die Schulter werfend, und blickten ihm verwundert nach, auch der Graf, den es fast gereuen wollte, einen Unbekannten so verletzt zu haben, den er und der ihn wahrscheinlich zum erstenmale gesehen hatte, und dessen Blick ihm vielleicht nur in der innern Aufregung verletzter Eitelkeit als Spott über sein Spielunglück erscheinen konnte. Er erkundigte sich, ob Jemand der Anwesenden den Mann kenne; aber Niemand wollte ihn gesehen haben. „Verzeihung," — sagte der Graf mit leichtem Anstande zu dem Bankier und den übrigen Spielern — „daß ich Schuld an dieser Störung bin; beliebt, es so machen wir unser Spiel," — und er ordnete das seine mit einer Unbefangenheit, als ob nichts vorgefallen wäre, und um jeden Argwohn, als ob ihn etwa das bevorstehende Zusammentreffen mit dem unheimlichen Fremden irgend beunruhige, zu entfernen, suchte er sich wieder ganz in dem Spiel zu vertiefen, und siehe, mit gewohntem Glück, so daß er seinen Verlust bald wieder einbrachte. Er verließ den Spieltisch ziemlich spät, soupirte noch heiter mit einigen Freunden und zog sich dann in seine Wohnung zurück. Hier wurde ihm ein Billet in italienischer Sprache eingehändigt, welches besagte: „Herr Graf! Sie werden die Gefälligkeit haben, sich morgen um fünf Uhr auf der Gränze bei Schloß Eich am Felsen mit beliebiger Begleitung einzufinden, wo Sie mit Pistolen der Mann erwartet, dessen Blick Ihnen heute so unangenehm war. Möge er Ihnen morgen angenehm seyn." Er reichte das Blatt gleichgültig seinem Kavalierere. „Wir haben morgen einen Frühritt," — sagte er — „Du wirst mich doch begleiten, Hippolyt?" — „Gern," — erwiderte dieser — „aber . . . wohin?" — aus dem Zettel kann ich nichts ersehen." — „Ja so!" — versetzte der Graf laut auf lachend — „verzeih', Hippolyt, ich hatte vergessen, daß Du kein Italienisch verstehst. Nun, der Signor Italiano, den ich heute vom Spieltische fortschickte, wünscht sich mit mir auf Pistolen in Eich zu besprechen. Jean," sagte er zu seinem Kammerdiener, einem Franzosen — „sieh' nach meinen Pistolen, daß sie in Ordnung sind, und halte dich mit den Pferden um vier Uhr bereit. Jetzt entleide mich." Sein Begleiter, dem solch' ein Abenteuer nichts Neues war und der das gegenwärtige erwartet hatte, entfernte sich mit dem Versprechen, daß Alles zur Stunde bereit seyn solle.

Als der Graf den Kammerdiener unter Wiederholung seiner Befehle entlassen hatte, war er sich gegenüber nicht gerade die heiterste Gesellschaft. Eine äußerst unbehagliche Stimmung hatte sich seiner bemächtigt. — „Wer ist der seitfame Mensch," — fragte er sich — „dessen durchdringender Blick dein Glück verschleudert und den du so unzart dies entgelten liehest? Vielleicht ein Unglücklicher, der dich Summen vergeuden sah, die ihn aus starker Verzweiflung — denn diese lag in seinem Gesichte — retten konnten. Es war vielleicht die Bitterkeit über sein Schicksal, die du für Spott über dich nahnst." Er öffnete die Schatulle, in welcher das im Spiel gewonnene Gold lag, lange blickte er starr darauf hin, schlug dann den Deckel zu, ruhig, wie nach einem fest gefassten Entschlusse, legte sich nieder und löschte die Lichter. Er schlief bald sanft und fest.

Gegen vier Uhr trat der Kammerdiener ein und weckte ihn, und bald befand er sich mit seinem Begleiter und dem Kammerdiener auf dem Wege nach Eich. Der Morgen war schön und der Graf unterhielt sich munter mit seinem Begleiter. — Als er an dem Plage anlangte, fand er hier bereits seinen Gegner in den Mantel gehüllt, mit dem tief ins Gesicht gedrückten Hut, in Gesellschaft eines dem Grafen bekannten französischen Offiziers. Der Graf sprang vom Pferde, der Fremde schlug den Mantel zurück, und es wurden ein Paar Pistolen sichtbar. — Mit freiem Anstande trat der Graf auf ihn zu, während sein Begleiter mit dem Kammerdiener, der nach den Schloßern der Pistolen seines Herrn sah, zurückblieb. „Sie haben ein Recht, Signor," — sagte er zum Fremden, der seinen Gruß kalt erwiderte — „wer Sie auch seyn mögen, denn ich erinnere mich nicht, Sie außer vorgestern jemals gesehen zu haben." — „Niemals!" — erwiderte der Fremde trocken — „und dürsten wir uns auch wohl schwerlich jemals wieder sehen," — fügte er mit heiserer, fast unterdrückter Stimme hinzu. Ohne sich abschrecken zu lassen, fuhr der Graf fort: „Sie haben ein Recht, von mir eine Erklärung meines gestrigen Betragens gegen Sie zu erwarten." — „Eine Erklärung? die erwarte ich nicht." — „Aber Genugthuung," — entgegnete der Graf — „und diese Ihnen zu geben, sehen Sie mich hier. Doch bin ich mir selbst die größere Genugthuung schuldig, Ihnen zu erklären, daß ich mein übereiltes Betragen gegen Sie, den Unbekannten, höchlich bereue und nur gegen mich selbst einigermaßen mit der Aufregung entschuldigen kann, in welche mich — nicht der unbedeutende Verlust, sondern der Spott versetzte, den ich in Ihrem Gesichte zu lesen glaubte." — „Und wen glauben Sie, daß dieser Spott treffen sollte?" — fragte der Fremde. — „Sie hatte ich nicht die Ehre zu kennen; ich hörte erst in dem Augenblick Ihren Rang und Namen — wie hätte ich zum Spott über Sie kommen sollen?" — „Das habe ich mir auch gesagt und so bin ich einziger Beleidiger. Ich möchte das gern wieder gut machen, und — wenn Sie glauben, daß dies auf keine andere Weise geschehen kann, als mit meinem Blute, so — bin ich bereit." Und mit diesen Worten nahm der Graf dem Kammerdiener die Pistolen ab. — Der Fremde aber schlug den Mantel über die feingigen, indem er sagte: „Ihre Erklärung genügt mir völlig, Herr Graf, und so leben Sie lange und glücklich." Er grüßte den Graf mit Anstand und wollte sich mit seinem Begleiter entfernen. „Nicht so!" — rief der Graf lebhaft und überrascht — „so können wir nicht scheiden!" — „Nicht?" — erwiderte der Fremde, der ihn mißverstanden und schlug den Mantel zurück, indem er die Pistolen wieder hervorzog — „nun, wie Ihnen gefällig." — „Nein," — sagte der Graf lächelnd — „so möchten wir vielleicht auf immer geschieden werden, und das ist es nicht, was ich wünschte. Ich habe Ihnen einen andern Vorschlag zu machen. Der Morgen ist schön, ich habe noch nicht gefrühstückt; darf ich Sie bitten, meine Herren" — er wandte sich auch zu dem französischen Offizier — „mir dabei Gesellschaft zu leisten?" — „Wenn Sie es wünschen," — erwiderte der Italiener, indem er die Pistolen wieder verbar.

(Fortsetzung folgt.)

Eine brillante Aussicht für heirathslustige Frauenzimmer.

In den englisch-ostindischen Zeitungen findet sich eine sonderbare Anzeige. Der König von Lucknow hat seinen Wunsch in den Journalen bekannt gemacht, eine Engländerin zu heirathen. Es sollen ihr alle Ehrenbezeugungen als Königin erwiesen werden, allein — sie muß ein Vermögen von 50 Lack-Rupien (etwa 6,900,000 fl.) in die Ehe bringen. — Da es von Seiten Sr. Hoh. des Moguls offenbar nicht sowohl gerade auf eine Engländerin, als vielmehr überhaupt auf eine Europäerin abgesehen ist, so wäre es (bemerkt ein Frankfurter Blatt) möglich, daß man eine glückliche Schöne aus unserer Gegend als Königin von Lucknow begrüßen dürfte!

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 26. Januar 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 4.

Spielerglück.

Novelle von Georg Reinbeck.

(Fortsetzung.)

Graf Jamoſky, der Fremde und ihre Begleiter gingen einem nahen Wirthshause zu, in welchem der Kammerdiener, auf Befehl des Grafen, das Frühstück besorgte. Es stand bald reichlich vor ihnen. Der Graf machte mit großer Zuorkommenheit den Wirth, und so trocken auch das Benehmen des seltsamen Fremden war, so lag doch nichts Abschreckendes darin; es war vielmehr sichtbar, daß der Graf ihn interessirte. Das Gespräch wurde zwischen den beiden Hauptpersonen auf Italienisch geführt, und der Fremde machte seinem Wirth die verbindliche Bemerkung, daß er diese Sprache mit großer Geläufigkeit und Feinheit spreche. „Man gesteht uns Polen für Sprachen einiges Talent zu,“ — erwiderte der Graf — „und ich war in meiner frühern Jugend mehrere Jahre mit meinen Eltern in Toskana.“ — Der Fremde dagegen beantwortete mit Offenheit die Fragen, ob er schon länger in Karlsbad sey und woher er gekommen. Er war erst kurz vor jenem Vorfall am Spieltische angekommen und zwar von Genua. Dies gab Veranlassung zu einer interessanten Unterredung, indem es sich auswies, daß der Fremde nicht bloß sein Vaterland, sondern den größten Theil Europa's aus eigener Anschauung kannte und überall mit Geist die sich ihm dargebotenen Gegenstände aufgefaßt hatte; nur lag in seinen Bemerkungen, besonders über die Menschen, eine gewisse kalte Bitterkeit, die offenbar bewies, daß er mit diesen manche unangenehme Bekanntschaft gemacht haben müsse. Der Graf fühlte sich dadurch abgestoßen, und auf der andern Seite wieder auch seltsam angezogen. Er konnte sich nicht enthalten, zu äußern, daß die Erfahrung seinem Gaste nicht die beste Meinung vom Menschen gewährt zu haben scheine. „Wie sollte sie,“ — antwortete dieser schneidend — „da ich selbst ein Mensch bin!“ — „So galt wohl,“ — sagte der Graf gutmüthig — „der Spott, den ich gestern auf Ihrem Gesichte zu lesen glaubte und auf mich bezog, der Menschheit überhaupt, die freilich am Spieltische nicht eben im vortheilhaftesten Lichte erscheint?“ — „Nein,“ — erwiderte der Italiener — „dieser galt einzig — mir selbst.“ — „Ihnen?“ — fragte der Graf überrascht. — „Nicht anders,“ — versetzte der Fremde — „und wenn Sie es nicht mißverstehen, auch Ihnen, insofern ich mich in Ihnen erblickte.“ — „In mir?“ — rief der Graf — „aus welcher Aehnlichkeit?“ — „Eine sehr allgemeine und doch wieder auch manche besondere,“ — entgegnete der Fremde. — „Ich war einst jung, von Stande und reich, wie Sie, Herr Graf, das Glück lächelte mir, wie Ihnen, ich ließ mich zum Spiele verleiten, wie Sie, und spielte anfänglich mehr aus Eitelkeit, denn aus anderweitigem Interesse, wie Sie, Herr Graf. So sah ich Sie vor mir, ich sah die Bewunderung Ihrer Freunde über Ihr Glück, ich hörte, wie es zum größern Theile Ihren Kombinationen zugeschrieben wurde, ich konnte die Sicherheit

bemerken, mit welcher Sie der günstigen Entscheidung entgegenzehen; alles dieß kannte ich aus eigener Erfahrung, und da diese mich auch einen Blick in die Zukunft thun ließ, so konnte ich nicht umhin, mir selbst zu sagen: Solch' ein junger Thor warst Du einst auch! — und in diesem Augenblick traf mich Ihr Auge. Sie trauten wahrscheinlich gerade einer der scharfsinnigsten Kombinationen, denn es lag ein gewisser Triumph in Ihren Zügen ... da entschied das Glück gegen Sie. Ihre scheinbare Gleichgültigkeit täuschte mich nicht. Ich sah, wie Sie jetzt eigenmächtig das Glück zwingen wollten, denn meine Kenntniß des Spiels ließ mich die gewagte Chance erkennen; der Erfolg war, wie ich erwartet hatte; Sie suchten jetzt meinen Blick, Sie fanden ihn, Sie wollten in mir die Ursache Ihres Mißgeschicks finden ... Wieder einer, sagte ich zu mir selbst, den der Teufel beim Schopfe hat! — und das mag wohl den Hohn in meine Züge gelegt haben, den Sie darin zu finden glaubten.“

„Sie hatten sich diesmal geirrt,“ — sagte der Graf lächelnd und ohne Bitterkeit — „bei dem Schopfe soll der Teufel mich wenigstens nicht festhalten; denn schon gestern stand der Entschluß bei mir fest, nicht mehr zu spielen.“ — „Und Sie glauben es halten zu können?“ — fragte der Italiener mit spöttischem Lächeln. — „Ich bin dieß gewiß,“ — erwiderte der Graf, dadurch aufgeregt, mit Nachdruck. — „Das würde denn allerdings einen wesentlichen Unterschied unter uns machen,“ — versetzte Jener mit ungläubiger Miene — „denn das habe ich nicht vermocht.“ — „Sie werden den Wunsch natürlich finden, Signor,“ — sagte der Graf — „mit einem Leben bekannter zu werden, das mir gewissermaßen nahe getreten ist und an Erfahrungen so reich zu seyn scheint, Erfahrungen, die mir, dem jungen Manne, vielleicht mehr als alles Andere dazu nützen können, die Ausführung meines festen Entschlusses mir zu erleichtern.“ — „Erfahrungen, Herr Graf?“ — entgegnete der Italiener sarkastisch — „meine Erfahrung Ihnen nützen? Nützen doch nicht einmal eigene Erfahrungen, wie viel weniger fremde, in welchen immer nur eine allgemeine Aehnlichkeit mit unsern Verhältnissen stattfindet. So lieb es mir auch seyn sollte, ja so sehr ich gewissermaßen eine Beruhigung darin finden würde, wenn mein verlorenes Leben ein so hoffnungsreiches als das Ihrige zu retten vermöchte, so täusche ich mich doch darüber nicht; und,“ — setzte er mit ironischem Lächeln hinzu — „nach der Bestimmtheit, mit welcher Sie Ihren unerschütterlichen Entschluß aussprachen, bedarf es ja dessen auch kaum. — Allein ich habe Ihnen allerdings ein Recht gegeben, mehr von mir zu wissen, und ich will — warum weiß ich selbst nicht — Ihr Recht anerkennen und die Tage verlornen Seligkeit und schaudervoller Dede, die mein Leben erfüllten, Ihnen vorüberführen. Es ist mir,“ — fügte er fast frampfhaft hinzu — „als läge eine eigene Wollust darin, mir selbst noch einmal das ganze Schauergemälde an meinem Blicke vorübergehen zu lassen.“

„Ich bin ein Sizilianer, Herzog von Durazzo, aus einem Geschlechte, das in der Geschichte meines Vater-

landes nicht unbekannt ist, ja selbst einst dessen Krone trug. Es wurde von den Bourbons derselben beraubt, und war von der Zeit an ein Feind dieses Hauses und von diesem verfolgt. Als Neufrankreich seine Blicke auf Sizilien warf, fand es an meinem Vater bald einen Bundesgenossen; allein Englands Seemacht erhielt dem Ferdinand Sizilien, Ferdinand selbst nahm in Palermo seinen Sitz, die Güter meines Geschlechts wurden eingezogen und dasselbe verbannt. Mein Vater — die Mutter hatte ich früh verloren — floh nach Paris, mit mir, seinem einzigen Sohne. Er starb bald vor Kummer, und ich blieb, geboren mit den glänzendsten Ansprüchen, im Besitze eines sehr mäßigen Vermögens, das mein Vater in Genua bei einem vertrauten Freunde für mich niedergelegt hatte, in dem fremden Lande allein und verlassen in dem Gewühle der neuen Umwälzungen, deren Blutströme endlich Napoleon auf den Kaiserthron erhoben. Von Frankreichs Gewaltthabern waren die Opfer vergessen, welche mein Vater gebracht hatte, und ich konnte mich glücklich schätzen, daß man mich auch vergaß. Auf mich selbst verwiesen, ging mein ganzes Streben dahin, mich unabhängig zu erhalten, und daher verschmähte ich, nach dem erklärten Willen meines Vaters, in Frankreichs Heer einzutreten, und meine Neigung führte mich den Wissenschaften, besonders der Naturkunde zu, für deren Studium Paris so bedeutende Hilfsmittel darbot. Mein Umgang beschränkte sich auf wenige Jünglinge meines Alters, die gleich mir diesem Studium folgten, und die Rente aus meinem kleinen Vermögen reichte hin, meine mäßigen Bedürfnisse zu befriedigen. So lebte ich unbekümmert und glücklich, ungestört von Plänen des Ehrgeizes, der nach dem Tode meines Vaters völlig in Schlummer gewiegt war, und nur Wenige kannten meine wahre Herkunft.

Unter meinen nähern Bekannten befand sich ein junger Mann, der sich mir besonders anschloß und mich bald zum Vertrauten einer heftigen Neigung machte, welche er für ein Mädchen gefaßt hatte, das er bei einem damals nur zu gewöhnlichen Aufstande des Pariser Pöbels vor Mißhandlungen zu schützen so glücklich gewesen war. Dies hatte ihm Zutritt in's Haus des Vaters verschafft, eines ehemaligen Militärs und Ludwigswritters, der aber jetzt das einträgliche Gewerbe eines Bucherers in den Spielfälen des Palais-royal trieb, und sich dabei besser befand, als damals, wo er selbst am Spiele leidenschaftlich Theil nahm. Er half dem augenblicklichen Geldmangel der Spieler durch Darleihen auf Kostbarkeiten ab, die dann gemeiniglich uneingelöst in seinen Händen zurückblieben, so nachsichtsvoll er auch mit einem gewissen Anstrich von Großmuth — ich bin ungewiß, ob aus Politik, oder aus angeborener Gutmüthigkeit — gegen seine Schuldner verfuhr. Dies erwarb ihm Ansehen und Zutrauen in diesen Sälen, was ihn gut rentirte. Er nannte ein großes, reich möblirtes Palais in der **Rue Richelieu** sein Eigenthum, in welchem er ein Appartement im zweiten Stockwerk bewohnte, und der Miethzins aus dem übrigen Theile des geräumigen und wohlgelegenen Palais warf ihm eine bedeutende Revenue ab. Sein höchstes Glück und sein Stolz aber war **Adele**, seine Tochter, auf deren Bildung er Alles verwandte und welche einst durch eine glänzende Verbindung der geträumten Höhe seiner Vorsahren entsprechen sollte. Nach Bouchard's, so nannte sich mein Freund, enthusiastischer Beschreibung verdiente sie durch Schönheit und Anmuth auf der höchsten Staffel der Ehre zu stehen, und er hätte ihr gerne eine Krone zu Füßen gelegt, wenn — er sie nur gehabt hätte; allein das war so wenig der Fall, daß er einst zu mir kam, mich um fünfzig Louisd'or als ein Anleihen zu bitten, mit welchem er sich equipiren und dem Helden von Marengo zuziehen wolle. Adels Zuneigung hielt er sich versichert; allein sie war eine eifrige Aristokratin, und er konnte ihren Besitz nur hoffen, wenn er sich durch Auszeichnung in ihren Augen zu dieser Sphäre erhob. Welch ein anderer Weg konnte leichter dahin führen, als der Weg des Kriegers. Adele selbst hatte ihm diesen Wink gegeben.

Das Projekt dünkte mir ziemlich lustig, und das Begehren einer Anleihe von 50 Louisd'or ging damals, wenn nicht über meine Kräfte, so doch über das hinaus, wo-

rüber ich in diesem Augenblicke zu disponiren hatte, oder auch auf diese Weise zu disponiren gesonnen war. Doch wollte ich ihn nicht ganz trostlos von mir lassen und bot ihm zwanzig Louisd'ors an, indem ich ihm lächelnd den Vorschlag machte, den Weg seines Schwiegervaters in Hoffnung einzuschlagen, vielleicht daß ihm das Glück den Rest der nöthigen Summe zum Heldenthume verschaffe. Bouchard besann sich eine Minute. „Ich muß Dir gestehen“ sagte er dann — „daß ich schon einigemal den Versuch gemacht habe und das Spiel ganz gut kenne; allein mir ist Fortuna auf diesem Felde nicht günstig. Du solltest aber für mich den Versuch machen, vielleicht ist sie, wie alle Weiber, dem Neuling günstiger. Laß uns die 20 Louisd'ors, die Du mir vorstrecken willst, dazu verwenden. Du spielst für meine Rechnung. Den Verlust trage ich allein, den Gewinn, wenn er die Summe, die ich brauche, übersteigt, theilen wir.“ Der Vorschlag entsprach dem Leichtsinne der Jugend, lachend machten wir uns mit den 20 Louisd'ors in der Tasche auf den Weg, und bald stand ich mit Bouchard hinter mir vor dem grünen Tische, auf dem ein Goldhaufen fast die Augen blendete. Die Croupiers betrachteten mich mit einem sonderbaren, forschenden Blick, und als sie sahen, daß ich auf eine Karte einige Goldstücke setzte, war ihre Aufmerksamkeit auf mich gerichtet. Sie mochten mich für eine gute Prise halten, besonders da sie bemerkten, daß mein Freund, den sie für einen bereits gerupften Vogel anerkannten, mir die Gesetze des Spiels erst zuflüstern mußte. Der erste Versuch war aber gleich so glänzend, daß ich nicht nöthig hatte, neue Goldstücke hervorzuziehen; im Gegentheil fühlte ich meine Taschen bald von Gold strogen. Mein Freund hinter mir wußte sich vor Freude kaum zu lassen und meinte, da mir das Glück heute so gut gelaunt sey, so möchte ich unser beider Glück pouffiren; allein mir wurde das Spiel langweilig und ich verließ den Saal. Der Ertrag war ansehnlich. Ich zog meine zwanzig Louisd'ors zurück und händigte den ganzen Gewinn an Bouchard aus, indem ich erklärte, daß ich einzig für ihn gespielt habe, und seine Weigerung überwand ich durch die Drohung, den ganzen Ertrag in's Findelhaus zu tragen. Er sah, daß es mir Ernst damit war, und meinte, er selbst sey Findling genug, um sich kein Gewissen daraus zu machen, die seltene Großmuth für sich zu benutzen. Frohgemuthet zog er von dannen, und in wenigen Tagen ging er auf eigene Kosten mit guten Empfehlungen, die ihm der Chevalier verschafft hatte, zur Armee nach Italien ab.

Es verfloß wohl ein Jahr und ich dachte kaum an den ganzen Vorfall mehr, als der Bankier, bei welchem ich meine Renten zu erheben hatte, mir einst mit Bedauern erklärte, daß sich das Genuesische Handlungshaus, in welchem meine Fondswaren, in unvorhergesehenen Verwicklungen befinde, die eine augenblickliche Stodung veranlassen; doch würde in wenigen Wochen gewiß Alles wieder in Ordnung seyn und auch meine Renten wie bisher flüssig werden. — Diese unerwartete Erklärung setzte mich gerade in diesem Augenblicke, wo ich einige dringende Zahlungen zu machen hatte, in nicht geringe Verlegenheit, und ich verließ den Bankier nicht eben in der besten Laune; da flüsterte mir eine innere Stimme, als mein Weg mich an dem Palais-royal vorüberführe, zu: dort oben liegt Gold genug für dich, du darfst es nur holen. Ich folgte ihr. Der Tisch war zahlreich besetzt; als mich aber einer der Croupiers erkannte und mich ohne den zuflüsternden Freund sah, verschaffte er mir sogleich einen Platz und versah mich mit Karten. Ich begann wieder mit einigen Goldstücken, und siehe — Fortuna zeigte sich mir nicht minder günstig, nun ich für meine alleinige Rechnung spielte, und der Erfolg war noch reichlicher, als das erstemal; auch verschwanden mir diesmal mehrere Stunden, ohne daß ich es bemerkte. Von jetzt an wurde mein Besuch des Spielhauses häufiger, ohne daß ich jedoch mit Leidenschaft spielte. Das Spiel wurde mir vielmehr zum Studium. Ich versuchte es, dasselbe gewissen Gesetzen zu unterwerfen, und bald zog ich durch das nur selten wandende Glück die Aufmerksamkeit der Spieler auf mich. Der Gewinn, den ich in eigenen Monaten aus der Bank zog, war so bedeutend, daß die

Bank sich an mich wandte und mir einen Antheil anbot, um mein ihr bisher so ungünstiges Glück für sich zu benutzen. Ich ging den Vorschlag auf sehr vortheilhafte Bedingungen ein. Wie hätte ich nach den bisherigen Erfahrungen besser wählen können. Ich war oft Zeuge gewesen von der unseligen Leidenschaftlichkeit der gewöhnlichen Spieler und von dem seltsamen Eigensinn, mit dem sie oft gegen alle Wahrscheinlichkeit gewisse Chancen verfolgten, und es schien mir fast ein Verdienst, ihre Dummheit zu züchtigen, die mir noch dazu so häufig in der Gestalt des schmutzigsten Eigennuzes erschien, der selbst Betrügereien nicht scheute, so entehrend auch ihre Strafe bei der Entdeckung war, der sie selten entgingen. Der Versuch fiel über jede Erwartung glänzend aus, und wenn es sich auch traf, daß einzelne Tage kein günstiges Resultat gaben, so diente dies nur dazu, die Spieler um so mehr anzulocken, und mein Antheil an der Bank war bei Ablauf des Kontraktes so bedeutend, daß ich für meine alleinige Rechnung eine Bank zu übernehmen im Stande war. So sah ich mich in Ueberflusse und in Verbindungen, die mich in's Weltleben ganz hinein-zogen, da man in meinem Umgange noch mehr als den bloßen Spieler zu finden glaubte. Mit den Mitteln erwachte auch in mir der entschlummerte Ehrgeiz. Es war die Zeit, wo Napoleon seine Antichambre mit altem Adel zu füllen wünschte. Ich hatte keinen Grund mehr, meinen Rang und meine Abkunft zu verhehlen; ich legitimirte mich als Herzog von Durazzo, und wurde anerkannt. Mein Haus war eines der glänzendsten, und jedes andere, auch das höchste, stand mir offen. Ich wurde der Hauptpächter der Spiele, die Bank wurde als meine Domäne betrachtet, und nur die glänzendste, reichste und beste Gesellschaft von Paris strömte ihr zu.

Da traf es sich ein, daß jener alte Wucherer, der schon seit länger sehr bedeutende Geschäfte bei meiner Bank machte, mit einigen Goldsäcken eintrat, und siehe — Keiner wollte diesmal von ihnen Gebrauch machen, denn Alle waren im Vortheil gegen die Bank, über welcher ein besonderer Unstern zu walten schien. Der Alte wurde auf diese ungewöhnliche Erscheinung aufmerksam, und als man ihn scherzend aufforderte, eine so gute Gelegenheit nicht ungenützt zu lassen, und da der Gedanke ihm unerträglich war, sein Geld ohne Gewinn wieder mitzunehmen, so wagte er es und fing selbst zu spielen an. Fortuna schien heute ganz entschieden Parthie gegen die Bank genommen zu haben; es waren mehrere starke Zuschüsse zur Ergänzung der bedeutenden Abflüsse nöthig geworden, und auch der Chevalier sah sich bald so begünstigt, daß er in dem Uebermuth seines Glückes, in einem wahrhaften Taumel, ein „*và banque!*“ erschallen ließ, als die Bank gerade wieder beträchtlich aufgefressen war. Alles drehte sich, wie von einem electrischen Schläge getroffen, zu dem krampfhaft grinsenden Alten, der mit stolzem Blick um sich schaute. „Und was setzen sie dagegen, Chevalier?“ — fragte ich, entrüstet über solche Kühnheit. „Mein Palais!“ — rief er in einem wahren Enthusiasmus — „mein Palais mit Allem, was es enthält!“ — „*Va!*“ — erscholl es von meiner Seite, die Berichtigung der laufenden Spiele behielt ich mir vor, indem ich erklärte, die Summe der Bank nicht verkleinern zu wollen, und — Alles stand in tiefster Stille und hielt fast den Athemzug zurück in Erwartung der Entscheidung. Sie ließ nicht lange auf sich warten und — das Palais war mein. — Die Erstarrung des Alten und seine Verzweiflung, als er so unangenehm aus seinem Taumel erwachte, wirkte auf mich mehr komisch als tragisch. Er hatte mir nur Verachtung einflößen können, und sein Verlust schien mir nur eine gerechte Strafe seiner Geldgier. Ich drang darauf, sofort in den Besitz meines Eigenthums eingeführt zu werden. Der Chevalier flehte, ihm nur diese Nacht noch zu gönnen, um sich nach einer andern Wohnung umsehen zu können; ich aber wies ihm an, in einem Gasthose für diese Nacht ein Unterkommen zu suchen, und er mußte sich bequemen, mit mir in meinem Wagen sich nach dem Palais zu verfügen, um mich in den Besitz dessen, was er bisher Sein genannt hatte, einzuführen. — Mein Bedienter mußte ihn unterstützen, wollte er

die Treppe hinauf kommen. Er zitterte wie von einem Fieberfrost durchschüttelt. Es kamen uns einige seiner Leute erschrocken entgegen, die glaubten, ihr Herr werde krank nach Hause gebracht; als sie aber hörten, daß er gekommen sey, mich in den Besitz seines Hauses und alles dessen, was es enthielt, zu setzen, so war die Bestürzung um so größer, da sie sich dies gar nicht zu erklären vermochten. Die Zimmer waren schön, zum Theil geschmackvoll und reich meublirt. Als wir in die innern Gemächer eintraten, fiel der Alte mir zu Füßen und flehte um Erbarmen . . . nicht mit ihm, mit seiner armen Tochter. Nur diese Nacht sollte ich ihm noch schenken, daß er sie auf das Unglück, in das er sie wahnsinnig gestofen, vorbereiten könne. Die Unverschämtheit seines *và banque* hatte mein Herz verhärtet, und ich drang darauf, daß er ohne Verzug mein Eigenthum räumen sollte; da flog die Thüre des folgenden Gemaches auf, und ein junges Frauzimmer von hoher, edler Gestalt stürzte in höchster Entrüstung zu dem jammernden Alten, den sie aufhob, indem sie ausrief: „Warum erniedrigen Sie sich, mein Vater? Ueberlassen Sie dem Herrn, was er jetzt sein nennt: Ihnen bleibt noch eine Tochter, die für ihren Vater arbeiten kann!“

Der unerwartete Anblick und die Würde in dem ganzen Benehmen des Mädchens, und die Verachtung im Blicke, den sie flüchtig auf mich warf, überraschten mich. Es schoß mir der Gedanke an Bouchard's Aristokratin durch den Kopf. Unwillkürlich nahm mein Betragen eine achtungsvollere Haltung an. „Verzeihen Sie, Mademoiselle“ — sagte ich; — „hätte ich gewußt, wessen Ruhe durch mich hier gestört würde, ich wäre nicht so zu dieser Zeit hier eingedrungen. Bleiben Sie ganz ungestört in Ihrem Eigenthum. Sie sind mir den Werth dieses Hauses schuldig, Chevalier“ — sagte ich zu dem immer noch zitternden Alten; — „wir wollen morgen die Sache in Ordnung bringen. Ich bitte Sie, mir zu erlauben, mit Ihnen zu frühstücken.“ — Und ich verließ nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung gegen die junge Dame, die ihrerseits durch die unerwartete Wendung nicht weniger überrascht schien als ihr Vater, das Haus.

Am folgenden Morgen begab ich mich zu dem Alten. Er empfing mich an der Treppe. Das Frühstück war bereit, und bald trat das schöne Mädchen im reizendsten Morgenanzuge, aber mit den Spuren einer durchweinten Nacht, die ihren stolzen Zügen eine unwiderstehliche Anmuth und Weichheit ertheilten, ins Zimmer. Mit Grazie verrichtete sie das Geschäft der Wirthin, und mit einem Anstande, der die sorgfältigste Erziehung verrieth. Ich suchte, ohne daß ich mir den mindesten Wink von dem Rechte entschlüpfen ließ, daß ich hier anzusprechen hatte, durch meine Unbefangenheit jede Aengstlichkeit zu entfernen. Der Chevalier hatte in Amerika gedient. Ich ergriff dies Thema und es gelang mir, ihn in der Erzählung seiner Kriegsabenteuer auf einen Augenblick vergessen zu machen, was für ein trauriges Geschäft ihm bevorstand. Adele beschäftigte sich ganz mit dem Frühstück. Sie blickte nur zuweilen scheu auf mich, doch weigerte sie sich nicht, an der Unterredung Theil zu nehmen, in welche ich sie zu ziehen wußte. Ich fand in ihr eine Bildung, wie ich sie in der Tochter eines Wucherers und Spielers gewöhnlichen Schläges niemals würde gesucht haben. Daß ich mit keiner Sylbe verrieth, wie ich schon früher und durch wen ich Kunde von ihr erhalten hatte, können Sie sich vorstellen, Herr Graf.

Nach einiger Zeit verließ Adele das Zimmer und jetzt wandte ich mich zu dem sichtbar in Verwirrung gerathenden Alten. „Chevalier“ — sagte ich zu ihm in einem leichten Ton — „Ich werde Ihnen meinen Notar schicken, mit welchem Sie die Uebertragungsakte dieses Hauses und dessen, was Sie darin besitzen, nach einer ungefähren Schätzung, in Ordnung bringen können. Des Kapitals bedarf ich in diesem Augenblicke nicht, und bis ich es gebrauchen werde, überlasse ich Ihnen und Ihrer Tochter gern die Nutznießung. Was ich mir dagegen ausbedinge, ist die Erlaubniß, zuweilen einige angenehme Stunden in Ihrer Beider Gesellschaft verleben zu dürfen.“ Der Chevalier war zu erfahren, als daß er nicht

hätte überzeugt seyn sollen, wem er eine so milde Behandlung verdanke. „Ihre seltene Großmuth“ — notirte er velegen — „ich weiß sie zu schätzen und — sie würde mich weniger für mich, als für meine Tochter freuen, wenn — ich hoffen dürfte, sie werde sie annehmen.“ — „Wie?“ — rief ich aus — „sie würde sich weigern zu theilen, was ich für ihren Vater thue?“ — „Ihr Rang, Herr Herzog“ — erwiderte er — „Ihr Reichthum — der Ruf meiner Tochter —“ — „Chevalier“ — fiel ich ihm in's Wort — „ich will ganz offen mit ihnen sprechen. Ihre Tochter hat auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht; sie hat in mir eine Sehnsucht entflammt, der ich nicht zu widerstehen vermag. Die Achtung für Schönheit und Tugend läßt in mir keinen andern Gedanken Raum, als sie mir zur Gattin zu wünschen. Sie wissen, ich bin gänzlich unabhängig und völlig im Stande, meine Frau auf eine angemessene Weise zu erhalten. — Dieß Haus überlasse ich ihr als unbeschränktes Eigenthum, damit zu schalten, wie's ihr gefällt, und an einem hinreichenden Kadelgeld soll es ihr nicht fehlen.“ — „Ist das Ihr Ernst, Herzog?“ — fragte der Alte, angenehm überrascht. „Mein völliger Ernst, wenn Adele darin einstimmt.“ — „So undankbar, eine solche Großmuth zu verkennen, kann Adele nicht seyn“ — erwiderte der Alte. „Zwar“ — fügte er etwas stockend hinzu — „sie hat allerdings ganz eigene Grillen — Sie wird überrascht seyn — Sie werden ihr Zeit lassen müssen.“ — „Ist ihr Herz frei?“ — fragte ich lebhaft. „Ihr Herz?“ — erwiderte er zögernd — „sie liebt ihren Vater und weiß, was sie ihm schuldig ist. Ueberlassen Sie es mir, sie mit Ihrem großmüthigen Anerbieten bekannt zu machen; ihre Hand ist frei, ich kann darüber bestimmen.“ — „Nicht ohne Adels Einwilligung“ — entgegnete ich. „Gewiß nicht“ — versetzte er; — „aber sie wird einwilligen, sie wird nicht verkennen, was Sie für sie thun wollen. Adele ist ein gutes Kind, überlassen Sie mir Alles, und ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden seyn.“ Ich willigte ein, erst nach einigen Tagen meinen Besuch zu wiederholen.

Diese Tage wurden mir unbeschreiblich lang. Ich versuchte sie mit der Jagd, mit rauschenden Vergnügungen, mit dem gewohnten Spiel zu verkürzen; das Glück war mir auch überall günstig, allein es konnte meine innere Unruhe nicht beschwichtigen. Mich marterte der Gedanke an Bouchard, die Ungewißheit, wie es um Adels Herz stehe, und ob die Reizung, wenn sie noch stattfand, so stark war, die Hand eines Herzoges und seine Reichthümer zu überwiegen. Und wo war Bouchard? Ich hatte Bekanntschaft in der Kriegskanzlei, denn wo hätte ich nicht welche gehabt? Ich zog Erkundigung ein. Er stand in Italien in Garnison, war als ein tüchtiger Offizier bekannt, ohne daß es ihm aber bis jetzt geglückt war, die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu ziehen und schnell zu avanciren. Ich schöpfte Hoffnung, und diese fand sich nicht getäuscht.

Als ich am dritten Abend zum Chevalier kam, trat dieser mir freudestrahlend entgegen. „Adele ist ein gutes Kind“ — sagte er; — „Ihr großmüthiges Betragen hat sie gerührt. Sie hat eingewilligt, den ehrenvollen Antrag Ihrer Hand anzunehmen. Ich gehe, sie Ihnen zuzuführen, damit Sie sich gegen sie erklären können.“ Und bald trat Adele zwar mit verweinten Augen, aber doch ohne Klenglichkeit an seiner Hand herein. Ich begrüßte sie achtingsvoll ohne Judringlichkeit. Mich hielt ein gewisses Etwas von zu großer Vertraulichkeit zurück; sie war meine erste ächte Liebe und — meine einzige“ — sagte der Herzog mit etwas bebender Stimme, und fuhr erst nach einer kleinen Pause in seiner Erzählung fort. „Ihr Vater verließ uns bald, und ich redete von meinen Wünschen und Hoffnungen. „Herr Herzog“ — entgegnete sie mit einer seltenen Fassung — „mein Vater hat mich von Ihrem ehrenvollen Antrage unterrichtet; ich bin nicht so undankbar, daß ich nicht ein Gefühl anerkennen sollte, welches sich so großmüthig bethätigt, wenn ich es auch bei so kurzer Bekanntschaft noch nicht ganz zu erwidern vermag. Sie wollen meinen alten Vater von dem Untergange retten, indem sie sein Schicksal in meine Hände legen; wie kann eine Tochter anders als den Ret-

ter ihres Vaters dankbar ehren, und vielleicht gelingt es ihr“ — fügte sie hochherrbthend hinzu — „auch ein zärtlicheres Gefühl für ihn zu fassen.“ Ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen. Ich schloß sie in meine Arme; sie lehnte ihr Haupt an meine Brust. Ihr Vater trat in diesem Augenblicke ein, und sie entwand sich mir sanft und verließ, indem sie seine Hand küßte, das Zimmer. Mit dem Chevalier war das Nöthige bald geordnet, und je näher ich Adele kennen lernte, um so höher stieg meine Liebe. Auffallend war es mir, daß Adele niemals erwähnte, wie ich zu dem Eigenthums-Rechte auf ihr väterliches Haus gekommen sey. Ich vermüthe, daß der Chevalier selbst seine Tochter nicht darin eingeweiht hatte, und ich fand keinen Verus, sie damit bekannt zu machen, denn es war so etwas Heiliges in dem Wesen, daß ich mich fast der Quelle schämte, aus der die Reichthümer stoffen, die ich ihr zu Füßen legte.

So nahte der glückliche Augenblick, den ich mit Sehnsucht erwartete, wo Adele durch den heiligen Segen der Kirche ganz die Meinige werden sollte. Da traf es sich, daß wir am offenen Fenster saßen, als Truppen durchzogen, die nach Spanien bestimmt waren. Ein junger Offizier ging einem Zuge voraus. Ich erkannte Bouchard. Sein Auge bligte zu uns herauf. Adele erblaßte, und ich — ein seltsames Gefühl von Schuld und Eifersucht ließ mich kaum es wagen, sie anzublicken. Sie sah eine Weile starr vor sich hin — die Truppen waren vorüber. Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Sie blickte mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Liebe mich an und reichte mir die Hand, die ich an meine Lippen drückte. „Dein!“ — rief sie, indem sie mich heftig umschlang und dann mich schnell verließ. Wir waren ohne Zeugen, und das war mir lieb; so konnte ich leicht jede Miene annehmen, die ich für gut fand, und ich wählte den Ausweg, dem ganzen Vorfall weiter gar keine Bedeutung zu geben, am wenigsten irgend eine Befremdung über Adels seltsame Bewegung zu äußern. — Als sie nach einiger Zeit wieder eintrat, kam ich ihr mit einem ungezwungenen Scherze entgegen, in den sie zwar nicht sogleich einging, den sie jedoch nicht unfreundlich aufnahm. — In wenigen Tagen war sie meine Gattin, und ich umringte sie mit Allem, was Reichthum zu gewähren vermag, und sie strahlte in den Kreisen, die Reichthum und Rang öffnen, als ein Stern erster Größe in hoher Armuth. Der Chevalier ließ sich, da er in Hinsicht seiner Tochter seine kühnsten Wünsche erfüllt sah, leicht bewegen, nicht mehr in den Spielfälen den Darleiber zu machen, und ich betrieb das Spiel im Großen durch untergeordnete Bankiers und behielt mir nur den kleinen ausgesuchten Kreis vor, in welchem zwar am höchsten, aber doch mehr mit dem Anstriche gesellschaftlicher Unterhaltung, als des eigentlichen Gewerbes gespielt wurde.

(Schluß folgt.)

G u t g e g e b e n .

Ein mittelmäßig besoldeter Privatbeamter in Berlin ließ seine Tochter so großen Staat treiben, daß der Kostenaufwand für die Befriedigung ihrer Prachtliebe ihm selbst die Mittel raubte, sich für seine Person einen anständigen Rod zuzulegen. In einer sehr dürftigen und vernachlässigten Kleidung wurde er eines Tages neben seiner, mit dem größten Pomp gekleideten Tochter auf dem Markte gehend, von Herrn K. beobachtet, der unbemerkt hinter ihm herfschlich. Herr K. sagte am andern Tage, seine Sachkenntnis zum Scheine verleugnend, zu Jenem: „Ihre liebe Tochter ging ja gestern mit einem Arbeitsmanne über den Markt, der wie ein wahrer Wilddieb ausah!“ —

„Wenn grad kein Wilddieb!“ entgegnete der bittere Getroffene, „doch jedenfalls ein Waldmann mußte der Begleiter meiner Tochter seyn, denn es ging ein Spürhund von der gemeinsten Rasse hinter ihm her.“

Ungewöhnliches Löschungsmittel.

Neulich kam in der Gasbereitungsanstalt zu Liverpool Feuer aus, welches nach dem vergeblichen Versuch, es durch Wasser zu löschen, endlich durch Kalkmörtel gedämpft wurde.

Düsseldorf, Montag den 2. Februar 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 5.

Spielerglück.

Novelle von Georg Reinebeck.

(Schluß.)

Adele fühlte sich (fuhr der Fremde in seiner Erzählung fort) mehr noch in meiner Liebe, die immer inniger wurde, als in dem Glanze, den Rang und Reichthum um sie verbreiteten, glücklich. In vertraulichen Augenblicken wurde ich denn auch mit ihrem Verhältnisse zu Bouchard bekannt. Sie gestand mir, daß Dankbarkeit für seinen Schutz in einem bedenklichen Augenblick ihm ihr Herz geöffnet hatte, daß sie aber mit den Ansichten und Wünschen ihres Vaters bekannt, keine Aussicht für ihre Liebe sah und daher dem Jünglinge rath, sich in der Bahn des Kriegers auszuzeichnen und so vielleicht seine Wünsche zu verwirklichen. Sie habe geglaubt ihn zu lieben; allein, als sie mich gesehen in jenem entsetzlichen Augenblick im Hause ihres Vaters, da sey mitten in der Entrüstung über die Erniedrigung ihres Vaters ein Gefühl für mich in ihr erwacht, gegen welches das für Bouchard ein bleicher Schatten gewesen. Jetzt erst habe sie gefühlt, was Liebe sey — Liebe, die sich nicht bedenke, sich mit dem Geliebten selbst in die Hölle zu stürzen, wenn sein Weg durch diese gehe. — Mit glühender Hingebung umschloß sie mich mit ihren Armen. „Du erinnerst Dich jenes Augenblicks am Fenster“ — sagte sie — „als die Truppen nach Spanien vorüberzogen. Bouchard war unter ihnen. Ich wußte, daß er in Paris war . . . Er hatte gesucht, sich mir zu nähern — Ich war Dein und hatte jede Möglichkeit einer Annäherung abgeschnitten. Es traf mich sein strafender Blick. — Ich erschrak einen Augenblick; aber ich fühlte es, ich war — ich bin Dein auf ewig!“ — Ich erwiderte diese Ergießung mit aller der Zärtlichkeit, die ich für sie fühlte, aber hütete mich wohl vor dem Geständnisse, daß ich ihr Verhältniß zu Bouchard früher gekannt, denn was mich in Adelsens Augen hätte herabsetzen können, war mir fürchtbar, und sollte ich ihr treulos am Freunde erscheinen? — Sie war nicht treulos an ihm, denn es war nicht Liebe, was sie für ihn empfunden; ich aber war der Vertraute seiner Liebe gewesen und hatte in seinem verzweiflungsvollen Blicke gelesen, was ich ihm geraubt. — In Adelen allein achtete ich die Menschheit, sonst waren mir die Menschen nur verächtlich. Welchen Blick hatte ich in ihr Inneres gethan! Von welchen Scenen der Thorheit und thörichter Verzweiflung war ich am Spieltische Zeuge gewesen! — Es gab keine menschliche Verworfenheit, deren ich nicht den ohne Unterschied fähig fand, der in diesem Zauberkreise gebannt war, und ich nahm mich selbst nicht davon aus. So wie ich anfänglich die Chancen des Spiels zu meinem Studium gemacht hatte, so waren jetzt die Spielenden der Gegenstand meiner Beobachtung, und dies gab für mich dem Gewerbe — denn so muß ich es nennen — zu dem ich mich erniedrigt hatte, einen eigenen Reiz. Mit welchem Auge Adele es betrachtete, war mir aus ihren Aeußerungen klar; allein ich sah in ihm die

Mittel, ihrem Leben Glanz zu ertheilen, einen Glanz, zu dem Geburt mich berechtigte und den ich wenigstens für meine Lieben nicht entbehren wollte. Daß das Spiel mir zum Bedürfnisse, ja zur Leidenschaft geworden war, das wollte ich mir nicht gestehen; nicht gestehen, daß ich in meinem Innern ein Anderer sey, als der ich damals war, als ich für Bouchard die ersten Karten berührte. Da sollte ein Zufall den Zauber, in dem ich befangen war, lösen. —

Ein junger deutscher Graf, den ich öfter an meiner Bank gesehen und dessen Leidenschaftlichkeit im Spiele, in welchem das Glück ihn selten begünstigte, ich bemerkt hatte, verfolgte es einst mit einer Fassung, die mich überraschte. Das Glück schien ihn zu necken; es lockte ihn und täuschte ihn dann um so bitterer. Nur mit einem kalten Lächeln nahm er den größten Fehlschlag auf. Ich bemerkte bald, es sey die Fassung der Verzweiflung und ahnte, daß sie um so gewaltsamer ausbrechen werde. Endlich sah ich ein unheimliches Feuer in seinem Auge aufstrahlen. Er zog eine bedeutende Summe hervor, die er auf eine verdeckte Karte setzte. Ich stand diesen Abend der Bank selbst vor; da zog er plötzlich ein Tazerol aus der Tasche, und sein Blut und sein Gehirn übersprigte den Spieltisch, mich und die Mitspieler. Seine Karte hatte verloren. Alle Anwesenden fuhren in höchster Bestürzung auf. Aus den anstosenden Sälen, wo man den Schuß vernommen, strömte die Menge herbei. Nur ich, der einen solchen Ausgang beinahe erwartet hatte, verlor meine Fassung nicht. Ich sorgte für die Sicherheit der Bank in dem Tumulte und ließ sofort den nahen Polizeikommissär rufen. Der Thatbestand wurde aufgenommen, die Leiche hinweggetragen, die Bank in ein anderes Zimmer gebracht; allein die Spieler hatten sich zerstreut und wollten sich nicht wieder sammeln. Der Vorfall war mir unangenehm, doch einen weitem Eindruck konnte er nicht auf mich machen. „Der Thor!“ — war das einzige Wort, das ich darüber verlor. Auch war der Eindruck bei denen, die gewohnt waren, die Bank zu besuchen, bald verloscht; ja die Neugier zog in den ersten Abenden Manchen herbei, die Stelle, auf welcher sich der Vorfall ereignet, und den Bankier mit der seltenen ruhigen Fassung, die das allgemeine Gespräch der Bewunderung und der Verdammung war, zu sehen. Ich verläugnete auch jetzt diese Fassung nicht, so viel Veranlassung ich auch dazu finden konnte, denn das Glück hatte sich gegen die Bank gewendet, und sie wurde mehr als einmal gesprengt. Diese Nächte verschlangen bedeutende Summen, und am dritten Morgen erhielt ich vom Kaiser den Befehl, Paris zu verlassen. Nur 24 Stunden wurden mir gestattet, meine Angelegenheiten zu ordnen. Die ansehnliche Kaution, welche der Spielpacht erfordert hatte, blieb in den Händen der Regierung, und nur mit sehr bedeutender Einbuße konnte ich mit den Mitpächtern mich auseinandersetzen. Abwesend in dem Verbande zu bleiben, war beinahe unmöglich, und dem widerstrebten auch Adelsens Bitten und Thränen. Als ich sie mit dem Schlage, der mich betroffen, und mit der an sich höchst ungerech-

ten Verbannung aus Paris bekannt machte und ihr sagte, welche Opfer ich bringen müsse, da jubelte sie, statt zu zammern, und brachte mir allen ihren bedeutenden Schmuck, alle werthvollen Geschenke, die sie von mir bekommen hatte, ja selbst die Urkunde über das Eigenthum ihres Hauses, und beschwor mich aufs Dringendste, kein Opfer zu scheuen, um mich aus einem Verhältnisse zu reifen, das mich nur zum Unglück führen werde. „Der Geist des Grafen verfolgt Dich“ — sagte sie; — „nur durch Entfugung des Spiels kannst Du ihm entfliehen, und ich folge Dir überall mit Freuden hin, will jede Entbehrung gern übernehmen, um Deine Seele zu retten.“ Wenn ich auch ihre Besorgniß nicht theilte, so rührte mich doch so viele Liebe, und ich schwur ihr, niemals wieder eine Bank zu übernehmen. Ich ordnete, so gut es sich wollte thun lassen, alle meine Angelegenheiten, legte den Verkauf des Palais in sichere Hände und war nach 24 Stunden auf dem Wege nach Genua, wo ich mich mit den Trümmern meines Vermögens niederzulassen beschloß hatte. Chevalier Froville, Adelsens Vater, war kurz vor dieser Katastrophe gestorben.

Mir blieben nach dem allerdings nicht vortheilhaften Verkaufe des Hauses in Paris doch mit dem stets unangewöhnlichen kleinen Vermögen von meinem Vater her noch hinlängliche Mittel, ein Villa am Meeresufer zu kaufen und auf dieser zwar nicht glänzend, aber sorgenfrei zu leben und in gewohnten Kreisen, da Rang und Titel ersetzte, was mir an Vermögen gegen meine Nachbarn abgehen mochte.

So lange die Neuheit der Lage und die nothwendigen Einrichtungen der Villa und meines Hauswesens mich beschäftigten, genigte mir das einfache Leben und das Glück der Liebe Adelsens. Als aber nun Alles gethan war, da fühlte ich eine Leere, die ich nicht auszufüllen vermochte. Ich wollte mich wieder den Wissenschaften zuwenden; allein an heftigere Aufregungen in dem Wechselspiel des Glücks gewöhnt, konnte ich in dem Frieden der Wissenschaft keine Befriedigung finden, und der Drang, das alte Glück zu versuchen, wurde immer stärker, ja unüberwindlich. Und als ich ihm nun nachgab und wieder zum Spieltisch trat, da fühlte ich eine Leidenschaft dafür, deren ich mich für ganz unfähig gehalten hatte, und diese stieg, je entschiedener Fortuna mir ihre Gunst versagte. Meine Eitelkeit, die mich ehemals überredet hatte, diese Gunst sey nicht blind, sondern könne durch scharfsinnige Kombinationen gelenkt werden, fühlte sich verletzt und wollte sich die Täuschung immer nicht eingestehen, und doch konnte ich sie mir nicht ganz verhehlen, und es bemeisterte sich meiner eine Verachtung meiner selbst, die mich in meinem Innern gänzlich zu Grunde richtete. — Adele bemerkte die unselige Umwandlung, sie nagte an ihrem Herzen, ihre Gesundheit wankte; allein sie ertrug Alles mit himmlischer Geduld, und ihr thränenfeuchter Blick lächelte mir mit einem Zauber, der mir zur Verdammniß wurde und doch mein einziges Glück war. — So taumelte ich dem Abgrunde zu, der sich weit öffnete, sein Opfer zu verschlingen.

Unter den Bankiers, gegen welche ich vorzüglich verlor, war ein josephinisch-spanischer Offizier, ein Franzose von Geburt, der mir mit seinem vernarbten Gesichte und mit seinem Pflaster über dem einen Auge, welches er in einer Schlacht wollte eingebüßt haben, besonders zuwider war, weil er mit eben dem unerschütterlichen Gleichmuth und mit der Ironie das Spiel trieb, wie ich es vormals getrieben hatte, und je weniger ich diesen Gleichmuth jetzt zu behaupten vermochte, um so höher stieg mein Zorn gegen ihn. Es wurde bei mir zur Leidenschaft der Wunsch, ihm diesen Gleichmuth zu rauben, und dieß verleitete mich, das Spiel auf die höchste Spitze zu treiben. — Eines Tages hatte es mich Alles, was ich an Baarschaft und Kostbarkeiten bei mir trug, und das was auch ziemlich Alles, was ich außer der Villa noch besaß, gefostet, und ich lehnte voll innern Ingrimm über die erzwungene Unthätigkeit an einem Pfeiler. Da blickte der widerwärtige Mensch zu mir herüber mit der Frage: „Belieben der Herr Herzog nicht mehr zu spielen?“ — „Nein“ — war meine kurze Antwort — „denn — ich habe nichts mehr zu verlieren.“ — „Sie

scherzen“ — erwiderte er höhnißlich: „Sie haben ja noch eine schöne Villa, sie ist ihre 30,000 Dukaten werth; ich rechne sie für 40,000, wenn es Ihnen beliebt, und so viel steht Ihnen gegen diese bei der Bank Kredit zu Diensten. Was diese Bank etwa zu wenig entbalten sollte, wird dieses Taschenbuch voll guter Papiere ersetzen.“ Er legte ein reichlich gefülltes Taschenbuch auf den Tisch. „Das Glück kann sich wenden!“ — Mich durchschauerte es wie ein Fieberfrost, ich war in einer gänzlichen Betäubung, meiner selbst nicht mächtig. Die Wuth, den Hohn zu vergelten, den Widerwärtigen ihn bereuen zu lassen, ließ mich Alles vergessen. Ich ergriff die verhängnißvollen Karten, ich setzte hoch, unsinnig, und — was soll ich die ganze zermalmende Folter mir selbst wiederholen? — die Villa, mein Letztes, Adelsens Letztes, war nicht mehr mein. In mich gefehrt, fast in völligem Stumpfsinn begleitete ich den neuen Eigenthümer dahin. In der Verzweiflung hatte ich einen vertrauten Diener vorausgeschickt, Adele davon in Kenntniß zu setzen, ohne zu bedenken, was Vernunft und Menschlichkeit gegen die Unglückliche gebot. Als wir in die Zimmer eintraten, sagte mein triumphirender Begleiter zu mir in einem schneidenden Tone, in welchem eine ganze Hölle marterner Gefühle in meinem Innern aufstammte: „In Paris hatten Sie mehr Glück, Herr Herzog!“ — Da lag der alte Chevalier händeringend in Verzweiflung zu meinen Füßen, das Gehirn des unglücklichen Deutschen spritzte auf mich, und Adelsens rächender Geist trat vor mich. — „Kannten Sie mich in Paris?“ — fragte ich mit bebender Stimme. — „Sehr gut“ — antwortete er — „und sah Sie dort zum letztenmale am Fenster des Chevalier Froville.“ — „Boucharde!“ — schrie ich entsetzt auf. — „Eben dieser, Herr Herzog“ — erwiderte er — „eben dieser Boucharde, den Ihre seltene Großmuth vom Spieltisch zur Armee beförderte und dann um das ganze Glück seines Lebens täuschte.“ — „Nun“ — erwiderte ich mit der Kälte der Verzweiflung — „so haben Sie sich jetzt gerächt.“ — „Nicht ich, Herr Herzog, sondern Fortuna, deren Gunst, wie die eines Weibes, wandelbar ist“ — entgegnete er höhnißlich. „Darf ich mir aber jetzt die Ehre ausbitten, der Frau Herzogin meine Ehrfurcht zu bezeugen?“ — „Diese Villa, mein Herr“ — versetzte ich verächtlich — „gehört Ihnen, meine Frau gehört mir!“ — In diesem Augenblicke erscholl aus dem anstoßenden Zimmer ein gräßlicher Schrei und ein Fall. Ich stürzte entsetzt hinein, Boucharde mit mir, „und —“ — setzte der Herzog mit schauerhafter Kälte hinzu, daß alles Mark in den Adern des Grafen erstarrte — „Adele lag tod zu unsern Füßen. Sie mußte unser Gespräch belauscht, sie mußte erkannt haben, wer ihr nahte. Eine Phiole, die ich nie bei ihr bemerkt, lag in Scherben neben ihr. Sie hatte es schon länger für möglich gehalten, eines Mittels zu bedürfen zur gewaltsamen Scheidung von dem Wahnsinnigen, der sie dem Verderben und der Schmach preisgab. Als ich sie noch liebend umschlang, hatte sie sich schon von mir losgerissen. Die Verzweiflung trieb mich aus Italien, sie treibt mich aus der Welt!“

„Entsetzlich!“ — rief der Graf; — „zu hart geblüht, unglücklicher Mann!“ — „Weltlauf, Herr Graf“ — erwiderte der Herzog bitter lächelnd — nichts als Weltlauf; vielleicht etwas pikanter, als bei manchem Andern, das ist alles. — Aber es ist Zeit zur Rückkehr. Leben Sie wohl, Herr Graf! möge es Ihnen stets glücklich gehen!“ — „So können wir nicht scheiden, Herzog!“ — rief der Graf erschittert; — „Ihre Wunden kann ich nicht heilen, aber vergönnen Sie mir die Freude, zu thun, was ich vermag.“ — „Sind Sie ein Gott?“ — fragte der Herzog. „Und wenn Sie es wären, was vermöchten Sie für mich? Sie hätten Alles vermocht, wenn Ihre Kugel, wie ich hoffte, meine Brust zerschmetterte hätte.“ — „Das hofften Sie?“ — fragte der Graf. — „Das hoffte ich“ — erwiderte der Herzog und reichte dem Grafen die Hand; — „allein es hat nicht seyn sollen. Leben Sie wohl, Herr Graf, und vergessen Sie mich und was Sie gehört haben.“ — „Niemals, niemals, unglücklicher Mann!“ — sagte der Graf. „Darf ich Sie wieder sehen, darf ich morgen —“ — „Wenn

es Ihnen beliebt, Herr Graf, morgen.“ — Mit diesen Worten schlug der Herzog den Mantel über und verschwand mit seinem Begleiter in einem Waldwege, in welchem der erschütterte Graf ihn bald aus dem Gesichte verlor.

Am andern Morgen begab er sich in die Wohnung des Herzogs. Er fand das Haus in der größten Bestürzung, und als er in's Zimmer trat, lag der Herzog mit zerschmettertem Haupt auf dem Sopha.

Nie berührte der Graf eine Karte wieder.

Z n a i r a.

Eine afrikanische Novelle, aus dem so eben in Paris erschienenen: „Tunis, Nouvelles africaines, par J. L. Luga“

Mitten in einer in üppiger Vegetation prangenden Dase, deren Reiz durch die Nähe des Meeres nur noch mehr erhöht wird, liegt, von Hainen und Gärten umgeben, die kleine tunesische Stadt Nebel. Geht man von Tunis aus nach dem Städtchen, so führt der Weg über Sanddünen, von denen herab man den Anblick der reizenden Landschaft genießt. Unter dem herrlichsten Himmel, zwischen Gärten und Palmen, höher noch als die Minarets, blickt Nebel hervor; frische Lüftchen streichen durch die Drangenhaine und über große mit Jasmin und Rosen bedeckte Flächen, und tragen dem auf den Dünen im Entzücken versunkenen Wanderer die lieblichsten Gerüche zu. Taucht nun zufällig noch ein weißes Segel am fernen Horizonte auf, und eilt das Schiff, den glatten Meerespiegel durchfurchend, dem Gestade zu, so fühlt auch wohl die gespannteste Erwartung sich befriedigt.

Nebel, das, von ferne betrachtet, einen so lachenden Anblick bietet, täuscht die Erwartung auch dann nicht, wenn man es näher kennen lernt, denn Jeder, der dort verweilte, verläßt das Städtchen nur ungern wieder. Ist es die Schönheit, der Reiz des Landes, die auf die Sitten der Einwohner einen so milden Einfluß üben, oder haben die frühern Bewohner, die alten Mauren von Grenada, den Geschmack an Blumen und Ergözüngen hierher verpflanzt? — Nicht das mächtige Grenada lebt mehr in dem Gedächtniß der Bewohner des Städtchens, sondern nur noch das schöne, das herrliche Grenada. Von ihren alten Sitten ist ihnen nichts geblieben, als ihr Hang zum Genuß; sie tragen keine schweren Waffen mehr, aber sie befränzen sich mit Blumen; sie brechen keine Lanzen mehr zu Ehren der Schönen, aber noch hauchen sie Liebesklagen in Romanzen zu ihren Füßen aus, und die Frauen von Nebel gelten als die schönsten und feurigsten des ganzen tunesischen Reiches. In Nebel pflegt man den Jasmin und die weiße Rose, aus denen die Alschiren (Sklavinnen) der Harems jene weltberühmten Essenzen bereiten. Die Tausende von Gärten, welche die Stadt umgeben, genügen den Bewohnern bei weitem noch nicht; jedes Haus hat seine Blumenbeete und wohlriechenden Afazien. Die Frauen gehen nie ohne einen Blumenstrauß in der Hand aus, die Männer schmücken ihre Turbans mit Jasmin, und allenthalben wird man mit Blumen beschenkt.

Die Tracht der Frauen von Nebel entspricht ihren milden Sitten, und weder ihre Gefallsucht noch ihr Geschmack befindet sich dabei im Nachtheil. In Tunis sind die Frauen mit gestickten Gewändern überladen; man sieht weder Gesicht noch Formen, denn das Auge vermag nicht diesen Wall von Gold und Seide zu durchdringen. Im Innern des Landes dagegen tragen die arabischen Frauen nichts als eine einfache, bis auf die Füße herabreichende und an den Seiten ausgeschlitzte Tunika mit kurzen Ärmeln.

Die Frauen von Nebel hüllen sich in ein weites, wollenes Gewand so weiß wie Schnee, das sich auf das Anmuthigste ihren Formen anschmiegt und bis auf die Füße herabreicht. Einen Zipfel dieses Gewandes tragen sie in der Hand, um das Gesicht damit zu verhüllen oder vielmehr um mit der feinsten Kofetterie und mit den an-

muthigsten Bewegungen, welche zuweilen ihre schönen Arme enthüllen, es bald wieder zu zeigen, bald wieder zu bedecken. Sie gehen stets barfuß, da aber die Straßen in und um Nebel mit dem feinsten Sand bedeckt sind, so sieht man nie auch nur die kleinste Spur von Schmutz an ihren blendend weißen Füßen.

Leopold, ein junger Franzose, der sich eben zu Tunis befand, kam, von den Reizen Nebels gelockt, die das Gerücht ihm verkündet hatte, nach dem Städtchen, um einige Tage daselbst zuzubringen. Er wohnte bei Sidy Ahmed, aus einer der ältesten Familien des Reichs, einem wahren Patriarchen, dessen Leben eines der angenehmsten war, das man nur führen kann. Die Jahre hatten seine Züge geändert, ohne sie zu entstellen; sein Bart hatte sich gebleicht, das war fast alles. Mit der Kraft des Mannes und den Resten hoher Schönheit verband er die Hoheit, ja man könnte sagen, die Anmuth des Greisen. Sein Haus in Nebel war ganz dazu geeignet, einen Begrif zu geben von den ganz eignen Sitten des Landes, von jener Vermischung türkischer und arabischer Gebräuche, und dem Luxus der neuen und der Einfachheit der alten Zeiten. Im obern Stock, in den Prunk-Gemächern, sah man vergoldetes Tafelwerk, Seide, Sammet und Marmor im Ueberfluß; ein Schwarm von Dienern, Mamelucken, Negern und Negerinnen, Frauen und jungen Alschiren bildeten eine Art von Hofstaat, während zu ebener Erde in einer weiten Halle stets eine zahlreiche Schafheerde stand, durch die und durch Gruppen von Beduinen, die auf den Boden gekauert auf Gehör bei ihrem Herrn warteten, man sich hindurchwinden mußte, um zu der Treppe zu gelangen, welche nach den Prunk-Gemächern führte.

Zu Mittag verschloß sich Sidy Ahmed in seinen Harem, in welchem er zehn junge Mädchen unterhielt. Die seidnen Vorhänge wurden herabgelassen, so daß sich nur noch einige durch bunte Gläser gemilderte Lichtstrahlen in das Zimmer stahlen. Musik und Tanz unterhielten den Greis noch einige Augenblicke, bis er endlich ermüdet die Augen schloß, und nun herrschte tiefe Stille im ganzen Harem bis zum Abend. Man gab Sidy Ahmed Schuld, daß er in den Fesseln der schönen Amuda schmachte, die, obchon den nomadischen Stämmen des Zerith, dem Dattellande, entsprossen, die weißeste Schöne des Harems war. Um dem glücklichen Ahmed zu gefallen, verschleierte sie das Gesicht mit ihren schönen schwarzen Haaren, und dann verließ der azurne Stern, den sie gleich allen Mädchen ihres Stammes auf der Stirn trug, ihrem Gesicht einen unnachahmlichen Reiz.

Am Abend setzte sich der alte Maure vor die Thür seines Hauses, lies die Straße mit Wasser besprengen, schwagte vertraulich mit seinen Leuten oder den Vorübergehenden, ertheilte den Beduinen Audienz, und unterhielt sich damit, die Schafe fressen zu sehen, die man ihm vorführte.

Sidy Ahmed, der seine ganze Lebenszeit so geruhig im Innern seines Hauses zugebracht hatte, konnte wohl nicht anders als von leutseligem Charakter und liebenswürdig im Umgang seyn. Aus allen seinen Zügen sprach Gutmütigkeit, und dieses treuherzige Gesicht log nicht. Leopold gewann ihn schon am Tag nach seiner Ankunft in Nebel lieb, denn der gute Moslem ging in Allem offen, dabei aber doch zart zu Werke, und stellte sein ganzes Haus zur Verfügung seines Gastes, mit einziger Ausnahme der Casa, so nannte er nämlich seine Frauengemächer, denn dieses Heiligthum betrat außer ihm Niemand als ein noch sehr junger Mameluk und ein Neger. Sidy Ahmed schwagte gern; nach dem Essen besonders pflegte er seinen Gast, Leopold, aufzusuchen, um sich mit ihm in der sogenannten Frankensprache, die er die italienische nannte, zu unterhalten. Obchon er sich eben nicht streng an die Gebote Muhameds hielt, so trank er dennoch während der Mahlzeit keinen rothen Wein, der Nachtisch aber, an den er sich hauptsächlich zu halten pflegte, und der aus köstlichem Zuckerwerk, Pistacienkuchen, Granaten, Drangen, frischen Datteln u. dgl. bestand, wurde mit herrlichem spanischem Wein, gelb wie Gold, hinabgespült. Von diesem trank der gute Alte nicht wenig, da er, wie er zu sagen pflegte, das Herz nicht drücke. Dieß that er nun freilich nicht, wohl aber theilte er sein Feuer dem

Blute des Greifen mit und färbte seine Wangen mit leichtem Roth. Leopold konnte dann nicht müde werden diesen schönen Kopf, die kindlichen und doch so majestätischen Züge zu betrachten, bis endlich der Alte sich erhob und mit raschem Schritt nach dem Harem ging. Traurig blickte Leopold ihm nach, und ging an das Gestade des Meeres, um frische Luft zu schöpfen.

Leopold hatte bei Sidy Ahmed einen jungen Moslem kennen lernen, Namens Sidy Ali, einen Mann von sanftem, leutseligem Charakter, und so wurden die jungen Leute bald Freunde. Sie brachten einen großen Theil des Tages mit einander hin, und machten zu Pferde weite Ausflüge in die Umgebung. Der junge Franzose forschte nach alten Inschriften, und Ali begleitete ihn bei seinen Untersuchungen, ohne jedoch besonderes Interesse an solchen Entdeckungen zu nehmen. Theilte er auch seines Freundes Freude über einen glücklichen Fund, so geschah es, ohne sich dieselbe erklären zu können. Er wußte nicht, daß dieses Land vormals den Karthagern und Römern gehörte, denn ihm hatte man nur von Christen und Moslems gesagt. Während Leopold bis in die Kellergeschosse der Ruinen drang, und in den Gängen umherkroch, saß Ali auf einem Teppich im Schatten eines Baumes, und überließ sich süßen Träumen, bis der Alterthumsforscher, kindlich erfreut, mit Bruchstücken von Marmortafeln, von Statuen und Karnießen beladen oder mit irgend einer alten Inschrift in seiner Schreibtisch zurückkehrte, über die er dann immer allerhand Schönes zu sagen wußte, was der junge Maure nicht verstand.

Als Leopold nun endlich die ganze Gegend durchforscht hatte, fühlte er auch in Nebel, was er so oft schon in Tunis empfunden hatte: alle Pracht der Scenerie, der herrliche Himmel und alle Zerstreungen vermochten nicht jene Sehnsucht zu stillen, die in seinem Herzen sich regte. In Nebel, wo die Frauen so reizend sind, wo sie so einladend und verführerisch lächeln, sollte man wohl freilich glauben, daß nur die Wahl es sey, welche dem Sehnsüchtigen noch einigen Kummer machen könne, allein dies gilt nur für den Moslem, nicht aber für den Christen; denn zu Nebel wie zu Tunis würde das unglückliche Geschöpf, das den Liebesfeuern eines Ungläubigen Gehör schenkte, ohne alle Gnade in einen Sack gesteckt und in das Meer geworfen werden. Oft machte unser armer junger Freund in seinem Herzen gegen Ali Lust, und sagte: „Nebel ist ein schönes Land für Dich, aber nicht für mich“ — doch wollte dieser ihn immer nicht verstehen, und erwiederte nur: „Die Sonne, das Meer und die Bäume sind für Jedermann und sollt' ich denken, doch wohl eben so schön als in Deinem Frankreich.“

„Höre mich an“ — sagte Leopold hierauf — „als ich nach Tunis kam, war ich erstaunt, verwundert über Alles, was ich sah. Der Reichthum und das für mich so Fremdartige der Trachten, die mannigfachen Menschenrassen, die herrlichen Moscheen, die Pracht der Bazars, die sanften Sitten, der Gewerfleiß und die Liebe zur Arbeit, die ich da fand, wo ich nur Barbarei und Trägheit erwartete, alles dies überraschte mich eben so sehr, als es mich innig erfreute. Ich langte gegen Ende des Ramasans, zur Zeit Eurer Feste an; die ganze Stadt war mit Flaggen und Tüchern geschmückt, allenthalben wogte eine festlich gekleidete fröhliche Menge. Das Wetter war herrlich, und ich trieb mich so gern ganz allein unter den Arabern, Negern und Mauren umher, die sich in den Straßen drängten. Tunis erschien mir ganz in jenen schimmernden Farben, wie ich mir den Orient immer gedacht hatte. Die schönen Frauen, denen man jetzt einen Ausflug vergönnt hatte, begegneten mir allenthalben, auf den Straßen, in den Gärten und außerhalb der Ringmauern. Eines Tages folgte ich einem ganzen Zuge derselben, der durch das Thor Solimans ging. Sobald ich mich außerhalb der Stadt befand, sah ich zu Tausenden auf der Straße, in einem großen Kirchhof, am Abhang und auf dem Gipfel eines Hügel, welcher die Stadt beherrscht. Ich wußte, daß sie die Gräber ihrer Verwandten und einen Marabut besuchten, in welchem ein in Tunis sehr geachteter Heiliger begraben liegt. Man sah diesen Frauen, die das ganze Jahr hin-

durch eingekerkert sind, das innige Vergnügen an, mit dem sie sich der Freiheit hingaben, die ihnen an diesem Tage vergönnt ist. Sie waren von ihren Negerinnen begleitet, auch nicht ein einziger Moslem befand sich unter ihnen. Ich kann Dir das Gefühl nicht beschreiben, das mich durchdrang, als ich mich so mitten unter diesen Frauen befand. Die Luft war so mild, fern von der Stadt, den Blicken ihrer Herren entrückt, trugen sie kein Bedenken ihre Schleier zu lüften, und frei umher zu blicken. Was für schöne Gesichter sah ich da! Zwar im Ganzen ein wenig bleich, aber von den ausdrucksvollsten Augen belebt. Es fielen einigemal sehr bedeutungsvolle Blicke auf mich, und als ich nun diese lebhaften, verlangenden Augen, diesen halb geöffneten, Liebe und Vergnügen athmenden Mund sah, fing ich an zu begreifen, warum die Moslems ihre Weiber so sorgfältig einzuschließen pflegen. Dies Schauspiel war mir eben so neu als reizend; die Frauen gingen umher, setzten sich, oder erstiegen den Hügel; allenthalben sah man Gruppen, die der reichen Farbenpracht ihrer Trachten halber Blumenkörben glichen. Der spiegelglatte von kleinen Fahrzeugen durchsurchte See linker Hand erhöhte den Reiz der Landschaft, den interessantesten Anblick jedoch bot mir der große Kirchhof mit seinen schönen Grabmalern, wo auch die Asche des Armen unter einem Steine, und nicht unter Brenneffeln und anderm Unkraut ruht, und wo jetzt die Frauen mit zur Erde geneigten Häuptern zwischen den Gräbern umher wandelten.

Meine Einbildungskraft schwelgte in Allem, was Tunis nur bieten konnte, aber nur zu bald empfand ich jene Leere, welche gewöhnlich auf ausschweifende Genüsse zu folgen pflegt. Das Fest war vorüber; oft noch ging ich zum Thor Solimans hinaus, aber ich sah nichts als die brennende Sonne und den weißlichten Staub, den die Füße der Kameele emporwirbelten. Der Hügel stand öde und verlassen, und auf den Gräbern saßen nur einige arme weinende Frauen. Meiner Sehnsucht blieb nichts als die schönen Nächte, wo ich die Frauen gleich Schatten-Bildern auf den Terrassen erscheinen und verschwinden sah, und wo ich nur um so schmerzlicher fühlte, was mir fehlte. Ich war einsam und verlassen, nichts blieb mir als meine Erinnerungen aus Frankreich, und einem Greise gleich, zehrte ich von der Vergangenheit. Begreifst Du nun, warum es mir in Deinem schönen Lande nicht gefällt?“ — Ali drückte lächelnd die Hand seines Freundes und sagte: „Wenn du nach Frankreich zurückkommst, mußt Du den Christinnen Deine Leiden klagen und ihnen sagen, daß nur Deine Treue gegen sie Ursache davon war.“

Seit dieser Unterredung war Leopold in Tribstan und düstre Laune versunken; er ging gern allein am Gestade des Meeres spazieren, und begegnete er zuweilen einem Liebespaar, so kam er nur um so mißlauniger zu Hause. Auf Einmal verschwand jedoch diese Traurigkeit, seine Züge wurden heiterer, und um seine Lippen schwebte wieder ein Lächeln. Ali bemerkte diese Veränderung bald; leicht war es, ihre Ursache zu errathen. Ein weibliches Wesen mußte diese seyn, und so war es auch. „In meinen Jugendträumen“ — sagte Leopold eines Tages zu seinem Freunde — „schuf ich mir ein Feenland, würdig die Wohnung der Schönheit zu seyn, die meine Einbildungskraft mir vorzauberte; dieses Land ist Nebel, und auch die Schönheit habe ich gefunden; es ist ein Engel, eine Hourri! Was ist die ganze übrige Welt gegen Nebel und dieses Mädchen!“

(Fortsetzung folgt.)

E r f i n d u n g .

In England hat ein Mr. Galt jüngsthin eine Maschine erfunden, die er den Klepper oder Hochlandspony nennt, und welche nicht bloß Lahmen, sondern auch jener Klasse von Leuten, die eine sitzende Lebensart führen, als eine Art von Stubenpferd einigen Ersatz für das Reiten gibt. Sie ist eben so elegant als einfach.

Düsseldorf, Montag den 9. Februar 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 6.

Znaira.

Eine afrikanische Novelle, aus dem so eben in Paris erschienenen: „Tunis, Nouvelles africaines, par J. L. Luga“

(Fortsetzung.)

Als Leopold an einem schönen Morgen wie gewöhnlich nach dem Gestade geritten war, schritt er durch die Umfriedung von indischen Feigenbäumen, welche den schönen Marabut von Sidy Mussa umgibt. Er war abgestiegen, um unter dem Schatten der drei Palmbäume, „die drei Brüder“ genannt, zu ruhen, als er hinter sich eine Thür öffnen hörte, und aus einem sehr niederen, fast ganz hinter dicht belaubten Bäumen versteckten Hause ein Mädchen mit ganz unverschleiertem Gesicht, und mit bloßen Armen und Füßen heraustreten sah. Ihre Haare waren mit einem seidnen mit Gold durchwirkten Bande zurückgebunden, und sie selbst mit nichts als einer einfachen, kaum bis an die Knie herabreichenden orangefarbenen Tunika bekleidet. Furchtlos ging sie an ihm vorüber, trat in den Marabut, und kam bald wieder zurück, in jeder Hand eine seidene Fahne haltend, die sie vor der Thüre des Heiligthums aufpflanzte. Es war Freitag, der Festtag der Moslems; an diesem Tage werden die Moscheen, die Thore der Städte und die Marabuts mit Fahnen geschmückt. Leopold, unbeweglich vor Staunen und Bewunderung, hätte gern mit der schönen Bekennerin des Islams gesprochen, allein die Zunge versagte ihm den Dienst. Da die Schöne aber eben im Begriff stand, in das Haus zurückzukehren, so ermannte er sich, und rief ihr nach: „Junges Mädchen, ich habe Durst; möchtest Du mir nicht einen Trunk Wasser reichen?“ — „Ich kann Dir kein anderes als das des Heiligen geben“ — erwiderte sie mit sanfter, etwas zitternder Stimme, und nun ging sie nach der Thüre des Marabuts, schöpfte mit einem Gefäß, das Leopold nicht bemerkt hatte, und reichte ihm von dem Wasser, das die gastfreundlichen Mauren für die Vorübergehenden an die Thüre ihrer Häuser stellen, und das die Reisenden bisweilen auch in den Marabuts finden.

Lebhaft bewegt empfing Leopold die Schale aus den Händen des jungen Mädchens; er hatte jetzt Muße, die Augen, die Stirn und jeden Zug dieses Engelsgesichtes zu betrachten. Er war erstaunt über die Zutraulichkeit der schönen Maurin, die sich ohne Zweifel unter dem Schutze des Heiligen sicher glaubte, und dieser Gedanke stößte ihm Achtung für sie ein. Er wagte weder sich ihr zu nähern, noch ihre Hand zu berühren; da sie sich aber ansah, ihn zu verlassen, sagte er mit zitternder Stimme zu ihr: „Dein Land ist bezaubernd, Alles was es in ihm gibt, muß gefallen, aber ich sah noch nichts, was sich mit Dir vergleichen ließe. Allenthalben hat man mir Sträuße gehoten, aber gern gäbe ich sie alle für eine einfache Blume aus Deinen Händen.“ Indem er so sprach, heftete er seine Augen auf einen Strauß von Jasmin, der sich in Form eines Halbmondes durch ihre Haare schlang und auf die Wange herabhing. Das junge

Mädchen erröthete, schlug ihr großes Auge nieder und sagte, indem sie sich entfernte: „Die Worte der Christen lauten süß, aber es ist uns nicht erlaubt, sie anzuhören.“ Kaum hatte sie, zum großen Schmerz Leopolds, einige Schritte gegen das Haus hin gethan, als auch der Strauß schon auf die Erde fiel. Er stürzte darauf zu, seine heftige Bewegung erschreckte das Mädchen, sie stieß einen Schrei aus, und flog wie ein Vogel davon. An der Thüre wendete sie den Kopf noch einmal, warf einen letzten Blick auf Leopold und verschwand. Unser Freund blieb lange in Träumen versunken stehen, und als er wieder zu sich kam, war ihm, als hätte er eine Erscheinung gehabt. Träumend ging er nach der Stadt, rief alle einzelnen Umstände seines Abentheuers nochmals in sein Gedächtniß zurück, und zerbrach sich den Kopf, wer wohl das junge Mädchen seyn möge, die so einsam unter dem Schutze des Heiligen und seinem Dienste gewidmet lebe.

Am andern Tage warf sich Leopold in maurische Tracht, und als der Abend hereinbrach, ging er nach dem Marabut. Schon schritt er längs der Hecken hinab, die ihn umgaben, als er mit freudiger Bewegung die Töne einer Laute hörte, welche den Gesang des jungen Mädchens begleitete. Er setzte sich hinter der Hecke nieder, bog die Zweige und Blätter aus einander, und sah nun die schöne Maurin im Dämmerlichte, eine Laute im Arm, mit untergeschlagenen Beinen auf der Schwelle des kleinen Hauses sitzen. Ihre Gesänge waren Anfangs nichts als die Ergießungen einer schwärmerischen Seele, aber bald wurde ihre Stimme kräftiger, und sie stimmte eine Romanze an, in welcher ein von Grenada zurückkehrender maurischer Ritter den Fall der Stadt und den Sieg der Christen über die Moslems beklagte.

Die letzten Töne des Gesanges verhallten eben in der milden Abendluft, als der Mond heraufstieg und mit seinem Silberlicht, das sich durch die Blätter stahl, das Gesicht des Mädchens beleuchtete, dessen thranendes Auge auf den Halbmond des Marabuts gerichtet war, der in Feuer zu glänzen schien.

In diesem Augenblicke ließ sich das Geräusch von Tritten hören; das Mädchen horchte auf, die Schritte kamen näher, und rasch sprang sie auf. Ein Maure von hohem Wuchs trat unter den Bäumen hervor: sein Gang war stolz und gemessen, und an seinem großen glänzenden rothen Turban konnte man in ihm einen jener Moslems erkennen, welche die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht haben. „Gott nehme Dich in seinen Schutz, Znaira!“ — sagte der Maure mit feierlichem Ton. — „Ich bin Dein gehorsames Kind“ — entgegnete diese, indem sie ihr Haupt an die Brust des Mauren lehnte, der segnend seine rechte Hand über sein Kind erhob. Die Gegenwart dieses Mannes beunruhigte Leopold, der zwar wohl begriff, daß dies der Vater des jungen Mädchens sey, den jedoch der Ernst in seinen Zügen und etwas Ungewöhnliches, das er in ihnen zu bemerken glaubte, mit Furcht vor der Zukunft erfüllte. „Ich bin müde“ — fuhr der Maure fort — „hast Du die Lampe des Marabuts beschickt, und das Wassergefäß für die Reisen-

den gefüllt?“ — „Nein, mein Vater.“ — „Nun, wohl an, so thue, was Deines Amtes ist.“

Znaïra trat in das Haus, kam aber bald mit einem Gefäß in der Hand zurück, und ging nach dem Marabut. Leopold verfolgte sie mit den Augen, und das täuschende Licht des Mondes zeigte sie ihm in verschiedenen Ansichten, aber immer unter lieblicher, himmlischer Gestalt. Tief bewegt stand er auf, und erwartete das Mädchen an der Thür des Marabuts. Sie trat bald heraus, Leopold fühlte seine Zunge gelähmt, aber die sprechenden Augen der schönen Maurin begegneten den seinigen, die jetzt eben so viel sagten. Erstaunt stand sie still, dann rief sie erschrocken aus: „Er ist's!“ — und wollte fliehen. Leopold ergriff ihre Hand, und hielt sie zurück: „Du hast mich erkannt, schöne Znaïra“ — sagte er; — „er ist es, sprachst Du; o sage mir, kam dieses Wort, das Deinen Lippen entschlüpfte, aus Deinem Herzen? War es die Furcht, die es Dir eingab, oder ein anderes zärtlicheres Gefühl? Wie dem auch sey, so möchte dieses Wort doch fernerhin keine andere Bedeutung haben als: er ist es, der sein Leben tausendmal für mich hingeben würde; der mich bis zur Anbetung liebt, und der um meinetwillen die ganze übrige Welt vergift.“ Leopold drückte bei diesen Worten die Hand des zitternden Mädchens, das mit wogendem Busen und niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. Vielleicht hätte sie ihn mit einem zärtlichen Blick, mit einem sanften Wort erfreut, allein in diesem Augenblick hörte man vom benachbarten Minaret den Ruf erschallen: „Gott ist groß, Gott ist barmherzig, wendet Euch zu Gott!“ — „Christ!“ — sagte jetzt Znaïra, die plötzlich ihre gewöhnliche Ruhe wieder gewonnen hatte — „hörst Du jene Stimme in der Höhe? Sie erinnert mich an Gott und an die Stunde des Gebets.“

Mit diesen Worten zog sie ihre Hand aus der seinigen, und schlüpfte in das Haus. Leopold hätte gern die feierliche Stimme verwünscht, die noch in seinen Ohren tönte, aber er fühlte sich unwillkürlich von Ehrfurcht ergriffen, als nun jene heiligen Worte von allen Minarets in der Runde erschallten. Er hörte in süße Träume versunken den fernher tönenden Stimmen zu, als plötzlich das junge Mädchen auf einem kleinen Thurm des Hauses erschien, das Haupt gegen den Himmel erhob, und mit reiner helltönender Stimme die Worte sprach: „Gott ist groß, Gott ist barmherzig, wendet Euch zu Gott!“ Sie glich einem Engel, der, von Lichtglanz umflossen, eben vom Himmel herabgestiegen und bereit war, sich wieder empor zu schwingen; war es nun Liebe, oder wahrhaft religiöses Gefühl, kurz Leopold sank auf die Knie, als ob er ein Moslem gewesen wäre.

Leopold erzählte seinem Freunde Ali sein Abenteuer mit Worten, die diesen nur allzu sehr erkennen ließen, wie tief die Herzenswunde des jungen Mannes sey. Traurig schüttelte er den Kopf und sagte: „Glaube mir Leopold, daß ich Dich wie einen Bruder liebe, aber eben deshalb beschwöre ich Dich, verzichte auf das Mädchen. Ihr Vater stammt aus einer alten Familie der Mauren von Grenada; er ist der Sohn des Heiligen, der in jenem Marabut begraben liegt, und steht selbst in großer Achtung. Als vor einigen Jahren ein furchtbares Ungewitter über unsere Stadt hereinbrach, und Alles verwüstete, stiegen die Ulema's und alle fromme Männer von Nebel auf die Minarets, um den Himmel anzusehen; allein der Sturm wüthete nur um so heftiger. Auch Hazzuz bestieg seinen Thurm, und kaum hatte er den von Meffa mitgebrachten Turban aufgewickelt, als auch schon der Regen aufhörte, die Wolken sich zerstreuten, und der aufgelöste Turban gleich dem Wimpel auf dem Mast eines Schiffes in den Strahlen der Sonne glänzte. Diesen Turban trägt er, wie Du gesehen hast, noch immer, wenn er die Ebene durchstreift, denn alle acht Tagen geht er zu Fuß von Nebel nach Hammamet, beschwört die Bogen, die Wolken und fleht den Schutz Gottes auf dieses Land herab. Wenn die Beduinen ihn erblicken, verlassen sie ihre Zelte, um seine Kleider zu küssen; d'rum folge mir, einem Freunde, der es redlich meint, und schlage dir das Mädchen aus dem Sinn.“

Leopold fühlte sich von diesen Worten auf das

Schmerzliche ergriffen, denn seine Liebe schien von düstern Wolken umgeben zu seyn. Er sprach von ihr mit Ali, aber eben deshalb war auch die Leidenschaft, die er in sich verschloß, um so heftiger und verzehrender. Er ging noch oft nach dem Marabut, aber er sah das junge Mädchen nicht mehr. Oft begegnete er auf diesen Wegen dem Mauren, der über die Fluren ging, wie Ali es ihm beschrieben hatte. Acht lange Tage war Znaïra seinen Blicken entzogen, und hoffnungslose Liebe nagte sichtlich an seinem Aeußern. Was hätte er nicht darum gegeben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, mit diesen eingefallenen Wangen vor ihr zu erscheinen; allein so oft er auch kam, füllte nicht mehr das Mädchen das Wassergefäß, und zündete die Lampe an, sondern immer der Vater. Leopold harrte mit Ungebuld des Tages, an welchem der Maure seinen gewöhnlichen Weg nach Hammamet antreten würde; dieser Tag erschien endlich, und er sah ihn über die Ebene gehen. Leopold schlich nach dem Marabut, wartete jedoch den ganzen Tag vergebens; er hoffte noch immer auf den Abend, als aber auch dieser verstrich, und die Nacht hereinbrach, als der Mond am Himmel glänzte, die Gebete der Priester von den Minarets herab in die stille Nacht hinaushallten, und um den Minaret noch immer sich nichts regen wollte, da bemächtigte sich eine düstere Verzweiflung unsers jungen Freundes, er warf sich auf die Erde, und fing an zu weinen. „Warum,“ — rief er schmerzlich aus — „verbirgt sie sich vor mir? Hat sie den Marabut verlassen, soll ich sie nie wieder sehen? Nein,“ — rief er plötzlich aufspringend — „sehen muß ich sie wenigstens, es koste, was es wolle!“

Neben dem Hause stand ein Baum, dessen Zweige sich über eine Terrasse hinstreckten, und einen Theil derselben beschatteten. Leopold erstieg diesen Baum, gelangte so auf die Terrasse, und von da in den Hof, der sich in der Mitte des Hauses befand. Er zitterte so heftig, daß seine Füße ihn kaum noch zu tragen vermochten, und er genöthigt war, sich einige Augenblicke auf eine steinerne Bank niederzusetzen. Der Hof war von vier Zimmern umgeben, auf deren offene Thüren seine Augen sich sehnsüchtig hefteten; nur bei einem dieser Zimmer verdeckte ein großer grüner, herabgelassener Vorhang den Eingang. Die Nacht war herrlich, und ringsum herrschte das tiefste Schweigen. Leopold faßte ein Herz, stand auf, und betrat zuerst die drei Zimmer, deren Vorhänge aufgezogen waren. In dem einen derselben fand er männliche Kleidungsstücke und ein Bett; in einem andern Waffen und Fahnen, und in dem dritten einen rings um die Wände herumlaufenden Divan. Jetzt war noch das vierte übrig, welches das zierlichste von allen zu seyn schien. Blumen standen längs der äußern Mauer, zwei Bäume erhoben sich vor der Thüre, und beschatteten den Eingang. Leopold hielt dieses für das Zimmer seiner Znaïra; leise hob er den Vorhang auf, steckte den Kopf durch die Oeffnung, und glaubte eine Laute und ein seidenes Kleid an der Wand hängend, auf dem Bett liegend aber ein junges Mädchen zu erkennen. Seine Sinne verwirren sich, er wagte kaum zu athmen; da sich indes auch nicht das leiseste Geräusch vernehmen ließ, so schlüpfte er in das Zimmer. Jetzt konnte er alle Gegenstände deutlich unterscheiden; die Strahlen des Mondes drangen durch mehrere Oeffnungen ein, und ergossen ihr bleiches Licht über das Zimmer. Znaïra, denn sie war es, ruhte auf einer Art Ottomane; sie war angekleidet, aber ihre Kleidung, die in einer einfachen kurzen Tunika ohne Gürtel bestand, befand sich in der reizendsten Unordnung. Ein Strahl des Mondes fiel dicht neben ihrem Haupte auf die Wand, und das von dieser zurückgeworfene sanfte Licht beleuchtete das Gesicht, den Hals und die bloßen Arme der schönen Maurin. Leopold betrachtete sie mit Entzücken und war bis zu Thränen gerührt. Die Züge der Geliebten schienen ihm verändert, ihr Gesicht bleich; eine Haarlocke, die über den Arm herabhing, auf dem ihr Haupt ruhte, wurde von dem leisen Hauche ihres Mundes bewegt. „Ach,“ — sagte Leopold — „ich verlange ja sonst kein Glück als dieses, Dich zu betrachten, wenn Du schlummerst, und ich bin selig!“

Znaira schien von einem Traum beunruhigt zu werden; ein Rosenschimmer trat auf ihre Wangen, ihr Busen hob sich höher, sie seufzte und ihren Lippen entschlüpfen leise liebliche Worte. Plötzlich setzte sie sich im Bette auf, öffnete die Augen und schien wach zu seyn, obgleich sie noch von ihrem Traume befangen war. Sie sah Leopold neben sich sitzen, sie fühlte sich von seinen Armen umschlungen und blickte ihn halb wachend, halb träumend, zärtlich an. „Znaira,“ — sagte Leopold, indem er sie an sich drückte — „liebst Du mich?“ — „Ja, ich liebe Dich,“ — antwortete sie, an seinen Busen gelehnt. In diesem Augenblick klopfte es dreimal an die Hausthür; erschrocken fuhren die Liebenden auseinander. „Was gibt es?“ — rief Znaira — „welch' ein Geräusch? wo bin ich? wer bist Du? was machst Du hier?“ Mit diesen Worten sprang sie an allen Gliedern zitternd vom Bett auf, und in ihren scheuen Blicken sprach sich Ueberraschung und Furcht aus. — „Znaira,“ — flüsterte Leopold — „beruhige Dich, ich bin es; hast Du mir nicht gesagt, daß Du mich liebst? hast Du mich nicht an dein Herz gedrückt?“ — „Du hier, zu dieser Stunde? und meine Wangen glühen; es war also kein Traum? Großer Gott, so hast Du mich also ganz verlassen?“ — Drei neue Schläge ertönten jetzt an die Thür, von den Worten begleitet: „Ich bin es, Znaira, öffne!“ — „Das ist die Stimme meines Vaters,“ — sagte das zitternde Mädchen — „ich bin verloren!“ — „Dein Vater, Znaira, sprich, was soll ich thun, mein Leben gehört Dir; öffne die Thüre, ich werfe mich zu seinen Füßen, schwöre meinen Glauben ab, und Du wirst meine Gattin. Ich beschwöre Dich, Znaira, zittere nicht; Vaterland, Religion, Alles vergesse ich um Deinetwillen!“ — „Du bist ein Christ! ach dann sind wir verloren! fliehe, fliehe, sonst tödtet er uns!“ — Znaira ließ unsern jungen Freund nicht Zeit zu antworten, sondern führte ihn in eines der Zimmer, welche er schon früher besucht hatte, öffnete dort eine kleine Thüre, schob ihn hinaus, und Leopold befand sich in dem Garten hinter dem Hause. Noch einmal umarmte er hier die Geliebte, und verschwand dann hinter den Bäumen. Znaira fühlte sich bis zum Tode ermattet; nur mit Mühe schleppte sie sich bis zur Thüre, öffnete und ließ den Vater ein, der schon zum drittenmale geklopft hatte. — „Du schließt, liebes Kind,“ — sagte dieser, indem er eintrat — „ich habe Dich aufgeweckt.“ — Sie antwortete nicht, sondern sank ohnmächtig in seine Arme.

Hatzuz liebte seine Tochter zärtlich; seines finstern Aeußern ungeachtet, das er oft annahm, um seinen Einfluß auf den großen Haufen zu befestigen, hatte er doch ein fühlendes Herz. Er trug seine Znaira in das Zimmer, und war emsig um sie beschäftigt, bis sie wieder zu sich kam. Als Znaira die Augen aufschlug, kehrte die Erinnerung an das, was eben vorgegangen war, wieder zurück, und sie würde sich ohne Zweifel verrathen haben, wäre ihre Bewegung nicht zu heftig gewesen. Ihr Herz war beklemmt, und Thränen strömten aus ihren Augen, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, von der Ursache ihrer Betrübniß Rechenschaft zu geben. Der Vater erhielt auf alle seine Fragen keine genügende Antwort, er glaubte daher, seine Tochter sey krank, und flehte den Himmel an, ihr Ruhe und Gesundheit wieder zu schenken. Auch Znaira versuchte zu beten, allein sie hatte kein Vertrauen zu ihrem Gebet, denn ihr Herz war im Widerspruch mit den Worten, die ihr Mund sprach.

Tief bewegt kam Leopold nach Hause. Sein Entschluß stand fest, er wollte ein Moslem werden, um Znaira ehelichen zu können. Nur die Erinnerung an sein Vaterland und seinen alten Vater fiel ihm schmerzlich; Beide wollte er noch einmal sehen, ihnen auf immer Lebewohl sagen, und dann nach Nebel zurückkehren. Eine alte Frau wurde an die Geliebte abgeschickt, um ihr diesen Entschluß mitzutheilen und um eine Zusammenkunft zu bitten. Leopold bat so innig, daß die Gewährung nicht ausblieb; die eilfte Stunde der Nacht wurde zum Stelldichein bestimmt, wo er die Geliebte im Garten finden würde.

Die Nacht war düster und schien dem Unternehmen günstig; der umwölkte Himmel und die Blitze am fernen

Horizont deuteten auf ein nahendes Ungewitter. Znaira lauschte auf einer Bank sitzend, den Kopf in die Hand gestützt, auf die Ankunft des Geliebten. Endlich rauschte es zwischen den Zweigen, und der Erwartete lag zu ihren Füßen. „Znaira,“ — sagte Leopold — „wenn ich so zu Deinen Füßen liege, wird es mir leicht, mein Vaterland zu vergessen. Ich wollte es noch einmal wieder sehen, allein wozu auch. Sprich ein Wort, so schwöre ich morgen schon meinen Glauben ab, und bin Dein!“ — „Mein Freund,“ — erwiderte das Mädchen — „der, der uns beide unter verschiedenen Himmelsstrichen geboren werden ließ, ist diesem Glück entgegen; es ist uns nicht beschieden, es zu genießen. Ich würde mein Glück in Dir finden, aber könntest Du wohl Deinen Vater, Dein Vaterland vergessen?“ — „Mein Vater,“ — sagte Leopold — „liebt mich, und will mein Glück, und mein Vaterland ist da, wo Du bist.“ — „Wohlan denn, so reise, und hast Du, wenn Du zurückkehrst, Deine Znaira nicht vergessen, so bin ich Dein für immer.“

Znaira lächelte, aber dennoch flüsterte ihr eine innere Stimme zu, sie werde den Geliebten nicht wieder sehen. Noch einmal schlossen Beide sich in die Arme, Lippe besetzte sich auf Lippe und ihre Thränen vermischten sich. — „Lebe wohl,“ — sagte Leopold — „ehe zwei Monate vergehen, liege ich zu Deinen Füßen.“ — Das Wiehern eines Pferdes trennte die Liebenden; rasch eilte Leopold dem seiner harrenden Diener entgegen, schwang sich auf sein Roß, und schlug die Straße nach Tunis ein, von wo aus er am andern Tage schon zu Schiffe nach Frankreich gehen wollte.

(Schluß folgt.)

Die Rettung.

Von W. Pitt.

Der im Jahr 1755 nach der freien Reichsstadt Ulm auf Werbung kommandirte Lieutenant von Heyden, von einem preussischen Infanterie-Regiment, hatte einen desertirten Rekruten eingeholt, und zu sich in den Wagen gehoben. Der Bursche saß still und schien sich in sein Schicksal zu finden, gewährte aber kaum einen Trupp Bauern neben der Landstraße, als er, in Hoffnung von denselben erlöst zu werden, aus Leibeskräften um Hülfe rief. Heyden erkannte das Gefährliche seiner Lage; sich nicht lange besinnend, drückte er den Schreier in den Wagen nieder, und stopfte ihm sein Taschentuch in den Mund: ein Experiment, welches jedoch überaus unglücklich ablief, denn es tödtete den Mann, und erfolglos blieb jedes angewandte Mittel, den Ersticken wieder in's Leben zurück zu rufen.

Dieser Vorfall wurde in Ulm bekannt, und der Magistrat ließ den Lieutenant sofort arretiren, ihm als einen Mörder den Prozeß zu machen. Auch war von nichts Geringerem die Rede, als den Unglücklichen zu enthaupten. Aber so weit mochte König Friedrich II. es durchaus nicht kommen lassen, und da alle seine Bemühungen, den Offizier zu retten, fruchtlos blieben, auch seine nachdrücklichsten Vorstellungen von dem trogigen Magistrat abgewiesen wurden, so beschloß er, durch List sich zu verschaffen, was er durch Fürbitte und Drohung nicht hatte erlangen können, und übertrug die Ausführung seiner Idee einem Offizier vom Zietzen'schen Husarenregiment.

Der Letztere hieß von Seelen, und war ein eben so tapferer Mann als schlauer Kopf. Unter einem fremden Namen, und umgeben von zahlreicher Dienerschaft, langte er zu Ulm an, wo er sich fürstlich einrichtete und glänzenden Aufwand machte, so daß die Reichsstädter auf den Gedanken kommen mußten, ein gar sehr vornehmer Herr sey bei ihnen eingekehrt, und trotz ihres reichsbürgerlichen Hochmuths eilten sie, demselben alle nur mögliche Honneurs zu machen. Niemand ahnte, was der Fremde vorhabe, während derselbe sehr listig das erworbene Ansehen benutzte, sich von dem Prozesse des Lieutenant Heyden genau zu unterrichten, und Vorbereitungen zu dessen Befreiung zu treffen.

Heydens Gefängniß war ein hoher Thurm unfern der Donau, und der Hof um denselben durch eine starke Ringmauer bewahrt. Oben an der verschlossenen Kerkthür hielten zwei Soldaten die Wache, zwei andere standen unten an der Treppe, ein fünfter patrouillirte beständig auf dem Hofe, und täglich wurde diese Mannschaft durch eine gleiche Anzahl abgelöst. Sie Alle zu bestechen, das wäre zwar leicht, aber zu unvorsichtig gewesen, und überdieß glaubte Seelen, es sey hinreichend, wenn nur ein einziger Feldwebel der Macht des Goldes erliege. Ein solcher Mann fand sich, und ward sogleich gebraucht, dem Gefangenen Kunde zu geben, und ihm eine Portion Scheidewasser zuzustrecken, damit die eisernen Fenstergitter des Gefängnisses zu bestreichen; auch lieferte der Feldwebel sehr bereitwillig einen Wachsabdruck vom Schlüssel zu der Hauptpforte, wonach Seelen's Diener einen andern heimlich ausarbeiteten. Eine seidene Strickleiter war schon fertig und auf der Donau ein Kahn in Bereitschaft, in welchem Heyden den Fluß hinabgeführt werden sollte, bis zu einem Wäldchen vor der Stadt, wo seiner ein Reisewagen harren würde.

Finster war die Nacht, in welcher Seelen sein Wagniß auszuführen beschloß. Er öffnete behutsam die Hofspforte und schlich unbemerkt unter das Thurmfenster, wo Heyden, mit Herzklopfen den Befreier erwartend, bereits einen Bindfaden herunter gelassen hatte, die Strickleiter aufzuziehen. Jetzt zuckt der Faden, blitzschnell ist die Leiter oben sicher befestigt, das durch Scheidewasser mürbe gewordene Fenstergitter zerbrochen, und Heyden schwingt sich hinaus. Doch in demselben Augenblick ruft eine barsche Stimme: „Wer da?“ — zugleich fällt ein Schuß, und die Kugel schwirrt dicht an Seelen's Kopf vorbei. Dieser, von dem Patrouillier auf dem Hof entdeckt, verliert seine Geistesgegenwart nicht, stürzt dem Soldaten entgegen, schleudert ihn mit Riesenkraft in eine tiefe Cloake, und ehe noch die allarmirte Wache die Treppe herabkommt, haben er und Heyden die Hofthüre glücklich hinter sich. Man eilt den Flüchtigen nach, aber sie springen behende über eine Gartenhecke und sind in dunkler Nacht verschwunden.

Seelen hatte sich schon wochenlang vorher die genaueste Kenntniß von dem Terrain verschafft, und fand jetzt auch sogleich den richtigen Weg nach dem Donauufer. Hier aber fehlte der Rettungskahn, denn Seelen's Diener waren geflohen, als sie den Schuß gehört und glauben mußten, Alles sey verrathen. — Wagen gewinnt! — dachte ihr Herr, und zog den ängstlichen Heyden kühn in die Stadt zurück, obshon darin Alles tumultirte, um Hülfe schrie, namentlich die Soldaten wie unsinnig durch die Straßen rannten. Allein eben dieser Wirwar begünstigte die Flüchtigen; denn weil sie die Oberkleider rasch abwarfen und in bloßen Hemden vorwärts liefen, so hielt man sie für Bürger, welche der allgemeine Allarm plötzlich aus dem Bett geschreckt hatte. Durch eine Hinterthüre schlüpfte Seelen in seine Wohnung, und hier verbarg er seinen Kameraden für's Erste in einen Kleiderschrank.

Vergeblich suchte der Ulmer Magistrat nach dem entflohenen Gefangenen, umsonst durchstöberte man nicht allein das ganze Stadtgebiet, sondern besetzte die Thore, examimirte umständlich jeden Fremden, visirte jeden Wagen auf das Allerstrengste, und forschte sorgfältig in allen Häusern nach. Auch Seelen's Quartier sollte von Senatoren visittirt werden, aber der unerschrockene Mann nahm das so übel, und sprach so entrüstet über die Zumuthung und über Mangel an Respekt — daß jene Herren so beschämt als verblüfft wieder abzogen. Mehrere Tage nachher machte Seelen förmliche Abschiedsvisten, wobei er nicht undeutlich zu verstehen gab, die Unmännlichkeit des Magistrats, der auch seine Wohnung habe durchsuchen wollen, verscheuche ihn aus der Stadt. Dann verschloß er seinen Schützling in einen großen, mit Luftlöchern versehenen Koffer, ließ denselben auf seinen Reisewagen heben, und entfernte sich aus Ulm.

Raum war er fort, als ein junges Mädchen nach dem Rathhause eilte, und verlangte, der Magistrat solle

dem eben abgereisten fremden Herrn nachsetzen lassen, und sich eines seiner Diener bemächtigen, welcher ihr die Ehe versprochen, sich treuloser Weise nun aber aus dem Staube gemacht habe. Die ehrwürdigen Senatoren lächelten, wurden jedoch ernstes Sinnes, als die verlassene Geliebte erzählte, in schwachen Stunden habe der Bräutigam ihr unter Anderm gestanden, sein Herr sey ein verkleideter Husaren-Offizier, der aber zaubern könne, und täglich mit dem unsichtbaren Herrn von Heyden zu Abend speise. Solche Aussage bekam noch mehr Gewicht, als Seelen's bisheriger Wirth vor Gericht erklärte: er habe auf dem Reisewagen des fremden Herrn einen großen Koffer mit Luftlöchern gesehen; und nun fand sich der argwöhnische Magistrat veranlaßt, dem Reisenden auf das Hitzigste nachsetzen zu lassen. Weil dieser jedoch aus Vorsicht von der Landstraße abgelenkt und Nebenwege eingeschlagen hatte, so verloren seine Verfolger die Spur, während er selbst und Heyden glücklich über die Gränze kamen und Potsdam erreichten, wo der König beide Offiziere sehr huldreich aufnahm.

Napoleon und die adelige Dame.

Im Jahre 1809 war ein Oberoffizier der Garde in dem Reichthilde von Wien, nach Schönbrunn zu, bei einer bejahrten adeligen Dame einquartirt, und seine Forderungen überstiegen alle Billigkeit. In einem Augenblicke, als der Ungarwein ohne Zweifel seinen Verstand umnebelte, hatte er die unglückliche Idee, an diese Dame einen Brief in so ausschweifenden und zu gleicher Zeit so beleidigenden Ausdrücken zu schreiben, daß sie glaubte, den Schuß des Generals Andreossy, des Gouverneurs von Wien, in Anspruch nehmen zu müssen, damit er sie von ihrem Gaste befreie. Zur Unterstützung ihrer Bitte legte sie den Brief bei, welchen sie von jenem Offiziere erhalten hatte. Er begann also: „wenn der Marschall Herzog von Dantz, glorreichen Andenkens, bei Ihnen wohnte, meine Gute, würde er Sie edles Prinzesselein nennen.“ Der Rest war des Anfangs würdig, so daß eine in jeder Hinsicht achtungswerthe Dame und zu gleicher Zeit der Marschall Lesebre beleidigt wurde, indem der Offizier sich des Namens des Marschalls gleichsam als Autorität bedient hatte. — Der General Andreossy schickte den Brief nebst dem Schreiben der Dame an den Fürsten von Neuschatel. Beide wurden Napoleon vorgelegt, und dieser schickte dem Offizier den Befehl zu, den nächsten Tag früh bei der Parade sich einzufinden. — Den andern Morgen zur gewohnten Zeit, als die Truppen, um vorbei zu defiliren, in Schlachtordnung im Hofe des Palastes zu Schönbrunn aufgestellt waren, stieg der Kaiser mit dem Grafen von Bubna schnell die große Treppe herab; sein Blick war drohend, er sprach mit Niemand und hielt den Brief des Offiziers in der Hand. „Lassen Sie Herrn . . . kommen!“ rief er dem Fürsten Berthier zu. Herr . . . kam, und Napoleon fragte ihn, indem er ihm ein Papier vorhielt: „haben Sie diesen niederträchtigen Brief geschrieben?“ — „Gnade, Sire,“ stotterte der Offizier, den der Anblick jenes Briefes wie ein Blitzstrahl traf; „Gnade, ich befand mich im Kaufschu und wußte nicht, was ich schrieb.“ — „Glender! . . . Einen meiner Tapfern und zu gleicher Zeit eine würdige Frau zu schmähen, welche schon deshalb zu beklagen ist, daß sie einen Theil des Kriegsunglücks tragen muß! Ich nehme Ihre Entschuldigung nicht an; ich habe nie eine ähnliche angenommen, und werde es auch nie bei einem Offiziere der Garde. Sie haben eine feige Gemeinheit begangen — ich nehme Ihnen den Orden der Ehrenlegion, denn Sie verdienen nicht, dieses ehrenwerthe Zeichen zu tragen. — General“ wandte er sich an Dersenne, „ich beauftrage Sie mit der Ausführung meines Befehls!“ — „Eine alte Frau zu beleidigen!“ sagte er zu dem Grafen, als sie die Treppe wieder hinaufstiegen; „ich achte jede bejahrte Frau, als wäre sie meine Mutter.“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 16. Februar 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 7.

Z n a i r a.

Eine afrikanische Novelle, aus dem so eben in Paris erschienenen: „Tunis, Nouvelles africaines, par J. L. Lukan“

(Schluß.)

Leopold war nicht unbemerkt in maurischer Kleidung um den Marabut herumgeschlichen. Ein Jude hatte ihn gesehen, ein Jude, so niedrig wie Alle dieses Glaubens in diesem Lande, die um eine Karube (tunesische Münze, einen Pfennig an Werth) einem Bettler die Füße küssen würden. Leopold hatte diesen Juden bei Sidy Ahmed gesehen und war ihm verächtlich begegnet. Um sich zu rächen, und vielleicht auch in der Hoffnung, einige Pfaster zu verdienen, hatte sich der Jude auf's Spioniren gelegt. Er sah unsern jungen Freund die Treppe erklettern, als er in jener Nacht die Geliebte in ihrem Zimmer überraschte, und Alles, was er erlauschte, theilte er einem Ulema mit, der den Marabut schon längst um des Ansehens willen haßte, in dem er stand. Der Untergang des jungen Mädchens, das Unglück des Vaters wurde beschloffen. Als Leopold zum letztenmal von der Geliebten Abschied nahm, wurde er von vier auf die Lauer gestellten Moslems belauscht; der Ulema und die Scheriffs von Rebel erhielten sogleich Nachricht, und bezogen sich um zwei Uhr Morgens, von einigen Soldaten begleitet, nach dem Hause des armen Vaters. Auf das Klopfen der Soldaten öffnete Hazzuz, ließ die Ankommenden in den Hof treten und sagte: „Seyd willkommen, was führt Euch in dieser Stunde zu mir?“ — „Ein gotteslästerliches Verbrechen.“ — erwiderte der Ulema — „ist an einem geheiligten Orte begangen worden, er wurde entweiht durch die Liebe einer Bekennerin des Islams und eines Christen.“ — „Fluch ihnen“, — rief Hazzuz aus — „unsere Frömmigkeit allein vermag vielleicht den Zorn Gottes von unserer Stadt zu wenden.“ — „Unsere Gesetze sprechen deutlich,“ — entgegnete der Scheriff — „die Verbrecherin darf das Tageslicht nicht mehr erblicken, sie muß in die Fluthen versenkt werden.“ — „Möge nur kein Sturm“ — nahm Hazzuz das Wort — „ihren Leichnam wieder an unser Gestade werfen, denn der Boden, den er berührt, ist verflucht. Die Gerechtigkeit werde gehandhabt!“ — „Die Gerechtigkeit werde gehandhabt!“ — wiederholten Alle. — „Wohl an denn,“ — sagte jetzt der Scheriff — „so liefere uns Deine Tochter aus, sie ist es, die das Heiligthum entweihte.“ — „Meine Tochter!“ — rief Hazzuz aus. Die Lampe, die er in der Hand trug, warf ihr lehtes Licht auf das bleiche Gesicht des Vaters, denn sie entschlüpfte seinen zitternden Händen und erlosch am Boden. — „Meine Tochter,“ — wiederholte er mit starker Stimme — „Du lügst!“ — „Laß sie kommen,“ — sagten die Moslems — „vielleicht ist sie noch bei ihrem Christen.“ — „Wenn Ihr lügt,“ — rief Hazzuz mit donnernder Stimme — „dann wehe Euch!“ Rasch eilte er dem Zimmer seiner Tochter zu, rief sie, trat zum Bett und fand es leer. Jetzt erinnerte er sich

plötzlich ihrer Traurigkeit, ihrer Thränen und zittert vor dem Gedanken, daß sie vielleicht doch schuldig seyn könne.

Znaira hatte das Geräusch gehört; erschrocken eilte sie aus dem Garten über den Hof, als ihr Vater ihr entgegen trat. „Woher kommst Du?“ — rief Hazzuz mit einer Stimme, in der Schmerz und Wuth sich erkennen ließ, der unbeweglich Stehenden zu. — Es erfolgte keine Antwort, die Arme schien versteinert zu seyn. — „Woher kommst Du!“ — wiederholte Hazzuz mit furchtbarem Ausdruck, indem er näher trat. Znaira stürzte zu seinen Füßen. „Fluche mir nicht, Vater!“ — rief sie, seine Kniee umklammernd. Der Maure richtete ihr unsanft den Kopf in die Höhe und rief: „Rede, woher kommst Du? Antworte diesen da, meine Tochter! sage ihnen, daß sie lügen, denn sie klagen Dich der Entweihung des Heiligthums mit einem Christen an.“ — „Mein Vater, fluche mir nicht,“ — wiederholte das junge Mädchen, indem sie ihre Lippen auf die Füße ihres Vaters drückte. — „Du gestehst also Dein Verbrechen, kriechender Wurm, dem ich den Kopf zertreten sollte!“ — Doch plötzlich schwand jetzt der Zorn und jedes väterliche Gefühl aus dem Herzen des Mauren, indem er in die Worte ausbrach: „Großer Gott, warum hast Du mir nicht eine Tochter gegeben, die Deiner würdig ist? Gott ist groß!“ — „Gott ist groß!“ — wiederholten alle Moslems. — „Meine Tochter gehört mir nicht mehr an,“ — fuhr Hazzuz fort — „ihr Körper gehört der Gerechtigkeit der Menschen, ihre Seele aber der Gerechtigkeit Gottes; nehmt sie hin!“ — Mehrere Arme streckten sich bei diesen Worten aus, um die schon halb Todte zu ergreifen; als sie aber die Berührung der Soldaten fühlte, riß sie sich los und rief mit herzzerreisenden Tönen und ausgestreckten Armen: „Mein Vater! mein Vater!“ Man riß die Arme fort, und der Vater sah mit düsterm Blicke der Tochter nach. „O mein Vater,“ — rief Znaira noch von fern — „umarme mich noch einmal, ehe ich sterbe!“ Das väterliche Gefühl konnte sich bei diesen Worten nicht länger verläugnen; Hazzuz stürzte seiner Tochter nach, Thränen liefen über seine Wangen, und tief bewegt schloß er sein Kind in seine Arme. „Wartet noch einen Augenblick,“ — sagte der Vater — „daß ich sie Euch übergebe, würdig vor Gott zu erscheinen.“ Mit diesen Worten führte er seine Tochter in den kleinen Marabut, und die Thüre schloß sich hinter ihnen. Was dort geschah, ist ein tief verschleiertes Geheimniß der Religion. Ohne Zweifel lagen sie auf den Knieen und beteten. Eine Viertelstunde später öffnete sich die Thüre wieder, und Hazzuz trat mit seiner Tochter an der Hand heraus. Die Soldaten hatten indes Fackeln angezündet, deren grelles Licht die Heraustrretenden beleuchtete, aus deren Zügen eine erhabene Resignation, etwas Uebermenschliches sprach. Hazzuz fluchte seiner Tochter nicht mehr, er weinte nicht mehr. Als Znaira den Soldaten übergeben wurde, beugte sie noch einmal das Knie vor ihrem Vater und sprach: „Segne mich, mein Vater.“ — „Großer Gott!“ — rief Hazzuz mit gen Himmel gerichteten Augen — „Deine Barmherzigkeit ist unendlich, nimm meine Tochter“

ter in Deine Arme. Ich segne Dich, mein Kind, gehe hin im Frieden, Du findest da oben einen Vater, der Dir nicht zürnen wird.“ — Mit diesen Worten hob er seine Tochter auf, schloß sie noch einmal in seine Arme und entfernte sich.

Der Zug trat jetzt aus der Umfriedigung des Marabuts heraus; Znaira war von den Soldaten umgeben, und von dem Ulema und dem Scheriff gefolgt; ein Moslem trug einen Sack und Stricke. Znaira schritt mit gesenktem Haupte und dachte an den, um dessentwillen sie den Tod litt. Durch diese Fluren, sagte sie bei sich, ritt er, mit der Hoffnung im Herzen, mich wieder zu sehen; wie groß wird sein Schmerz seyn, wenn er hört, daß ich todt bin! Noch oft wendete sie sich um, um den Marabut und ihren Vater zu sehen; wäre die Nacht nicht so düster gewesen, so hätte sie den Letzteren erblicken können, wie er traurig dem Zuge folgte.

Endlich hielt er, die Fackeln warfen ihr rothes Licht auf das Meer und eine am Ufer befestigte Barke wurde sichtbar. Der Donner rollte, große Regentropfen fielen herab und der Westwind stürmte heftig, Znaira war bei dem Anblick des Meeres ohnmächtig geworden. Die Fackeln verloschen, das bewußtlose Mädchen wurde auf dem Sande hingeschleift und in die Barke geworfen, drei Männer sprangen nach und stießen, auf die Gefahr, von den Wogen verschlungen zu werden, vom Ufer ab.

In diesem Augenblicke kam der Vater an; sein Entschluß war gefaßt, er wollte sein Kind retten: „Gott verhindere ihren Tod,“ — rief er aus — „haltet ein!“ Ach, es war zu spät; beim Leuchten eines Blitzes konnte man einen Körper in das Wasser fallen sehen. Hazzuz warf sich bei diesem Anblick verzweifelt auf den Sand. Die Barke kam jetzt zurück und konnte nur mit Mühe das Ufer gewinnen; der Sturm tobte mit fürchterlicher Wuth, Alle eilten fort und überließen den unglücklichen Hazzuz seinem Schmerz.

Zwei Araber, deren Zelte unfern stunden, waren Zeugen dieses Schauspiels gewesen, noch hatten sie die Augen auf das Meer geheftet, als sie plötzlich einen weißen Körper auftauchen sahen. Sie rannten nach dem Gestade, hoffend, die Wogen würden ihn ans Land spülen. Als sie anlangten, stieg Hazzuz eben in die Barke und stieß ab; bald verloren sie ihn aus dem Gesichte. Sie harrten lange, sahen aber weder den Körper des Mädchens noch die Barke wieder.

Am andern Tage Abends lag die Brigg Neptun segelfertig auf der Rhede von Tunis; der Anker wurde gehoben, die Segel aufgehißt. Leopold stand auf dem Verdeck, die Augen nach dem Lande gerichtet, wo er zurückließ, was er liebte. Er trieb zur Abfahrt, der Wind war gut und schon rechnete er die Tage aus, die er abwesend seyn würde. Mit Vergnügen hörte er den Wind im Takelwerk sausen, und die Stimmen der Matrosen, die Alles zur Abfahrt in Bereitschaft setzten. In diesem Augenblicke ruderte eine Barke auf die Brigg los. „Halt, Neptun,“ — rief es von weitem — „da ist noch ein Brief, der Eile hat.“ — Die Barke legte an, man nahm den Brief in Empfang und die Brigg stach in See. Der Brief ward Leopold zugestellt, er kam von Sidy Ali. Alles war auf dem Verdecke in Bewegung, Jeder stand auf seinem Posten und das Pfeifen des Schiffers ließ sich hören. Leopold öffnete den Brief, durchlief ihn und stürzte rücklings zu Boden. Im ersten Augenblicke hatte Niemand Acht auf ihn. „Steht doch auf,“ — sagte endlich der Schiffer, der ihn bemerkte — „man könnte Euch treten.“ — Der Arme blieb unbeweglich. — „Kommandant,“ — rief der Schiffer — „dem jungen Mann da ist übel.“ Die Matrosen drängten sich jetzt gutherzig um den Armen und standen ihm bei. Leopold kam wieder zu sich, blickte die Umstehenden traurig an und zeigte auf den Brief, den er in der Hand hielt. „Sie haben sie ertränkt, die Barbaren,“ — rief er unter Strömen von Thränen. Er weigerte sich durchaus in die Kajüte zu gehen; die Nacht war schön, er wollte auf dem Verdecke bleiben, dort konnte er ungestört seinem Schmerz nachhängen. Auf der Brigg wurde nach und nach Alles still, bald hörte man nichts als das An-

schlagen der Wogen an das Schiff, das Flüstern der wachhabenden Matrosen und das Krachen des Steuerruders, das der Steuermann, die Augen auf die von einer Lampe beleuchtete Boussole gerichtet, regierte. Leopold seufzte oft, und dann schwiegen die flüsternden Matrosen aus Ehrfurcht vor seinem Schmerz. Er näherte sich jetzt dem Schiffbrande, seine Augen starrten auf das Meer, ein furchtbarer Gedanke bemächtigte sich seiner. Wenn ihr Körper, dachte er, von den Wogen getrieben, jetzt gegen das Schiff stieße. In diesem Augenblicke glaubte er wirklich einen Körper zu sehen, der ihm folge, ja er glaubte sogar Seufzer zu hören. Vergebens rief er seine Vernunft zu Hülfe, je mehr er seine Sinne schärfte, um so mehr glaubte er sich zu überzeugen, daß ihn kein Trugbild täusche. „Seht da,“ — rief jetzt ein Matrose — „ein Delfin, der uns von weitem folgt, wir werden schönes Wetter haben.“ Das Wetter blieb auch in der That schön bis nach Toulon, wo man nach Verlauf von vier Tagen ankam.

Leopold hat, seit er wieder in Frankreich ist, noch immer nicht aufgehört, um sein Mädchen von Rebel zu trauern. Oft wohl hatte er früher gesagt, daß man mehr als Einmal in seinem Leben lieben könne, jetzt aber überzeugte er sich nur zu sehr, daß er nur Einmal geliebt habe, denn Znaira blieb seine erste und letzte Liebe.

Der Duellant.

Eine wahre Geschichte, aus den Briefen eines Kaufmanns.

Bald nach meiner Ankunft in Amerika riefen mich meine Geschäfte nach Kingstown auf der Insel Jamaica, und obschon ich auch nicht einen einzigen Empfehlungsbrief hatte, so erhielt ich dennoch, nach einigen Tagen schon, Zutritt in den besten Gesellschaften der Stadt. Zu jener Zeit (1817) war in Amerika die liebenswürdigste Gastfreundschaft zu Hause, und so lud mich denn auch eines Tages einer der reichsten Kaufleute der Stadt zum Essen ein. Wir waren 25 Personen am Tische, das Essen köstlich, das Dessert von der feinsten Art, und da noch dabei der Madeira, Bordeaux und Champagner nicht gespart wurde, so konnte es wohl nicht fehlen, daß bald die herzlichste Fröhlichkeit herrschte. Nach dem Dessert ward die Gesundheit des Königs ausgebracht, und als die Damen sich zurückgezogen hatten, gingen die Flaschen im Kreise herum, und man schwaste von diesem und jenem. Endlich fing man auch an zu singen, und als nun der Wirth vorschlug, die Damen wieder zur Gesellschaft zu laden, forderte ein Mitglied der Gesellschaft den Kapitän Stewart auf, ein gälisches Lied zu singen. Unser Wirth stimmte freudig ein, allein der Kapitän, ein Mann von einnehmendem Aeußern, aber etwas melancholisch, erklärte, daß er, obschon ein geborner Hochländer, in Edinburgh erzogen worden und außer aller Verbindung mit Gebirgsbewohnern geblieben sey, mithin die Sprache seiner Väter nur mangelhaft spreche und nicht ein einziges hochländisches Lied kenne. Diese Antwort befriedigte alle Anwesenden, mit Ausnahme des Herrn Heinrich d'Egville, der das Lied in Vorschlag gebracht hatte.

Herr d'Egville war ein vormaliger Kolonist auf St. Domingo, der in Folge der Revolution auf dieser Insel, noch ziemlich jung, eine Zuflucht in Jamaica gesucht hatte. Es war ein Mann, den man auf den ersten Anblick, seiner dichten überhängenden Augenbraunen und seines erloschenen Blickes halber, für einen Fünzfziger gehalten hätte; betrachtete man ihn aber genauer, so ließ sich erkennen, daß er noch nicht über 40 Jahre alt sey. Er war außerordentlich wohl beleibt, und es wahr leicht zu bemerken, daß das Feuer seines Blicks durch Ausschweifungen und nicht in Folge des Alters erlosch.

Egville bestand hartnäckig darauf, daß der Kapitän ein Gebirgslied singen solle, und da alle Bitten des Wirths und einiger Gäste nicht vermochten, den Eigensinnigen zu beschwichtigen, so sprach Stewart mitten

in dem Lärm, den diese unangenehme Unterbrechung des geselligen Vergnügens verursachte, lächelnd einige verschönernde Worte, und erklärte, er besinne sich eben auf ein Lied, das er zum Besten geben wolle. Die Ruhe wurde nun wiewohl nicht ohne Mühe, wieder hergestellt, und der Kapitän, der sein Lied unter dem Titel: die hochländische Dame, ankündigte, stimmte eine Ode von Anakreon an. Die Wirkung, welche diese List hervorbrachte, läßt sich unmöglich beschreiben; die Erziehung, welche Egville und alle jene genossen hatten, die in den Kolonien aufgewachsen waren, beschränkte sich auf die Kenntniß von einer oder zwei neuern Sprachen und auf einige gesellschaftliche Fertigkeiten, mithin konnte die Anakreontische Ode in diesem Kreise um so eher für ein Gebirgslied gelten, als der Wein bereits in den Köpfen der meisten Gäste zu spuken begann. Nur vier oder fünf von ihnen waren mit der edlen Sprache vertraut, in welcher der Barde von Samos sang, und diese begnügten sich zu lächeln. Unter den Anwesenden befand sich noch ein Herr Donald Mac-Phearson, der ebenfalls in den schottischen Hochlanden geboren war, und zwar niemals irgend eine todte Sprache studirt hatte, doch aber gar wohl wußte, daß das Griechische eine ganz andere Mundart sey als die, welche in seinen Gebirgen gesprochen werde. Es wäre schwer, die Gefühle zu schildern, die sich während des Gesanges des Kapitäns in seinen Zügen aussprachen; da er die zierlichen, harmonischen Töne, in denen dieser sang, nicht zu entziffern vermochte, so glaubte er, man wolle ihn zum Besten haben, und war schon nahe daran, gegen den Kapitän, der seine Muttersprache verunglimpft, loszubrechen, als sein Gesicht sich nach und nach aufheiterte, und er über die List des Kapitäns, deren Grund er sich nicht recht zu erklären wußte, herzlich lachte.

Als das vorgebliche Gebirgslied zu Ende war, brach ein enthusiastischer Beifall aus, und vor Allen beiferte sich Egville, seine Zufriedenheit auszudrücken. Laut erklärte er, indem er ein Glas Bordeaux hinabstürzte, das Gälische sey eine eben so biegsame, harmonische Sprache, als das Französische, und bat den Kapitän ihm eine Uebersetzung des Liedes zukommen zu lassen. Dieser übertrug die Ode, so gut es aus dem Stegreif gehen wollte, buchstäblich in's Englische und Egville war von dem Lobe der Schönheit, in einem Gebirgsliede besungen, so entzückt, daß er dem Kapitän, der bei diesen Beweisen von Zufriedenheit ein ironisches Lächeln nicht verbergen konnte, einmal um das andere die Hand drückte.

Der Abend ging ohne weitem Vorfall vorüber, und die Stunde des Abschieds schlug. Da mich mein Heimweg nach der Seeseite hinführte, so begleitete ich den Kapitän Stewart, der sich an Bord des schönen westindischen Schiffs begeben wollte, das er befehligte, und das am andern Morgen nach Europa unter Segel gehen sollte. Unterwegs sprach ich allerlei mit ihm, und wünschte ihm unter andern auch Glück zu dem sünreichen Einfalle, mit welchem er sich der Zudringlichkeit der französischen Kreolen entzogen hatte.

Der Kapitän erzählte mir, daß er bald nach seinem Eintritte in den Dienst seine klassischen Studien fast gänzlich vergessen habe, daß er aber im Jahre 1814 auf eine Signalstation an der westlichen Küste von England kommandirt worden sey, wo er Muße genug gehabt habe, das Vergessene wieder nachzuholen, „und“ — fuhr er fort, — „diese Studien haben mich da, wie Sie sehen, aus einem bösen Handel gezogen, denn Herr Egville ist ein gefährlicher Mensch, er ist ein Duellant von Profession.“ — „Ein Duellant!“ rief ich aus. „Ja mein Herr, ein Duellant, und ein Mensch dieser Art sollte nie in Gesellschaft rechtlicher Leute Zutritt haben. Dabei ist der elende Egville noch mehr als ein Duellant, er ist ein Menehelnmörder, denn so muß man einen Menschen nennen, der es durch unablässige Uebung so weit gebracht hat, daß er das Coeur-As auf 20 Schritte niemals fehlt. Diesem Menschen ist Duell so zur Gewohnheit geworden, daß man ihn in dem Augenblicke, wo er auf seinen Gegner schießt, lachen, scherzen, oder eine Priße Tabak nehmen sieht. Oft hat er sich schon recht toll herausgeputzt, damit die Leute über seinen Anzug lachen sollten, und er dann die, auf die er es abgesehen

hatte, herausfordern konnte. Auf seinem Gewissen lastet das Blut von 20 Opfern.“

Die Erzählung des Kapitäns hatte einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich ihn auch nicht mit Einem Worte unterbrach. „Einige solche Schläger von Profession haben doch zuweilen noch ein Gewissen“ fuhr der Kapitän fort — „diesem Egville aber fehlt es durchaus an menschlichem Gefühle. Man kann von ihm sagen, daß er nur immer nach neuen Opfern umherspäht, und daß ihm nie wohler ist, als wenn er sich seinem Gegner auf 15 Schritte gegenüber befindet. Ist es nicht abscheulich, daß dieser Mensch, der schon so viele wackere Leute umgebracht hat, noch immer auf neue Verbrechen sinnt, während ich — (hier hielt der Kapitän einen Augenblick inne und fuhr dann mit zitternder Stimme fort), — der ich in meiner Jugend das Unglück hatte, Einen Menschen im Duell zu tödten, keine Ruhe mehr habe und stets von dem Schatten des Unglücklichen verfolgt zu seyn glaube. — Und doch war nach unsern Begriffen von Ehre das Recht auf meiner Seite. Einer meiner Schulkameraden, Namens Cameron, hatte im Schauspiele eine Dame beschimpft, ich nahm mich ihrer an, und Cameron hob die Hand gegen mich auf. Ich forderte Genugthuung; das Duell fand am andern Morgen statt, und obgleich ich noch nie ein Pistol abgeseuert hatte, so schoß ich meinen Gegner doch mitten durch die Brust. Mein unglücklicher Freund fiel und hauchte bald seinen letzten Seufzer aus. Das Andenken an diesen traurigen Vorfall verbittert meine Tage, und des Nachts sehe ich den armen Cameron mit der Todeswunde in seiner Brust in meinen Träumen.“

Wir gingen schweigend, unsern Gedanken nachhängend, neben einander fort, bis wir endlich zu der Schuppe kamen, die meinen Gefährten erwartete. Ich wollte hier Abschied nehmen, allein der Kapitän lud mich ein, mit ihm an Bord des Planteur (der Name des Schiffs) zu gehen. Da es den Tag über heftig geregnet hatte und ganze Wolken von Moskitos in der Luft schwärmten, so nahm ich den Vorschlag des wackern Kapitäns, für den ich bereits herzliche Zuneigung empfand, mit Vergnügen an, stieg mit ihm in die Schuppe und befand mich nun binnen wenig Minuten an Bord des Schiffes.

Es war bereits sehr spät, oder besser zu sagen, schon früh am Morgen, denn es hatte eben zwei Uhr geschlagen. Ich warf mich in eine Hängematte und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Am andern Morgen wurde ich von einem Matrosen mit der Nachricht geweckt, daß das Frühstück aufgetragen sey; allein ein heftiges Kopfweh, eine Folge des häufig genossenen Weins, gestattete nicht, daß ich mich mit an den Tisch setzte. Der Kapitän lud mich ein, den Tag über auf dem Schiffe zu bleiben, wo die frische Seeluft mein Uebel bald vertreiben werde. Ich hatte in der Stadt eben keine dringenden Geschäfte und so nahm ich denn den Vorschlag an.

Da der Planteur bereits vollständig geladen war, so hatte der Kapitän nur wenig zu thun; wir brachten also den ganzen Morgen mit Plaudern hin. Stewart war ein höchst liebenswürdiger Mann, und stellte er auch zuweilen seltfame Meinungen auf, so hatten sie doch zum mindesten das Verdienst der Originalität.

„Wer kommt denn da in einem leichten Kahn zu uns herüber geschwommen“ — rief der Kapitän plötzlich aus, indem er durch sein Fernrohr sah. „So wahr mir Gott helfe, es ist der Kapitän Wiltthorpe.“ — „Wer ist dieser Mensch?“ — „Ein Offizier im Dienst der columbischen Republik, und ein würdiger Freund unseres Duellanten. Man sagt von ihm, er habe einst einen Offizier der Republik mit einer in vier Theilen zerschnittenen Kugel erschossen. — Der Zweck dieses Besuches ist leicht zu errathen.“

Der Kahn hatte jetzt am Schiffe angelegt; der Mann, den er trug, fragte, ob sich Kapitän Stewart an Bord befände, und stieg auf bejahende Antwort schnell die Leiter herauf. Wiltthorpe, denn dieser war es, war ein junger Mann von ziemlich weiblichem Aussehen, was er durch einen ungeheuren Backenbart und einen nicht minder beträchtlichen Schnurrbart zu verbergen suchte; er warf den Kopf

zurück und suchte sich ein militärisches Ansehen zu geben. Man hätte ihn für einen gemeinen Soldaten halten können, der sich als Offizier verkleidet hatte.

„Habe ich die Ehre, den Kapitän Stewart vor mir zu sehen?“ — sagte Wiltthorpe, indem er auf uns zuging. „Ja, mein Herr“ — war des Kapitans Antwort, indem er sich leicht verbeugte. „In diesem Fall wünschte ich einige Worte mit Ihnen im Geheim zu sprechen“ — erwiderte Wiltthorpe. „Ich wüßte nicht“ — entgegnete Stewart, — „was für ein Geheimniß es zwischen uns geben könnte, das dieser Herr nicht auch wissen dürfte.“ — „Darf ich fragen, Herr Kapitän“ — sagte Wiltthorpe, indem er auf mich deutete, ob dieser Herr da Ihr Freund ist?“ Er legte auf das letztere Wort einen besondern Nachdruck.

„Dieser Herr hier hat durchaus nichts mit Ihnen zu schaffen, sagen Sie also nur kurz, welches Geschäft Sie zu mir führt.“ Bei diesen Worten warf Wiltthorpe den Kopf noch mehr zurück, zog das Kinn in die Kravatte, nahm eine ernsthafte Miene an, zog langsam eine Brieftasche heraus, und überreichte dem Kapitän ein Billet mit den Worten: „Haben Sie die Güte, mein Herr, dieses hier zu lesen.“ Stewart las die Worte:

„Der Ueberbringer dieses, Kapitän Wiltthorpe, mein Freund, ist mit der Ehrensache zwischen mir und dem Kapitän Stewart beauftragt.

Heinrich Egville.“

„Was soll dieses Billet bedeuten“ — sagte Stewart, nachdem er gelesen hatte — „und was will Herr Egville von mir?“ — „Dieses Schreiben bedeutet, daß mein Freund sich von Ihnen, mein Herr, beleidigt glaubt, weil Sie ihn gestern an der Tafel des Herrn Invoice mit einem vorgeblichen Gebirgsliede zum Besten gehabt haben, weshalb er mich an Sie schickt, um Sie zu bitten, sich morgen an der Bucht hinter dem Iguanafelsen mit Pistolen einzufinden.“ — „Sagen Sie Herrn Egville, daß ich mich nicht einzufinden werde, denn ich habe keine Lust, die Liste derer zu vermehren, die er bereits gemordet hat.“ — „Ich kann unmöglich glauben, daß dieß die ganze Antwort sey, die Sie einem Manne von Ehre geben wollen, den Sie schwer beleidigt haben. Soll ich wirklich meinem Freunde sagen, daß Sie sich weigern, ihm Genugthuung zu geben?“ — „Ich spreche Englisch, und Sie verstehen diese Sprache, mein Herr. Soll ich Herrn Egville vielleicht auf Griechisch oder Schottisch antworten?“ — „Herr Egville wird also das Recht haben, allenthalben zu sagen, daß Sie ihm aus Feigheit Genugthuung versagt haben“ — erwiderte der columbische Offizier verächtlich. „Was Herr Egville von mir denkt, kümmert mich wenig“ — entgegnete Stewart mit der Kaltblütigkeit, die er diese ganze Unterredung hindurch beibehalten hatte. „Herr Egville“ — erwiderte Wiltthorpe, — „wird denken, daß ein Mann, der niedrig genug denkt, ihn zu beschimpfen, ohne ihm Genugthuung zu geben, wie ein Niederträchtiger behandelt zu werden verdiene, und daß er berechtigt sey, Ihnen öffentlich die Züchtigung zu erteilen, die Ihr Betragen verdient.“

Hier stieg dem Kapitän Stewart das Blut ins Gesicht, doch bald hatte er seine frühere Fassung wieder gewonnen, und sagte, indem er Wiltthorpe's stotternde Sprache und sein steifes Benehmen trefflich nachahmte: „Haben Sie die Güte, mein Herr, die Schiffsleiter hinabzusteigen, damit Sie mich der Nothwendigkeit überheben, Sie ins Wasser zu werfen.“ Bei diesen Worten sprangen fünf oder sechs Matrosen auf das Verdeck, und Wiltthorpe stieg, mit einem wüthenden Blick auf den Kapitän, in seinen Kahn und verschwand.

„Ich weiß nicht“ — versetzte Stewart — „wie man mein Benehmen beurtheilen wird, allein da ich schon einmal das Blut eines Nebenmenschen vergossen habe, so verbietet mir mein Gewissen, eine Ausforderung anzunehmen. Ueberdies ist das Leben ein zu kostbares Geschenk des Himmels, als daß ich es leichtsinnig auf's Spiel setzen sollte, um einem Menschen, den ich verachte, Genugthuung zu geben.“ — „Ihr Entschluß“ — entgegnete ich — „macht Ihnen Ehre, allein — “ — „Ich weiß, was Sie sagen wollen,“ — fiel mir Stewart

in's Wort — „Sie wollen mich fragen, was ich thun werde, wenn Egville die Drohung ausführt, die dieser erbärmliche Wiltthorpe austief. Ich trage fünf Narben an meinem Körper, und dieß sind ehrenvolle Zeugnisse der Dienste, die ich meinem Vaterlande geleistet habe. Drei dieser Wunden erhielt ich an Bord der Victoire, in der denkwürdigen Schlacht von Trafalgar, wo Nelson sein ruhmvolles Leben mit der Unsterblichkeit vertauschte; diese Narben sind zu tief, als daß sie die Hand eines elenden Kaufers jemals vernichten könnte.“

Dieser Entschluß war nun allerdings männlich und schön, allein Stewart sollte sein Versprechen nicht halten. Eine Stunde nach dieser Unterredung begab sich mein Freund nach dem Hafen, um noch einige Geschäfte abzumachen, bevor er unter Segel ginge, und ich begleitete ihn. Kaum hatten wir den Fuß an's Land gesetzt, als Egville, den wir nicht gleich bemerkten, uns entgegentrat, den Kapitän Stewart mit der Reitweitsche in's Gesicht schlug, sich auf das bereit stehende Pferd schwang und davon sprengte. Alles dieß ging in Gegenwart mehrerer Personen und in kürzerer Zeit vor sich, als man braucht, um es zu erzählen.

Nie werde ich den Ausdruck auf Stewarts Gesicht in diesem Augenblicke vergessen. Seine Züge waren für gewöhnlich so sanft und regelmäßig schön, daß man sie gar nicht für fähig gehalten hätte, heftige und gehässige Leidenschaften auszudrücken. Allein in diesem Augenblicke waren sie von Zorn und Wuth so sehr entstellt, daß der Mann ganz unkenntlich wurde. Nur mit Mühe gelang es mir, ihn nach meinem nur wenige Schritte entfernten Hause zu führen, oder vielmehr zu schleppen, wo ich ihn auf das dringendste bat, sich zu beruhigen; allein nichts vermochte seine Wuth zu zähmen. Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab, Ausbrüngen des Zorns vor sich hinhinmurmend; plötzlich aber stand er still und brach in die Worte aus: „Ja, es ist beschloffen, mit Aufopferung meines Lebens will ich die Welt von einem Meuchelmörder befreien, und Sie“ — rief er, indem er meine Hand konvulsivisch drückte, — „wollen Sie mein Sekundant seyn?“ Ich gab eine bejahende Antwort, und nun unterrichtete er mich mit seinem gewöhnlichen kalten Blute von seinem gefasteten Entschlusse; Egville sollte fallen, allein auch meines Freundes Untergang war unvermeidlich.

(Schluß folgt.)

Chen in Kolumbia.

„Unter den Mantuanos,“ sagt ein neuerer Reisender, „ist es gewöhnlich, daß ein junger Mensch heirathet, sobald er die Schule verläßt. Seine Verwandten berathen sich zusammen über die Wahl seiner Lebensgefährtin, wobei sie auf Geburt, Rang, Vermögen und Familienverbindungen Rücksicht nehmen. Ist alles mit den Eltern des Mädchens in Ordnung gebracht, so wird es im Alter von 12 Jahren aus dem Kloster genommen, wo es seit dem vierten gelebt und mit einem jungen Mann verheirathet, der wahrscheinlich nicht über sechzehn, häufig aber nicht einmal so alt ist. Nicht selten findet man ein Ehepaar, das zusammen nicht dreißig Jahre zählt; ich kenne eine junge hübsche Dame in Mantuana, welche in ihrem achtzehnten Jahre sieben Kinder am Leben hatte. Eine andere hatte eine Tochter von sechzehn Jahren, die die Schwester ihrer Mutter zu seyn schien, welche nicht älter als sieben und zwanzig Jahre war.“

Vergleichung.

Die Morning Chronicle vergleicht die Tories in dem neuen Parlamente den Erdbeeren um Weihnachten, die in kleinen Körbchen, und den grünen Erbsen um Ostern, die man pr. Duzend verkaufe. Ihre Minorität sey ein forcirtes Produkt, das Resultat großer Kosten und der Kunst, eine Rarität außer der Jahreszeit zu ziehen.

Düsseldorf, Montag den 23. Februar 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 8.

Der Duellant.

Eine wahre Geschichte, aus den Briefen eines Kaufmanns.

(Schluß.)

Der Plan zu dem Duell war so schaudererregend, daß ich mein Versprechen, als Zeuge gegenwärtig zu seyn, zurücknahm. „Wie“ — rief Stewart aus — „wenn ich mich 12 Schritte von meinem Gegner stellen wollte und er sicher wäre, mich nicht zu fehlen, dann hätten Sie eingewilligt, mich zu begleiten, und nun, da die Gefahr nach meinem Plane, für Beide gleich ist, nehmen Sie Ihr Wort zurück? Ich werde mir einen andern Sekundanten suchen, und finde ich Niemand, der mir diesen Dienst erweist, so gehe ich allein.“

Ich befand mich in fürchterlicher Angst; sollte ich einem Duell beiwohnen, bei welchem beide Gegner unvermeidlich fallen mußten, oder konnte ich meinen Freund ganz allein nach einem Orte gehen lassen, wo er der Hinterlist des wegen seines heimtückischen Charakters bekannten Wiltthorpe bloßgestellt war? Nach einigen Augenblicken inneren Kampfes willigte ich endlich ein, durch eine schwache Hoffnung ermuthigt, daß der wackre Kapitän vielleicht doch noch glücklich der Gefahr entgehen könne.

„Ich bin Ihr Sekundant“ — sagte ich entschlossen. Stewart erwiderte nichts, aber er umarmte mich. „Wohl an“ — sprach er mit fester Stimme, — „man muß vier Matrosen herbeirufen lassen, damit sie ein Grab auswerfen, groß genug, um zwei Leichen zu fassen. Haben Sie die Güte, meinen letzten Willen aufzusetzen und meine Befehle an den Lieutenant des Planteur zu überbringen. Vergessen Sie die Stunde nicht, sie ist 6 Uhr, und den Kampfplatz an der Bucht hinter dem Iguanna-Felsen.“ Mit diesen Worten schied er vor mir.

Ich begab mich nun sogleich zu Egville, bei dem ich auf der Stelle vorgelassen wurde. Obgleich es bereits 2 Uhr Nachmittags war, so fand ich ihn doch noch beim Frühstück. Er stand auf, als ich eintrat, und lud mit ein, mitzuhalten. Ich dankte, und erklärte, daß ich mich einem Auftrage des Kapitans Stewart zu ihm komme.

„Willigt er endlich ein, sich mit mir zu schlagen?“ — sagte Egville — „ich erstaune, daß ein Offizier seines Ranges mich dazu nöthigte, ihn zu zwingen, sich wie ein Mann von Ehre zu benehmen.“ — „Sie haben den Zweck meines Besuchs errathen. Sie werden sich also auf dem von Kapitän Wiltthorpe bestimmten Plage einfinden?“ — „Sie können darauf rechnen.“ — „Es bleibt mir also nichts übrig, als Sie mit den Bedingungen des Zweikampfs bekannt zu machen, wie Kapitän Stewart sie festgesetzt hat.“ — „Das ist ganz unnütz; diese Sorge überlasse ich Ihnen und dem Kapitän Wiltthorpe, und füge mich in Alles, was Sie deshalb bestimmen.“ — „Ich bitte um Verzeihung, Wiltthorpe ist ein Mann, mit dem ich in keiner Hinsicht etwas zu thun haben will, und deshalb muß ich darauf bestehen, Sie selbst von den Bedingungen zu unterrichten.“ Ich setzte ihm nun die

Vorbereitungen auseinander, welche Stewart treffen wolle, um sowohl seinen als auch den Fall seines Freundes unvermeidlich zu machen.

„Ich schlage mich“ — erwiderte Egville mit veränderten Zügen — „wie ein Mann von Ehre, aber nicht auf diese Bedingungen.“ — „Und nur auf diese Bedingungen wird mein Freund sich mit Ihnen schlagen. Sie haben es im Pistolenschießen zur Meisterschaft gebracht, der Kapitän Stewart dagegen weiß nicht mit dieser Waffe umzugehen. Er will deshalb, daß die Gefahr auf beiden Seiten gleich sey, und daß sie mit ihrem beiderseitigen Blute die sich wechselseitig zugefügten Beleidigungen sühnen. Wenn Sie sich weigern, so wird Kapitän Stewart sich berechtigt glauben, Sie mit allem nur erdenklichen Schimpf zu überhäufen. Ich bitte, mein Herr, blicken Sie mich nicht so drohend an, sondern geben Sie mir eine Antwort. Ich bin nicht gekommen, Händel zu suchen, sondern nur mit dem Wunsche, daß es Ihnen gefallen möge, die zwar furchtbaren, aber edeln und ehrenvollen Bedingungen meines Freundes anzunehmen.“ Egville schwieg. „Schlagen Sie den Zweikampf aus?“ — fuhr ich fort. „Ich einen Zweikampf ausschlagen? Ich, Heinrich d'Egville von Kap François, einen Zweikampf ausschlagen? Ich werde mich stellen und die Bedingungen des Kapitans annehmen.“ — „Um 6 Uhr hinter dem Iguanna-Felsen.“ — „Um 6 Uhr werde ich erscheinen.“

Ich verbeugte mich und ging. Noch im Hinausgehen hörte ich, wie er seinem Diener befahl, die Pistolen in Stand zu setzen und Wiltthorpe zu rufen, der sich im Billard-Zimmer befand.

Um 6 Uhr fanden wir, Egville, Wiltthorpe, Stewart und ich, uns hinter dem ungeheuren schwarzen Iguanna-Felsen ein. Einige Schritte weiter nach dem Meere zu sah man einen frisch aufgeworfenen Erdhügel und ein Grab, groß genug, um zwei Leichname zu bergen. Die Kämpfenden sollten quer über dem Grabe stehend, jeder den Zipfel eines Schnupstuchs fassend, auf ein gegebenes Signal zu gleicher Zeit abdrücken; der Tod Beider war mithin so gut als gewiß.

Die Sonne glänzte hell; Stewart warf, gleichsam zum letzten Mal, dem leuchtenden Gestirn des Tages einen düstern Blick zu, und seine Lippen bewegten sich, als ob sie ein leises Gebet sprächen, aber doch war seine Haltung fest und entschlossen. Nicht so war es mit Egville; unbeweglich stand er da und schien ganz erstarrt zu seyn. Wiltthorpe und ich luden indes die Pistolen, dann wurde ausgemacht, daß ein Stück Geld in die Höhe geworfen, und nach „Kopf oder Wappen“ bestimmt werden sollte, wer das Signal zum Abdrücken zu geben habe. Wiltthorpe warf einen Dollar in die Höhe, ich rief: „Kopf!“ und da dieser oben zu liegen kam, so war es an mir, das traurige Signal zu geben. Man näherte sich jetzt dem Grabe, Egville und Stewart stellten sich an ihre Plätze, Jeder ergriff einen Zipfel des Schnupstuchs und wir gaben ihnen die Pistolen in die Hände. Es war ein furchtbarer Augenblick.

„Sind Sie bereit, meine Herren?“ — rief ich jetzt.

„Ja“ — antworteten Beide mit faum vernehmlicher Stimme. Meine von Thränen benetzten Augen waren unverwandt auf die Kämpfenden gerichtet. Stewart's Züge blieben fest und ruhig, d'Egville aber war todtenbleich; seine Zähne schlugen hörbar zusammen, und es ließ sich nicht verkennen, welchen Zwang er sich anthat, am gelassen zu scheinen. Ich beilegte mich nicht, das traurige Signal zu geben; Egville's Bewegung wurde immer heftiger, und sein ganzer Körper zitterte wie Espenlaub. Schnupftuch und Pistole ent schlüpften endlich seinen Händen, seine Kniee brachen, die Füße konnten den Körper nicht mehr tragen, er sank und rollte in das Grab hinab.

Heinrich d'Egville, der gefürchtete Schläger, der das Blut von mehr als 20 Opfern vergossen hatte, dem ein Duell das innigste Vergnügen machte, lag jetzt bewußtlos auf dem Boden ausgestreckt, den er so oft mit seinem Verbrechen besudelt hatte, als ob er vom Schläge getroffen wäre. Als Stewart den elenden Zustand seines Feindes sah, sagte er, mit einem Ausdruck voll Adel und Großmuth: „Erbärmliches Geschöpf, Du bist des Mitleids zu sehr bedürftig, als daß Du meinen Zorn reizen könntest!“ — und warf die Pistole weit von sich weg.

Ich zog meinen Freund in das in der Bucht liegende Boot, und wir stießen ab, den elenden Egville der Sorgfalt seines würdigen Freundes überlassend. Zwei Matrosen des Planteur waren Zeuge des Vorfalles gewesen, und als wir an Bord kamen, war bereits Alles von dem Abenteuer unterrichtet.

Die Mannschaft des Planteur, die ihren Kapitän anbetete, empfing ihn mit den Beweisen der ausschweifendsten Freundschaft. Der glückliche Ausgang dieses Duells, der so traurig enden konnte, wurde bald auf allen im Hafen liegenden Schiffen bekannt, deren Mannschaft freudig in das vom Planteur erschallende Jauchzen einstimmt.

Aureliens Held.

Novelle aus dem Kriegeleben, von W. v. Lüdemann.

Für Deutschland war der Tag der Ehre wieder angebrochen. Besiegt in der Völkerschlacht, die das Geschick Europas entschied, wälzten sich die französischen Heeresmassen rückwärts dem Rheine zu, den ihr übermüthiger Fuß, als wäre er keine ewige Völkerscheide mehr, so oft überschritten hatte. Der Zauber war gebrochen, die Völker, von seiner drückenden Schwere plötzlich befreit, griffen wieder zu ihrem natürlichen Rechte. Diesseits des alten Hüters der deutschen Gauen verstummte der französische Uebermuth; zurückgelassene Haufen von Gefangenen und Verwünschungen verrathener Freunde war Alles, was von so vielen Triumpfhügen übrig blieb. — Allmählig lenkten sich die Massen der Sieger vom Main abwärts den Schweizerbergen zu, an denen das Abendroth der europäischen Freiheit nie ganz verglüht war. Es war im Anfang des Winters, und die Frage zwischen dem Krieg, der das begonnene Werk der Befreiung vollenden, und dem Frieden, der den Sieg auf halbem Wege unterbrechen sollte, schwebte noch unentschieden. Es war die Zeit, wo das „Für und Wider“ alter Schmach und neuer Ehre in allen Kreisen lebhaft besprochen wurde, und wo das wiedergeborene deutsche Volk mit Ungeduld seinen Arm, der den Sieg ergreifen gelernt hatte, gehemmt, das glückliche Schwert in die Scheide zurückgedrängt sah, und mit Verlangen das Zeichen erwartete, das diesen verhassten Bann lösen sollte.

Ein Glanz, der im Verbleichen noch die Augen der Fürsten blenden wollte, hielt dieß Zeichen zurück. Niemand ahnete, wie locker das Band sey, das den Eroberer und sein Volk verknüpfte. Eine entschuldbare Scheu warnte vor einem Volkskrieg in Frankreich, und an der Gränze stand der Sieger still und bot gern oder ungeru noch einmal die Friedenshand. — Es war die Zeit der Unterhandlungen, ein Augenblick der Ruhe in dem raschen

Siegeszug der Völker vom Niemen bis zu den hochmüthigen, vom eigenen Stolz verrathenen Seineufnern.

Diese Zeit hatte Verborgenes an das Licht gebracht, hohe Stellungen untergraben, Mächtige gestürzt, Gedemüthigte erhoben, den Gefangenen zum Sieger, den Sieger zum Gefesselten umgewandelt, die Lethargischen begeistert, Entmüthigte mit Lorbeern geschmückt und Alle mit einem neuen Geist belebt. Deutschland hatte sich selbst wiedergefunden, und ein schönes Morgenroth leuchtete seinem schönsten Tage vor. Der Glaube an eine göttliche Nemesis, an dem nur wenige Treue festgehalten hatten, war gerechtfertigt; wiederum war die ewige Gerechtigkeit der Geschichte erkannt und gläubig und vertrauend wandten sich die Völker und die Einzelnen von dem Bilde des gebrochenen Uebermuths, zu dem Auge empor, das über die Völker, wie über die Einzelnen wachte und stets wacht.

Unter denen, die über diese Umgestaltung der Dinge in Sorgen geriethen, war Graf Hochfeld nicht der am wenigsten Besorgte. Neun Jahre waren vergangen, seitdem er aus einer wenig bekannten Stellung in rascher Folge durch alle Beamtenstufen zum Minister empor gestiegen war, man behauptete auf besondern Befehl des französischen Gewalthabers; denn dahin war es mit Deutschland gediehen, daß seine Fürsten den Dienern vertrauen mußten, welche an der Seine gefielen. Diesem Uebermaß von Schmach verdankte Graf Hochfeld Rang, Macht, Ansehen und Einfluß. An seiner Emsigkeit, an seinen häufigen Reisen nach Paris erkannte man nur, theils daß er in mancherlei Intriguen verwickelt, theils daß er dem französischen Hofe ein überaus angenehmer Unterhändler war. Einige erzählten von einer geheimnißvollen Theilnahme an dem unglücklichen Geschick des vielbeklagten Prinzen von Eughien, Andre schrieb seinen Einfluß der Gründung des Rheinbundes zu, für den der Graf allerdings eine nicht geringe Thätigkeit entwickelt hatte; man wußte, daß er mit dem Kaiser in persönlicher Verbindung stand, und daß sein Ansehen im Vaterlande sich hierauf vorzüglich stützte. Erwartet und natürlich war es daher, daß er nach der Völkerschlacht seinen Abschied genommen hatte, aus der Hauptstadt verschwunden, und auf einem seiner Schlösser in der Nähe von Heidelberg bemüht war, einen schnell gewonnenen und schnell verschwundenen Glanz durch die strengste Zurückgezogenheit vergessen zu machen.

Seine Kinder, die schöne Aurelie und Anton, sein neunjähriger Sohn, hatten ihn nach Waldkirch begleitet. Das Schloß lag seitab von dem großen Heerwege, dem die Truppenmassen folgten, und die stille Schönheit des Neckarthales schien mit ihrer Heimlichkeit und Verborgenheit den Absichten des Grafen, welcher vor allen Dingen den Sturm vorüberziehen lassen wollte, wohl zu entsprechen. Kein Ort konnte dazu besser gewählt seyn als Waldkirch, halb verborgen in Nussbaum- und Kastanienwäldern, wie in den Bindungen des reizenden Neckar, geschützt von nur halb zugänglichen Bergen und doch wieder hoch und nahe genug gelegen, um einen trefflichen Beobachtungspunkt für die Ereignisse des Tages abzugeben.

„Hier, mein Kind“ — sprach der Graf zu Aurelien, nachdem die Familie im Spätherbst ihr sicheres Asyl erreicht hatte — „hier wird uns die Ruhe zu Theil werden, deren ich, wie Du, bedürfen. Denn täuscht mich nicht Alles, so gehört meine starke und treue Tochter auch nicht zu denen, die um einer Wolke willen, ihren Glauben an die Sonne aufgeben, in deren Strahl sie erwachsen sind, oder die ihre Ueberzeugungen auf den Ausgang eines Tages setzen. Hier, mein Kind, können mir den Triumph einer Sache ungestört erwarten, der wir, Du weißt es, Alles verdanken, und der wir voreilig nicht heute schon entsagen dürfen.“

„Entsagen?“ — rief Aurelie. — „Nimmermehr! Ich kenne das Wort nicht. Laßt sie doch abfallen die Thoren, welche den Riesen niedergestreckt glauben, weil er sich zur mütterlichen Erde herab bückt, um neue Kraft zu sammeln. Wir bleiben treu. Muß ich ihm nicht treu bleiben, dem Helden, in dessen Bewunderung ich groß geworden bin? Dem Unvergleichlichen, dessen gei-

stiges Uebergewicht auch den Widerspenstigen zu ihm hinüberreißt, der das Schicksal der Welt in der einen Hand, mit der andern den Samen der Freiheit und der Aufklärung austreut, mit seiner Augen Wink der Welt gebietet und sie beseligt, der Berge und Thäler mit der Bewegung seines Fußes, wie die Dämme und Mauern alter Vorurtheile niederwirft, jeden Widerstand durch den Blig seines Geistes bestegt; des einzigen Mannes in dieser Zeit der Entnervung."

"Du hast Recht, mein Kind," — fiel der Graf ein — „der Tag ist nicht zu Ende — er wird wiederkehren. Indeß jetzt ist Nacht."

"Die Sonne wird glänzender wieder emporsteigen, als sie unterging" — fiel Aurelie ein. „Frankreich ist der Mutterchooß des Riesen; er beugt sich zu ihm herab, um neugeboren, strahlender, größer als je, sich daraus hervorzuhoben. Ich bitte Sie, mein Vater — kein Zweifel — kein Zweifel. Ich habe mit Ihrer Vorsicht nichts gemein; wir sind in der Sache einig, aber aus verschiedenen Gründen. Sie theilen meine Ueberzeugung; aber Sie tadeln meine Sprache. Sie sind Diplomat, Staatsmann, ich bin ein Weib — lassen Sie mich sprechen für ihn, den ich liebe, weil ich ihn bewundern muß und für den ich nicht streiten kann! Wäre ich Sie — wäre ich nur Anton — ich würde nicht bloß sprechen."

"Ganz recht, meine Tochter" — sagte der Graf erfreut, aber unruhig. „Allein blicke um Dich — sieh, was uns umringt. Bezwinde Dich, Du kannst mich in Gefahr bringen, Aurelie. Verbirg Deine Ueberzeugung. Der Obrist, wenn er auch ein entfernter Verwandter Deiner Mutter ist, beängstigt mich — und heute erwarten wir die Preußen."

"Mögen sie doch kommen" — rief Aurelie; — „mögen sie mich hören. Was in meiner Seele lebt, verberge ich nicht — ich bin stark, man hat mich dazu erzogen, mir selbst genug zu seyn. Dort im Lande meiner Mutter bin ich einheimisch. Sie hätten mich in meinem lieben St. Cyr lassen sollen, dort, wo ich den Unvergleichlichen bewundern und lieben lernte."

"Es ist nicht anders, mein Kind" — fiel der Graf ein — „Du mußt Dich überwinden. Eine andere Sache trägt jetzt den Sieg davon. — Dein Vater — höre ihn, mein Kind — Dein Vater ist nicht ohne Schuld in den Augen der Verfechter dieser Sache. Ich denke ungern daran — laß Dir genügen, daß er Dinge und Geister zu fürchten hat, die nun schon neun Jahre lang begraben sind. Was damals geschah, geschah wider seinen Willen — bis dahin glaubte er nicht, daß die Verfolgung gehen würde — es ist wahr — aber es ist geschehen — und die Geister stehen nun auf, um uns zu schrecken. Ich bitte Dich, sey vorsichtig, entsage den vertraulichen Gesprächen mit dem Obristen — laß unsre neuen Gäste nicht empfinden, daß sie hier unwillkommen sind. Sie werden vielleicht nicht lange bleiben. Die Zeit wird vorübergehen und Du bist dann wieder frei. Es ist nur der Augenblick, der uns unsre Bestimmung zu verbergen gebietet, und die wahre Treue scheut solche Augenblicke nicht."

Aurelie war von den unruhig gesprochenen Ermahnungen des Vaters überrascht. Das Wort „Schuld" sank schwer auf sie herab. Denn sie selbst war rein und schuldlos. Indeß wußte sie, was der Vater unter seiner Schuld verstand, besser, als er selbst. Sie wußte, daß es nur eine Schwachheit war, die er mit diesem Namen bezeichnete. Aber in dem Nachdenken darüber schwieg sie.

"Laß uns den Obristen nach Kräften vor unsern neuen Gästen verbergen" — sprach der Graf weiter, indem er Aureliens Hand ergriff — „und jetzt gesteh mir — Aurelie — denn die Zeit drängt, gesteh mir, ob Du etwas mehr, als Wohlwollen für ihn fühlst?"

"Wo denken Sie hin, mein Vater" — rief Aurelie. „Der Obrist ist mir gleichgültig. Ich liebe die Sache, den Ruhm, die Fahne, für die er geblutet hat, ich liebe den Helden, den er liebt."

"Wohl!" — sprach der Graf. „Wir haben das Unsrige gethan. Ich habe den Aufenthalt des Schwerverwundeten in meinem Schlosse der Behörde angezeigt, man hat ihm verstattet, seine Herstellung hier abzuwar-

ten, und sich wenig Mühe gegeben, ihn als Gefangenen zu behandeln. Die Ordnonanz im Hofe ist mehr zu seiner Bedienung, als zu seiner Bewachung da. Er hat sein Ehrenwort gegeben, und wird es nicht brechen. Von dieser Seite sind wir ohne Verantwortung. Aber ich bitte Dich —"

Ein Geräusch in der Hausflur unterbrach den Grafen. Es waren Fouriere, welche die Ankunft der erwarteten Gäste meldeten. Aurelie sprang auf und drückte ihr Gesicht an die Scheiben. Ihr Vater verließ das Gemach, um die Offiziere zu empfangen, welche mit ihren Leuten das Cantonnement von Waldkirch bilden sollten.

Das ganze Schloß gerieth in Aufruhr; es war die erste Einquartierung, welche der Sieger hieher schickte. Der Graf bemühte sich, seiner Stimme den Ausdruck des Willkommens zu geben, dem sein Herz widersprach, und er kam damit auch zu Stande.

Der muntre Anton war bereits mitten unter den Kriegern, er hatte sich einem jungen Jäger-Offizier an den Arm gehängt und zerrte ihn zu seinem Vater. —

"Ich heiße Sie willkommen, meine Herren" — sprach der Graf. „Was dieses Haus gewährt, ist zu Ihren Diensten bereit."

"Das wäre zu viel, Herr Graf!" — sprach Franz von Felsch, der junge Offizier, den Anton dem Vater zuführte. „Wir brauchen wenig, und wir sind ja Ihre Landsleute. Die Zeiten sind vorbei, wo der Herr des Hauses der Diener seiner Gäste war. Ich denke, der übermüthige Sieger soll Sie mit seinen Besuchen nicht mehr belästigen."

"Allerdings, wir haben viel gelitten" — sprach der Graf. „Dem Himmel sey Dank — es ist vorbei; mit Ihnen kehrt eine bessere Zeit bei uns ein. Wir vertrauen darauf und sind Ihnen für dies Geschenk zu hohem Dank verpflichtet."

Er selbst führte seine Gäste zu den Zimmern, welche für sie in Bereitschaft gesetzt waren. Eine reichliche und ausgesuchte Bewirthung stand bereit. Man machte sich bequem, war gegenseitig miteinander zufrieden und schied in behaglicher Stimmung von einander.

Der Graf war den ganzen Tag überaus bemüht, seinen Gästen gegenüber den angenehmen Wirth zu machen. Aurelie aber kam nicht zum Vorschein. Bald war Jelder mann in dem geräumigen Gebäude bequem genug eingerichtet, und die jungen Krieger vermiften nichts darin, als — eine schöne Wirthin.

Man forschte der Familie des Grafen nach; allein, man erfuhr nur, daß seine Gemahlin, eine geborne Französin, vor zwei Jahren gestorben, und seine Tochter seit einiger Zeit menschenscheu geworden sey, und ihr Zimmer selten verlasse.

"Wohl!" — sprach der Major, dessen mit Orden gezierte Brust den alten Soldaten verkündete, — „da werden meine jungen Kameraden ihren Komplimentschah wohl für sich behalten müssen. Unserm biedern Wirth gegenüber brauchen wir kein Komplimentirtuch."

"Desto besser" — fiel Hauptmann Spanheim ein. „Wir sammeln für ein andermal!"

"Die Schleiße möchte dann springen" — sagte Franz. „Hu! der Krieg ist doch ein wüßtes Gewerbe. Seit zwei Monaten weiß ich nicht mehr, wie eine Weiberstimme klingt. Und hier auch nicht! Soll man denn Alles verlernen? Nichts als Kanonen und Sieg? Aber Freunde, lebt man denn vom Ruhm? Ich wenigstens, ich brauche mehr; fürwahr, ich schmachte nach irgend einem Abenteuer zarter Art."

"Da siehst man den jungen Musensohn, den Parthegänger des Mars" — rief der alte Major. „Franz, Du bist ein prächtiger Junge; aber Deine verliebten Friedensgrillen mußt Du fahren lassen. Soldat mußt Du bleiben."

"So lange das Vaterland meinen Arm braucht, bin ich" — gab Franz zurück — „und so lange der Thron des neuen Alexander steht, begleitet mich dieser Degen. Mein Abschiedsgesuch ist fertig; ich datire es aus Paris."

"Ho ho" — rief sein Chef — „der Weg ist weit, und Ihr kennt die Champagne nicht!"

„Ein Volk, im Sturm erstanden“ — gab Franz zu rük — „überflutet jeden Damm. In drei Monaten sind wir in Paris, und Jelsch empfiehlt sich seinen lieben Kameraden.“

„Die lange darauf zu warten haben“ — sprach der Major lachend. „Kinder, ich bin ein alter Soldat! Sagt mir, gibt es Schöneres in der Welt, als den Krieg und den Sieg? Dieses Hin und Her, Auf und Ab, das das Leben bewegt und ihm Reiz gibt, diese Fluth von Veränderung, Genuß, Entbehrung, Leid und Ueberwindung, in dem man recht eigentlich erst zum Gefühl des Lebens erwacht — ist das nicht die Blüthe des Daseyns? Geht denn irgend ein anderes Gefühl über die Empfindung, mit der man bei klingendem Spiel, Reiser am Tschako, stolz und groß, durch eine dem Feinde abgenommene Stadt zieht, deren sämtliche Fenster und Thüren von blühschen Gesichtern, halb staunend, halb bangend, angefüllt sind? Ich kenne nichts Schöneres, nichts Erhabeneres, und ich begreife gar nicht, warum die Fürsten vor dem Kriege so zaudern und zagen.“

„Ein gerechter Krieg, wie dieser, ist eine schöne Sache;“ — fiel der Hauptmann Spanheim ein.

„Allerdings“ — sagte Franz — „wenn man nur nicht so über die armen Kornfelder querselbein marschirte! Zertretene Aehren sind mir immer ein Gräul gewesen.“

„Und vollends die Mädchen“ — fiel der Hauptmann ein — „die sich für den kleinsten Schatten eines Helden passioniren, bestände er auch nur in einem klingenden Säbel!“

„Ja, auch sie“ — rief Franz — „arme zertretene Aehren, die der Krieg oft schlimm genug geknickt.“

„Der liebe sentimentale Junge“ — sprach der Major, indem er Franz an sich zog. „Nimm's mir nicht übel, wenn ich Dich zuweilen duge und hänsle. Du bist ein Neuling, man hört's an Deinen „zernickten Hälmen!“ Ein bißchen Gewöhnung, Freund, und Alles ist vorbei.“

„Frieden, ihr Jänker!“ — rief der Hauptmann, indem er eine Flasche öffnete.

„Ja, Frieden“ — sagte Franz, und griff zu seinem Glase. „Er soll leben!“

Es war Abend geworden. Die Fenster des Schlosses fingen an sich zu erhellen. Der Saal, welcher den Offizieren zur Wohnung angewiesen war, ging mit den seinigen nach dem Garten hinaus; ihm gegenüber, im Hintergrunde einer englischen Parthie, erhob sich ein Kiosk, dessen schlanke Form man im Dämmerlicht des Abends unterschied.

„Wer mag dort jenen Tempel bewohnen“ — rief Franz, der das Fenster geöffnet hatte; — „denn bewohnt ist er, mich dünkt, ich sehe ein schwaches Licht darin.“

Die Kameraden traten hinzu. „Still“ — rief der Major — „schleicht da nicht etwas? Aufgeschaut, seht Ihr die hohe dunkle Gestalt, die sich dort am Geländer hindrängt? Geht doch acht! mir dünkt, die kleine Laterne, unter dem Mantel halb verborgen, deutet auf kein gutes Gewissen.“

„Blitz noch einmal!“ — rief Spanheim; — „er öffnet den geheimnißvollen Kiosk. Seht Ihr das Licht an den Fenstern emporksteigen? Jetzt winkt es oben in der Kuppel. Dahinter steckt etwas; laßt uns Licht geben!“

Der Hauptmann brachte seinen kleinen Dollond herbei, und man fing an zu beobachten. Zum deutlichen Erkennen war die Entfernung zu groß und das Licht zu schwach. Aber man sah die dunkle Gestalt sich in dem Zimmer bewegen, ein paar Träger brachten verdeckte Körbe, aus denen allerhand Unerkennbares, das wie Waffen blinkte, herausgenommen und im Zimmer vertheilt ward; Alles ging schleichend und heimlich her. Die Diener verließen den Gartensaal, und man hörte diesen verschließen, indem die große dunkle Gestalt allein darin zurück blieb.

Eine verzeihliche Neugierde hatte die Krieger ergriffen; man schlich in den Garten hinab und drängte sich an den Kiosk; Spanheim bestieg einen Baum — aber Alles umsonst. Man entdeckte nichts, denn das Licht des Kiosk erlosch eben, als man den rechten Punkt für die

Beobachtung gefunden hatte. Dagegen nahm man an einem der höhern Schloß-Fenster, dem Gartenhause gegenüber, durch die nächtliche Dämmerung eine Art von Fahne wahr, deren Bestimmung sofort als ein Signal für den Bewohner des Kiosk gedeutet wurde.

Mit dieser Entdeckung mußten die Freunde sich für heute begnügen, man schob die Fortsetzung des Feldzuges auf Morgen hinaus, da auch über die unsichtbare, und wie es hieß, schöne aber menschenscheue Gräfin nichts weiter zu erfahren war. (Fortsetzung folgt.)

Die feindlichen Brüder.

Ehe wir den Schleier über den furchtbaren Kampf bei Modellin (am 26. März 1809) fallen lassen, erzählt F. K. Riegel in seinem Buche „der siebenjährige Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel vom Jahre 1807 bis 1814.“ mag es willkommen seyn, in einer kurzen Episode eines sonderbaren Spiels des Schicksals oder Zufalls zu gedenken, welches ich selbst für Dichtung halten würde, wenn ich von dessen Wahrheit nicht sehr überzeugt wäre. Prousser, Unteradjutant des zweiten Bataillons Nassau, war, schwer verwundet, in das vorerwähnte Städtchen auf dem Wege nach St. Benito geleitet worden, wo bereits mehrere verwundete Spanier sich befanden. Die Menge, dazu der Mangel an allen Anstalten, veranlaßten, daß diese Bedauernswürdigen, Freund und Feind, durch und neben einander, in dem Corridor, dem Refectorium, den Zellen und Klostersgängen hingelegt und verbunden wurden. Prousser erhielt auf diese Weise durch Zufall, neben einem spanischen Feldwebel, der fünf Wunden hatte, seinen Platz. Durch das unaufhörliche Gewimmer desselben in den folgenden Tagen in seiner Ruhe gestört, verlor er am Ende die Geduld und brach in ein kräftiges Fluchen aus, bald in spanischer, bald in deutscher Sprache. Bis dahin hatte der feindliche Unteroffizier nur immer in spanischen Worten seinen Schmerz geäußert, jetzt aber, da die nachdrucksvollen deutschen Verwünschungen ihm zu arg wurden, erwiderte er sie ebenfalls in dieser Sprache. So entstand ein heftiger Wortwechsel zwischen den beiden Leidenden. — „Wo hast Du spanischer Carracco Dein Deutsch gelernt? fragte endlich der Unteradjutant. — „In Mainz,“ erwiderte der Erstere. — „Aus Mainz bin ich auch gebürtig. Wie heißt Du denn Spitzhube?“ — „Ich nenne mich Prousser!“ antwortete der Spanier. „Was?“ fuhr der Adjutant auf, „so heiße ich auch. Wie hieß denn Dein Vater und was war er?“ — „Mein Vater nannte sich Joseph Prousser und war Schreiblehrer.“ — „Der meinige auch,“ fiel der Adjutant ein, „Du bist auf diese Art vielleicht mein Bruder, und wie nennst Du Dich denn?“ — Ich nenne mich Joseph — wie mein Vater — und wenn Du mein Bruder bist, so muß Dein Name Heinrich seyn.“

Also war es auch. Beide verständigten sich nun näher über ihre Familienangelegenheiten und erkannten sich als Brüder. Der Spanier hatte vor sechszehn Jahren seine Heimath verlassen und sich bei einem, in spanischen Diensten stehenden Schweizerregiment anwerben lassen. Auf Verwendung seines Bruders wurde er jetzt bei einem der Pflanzungsarme des Regiments angestellt, nach der Schlacht von Talavera war er jedoch, des Spionirens verdächtig, verwundet.

In diesen Tagen stürzte sich in Paris ein junges, von ihrem Geliebten verlassenes Mädchen aus einem Fenster der fünften Etage herab auf die Straße; sie fiel, ohne sich zu verletzen, auf einen Maurer, der nur eine wenig gefährliche Quetschung davon trug. Als dieser von dem jungen Mädchen die Ursache ihrer Verzweiflung erfuhr, machte ihr dieser brave Junge den Antrag, sie selbst zu heirathen; sein wunderliches Anerbieten ward angenommen, und bald nachher die Hochzeit gefeiert. Der Maurer kann wohl sagen, daß ihm seine Frau wie ein Dachziegel auf den Kopf gefallen sey.

Düsseldorf, Montag den 2. März 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 9

Aureliens Held.

Novelle aus dem Kriegsleben, von W. v. Lüdemann.

(Fortsetzung.)

Beim ersten Frühstrahl des Morgens standen Franz und Spanheim am Gartenfenster, indes der Major von seinem Lager her, sich über die Neugier seiner jungen Freunde lustig machte, die er theilte.

Die Läden und Jalousien des Klosters blieben lange geschlossen. Endlich öffnete sich die Thür, und die dunkle Gestalt von gestern trat heraus, um sich schnell in den Bosquets hinter dem Gartenhause zu verlieren. Man hatte nur Zeit, einen Mann im blauen Oberrock, den Arm in der Binde, ein Band im Knopfloch, von gerade imponirender Haltung, kurz so viel zu erkennen, als hinreichte, einen verwundeten Krieger zu bezeichnen.

„In's Feld“ — rief Spanheim vom Fenster her; — „das Geheimniß ist reif zur Entdeckung. Das Bild ist im Neg. Laßt uns doch sehen, wen man hier so sorgfältig vor uns verbirgt.“

Mit diesen Worten hatte er selbst und Franz Mantel und Säbel umgenestelt, der Major war in den Kleidern, und wie zum Morgenspaziergang, zu dem der milde Novembertag einzuladen schien, folgte man dem Unbekannten in das Bosquet.

Sein im Laube rauschender Fuß leitete bald auf seine Spur. Man sah ihn einsam und mit zur Erde gesenkter Stirn den verstecktesten Pfaden folgen; matt und trübsinnig schlich er einher, und düstere Gedanken, denen er nachhängen mochte, entzogen ihm die Wahrnehmung dessen, was ihn umgab. Das schöne männliche Antlitz beschatteten Narben und Gram; kurz man sah einen Krieger in ihm, der den Begräbnistag seines Ruhms feierte.

Das Band der Ehrenlegion im Knopfloch verrieth deutlich genug den überwundenen Feind, und Spanheim der diese Farben über Alles haßte, trat ihm daher fest in den Weg.

Der Krieger erstaunte, aber er erschrock nicht. Beim Anblick der Lauscher versuchte er still grüßend einen andern Pfad einzuschlagen. Doch der Major und Spanheim traten ihm so nahe, daß ihm keine schickliche Ausbeugung übrig blieb.

„Darf man fragen“ — redete Spanheim ihn französisch an — „wohin diese einsamen Wege führen? Monsieur scheint ein Genosse des Hauses zu seyn und wir sind hier fremd.“

„Ich weiß nicht“ — entgegnete der Fremde in gebrochenem Deutsch. „Die Herren dürfen ihrem Weg nur folgen, um es zu erfahren.“

„Unser Weg endet hier“ — sagte Spanheim, indem er seinen Säbel zur Erde niederlegte. „Wir sind hier in Kantonnirung und haben die Pflicht, für unser und der Unsern Sicherheit zu wachen. Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?“

„Obriß Kuhlhières“ — sagte der Fremde.

„Kriegsgefangener?“ — fragte der Major.

„Für einen Augenblick!“ — gab der Obriß zurück, und wollte gehen. Allein Spanheim trat ihm von neuem in den Weg.

„Hier ist der Kommandant des Orts“ — sprach er, indem er auf den Major wies — „er verlangt mehr zu wissen.“

„So viel Ihnen gefällig ist, mein Herr“ — sagte der Obriß. „Ich wurde bei Hanau verwundet und bin hier, mit Erlaubniß Ihres Chefs, zur Rekonvaleszenz bis zu meiner Auswechslung.“

„Bis dahin“ — sagte der Major — „muß ich um Ihr Ehrenwort bitten . . .“

„Das ist schon gegeben“ — erwiderte der Obriß, und suchte von neuem auszuweichen.

„Nicht von der Stelle“ — rief Spanheim — „bis man weiß, was den Herrn Obrißten an diesen einsamen Ort fesselt. Die Depots der Gefangenen sind in Frankfurt und Aschaffenburg, so viel ich weiß.“

Röthe des Zorns stieg dem fremden Krieger ins Gesicht, indes bezwang er sich.

„Sie sind zu jung im Dienst, mein Herr“ — sprach er — „um von dem unterrichtet zu seyn, was man verwundeten Gegnern schuldig ist. Ich habe mit Ihrem Chefs zu thun.“

„Denen ich berichten muß“ — fiel der Major festig ein.

„Wie Ihnen beliebt“ — sagte der Andere, und strebte an ihm vorüber zu gehen. Dieser einsylbige Stolz mißfiel. — „Ich dachte, es wäre Zeit zu einer andern Sprache“ — rief Spanheim, und trat auf ihn zu.

„Man sieht, daß Ihnen der Sieg etwas Neues ist“ — gab der Obriß mit Betonung zurück. „Ich trage keinen Degen, mein Herr!“

„So ist hier der meinige“ — fiel Spanheim ein, und der Major zog.

Der Obriß machte eine Bewegung, als wollte er die dargebotene Waffe mit der Linken ergreifen, als Franz zwischen die Erhigten trat.

„Frieden!“ — rief er. — „Keine Beleidigung! Schämt Ihr Euch nicht, Kameraden; seht Ihr den Arm nicht in der Binde? Wollt Ihr mit einem Wehrlosen fechten, und achtet Ihr so den gerechten Schmerz, daß Ihr ihn mit Beleidigung bewirthe? Hinweg, sag' ich — der Angreifer hat es mir mir zu thun!“

Doch Spanheim war zu erhit, um sich sogleich zu besänftigen. „Die Herren können sich nicht an die Rolle des Besiegten gewöhnen, man muß sie ihnen einüben.“ — sagte er. — „Ich fordere Antwort, wer hält Sie hier in diesem Lusthause verborgen?“

Mit einem stolzen Blick wendete der Obriß ihm den Rücken, und setzte seinen Weg fort, indem Franz den Erhigten von seiner Verfolgung zurückhielt.

„Es ist abscheulich,“ — rief er — „sie pochen noch, die Uebermüthigen! Laß mich los, ich will ihm nach, ich will ihn lehren —“

„Nein,“ — rief Franz entschlossen, und hielt den Erzürnten fest. — „Nicht von der Stelle!“ — Der Ma-

jor stimmte seinem Liebling bei und die Verfolgung un-
terblieb, sehr gegen Spanheim's Willen. Man sah den
Obriſt auf einem kleinen Umweg den Kloſt erreichen und
diesen hinter ſich verſchließen. An einem Fenster deſſel-
ben hing ein weißes Tuch, dem Signal am Schloſſe ge-
genüber. Dies verſchwand ſogleich.

Dies Abenteuer erregte Unruhe im Schloſſe. Der
Graf erſchien einige Zeit nachher und erzählte die nähern
Umstände von dem Aufenthalte des Obriſten, den er faſt
demüthig nicht weiter zu beläſtigen bat. Man verſprach
dieſ. Das Geſpräch ging auf andre Gegenstände über,
und endete damit, daß der Graf, als hoffe er damit die
erhitzten Gemüther vollends zu beruhigen, die Anweſen-
heit ſeiner Tochter beim Mittagstiſch verſprach. Man
ſand ſich zur beſtimmten Stunde zuſammen, nicht ohne
eine geſpannte Erwartung von Seiten der jungen Krieger.

Aurelie erſchien im Saal, in dem ihre Schönheit die
der Schönheit gebührende Huldigung fand. Doch ihr
Auge ſuchte den jüngſten der Offiziere. Ein Blick, der
Dank und Achtung ausſprach, ruhte mit ſichtbarem Wohl-
gefallen auf Franz von Feſtel.

Bei Tiſche war er ihr Nachbar; ſie richtete die we-
wigen Worte, die ſie ſprach, excluſiv an ihn.

„Ich bin Ihnen für den Frieden des Hauſes ver-
bunden,“ — ſagte ſie. — „Ich liebe den Ruhm, und
ſehe nicht gern, daß man dem Verdienſt, welcher Art es
auch ſey, zu nahe trete. Ich nenne dieſes Gerechtig-
keit. Ohne den Vorfall von heute Morgen würde ich
Ihre Bekanntschaft für immer entbehrt haben.“

Franz ſand keine Antwort, und als Spanheim dieſe
übernahm, haſtete Aurelien's Blick ſo ſtrafend auf ihn,
daß er ſchnell verſtummt.

„Ich weiß nicht genau, Gräfin, auf welcher Seite
das Uebergewicht des Ruhmes iſt,“ — ſagte der Major
— „aber der Ruhmreichſte ſcheint mir immer der
Beſieger eines Ruhmreichen zu ſeyn.“

„Dann wäre der Adler verächtlich,“ — ſiel Aurelie
lebhaft ein — „der hundert Geiern erliegt.“

Der Graf rückte ungeduldig mit dem Stuhle.

„Der Adler, Gräfin,“ — ſiel Franz ein — „pflegt
ſich über die Wolken zu erheben, wenn er verfolgt wird;
ſein Neſt haſtet nicht an der Erde.“

Aurelie ſah ihn theilnehmend an. „Ganz recht,“ —
ſagte ſie — „aber dem Mann iſt die Erde Alles. Wir
Frauen allein haben das Recht, über der Erde zu woh-
nen, in den reinen Regionen des Ideals.“

„Nicht ſo ſehr,“ — rief der Graf jetzt mit einem
bedeutungsvollen Blick — „als daß Ihr Euch den Be-
dingungen der Welt nicht unterwerfen müßtet!“

„Doch!“ — ſagte Aurelie — „Wir können die
Größe, die gefallene, wie die ſtehende, lieben, unbeküm-
mert darum, was die Erde dazu ſagt. Was wären wir
Frauen auch, wenn wir nicht frei über unſere Liebe ver-
fügen könnten, nicht lieben dürften, wo, wann und wie
es uns gefällt.“

„Die gefallene Größe lieben, iſt edel“ — ſagte Franz.

„Aber nicht immer politiſch und erlaubt,“ — ſiel
Spanheim ein — „und uns mit den Geiern zu ver-
gleichen, iſt mindestens — hart.“

Der Graf gab ihm Recht.

„Ich leugne dieſe Liebe nicht,“ — ſagte Aurelie ent-
ſchloſſen. — „Mein Held iſt der Held des Jahrhunderts,
der die Zeit umgeſchaffen, das Reich alter Vorurtheile
durch das der Ideen verdrängt hat, in deſſen Gefolge
die Aufklärung über die Erde zieht, der Mann endlich,
der als die einzige kräftige Geſtalt in unſern Tagen der
Entnervung die Welt mit ſeinem Kriegsrühm füllt, der die
Sonne iſt, um die wir kreifen, der in den Schlachten
ſiegt, die Intrigue wie eine Wucherpflanze zertritt und
die Erde lehrt, was die vergeſſene Willenskraft und die
verloren gegangene Mannheit eigentlich ſey. Mag die
Welt der Kleinen und der Zwerge ſich doch gegen ihn
verſchwören, mag er unter Nadelſtichen fallen und erlie-
gen, er wird ewig leben und ewig wird ihm meine Liebe
bleiben.“

Auf dieſe begeiſterten Worte folgte eine ſtumme Pauſe.
Alle Blicke richteten ſich ſtaunend und verwundert auf Au-
relien und der Graf ſchob ängſtlich ſeinen Stuhl zurück.

Auch Aurelie ſchwieg, während Franz mit ſtarrem Blick
an ihrem Munde hing.

„Und in der That,“ — hob Aurelie lebhafter an —
„wen ſoll ein ehrliches Mädchen auch lieben in dieſer
Zeit der entarteten Männer, wenn Er es nicht iſt? Iſt
unter allen ſeinen Gegnern auch nur ein Mann, der
Liebe oder auch des Haſſes würdig? Etwa die Fürſten,
Minister und Generale, die zur Schmach des Vaterlan-
des ihm auf halbem Wege mit dem Bekenntniß ihrer Ohn-
macht entgegen kamen? Ich kenne nur eine Frau, die
ſeiner Feindschaft würdig war, ſtolz, unbeugſam, willens-
kräftig und groß im Dulden, wie er im Handeln;
als Fürſtin, als Mutter, als Gattin groß wie er, mit
einem Wort — Ihre Königin, meine Herren!“

Dieſe Worte erhöhten das Erſtaunen der Krieger —
ihr Verſtummen gab Aurelien Zeit fortzufahren.

„Fürwahr, wen ſoll man bewundern und lieben, wenn
wir dieſe Frau nicht bewundern wollen und dieſen Mann,
die beiden einzigen Charaktere unſerer Zeit. Sie ſehen,
meine Herren, ich bin gerecht. Ich beneide Sie um
Ihre Königin. Ihr allein kann ich es verzeihen, meinen
Helden gehaßt zu haben, aber — ſie hätte ihn lieben
ſollen, denk' ich.“

„Das iſt etwas Neues für uns Preußen, Gräfin,“
rief Spanheim lachend, während der Major nach Wor-
ten ſuchte, die ſein Erſtaunen ausdrücken ſollten.

„Ich kann Ihnen das Neue nicht erſparen“ — ent-
gegnete Aurelie — „und ſo erkläre ich denn auch —“

„Genug der Erklärungen,“ — rief der Graf und er-
hob ſich unruhig von ſeinem Sitz.

„Nur dieſe noch, mein Vater,“ — ſprach Aurelie
feſt — „ich erkläre hiermit den Obriſten — auf daß
die Herren es wiſſen — für meinen ganz beſonderen
Schüßling! Ich hoffe dabei auf Ihren Beiſtand,“ —
fuhr ſie aufſtehend zu Franzem gewendet fort. — „Wer
die Ehre eines Andern ſchützt, beweiſet, wie hoch er die
eigene hält — und dieſes macht Sie zu meinem Bundes-
genoſſen.“

Mit dieſen Worten bot ſie Franzem ihre ſchöne Hand.
Er küßte die dargebotene und Aurelie entſchwebte mit
einer leichten Verbeugung aus dem Kreiſe der erſtaun-
ten Männer.

Franz war verzaubert. Aurelie dünkte ihm eine Fee,
eine Göttin. Ihr Ernſt, ihre Kraft, ihre Begeiſterung,
ihre Grazie, ihre Schönheit — jedes ihrer Worte haſtete
in ſeiner Seele wieder. Dies war die Form, dieſes das
Auge, die Seele, die Geſinnung, die er, ſeitdem er zum
Denken erwacht war, ohne es zu wiſſen, überall geſucht
hatte.

Als ſie fort war, träumte er ihren Worten nach.
Der Graf unterhielt die Freunde ängſtlich bemüht, die
Eindrücke zu verwiſchen, welche dieſes ſeltſame Geſpräch
hervorgebracht haben konnte. Er klagte Aurelien an,
er entſchuldigte ſie mit ihrer Erziehung, die ſie in Frank-
reich geſonnen, er geſtand endlich, daß der Obriſt ein
entfernter Verwandter ihrer verſtorbenen Mutter ſey,
und endete damit, daß er über dieſe Liebe zum gefallenem
Helden des Tages leider mit Aurelien in beſtändigem
Streit gelebt habe und noch lebe.

Franz hatte indeß Zeit, ſeiner Träumerei nachzuhän-
gen. Was Aurelie geſagt, hatte ihn zwar keineswegs
überzeugt, allein eben ſein Widerſpruch dagegen, erin-
nerte ihn deſto beſtimmter an ſie. Ihre Begeiſterung
dünkte ihm ehrwürdig, wenn er gleich hoffte, ſie davon
zu befehren und ſchon ſeine Pläne dazu entwarf. Ihr
Bild aber war in das Innerſte ſeiner Seele eingedrungen
und ſtand hier von himmlischem Glanz, ja, vom
Frühroth der reinſten Liebe, von der Glorie der Bewun-
derung umgeben.

Von nun an verwandelte ſich die Natur um ihn her.
Seine Kameraden wurden zunächſt ſeine Gegner, der
Obriſt ſein Freund, denn ſie — hatte ihn ſeiner Ehre
empfohlen; der November ward Mai, das Schloß ein
Feenſitz — er ſelbſt war ein Glücklicher.

Aber liebte ſie denn den Obriſten? Sie hatte er-
klärt, lieben zu wollen, wo und wann es ihr gefiele.
Deutete ſie hiermit auf den gefangenen Krieger? —
Dieſer Zweifel war ein Blitz, der ſeine ganze holde

Schöpfung bedrohte. Er ließ ihm nicht Ruhe — der Zweifel mußte sich lösen.

Den Kameraden gab der Vorzug, den Aurelie ihm bewiesen hatte, Stoff zu herber Reflexion. Dieser Handfuß und der leise Druck, der ihn begleitet haben sollte — für ihn Brand und Gluth, war für sie ein Gegenstand des Spottes oder des Neides; denn schön, reizend, hinreißend mußten auch sie die junge und kühne Amazone finden. „Sie kapert ihn uns weg,“ — spottete der Major, und Spanheim machte seine Bemerkungen über Aurelien's kurze und siegreiche Diverston zu Gunsten des bedrängten Eroberers.

Franz mied nun ihre Gesellschaft. Mit sich selbst im Streit irrte er in den Bergen umher, und suchte sie in den Wäldern von Nusbäumen und Kastanien, die sie bedeckten. Aurelie war nicht anders sichtbar, als bei Tische; der Major und der Hauptmann hatten ihre Plätze neben ihr; Franz saß ihr gegenüber. Sie richtete selten ein Wort an ihn, und wenn es geschah, nie mehr mit der Innigkeit des ersten Tages. Als sey sie ihrer Dankespflicht nun ledig, riß ihre Lebhaftigkeit sie vielmehr oft zu lebendigem Streit mit ihm dahin, während sie den Widerspruch ihrer Nachbarn gleichgültig und geduldig ertrug.

Die Begeisterung hat einen eigenthümlichen Adel in sich; sie gewinnt eben so für den Bewundernden, als für den Bewunderten. Dies erfuhr Franz. Er liebte Aurelien um einer Bewunderung willen, die er tadeln mußte, denn der Gegenstand derselben war der Zerstörer des Familienglücks, der Verderber und Verheerer seines Vaterlandes.

„Wie ist es möglich, Gräfin,“ — rief er einst in ungewöhnlich lebhafter Bewegung — „daß ein edler Geist, wie der Ihre, das Reich und System der Selbstsucht lieben kann, das dieser Mann, wie Keiner vor ihm, aufgerichtet hat? Daß die tausend und aber tausend blutigen Opfer, die Verwüstung der Länder, die Nationen ihrer Fürsten, ihrer Ehre, ihrer Sitte beraubt, das Reich der Gewalt, vom Tajo bis zum Niemen aufgerichtet, der Hohn, der Uebermuth, das Elend, welche die Stützen dieses Reichs waren, Sie nicht über den Gegenstand Ihrer Liebe enttäuscht haben? Wie? Belastet ihn nicht dies schwere Verbrechen, ein ganzes, an sich lebenswürdiges Volk zum Gegenstand des Hasses aller gesitteten Nationen gemacht, jeden Begriff wahrer Ehre, jedes Gefühl der Gerechtigkeit in ihm erstickt, und eine wahnwitzige Vorstellung von Weltherrschaft zu seinem eigenen Verderben dafür in ihm begründet zu haben? Man kann vergessen, was er Jedem von uns insbesondere Leides gethan hat; aber die Schmach der Völker, der Fürsten, des Vaterlandes, die Entwürdigung und das Verderben seines eigenen Volkes, das er auf lange hin um Ruhe und Glück betrogen hat, dieses zu vergessen verbietet uns Menschlichkeit und Ehre. Doch was nenn' ich ein Wort, das für Frauen ein leerer Schall ist! Fühlen Sie an Ihr Herz! Hätten Sie jemals einen jener elenden Züge Gefangene verwundet, nackt, blutend, erbarmungswürdig gesehen, jemals den Brand blühender Städte und die zerstampften Saaten meines Vaterlandes, jemals jene elenden Trümmer der größten Armee, von Hunger und Frost entmenscht und zum Thier herabgewürdigt — ich bin gewiß — Ihr Herz hätte Ihnen etwas Anderes, als Bewunderung eingegeben.“

„Ich finde Sie nicht sehr scharfsinnig, mein Herr,“ erwiderte Aurelie hierauf. — „Wollen Sie den großen Geist verantwortlich machen für die Fehler seiner Gegner? Soll er das verschuldet haben, was die Schuld eines kurzächtigen Widerstandes gegen seine großen Ideen ist? Will er nicht die ganze Welt glücklich, stark, unabhängig von seinem Erbfeind über dem Meere wissen? Ist er nicht der Vorkämpfer Europa's gegen ihn? Bilden Aufklärung, Volksglück, Kunst, Ruhm, Geschmack nicht sein Gefolge?“

„So weit sie ihm dient, ist ihm die Welt werth,“ gab Franz mit Heftigkeit zurück. — „Lieben kann er sie

nicht — lieben kann er nicht einmal sein Volk, weder Frankreich, noch Corsica, noch Italien, seine Familie — nur sich, immer nur sich kann er lieben. Napoleon ist der Egoismus auf dem Thron der Welt, und wer ihn liebt, der kennt die Liebe nicht!“

Dies schneidende Wort machte Aurelien verstummen. Sie wandte sich sichtbar verletzt von ihm ab, und alle Bemühungen des Majors, eine Ausöhnung der Ansichten zwischen seinem Liebling und der schönen Gräfin zu vermitteln, blieben fruchtlos. Aurelie richtete keines ihrer Worte mehr an ihn, und Franz, von seiner eignen Heftigkeit eingeschüchtert, wagte nicht mehr, sie anzusprechen, in der Furcht, aus ihrem Munde zu hören, daß sie ihn verachte und gering schätze.

So verfloßen mehrere Tage, langsam und trübselig für den Jüngling, der die erzürnte Geliebte vergötterte. Ihre Verzeihung zu erbitten, war er zu fest und zu stolz. Was konnte es überdies nützen? Sein Fehler war von der Art, daß er stündlich wieder darin verfallen mußte. Für ihn gab es keine Hoffnung.

„So kam es endlich dahin, daß Aurelie ihn gar nicht mehr wahrzunehmen schien, indeß sie gegen den Major und Spanheim täglich wohlwollender und freundlicher sich zeigte. Selbst ihre Anmuth, ihre Heiterkeit verließ sie, so oft Franz sich ihr näherte; der heitere Scherz, der Alle entzückte, verstummte, sie ward ernst, besangen und einsylbig, so oft er an dem Gespräch Theil zu nehmen pflegte.“

Was litt sein Herz, als er sich diese Beobachtungen nicht mehr ableugnen konnte! Er floh nun die fröhliche Gesellschaft, um in den Bosquets des herbstlichen Parks sich selbst — den er längst verloren hatte — wieder aufzusuchen.

Ueber diesem Suchen verlor er den Weg, aber in den verborgensten Gängen der künstlichen Bildniß fand er den Obristen mit Aurelien im vertraulichen Gespräch. Er wollte ausweichen, aber sobald Kulhières ihn bemerkte, trat er, indeß Aurelie einen andern Pfad einschlug, auf ihn zu.

„Ich nähere mich Ihnen und bitte um Ihre Freundschaft,“ — sprach der würdige Krieger. — „Sie haben mein Vertrauen in einem Augenblick gewonnen, und was ich von Ihnen höre, verstärkt Ihren Sieg. Ich bin ein alter Mann gegen Sie — Sie sind der Feind meines Volkes, aber ein Freund der Ehre. Nehmen Sie meine Hand!“

Franz war überrascht und nahm die Hand des Obristen.

„Männer kennen ihre Pflicht,“ — sprach dieser weiter. — „Glauben Sie nicht, daß dieser Händedruck mir etwas gewähren soll, was gegen diese Pflicht anstößt. Ich selbst bin ihr stets gehorsam gewesen. — Doch von etwas Anderem; wie finden Sie die Gräfin, die mir wohl will, und mit der Sie, wie ich höre, so häufig streiten. Gefällt Sie Ihnen.“

„Sie ist ein Engel,“ — rief Franz — „an Gestalt und Seele.“

„Ein seltenes Mädchen wenigstens,“ — fiel der Obrist ein.

„Und Ihnen verwandt?“ — gab Franz fragend zurück.

„Die Tochter meiner Nichte,“ — sagte der Obrist — „ihre Mutter trug meinen Namen. Verzeihen Sie,“ — fuhr er mit schwer bezwungener Bewegung fort — „ich kann diese Mutter nicht vergessen. Erlauben Sie mir, Ihnen ein andermal davon zu erzählen.“

„Warum nicht jetzt?“ — fragte Franz, indem er seinen Arm in den des Obristen fügte.

Zwei Stunden waren verfloßen, seitdem sie in den Park traten, und Franz vernahm hier die Geschichte einer jugendlichen Liebe, die ihn tief rührte. Das edle, feste und im Opfern starke Gemüth des Obristen nahm seine Neigung gewaltsam gefangen; er ward sein Vertrauter, sein Freund und hörte fast auf, ihn für seinen Nebenbuhler zu achten. Die beiden Männer traten Arm

in Arm aus dem Parke hervor; Franz begleitete den Gefangenen bis an die Thür des Kiosk, und wollte mit einem herzlichen Händedruck Abschied von ihm nehmen, als der neunjährige Anton zu ihm heransprang.

„Wo steckst Du nur, Offizier,“ — rief er — „die Schwester sucht Dich überall. O! Du mußt sie lieb haben, die Schwester — sie hat Dich auch lieb. Aber streiten mußt Du nicht mit ihr; das verträgt sie nicht, da wird sie böse.“

Das Geplauder des Knaben trieb das Blut in die Wangen des Jünglings. Von Kulhières hatte er gehört, daß Aurelie oft von ihm rede, daß sie ihn achte. Jetzt hörte er: Aurelie hat Dich lieb — und er hörte nichts, als dieß Wort. Er nahm den Knaben auf seine beiden Arme und küßte seine blonden Locken, während der Obrist stumm zusah.

Noch war er damit beschäftigt, dem Knaben zu lieblosen, als Aurelie, aufgeregt, wie er sie noch nie gesehen hatte, aus dem Gebüsch trat. Der Obrist ging ihr entgegen und Franz folgte. Ihr Blick sagte ihm schon aus der Ferne her, wie dankbar sie ihm sey, daß er sein Freund geworden.

„So treff ich Sie zusammen,“ — sprach sie — „die ich einzeln suchte. Ich bedarf Ihres Raths, Ihrer Hülfe. Die Zeit ist rasch, sie läßt uns nicht viel Muße, in dem Vorhofe des Vertrauens zu weilen. Nehmen Sie mein ganzes Vertrauen auf einmal, Herr von Felseck,“ — sprach sie — „und ich bitte, verdienen Sie es.“

Bei diesen Worten reichte sie ihm die Hand. Er küßte sie wonnig mit Feuer!

„Was ist's, Gräfin?“ — rief der Obrist überrascht. „Um's Himmels willen helfen Sie mir,“ — fuhr sie fort. — „Mein Vater ist in Gefahr, helfen Sie mir ihn retten.“

„Der Graf?“ — fragte Franz.

„Ihr Vater in Gefahr?“ — rief der Obrist.

„Noch weiß er nichts davon,“ — fuhr Aurelie aufgeregt fort. — „Fort — im Kiosk sollen Sie hören.“

Sie traten ein. Aurelie selbst schloß die Thür. „Ras sen Sie mich's kurz machen,“ — sprach Aurelie. — „Die Zeit drängt, ich bin hülflos, hülflos ohne Sie. Mein Vater ist schwach; aber er ist kein Verräther; ich aber bin gewöhnt, für ihn zu denken und zu handeln. Ein unseliges Ereigniß vor neun Jahren hat ihn tief, sehr tief in die französische Politik verwickelt. Er ist schuldlos an dem letzten Geschick des Prinzen von Engbien; aber der Prinz ward auf einem seiner Güter verhaftet. Dieß wirft den Schein der Schuld auf ihn, und in unsern Tagen tödtet der Schein. Er ist verrathen, angeklagt, eines entsetzlichen Verbrechens beschuldigt in Ihrem Hauptquartier. Der Graf von Artois, eben angekommen, dringt, wie man mir meldet, auf seine Bestrafung. Man wird ihm keine Zeit lassen, sich zu rechtfertigen, die Beweise seiner Unschuld herbeizuschaffen. Er soll verhaftet werden, man wird gegen ihn processiren, ihn verurtheilen, denn die Leidenschaft und der Sieg sitzen zu Gericht über ihn. Ich beschwöre Sie, helfen Sie mir ihn retten!“

„Die Hörer standen lautlos.“

„Wie, wie,“ — rief der Obrist — „was sollen wir thun? Wie ihm helfen?“

„Sie sagten, er sey unschuldig, — Gräfin,“ — fragte Franz ernst und langsam. — „Ist das gewiß?“

„So wahr ich lebe, unschuldig,“ — sprach Aurelie.

„Und Ihnen glaube ich,“ — sprach Franz entschlossen.

„Glauben Sie mir und helfen Sie. Die schleunigste Flucht ist, so weit ich sehe, das einzige Rettungsmittel für meinen Vater.“

„Und sind Sie gewiß, Gräfin,“ — fragte Franz — „daß seine Vertheidigung jetzt keine gerechten Richter antreffen würde?“

„Ich bin gewiß,“ — sagte Aurelie — „man ist darüber einig, ihn dem Grafen von Artois auszuliefern. Urtheilen Sie selbst!“

„So muß er fliehen,“ — sprach Franz — und ich übernehme es seine Flucht zu vermitteln.“

Aurelie sank ihm entgegen.

„O! ich täuschte mich nicht,“ — rief sie, indem sie schnell aus einer Umarmung emporfuhr, welche Franz so gern verlängert hätte. — „Ich täuschte mich nicht in Ihnen!“

„Gräfin, theure Aurelie!“ — rief der Jüngling vom Gefühl bewältigt. — „Sie haben mir vertraut? Ich gelte Ihnen etwas? Ihre Strenge gegen mich war nicht Abneigung, nicht Haß? Wie dank ich Ihnen!“

„Durch Gehorsam!“ — sprach der Obrist, indem er ihre Hände trennte.

Sie standen Aug' in Auge. Aurelie zitterte und Franz war keines Wortes mächtig.

„Wohin soll er fliehen?“ — fragte der Obrist schnell.

Aurelie verlangte nach Frankreich, unter den Fittig des französischen Adlers. Damit war Franz nicht einverstanden.

„Ihr Held, Aurelie!“ — sprach er — „ist der Mann nicht, dem ich die Sicherheit eines theuren Wesens anvertrauen möchte. Er ist die Selbstsucht — vielleicht die Aufklärung, wie Sie behaupten, gewiß — das Gegentheil der Liebe! Fürchten Sie nicht, daß er den Vater aufopfert, ausliefert, wenn er damit auch nur einen Fuß breit Landes, einen Stein in seine Krone gewinnen kann?“

Aurelie bestritt dieß.

„Ist nicht der Ruhm sein Lebensselement?“ — sprach sie. — „Und sind Ehre und Ruhm nicht Brüder, ewig untrennbar? In Frankreich ist er sicher. Wohin soll er sich wenden, wenn nicht zu ihm?“

„Um's Himmels willen!“ — rief der Obrist — „keinen Streit, keinen Wortwechsel! Wie? Ist es jetzt Zeit, dieser Haupttugend der Deutschen zu fröhnen?“

„Wahr, wahr,“ — rief Franz — wozu streite ich auch, während Sie meine Dienste fordern und Ihr Vater in Gefahr ist! Gebieten Sie, was soll geschehen?“

Man ward endlich darüber einig, daß der Graf das Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden zu erreichen suchen sollte, den er kannte, und man berathschlagte nun über die Mittel zu unbemerkter Flucht.

(Fortf. folgt.)

Eigene Art von Selbstmord.

Man liest im Courrier de la Meuse, dem Journal von Bar-le-Duc, vom 20. Februar:

In der Nacht vom 18. d. machte Hr. Pougey, königl. Prokurator zu Verdun, auf eine unbegreifliche Weise seinem Leben ein Ende. Seit einiger Zeit hatten religiöse Ideen, verbunden mit der Trauer über den Tod seiner Frau, ihm den Kopf verrückt und seinen Verstand umnebelt. Nachdem er den Abend mit einer seiner Schwestern, welche seit etwa einem Monat bei ihm war und ihm ihre Sorgfalt widmete, zugebracht hatte, legte er sich schlafen, stand aber gegen 1 Uhr des Morgens wieder auf, zündete in der Küche ein sehr großes Feuer an, legte sich quer über dasselbe und blieb beinahe anderthalb Stunde in dieser Lage. Die Magd, welche mit der Schwester des Hrn. Pougey in demselben Zimmer schlief, wurde durch den Geruch des Rauchs geweckt; sie stand auf, um nachzusehen, woher dieser Rauch komme, und kam durch das Zimmer ihres Herrn. Da sie dort niemand fand, wandte sie sich nach der Küche, und ward, als sie dieselbe öffnete, von dem daraus hervordringenden Rauche fast erstickt. Bei dem Scheine des Feuers sah sie ihren unglücklichen Herrn über dem Feuer liegen und hörte ihn Gebete hersagen; sie rief nach Hülfe, und die Schwester eilte herbei, um Zeugin des scheußlichsten Schauspiels zu seyn: sie sah ihren armen Bruder von den Füßen bis zu den Hüften bis auf die Knochen verbrannt; die beiden Hände, worauf er sich gestützt hatte, waren gleichfalls verbrannt. Der Unglückliche lebte, nachdem er vom Feuer weggenommen worden war, nur noch eine halbe Stunde, und behielt bis zum letzten Athemzuge seine ganze Geistesgegenwart.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 9. März 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 10.

Aureliens Held.

Novelle aus dem Kriegeleben, von W. v. Lüdemann.

(Fortsetzung.)

Indem man noch über die Mittel zur Flucht des Grafen berathschlugte, erschien Anton, der draußen zurück geblieben war, und der, als er die Thüre des Kiosk verschlossen fand, an dem Fenster empor kletterte und die Schwester herbei rief.

„Komm geschwind,“ — rief er — „der Hof ist voll fremder Reiter, die nach dem Papa fragen; komm geschwind, Schwester, und verbiete ihnen doch, nicht so entsetzlich auszufehen!“

Aurelie erschrak einen Augenblick; aber Muth und Geistesgegenwart verließen sie nicht. Franz drängte sich ans Fenster und erkannte an den Helmbüschchen, die über das Gitter schauten, ein Piquet russischer Dragoner, einen höhern Offizier an ihrer Spitze. Sie kamen, den Augenflakten abzuholen.

„Wo ist Ihr Vater, Aurelie?“ — rief er.

„Im Schlosse,“ — war die Antwort — „das er heute nicht verlassen hat.“

„Zu ihm!“ rief er, und ergriff den Arm des Mädchens.

Durch einen Seiteneingang gelangten sie in das Zimmer des Grafen, der in Schreibereien vertieft, von der Gefahr nichts ahnete, die ihn schon so nahe bedrohte. Mit wenigen Worten war er von dem Vorgegangenen unterrichtet. Der Graf war trostlos, rathlos, von ihm war für seine Rettung nichts zu erwarten; aber im Augenblick war er in des Jünglings Mantel und in seinem Casquet gänzlich unkenntlich.

Es fing an Abend zu werden, als Aurelie, Franz und der Obrist ihn durch die verlassenen Gänge des Parks an die hintere Ausgangspforte führten, während der russische Offizier mit dem Major gemächlich über die Mittel berieth, sich des Angeschuldigten ohne Aufsehen zu bemächtigen.

„In der Nacht können Sie Mannheim erreichen,“ — sagte Franz zu dem sprachlosen Flüchtling. — „Von dort wenden Sie sich den Rhein abwärts; in Köln oder Wesel finden Sie den Kronprinzen. Gott wird Sie schützen, meine Ahnung trügt mich nicht, wir sehen uns wieder. Aber nun — fort — fort.“

Aurelie lag in des Vaters Armen. Das starke Mädchen weinte. Der Obrist trieb zur Eile.

„Ich begleitete Sie,“ — sprach er — „bände mich mein Wort nicht an diese Stelle.“

Aurelie riß sich los, der Graf entfloß. Die Berge, die Wälder nahmen ihn in ihren Schutz, und er kannte die Pfade nach Mannheim.

Im Schlosse war indes Lärm geworden. Man durchsuchte die Gemächer des Grafen, man fand ihn nicht; Keller und Böden wurden durchforscht, der Graf war nicht anzutreffen. Man nahm in Ermanglung seiner Person seine Papiere in Beschlag, wandte sich dann zu

dem Garten und gelangte endlich auch zum Kiosk, in dem Franz bemüht war, Aureliens gesunkenen Muth durch Trostgründe der Liebe wieder zu erheben.

Augenblicke wie diese, knüpfen die Bande verwandter Seelen rasch und unauf löslich. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte die starke und stolze Aurelie das Bedürfniß männlichen Beistandes — dieß Gefühl machte, daß sie ganz Weib war. Sie ließ ihre Hand, widerstandslos und hingegeben, in der Gewalt des Jünglings, welcher vor ihr saß und im Anblick ihrer Reize glücklich war. Ohne daß sie es sagten, war der Schwur ewiger Treue gewechselt, und ohne daß er es aussprach, segnete sie der würdige Obrist.

In dieser Lage fanden sie der russische Offizier und der Major. Es wies sich aus, daß der Erstere zugleich Befehl hatte, den gefangenen Obrist nach Heidelberg zu bringen und er kündigte ihm dieß an. Aurelie zuckte schmerzlich, als sie sich nun ganz schutzberaubt — der süßen Gewalt der Liebe preisgegeben erblickte. Doch ihre Seele war zum Erliegen zu stark, und — das Uebermaß des Schmerzes gab ihr plötzlich Kraft und Entschlossenheit zurück.

So beugt sich die Seele unter einem schweren Gewicht des Leides; aber sie schwellt empor unter einem erdrückenden!

Fest und stolz erhob sie sich und nahm von ihrem Schützling Abschied; sie schien jetzt stärker als der erprobte Krieger. Indes folgte dieser dem unwiderstehlichen Befehl und verließ noch in dieser Nacht das gastfreie Schloß.

Aureliens Erklärung, daß ihr Vater das Schloß zu einer Reise nach Baden verlassen habe, mußte geglaubt werden, da ihn Niemand an diesem Tage gesehen hatte. Der russische Offizier ging nicht weiter, als sein Auftrag reichte. Er bedauerte diesen, und Aurelie antwortete gleichgültig. Dann ließ sie sich von dem kleinen Anton, der über diesen Tumult große Freude hatte, in ihre Zimmer führen.

„Leben Sie wohl,“ — flüsterte sie Franz schnell und leise zu. — „Ich werde diese Stunde nie vergessen!“

Franz war verwirrt und sprachlos. Der Major hatte den guten Geist, diese Verwirrung seines Liebings seiner bekannten Leidenschaft für Aurelien zuzuschreiben, über die er mit dem Russen lächelte. Im Innersten mochte ihm klar seyn, daß der Graf sich nicht ohne seinen Beistand gerettet haben konnte.

Die Russen verließen mit ihrem Gefangenen und den Papieren des Grafen Hoffeld das Schloß, in das nach ihrem Abzuge eine ängstliche Ruhe zurückkehrte. Spandheim war abwesend, der Major aber nahm Franz bei Seite.

„Wenn man Jemand so liebt, wie ich Dich, mein Junge,“ — sagte er — „so sollte dieser Jemand auch Vertrauen haben! Ich bin überzeugt, Herr Lieutenant, Sie wissen nichts von der Flucht des Grafen, sonst würden Sie es mir, als Ihrem Vorgesetzten, angezeigt haben. — Indes, mein Freund, gewisse Geheim-

nisse sind nicht gut aufzubewahren. Der Andre vermißt irgend ein Kleidungsstück, einen Hut, Helm oder Mütze, und das Geheimniß kommt gerade zur Unzeit an den Tag. So viel nebenher. — Willst Du mir nicht meinen Mantel abkaufen, Franz; ich habe deren zwei. Nimms nicht übel, daß ich Dich duge —“

Franz sah den alten Krieger staunend an. Dieser öffnete seine Arme und Franz sank an seinen Hals.

„Schon gut“ — sagte dieser — „ich meine nur, — weil es Winter wird und wir eine Campagne vor uns haben. D! die Campagne — Ihr kennt sie nicht, Ihr Keulinge! Frost, Schlacken, Sumpfswege zum Versinken und ein verzweifletes, unbändiges Volk! Wir werden was erfahren, — Freund!“ — Er schwieg, dann fuhr er fort:

„Sind Sie mit der schönen Gräfin einig, Herr von Felseck? Ich hoffe, die schnelle Reise des Herrn Grafen hat das übrige zum rascheren Verständniß beigetragen. Nicht wahr?“

Franz antwortete nicht.

„Donner und Blitz! so sprechen Sie doch, Herr Lieutenant,“ — fuhr der alte Krieger heraus.

„Aurelie ist ein Engel,“ — sagte Franz — „und Ihnen darf ich's ja sagen — sie will mir wohl.“

„So wünsche ich Glück,“ — sagte der Major. — „Ein Soldat wird so nicht aus Dir — also ein Bräutigam. Von diesem Augenblicke an spreche ich mit Ihnen nichts mehr, als von Dienstfachen.“ — Diese Worte sprach der Alte mit einer herzlichen Umarmung.

„Spanheim soll nichts erfahren,“ — fuhr er fort — „verlaß Dich darauf. Auf ihn ist so nicht zu rechnen; aber das sage ich Dir, den Mantel muß Du von mir annehmen.“ — Mit diesen Worten warf er ihm den seinen um.

Wie wenig Ruhe Franz in dieser Nacht fand, kann der Leser sich denken. „Sie liebt dich — sie liebt dich,“ — hauchte, säufelte, lispelte es um ihn her, und er wußte nicht, woher die süßen Stimmen kamen, die seinen Schlummer verschreckten. Der Duft ihrer Gestalt umwehte ihn — ihr Bild, in Morgensonnenschein gekleidet, neigte sich über sein Lager — er sprach zu ihm, es antwortete — süße, holde, wonnige Worte. So sank er spät am Morgen in die Traumwelt hinab. Er sah Aurelien — blutend lag er vor ihr, sie fächelte ihm Kühlung mit ihren blonden Locken zu. Er wollte sich zu ihr emporschwingen, seine Glieder trugen ihn nicht. Da kamen wilde Männer, mit ihnen eine entsetzliche Gluth, sie wollten ihn in den Brand stürzen; aber Aurelie nahm ihn in ihre Arme und schwebte mit ihm auf Engelsflügeln über eine weite, öde und blutrothe Gegend weg. Ueber einer unermesslichen glänzenden Stadt hielt sie still und sank herab, er, in ihren Schooß — da kam Anton, sprang auf ihn zu und weckte ihn mit einem Kuß.

Er schlug die Augen auf und der kleine Anton saß auf seinem Bette.

„Zum dritten Mal nun küsse ich Dich schon,“ — sprach er — „aber Du schläfst so fest und die Schwester hat kein Auge geschlossen.“

„Solcher Knabe,“ — sprach Franz beschämt, der Natur ihren Tribut gezollt zu haben, während sie wachte. — „Wer sendet Dich denn zu mir?“

„Wer anders, als sie!“ — war die Antwort. —

„Hier nimm, dies Blatt schießt sie Dir.“ Franz ergriff das dargebotene Papier. Er riß es auf, sein Herz bebte — der erste Anblick der Schriftzüge der Geliebten ist eine Magie, ein Zauber, ein Liebestrank. Er las:

„Ich bitte Sie, Herr von Felseck, mich nicht wieder zu sehen, damit ich ohne Streit von Ihnen scheiden kann, den ich zu achten gelernt habe. Auch bei meiner Abreise nach Frankfurt, wo ich für den Vater zu wirken denke, und welche heut' Abend um sieben Uhr erfolgen wird, bitte ich Sie, mich zu vermeiden. Mein Dank, meine Erinnerung wird Sie immer begleiten; allein die Nothwendigkeit gebietet, daß Sie sich mit dieser schriftlichen Versicherung genügen. Leben Sie wohl!“

Aurelie.“

Schmerz und Wonne gingen aus diesen Zeilen in Felseck über, wie sie in Schmerz und Wonne geschrieben

waren. Doch die Liebe macht blind und Franz sah nicht, daß in jenen Zeilen das Gegentheil der darin ausgesprochenen Bitte lag. Aurelie aber war zu stolz und sie selbst das Opfer ihres Stolzes.

Er wies den holden und erstauerten Knaben von sich zurück; er gab ihm bittere Grüße an seine Schwester mit auf den Weg. Dann war er in seinen Kleidern.

In wilden Träumen, unglücklich, elend wie die Verbannten, Verfolgten irrte er den Tag über in dem Park, in den Wäldern, in den Bergen umher. Nicht einmal seinen Kuhhieres fand er wieder, um mit ihm von ihr zu reden.

„Ich bin ihr nichts,“ — sprach er zu sich selbst — „ein Schatten, eine Erinnerung, ein Name, ein Klang, ein Nichts mit einem Wort. Ihre Liebe zu dem, der ihr Held ist, ihre Begeisterung allein ist ihr Alles, und mich, der diese Begeisterung nicht theilen kann — mich stößt sie zurück — mich flieht sie! Kaum daß die Trennung des Vaters sie zwingt, mir eine Erinnerung zu bewahren; eine schwache Erinnerung; es ist grausam! — Wohlan! Täuschung — Wahn — Irrsial ist Alles, was wir erleben und sinnen. Auch ich will sie vergessen. Ich will mich selbst wiederfinden, ich will in den Kampf — um sie desto sicherer zu vergessen!“

Mit diesen Worten schlich er in den Hof und nahm seinen Posten an dem Thore, durch welches Aurelie treten mußte, wenn sie das Schloß verließ, denn es war Abend geworden und die Stunde nahe, die sie gemeldet hatte.

So lenkt die Zauberei der Liebe nach ihrem Willen unsre Schritte wider unsern festen, ausgesprochenen Willen! — Er hatte aber noch eine Zeitlang Muse, die angefangenen bittern Betrachtungen über das Nichts der Liebe, des Lebens und der Welt fortzusetzen, ehe der bespakte Reisewagen vorkuhr. Von dem Augenblicke an, wo dieser hielt, hatten alle Betrachtungen ein Ende. Er fühlte bei pochenden Pulsen nichts als einen dumpfen Schmerz über Aureliens Abreise und wie unglücklich er seyn würde, wenn er ihr holdes Antlitz, ihre zarte Gestalt nicht mehr sehen, und ihre Stimme, ihre starke Gesinnung nicht mehr vernehmen würde.

Da hörte er ihre Tritte auf den Stufen der Treppe. Anton und ihr Kammermädchen begleiteten sie, sonst Niemand. Am Wagenschlag hielt ein Diener eine Leuchte.

Aurelie schwebte an ihm vorüber. Sie schien zu zögern und stand einigemal still, wie um sich nach der väterlichen Halle noch einmal umzusehen, die sie so trübe und schuglos verlassen mußte. Endlich war sie dem Wagentritt nahe.

„Mein Shawl!“ — sagte sie zu dem Mädchen. — „Geh', Anna, ich hab ihn vergessen — in der Ecke des Sopha's wirst Du ihn finden!“ Das Mädchen verschwand.

Diesen Augenblick nahm Franz wahr. Er ging nicht, es zog, es trieb ihn gewaltsam hervor aus seinem Versteck; was er that, geschah nicht freiwillig.

„Aurelie!“ — rief er, und faßte die Hand der erschrockenen Gräfin. — „Soll ich Sie so scheiden sehen? Soll mir nichts zurückbleiben, als der Schatten Ihrer Erinnerung? Bleibt Ihnen kein Gefühl als ein widerwärtiges von mir?“

Aureliens Hand zuckte, sie sagte nichts; aber als der Jüngling ihre Hand mit Heftigkeit an seine glühenden Lippen führte, glitt ihr Fuß, sie wankte und lag einen Augenblick lang auf seinem Arm gelehnt, sprachlos.

„Aurelie!“ — rief er noch einmal und ihre Stirnen begegneten sich.

„Ich werde Sie nie vergessen,“ — lispelte Aurelie — niemals!“

„So hassen Sie mich nicht,“ — rief er — „so fliehen Sie mich nicht!“

„Ich liebe, weil ich muß,“ — gab Aurelie zurück — nicht Sie! Nehmen Sie dies — gedenken Sie mein.“

Mehr konnte sie nicht sagen. Das Mädchen erschien mit dem Shawl. Aurelie erhob sich aus seinem Arm in den Wagen. Anton sprang an ihm empor und drückte ihm sein „Adieu“ auf den Mund — und während er starr — staunend — gefühllos — ohne Leben, ohne

Regung dastand, rollte der Wagen, der seine Welt trug, nicht gehört von ihm, zum Schloßthor hinaus.

Bei jedem Scheiden leidet der Zurückbleibende das Schmerzlichste. Franz war ohne Besinnung. Mechanisch hielt er das Medaillon in der Hand fest, das sie hineingelegt hatte. Er stürmte hinaus, er durchirrte Garten und Park von Neuem; er fühlte die scharfe Dezemberluft nicht, die ihm entgegen wehte. Beim Licht einer Laterne im Hofe öffnete er die Hand und erkannte — ihr Bild. Er preßte es an Brust und Lippe, er bedeckte es mit heißen Küßen und barg es an seiner Brust, als ein Geräusch ihn aus seiner Träumerei weckte.

Hauptmann Spanheim kehrte auf schäumendem Ross von Heidelberg zurück, wohin er eine Sendung gehabt hatte. Abgestiegen, traf er auf den Träumer.

„Heiße Kamerad,“ — rief er. — „Freu' Dich! Es geht vorwärts. Ich bringe Marschordre, die Unterhandlungen sind abgebrochen; morgen bricht das Hauptquartier nach Baden auf. Unser Rendezvous ist Lorch. Wir ziehen nach Basel und in acht Tagen sind wir auf französischem Grund und Boden. In Frankreich — denkt Euch nur — in Frankreich!“

Der Major kam auf diese lärmende Verkündigung herbei. Auch er war in Entzücken über Spanheim's Botschaft, der ihm damit um den Hals fiel.

„Wer hätte das gedacht!“ — rief der Hauptmann. — „In Frankreich — O! — ich sage Euch, dort soll ein Leben anfangen!“

Der Major kam auf seine Warnungen von der Champagne zurück, die er allein kennen gelernt hatte; aber Spanheim überschrie ihn und behauptete, daß der Rheinübergang der glücklichste Tag seines Lebens und gleichbedeutend mit dem Einzuge in Paris sey.

Franz empfand bei dem Allen kaum etwas. Vorher hatte auch er den Abbruch der Unterhandlungen, den Marsch, den Krieg mit einem Wort, eifrig gewünscht. Vorher hatte auch er sich selbst versprochen, in Frankreich den Sieger fühlen zu lassen, und einige Vergeltung für sein mißhandeltes Vaterland, für sein zerstörtes Familienglück zu üben. Jetzt war von diesen Wünschen nichts mehr bei ihm übrig. Die Wimpel und Fahnen seiner Seele wiesen nach Frankfurt und sein Fuß sollte das weite Reich des Feindes durchhirschen. Wo war ein Ende, wo ein Friede, ein Schluß — eine Wiedervereinigung mit ihr vor auszusehen, die seine Seele beherrschte, und die eben dies Reich liebte, das er zu bezwingen, zu durchhirschen, zu verwüsten vielleicht berufen war! Er gab seine alten Entschlüsse auf, und war geneigt, dem Major beizustimmen, welcher ziemlich kleinlaut behauptete, nun erst werde der wahre Krieg, seine Last und Hitze beginnen.

Diesmal war Spanheim jedoch der Scharfsichtigste von Allen. Er leugnete zwar nicht, daß der in seiner Höhle angegriffene Löwe, der Adler auf seinem Horste sich mit Griffen, Flügelschlag und Schnabel tapfer vertheidigen werde; allein mit einem Scharfblick, der nicht immer dem Weisesten, wohl aber stets dem Unbefangenen und Leidenschaftslosesten zu Gebote steht, behauptete er: „sein Reich sey ohne eigentlichen Anhang im Volk, nachdem der Zauber der Kriegs-Glorie einmal gebrochen sey. Den Soldaten, den glücklichen Feldherrn, den Sieger lieben die Franzosen in ihm, nimmermehr den Fürsten, den Berwegenen, der den Feind in das schöne Reich geführt hat; denn Ihr sollt es sehen, den wird dieß leichtfertige Volk schnell fallen lassen!“

Man leerte die letzten Flaschen, zum letzten Nachtlager, zum letzten Siegestoast; man nahm von dem wirthlichen, aber nun verlassenen Schlosse einen feierlichen Abschied, und als das erste Morgenroth die im Hofe versammelten Leute beschien, bestiegen die Offiziere ihre durch die Ruhe übermüthig gewordenen Rosse, und verließen an der Spitze ihres siegenden Trupps, Schloß, Dorf und Gegend, auf dem Wege nach Lorch hin.

Es war ein bitter kalter Wintertag, der Schnee fiel so dicht, daß die Gegend umher am vollen Mittag in Nacht gehüllt war, als einen Monat später der Major und sein junger Freund an ihrem Feuer im Lager von La Rothière lagen. Spanheim war von ihnen

getrennt; die Freundschaften des Kriegers im Felde bestehen aus Abschied und Wiedersehen. Der Major und Franz gehörten jetzt einem andern Corps, dem Heer des grauen Siegers an der Ragbach, des Abgottes seiner Krieger, des ehrwürdigen Helden Blücher an, den seine Leute ihren Vater, oder den „alten Vorwärts“ nannten. Sein Eifer, der dem Feinde nicht Rast noch Ruhe gönnte, hatte ihn weit geführt, vielleicht zu weit, für einen ersten Anlauf. Er war von Bar sur Aube zurückgekehrt, um hier, vor Brienne, dieser Hochschule des Kriegergenies, den er bekämpfte, eine entscheidende Schlacht zu wagen. Sein Gegner aber schien diese Aufforderung gern angenommen zu haben, vielleicht um des Namens Brienne, um einer Erinnerung willen, auf die er stets viel hielt, und um hier, im Angesicht der Akademie, die seinen Geist zum Heldenthum gebildet hatte, der zweifelnden Welt zu beweisen, daß er noch zu siegen verstehe.

Eine edle Rivalität mischte sich in den bevorstehenden Kampf; er war dem um den Leichnam des Patroklus vergleichbar. Brienne sollte Zeugniß geben, was aus seinem Schüler geworden sey, ob ein Sieger über die unbesieglige Gewalt der Zeit, oder ein Entkräfteter, der im Kampf gegen sie erliegen muß.

Der weiße, stockige Winterflor bedeckte die Gegend umher, so weit der Blick reichte; die Thürme von Rothière allein schauten geisterhaft über den weißen, glatten Schneefeldern empor, welche sich nun bald mit blutrothen Streifen färben sollten. Die Heere standen einander im Angesicht. Die Kämpfer des deutschen Volks erwarteten ruhig, muthig den Angriff des für seinen Heerd und seinen alten Ruhm kämpfenden Feindes. Der Schnee senkte sich in nie gesehene Massen auf die ruhenden Krieger herab, und drohte sie zu begraben; man hatte Mühe, die Feuer vor seinem Wirbeln lebendig zu erhalten. Ein aufgehängter Mantel schützte das kleine Feuer, an dessen Gluth der Major und sein Freund sich zu erwärmen strebten. Keiner von beiden sprach, der Major saß sinnend, trübe und sein Blick stierte in das Feuer. Franz sah starr auf etwas Blinkendes hin, das er fest in der Hand hielt. Es mochte ein Medaillon seyn. Seit sechs Wochen war keine Nachricht aus Deutschland zu ihm gedrungen, wiewohl er viel Briefe geschrieben hatte. Dies mochte auch ihn trübe machen. Plötzlich hörte man Schüsse von La Rothière her, erst einzelne, dann viele, nun unzählige. Die Annäherung des Feindes in Massen war unzweifelhaft. Im Lager ward Lärm, die Feuer verlöschten, unbeschützt gegen die Masse des fallenden Schnees, die Niemand mehr abwehrte, die Bataillone griffen zu den Waffen, sammelten und stellten sich.

Auch der Major sprang mit einer raschen Bewegung empor und schüttelte den Schnee ab. Er hatte lange träumend dageessen, und Franz, ihm gegenüber, hatte sich, wie wir gesehen, wohl gehütet, ihn in seinen Träumen zu stören.

„Franz!“ — rief er — „laß uns Abschied nehmen, die Stunde naht. Leb' wohl, wir sehen uns heute und — nicht wieder!“

Franz war überrascht und ergriffen. Noch niemals hatte er an dem klaren, besonnenen Freunde eine Spur von Ahnungs-Glauben oder Besorgniß irgend einer Art wahrgenommen.

„Du träumst, Freund!“ — sprach er.

„Ich habe ausgeträumt!“ — sagte der Major ernst und mit fester Stimme. „Jetzt ist es Tag! Die letzte Schlacht — beginnt — bald wird das „Gewehr auf“ ertönen — das mich an mein letztes Tagewerk ruft. Leb' wohl, Franz — wir sehen uns nicht wieder!“

Einen Augenblick lang lag er in seinen Armen, dann riß er sich los.

„Grüße mir die liebe Heimath — vergiß Aurelien nicht — nimm Deinen Abschied, wenn wir geseht haben — heute gebe ich Dir die Erlaubniß dazu — denn heute — bleibe ich.“

Franz wollte ihm die Grille ausreden. Allein er hatte nicht Zeit dazu. Ein Adjutant sprengte zu dem aufgestellten Bataillon.

„Wo ist der Major?“ — rief er.

„Hier!“ — war die Antwort.

„Vorwärts!“ — rief der Adjutant. „Die märkischen Jäger an den Waldsaum. So lange es geht, sollen sie den Feind zu debouchiren hindern. Der Kronprinz rechnet auf eine Stunde Zeit. Der Rückzug geht auf die Linie der Würtemberger. In einer halben Stunde ist der Marschall bei Ihnen! Vorwärts!“

„Gewehr auf!“ — rief der Major, und dahin flog das Bataillon unter dem lustigen Klang seiner Hörner.

In einem Augenblick war der breite Graben übersprungen und der Waldsaum besetzt, ein heftiges Feuer begann gegen den Feind, dessen dunkle Massen den Wald zu verlassen trachteten.

Die Schlacht eröffnete sich an diesem Punkte. Die Jäger hielten Stand. Der Held Frankreichs, die Hand nach dem Siege gewaltsam ausstreckend, zeigte sich selbst in den vordersten Heerfäulen, jeder Gefahr des Soldaten preisgegeben. Doch ein anderer Held, den die Vaterlandsliebe bewegte, wie Jenen die Liebe des Ruhms, trat ihm entgegen. Das Feuer begann scharf zu werden, als eine Droschke über die hintenliegende Ebene jagte, und ein Greis abstieg. Der Greis war Tags zuvor leicht verwundet und daher nicht zu Pferde. Der Graben trennte ihn von der Linie — er übersprang ihn mit jugendlicher Kraft, sein Gefolge hielt dahinter.

„Run, Jäger“ — rief er — „seyd hübsch fleißig; der Feind ist's auch. Seht, ich will Euch helfen!“ Und damit ergriff er eine Büchse und trat fest in die Linie der Schützen.

„Um Gottes willen! Excellenz“ — rief der Major. „Was thun Sie? Was wollen Sie hier? Das Feuer ist schärfer als je! Hier ist Ihr Platz nicht!“

„Ei was, Herr!“ — rief der Feldherr; — „mein Platz ist überall!“ — Er ließ sein Gewehr laden.

„Hier nicht!“ — rief der Major heftig. „Hier kommandire ich. Fort! Ich duld' es nicht.“

„Ein hitziger Mann“ — sprach der Feldherr lächelnd zu seinem Gneisenau gewendet, und nahm die geladene Büchse.

„Noch einmal“ — rief der Major — „ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, Excellenz. Ich will keine Verantwortung auf mich laden. Im Augenblick verlassen Sie diese Stelle, oder ich stürze mich mit meinem ganzen Bataillon blind in den Feind und in den Tod! Weg mit dem Gewehr — und feht, denn hier kommandire ich!“ — Mit diesen Worten ergriff er die gespannte Büchse und rang, sie dem Feldherrn mit Gewalt zu entreißen. Er kam damit nicht zu Stande. Denn während er mit seinem Leibe den Feldherrn gegen jeden Feind deckte, drang eine schnelle Kugel durch die Schulter in seine treue Brust. Er sank, der Feldherr ließ die Waffe fahren, der Major hielt sie in seiner sinkenden Hand — und im Fallen hauchte er: „Franz — leb' wohl — ich hab's Dir wohl gesagt, grüße mir die Heimath — leb' wohl!“

Der Feldherr stand ergriffen neben der Leiche seines Retters. Er bewegte langsam sein greißes Haupt, von dem die weißen Locken auf den Gefallenen herabsanken. Sein Auge ruhte feucht auf ihm. Dann wandte er sich um.

„Kommen Sie, Gneisenau“ — sagte er — „er hat Recht — sein Tod bezeugt's — hier ist mein Platz nicht — Adieu!“

Zehn Schützen umringten den Feldherrn, Franz führte sie, und in ihrer Mitte geleiteten sie Blücher an seinen Wagen, zu seinem Gefolge zurück, das jenseits des Grabens hielt. Er wich nicht, bis er diesen in dem Schneewirbel aus den Augen verlor. Dann flog er zu seinem Gefallenen zurück. Doch er erreichte ihn nicht mehr; die Jäger waren von den dunklen Massen zurückgedrängt. Franz stürzte sich in die Verwirrung, er rief — er bes Feuer die Seinen, er drängte sie vorwärts, da fühlte er einen leichten Schmerz, einen Stich am Oberarm. Es ist nichts, dachte er — aber als er den Arm empor zu heben strebte, fühlte er ihn von seiner Kraft verlassen. Eine Kugel hatte ihn zerschmettert. Man führte ihn rückwärts; man vergaß ihn; denn die Schlacht wüthete nun frei und ungehemmt im Gefilde, und der rasche Tod feierte sein großes Fest.

Die ersten Linien waren geworfen worden; einen Augenblick lang schien der Adler Frankreichs zu triumphiren. Da zeigte sich die Größe des greisen Feldherrn, der den Adler, welcher Europa in seinen Klauen hielt, mit Jugendmuth und Jugend-Begeisterung bekämpfte, und eben deshalb besiegte, weil diese Waffe Jemem neu und unbekannt war.

An der Spitze seines Hauptquartiers warf Held Blücher sich in den Kampf. Der Sieger stand, und Stück für Stück sah er sich nun die Palme entreißen, die er schon ergriffen zu haben meinte. La Rothière ward stürmend wieder genommen — die schwarzen Massen wurden in ihren Wald zurückgedrängt — der Tag war entschieden, oder vielmehr die Nacht — denn nur der Schnee und das Mondlicht beleuchteten noch die letzten Thaten des ersten Sieges in Frankreich, und die grablosen Leichen des Siegers, wie des Besiegten. Der Adler floh, seines besten Schmuckes beraubt, des Glaubens an seine Unbesieglichkeit auf dem eigenen Horst.

Während das Heer seine Siegerbahn gegen die stolze Hauptstadt hin allzu kühn verfolgte, lag Franz mit gelähmtem Arm in Brienne. Er war zur Hälfte geheilt, als Frankreichs Fahnen sich noch einmal dieser blutgetränkten Stelle näherten, welche dem Adler so theuer zu seyn schien, daß er sie mit seinem Herzblut zu verteidigen entschlossen war. Die einzelnen Heerhaufen der Deutschen, nach dem Siege allzu eilig getrennt und wie im Wettlauf auf die Hauptstadt vereinzelt, waren von dem, der gleich dem letzten Horatier kämpfte und dem Feinde keinen Fehler verzieh, geschlagen und zurückgetrieben worden. Sie flohen gegen die Schwelle Frankreichs zurück und der erwachende Aufstand Lothringens und der Champagne rief den Adler Frankreichs herbei und bereitete ihnen da Gräber, wo sie vor einigen Wochen glorreiche Siege erfochten hatten.

Brienne selbst mußte preisgegeben werden und in der Eile der Räumung erhielten die Verwundeten den Befehl, jeder für sich, wie er vermochte, für sein Heil zu sorgen.

Auch Franz verließ den Ort, den Kampfspreis eines blutigen Sieges. Mühevoll und mit halb wiedergewonnener Kraft schleppte er sich durch die winterliche Landschaft gegen Vitry hin, wo die Flüchtigen sich zu vereinigen angewiesen waren. Doch er erreichte dies Asyl nicht. Mangel und Entbehrung hatten seine Kräfte erschöpft und unsern von Vitry, in dem kleinen Flecken Blenod, sank er entkräftet und von einem heftigen Wundstieber geschüttelt, an der Schwelle der einzigen Kirche des Orts, besinnungslos zur Erde nieder.

Der würdige Geistliche nahm den Schutzlosen in seinen Schutz, und übte die schönste Pflicht des Christen an dem wehrlosen Feind. Er nahm ihn in sein Haus, verbarg ihn wohl und pflegte des Kranken mit treuer Sorgfalt. Hier lag er nun, der junge und kühne Vaterlands-Kämpfer, vor den Schauern des Fiebers in eine Welt entrückt, die mit der nichts gemein hatte, in der er noch athmete. Er träumte von der Heimath, von Waldkirch, von Aurelien — Aurelie, die er so fern glaubte, von der nichts als ein Bild und eine Erinnerung ihm blieb. (Schluß folgt.)

Ein verabschiedeter Seemann, der in der Nähe von Havre lebte, wollte seinem Alter zugleich eine Stütze, und seiner jungen Köchin einen Beweis seiner Dankbarkeit geben, entschloß sich also, dieselbe zu heirathen. Schon war zur Hochzeit alles bereit, das Paar war in der Kirche und sollte eben durch die Weihe des Priesters verbunden werden, als man dem Bräutigame eilig einen Brief überbrachte, der ihn benachrichtigte, daß er seine eigene Tochter heirathen wolle. Die Mittheilung kam von so guter Quelle, daß kein Zweifel dagegen aufkommen konnte. Seine Braut Katharine war ein Findelkind, und ihre Mutter, die es nie aus den Augen verloren hatte, gab über die Zeit ihrer Geburt und die Vaterschaft des alten Seemannes so positive Nachweisungen, daß er sich schnell faßte, Katharine in die Arme schloß und sagte: „umarme Deinen Vater.“ So endigte die Hochzeit.

Düsseldorf, Montag den 16. März 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 11.

Aureliens Held.

Novelle aus dem Kriegsleben, von W. v. Lüdemann.

(Schluß.)

Die Erzählung kehrt nun zu Aurelien zurück. Aurelie war an dem Tage nach ihrer Abreise von Waldkirch nach Frankfurt gelangt. Das starke und besonnene Mädchen fand bald die Wege, die sie zur Rettung ihres Verfolgten einzuschlagen hatte. Im Hauptquartier des edlen und menschenfreundlichen Alexanders, in seinem milden und veröhnlichen Herzen war der Quell des Heils für sie und ihren Vater. Dahin wandte sie sich. Unerwartet jedoch traf sie auf Schwierigkeiten, dem sonst so zugänglichen, nordischen Monarchen sich zu nähern. Sie mußte zu ihrem Schmerz vernehmen, daß Alexander, noch jüngst der galanteste Mann seines ungalanten Jahrhunderts, seit einiger Zeit in der Bewilligung von Audienzen überhaupt, besonders aber für junge Damen, äußerst schwierig sey. Der Kaiser, stets und nur in zu hohem Grade gütig, verzeihend und mitleidig, war alles dies jetzt mehr, als je. Aber er mied die Menschen. Dunkle Gefühle einer ungebüßten Schuld umdüsterten seine Seele, er glaubte nicht gütig genug gegen Andre, nicht streng genug gegen sich seyn zu können, gegen sich nicht argwöhnisch, gegen Andre nicht friedliebend und verzeihend genug. Eine Eiferin hatte seinen sonst so klaren Geist mit unverständenen, religiösen Schrecken gefüllt, alle seine Gedanken waren auf Frieden der Welt, auf Gnadengewinn, auf Buße gerichtet, und wenn sein ehrfurchtiger Feind den Frieden jetzt nicht erhielt, den er zu suchen vorgab — des Kaisers Schuld war es fürwahr nicht.

Es bedurfte nicht geringer Anstrengung und Ausdauer, bevor Aurelie in das vereinsamte Klosett des nordischen Monarchen gelangen konnte. Endlich sah sie die Thüre sich öffnen. Die edle, schöne und sanfte Gestalt des russischen Selbstherrschers, des Siegers über den Unbesiegliehen, an dem ihr Herz hing, neigte sich wohlwollend zu Aureliens festem und bescheidenem Vortrag.

„Mein Vater, Sire“ — sagte sie — „trägt keine andere Schuld, als die der menschlichen Schwäche, für welche Ew. Majestät stets Entschuldigung hat. Die Anklagen seiner Feinde aber sind der Verläumdung gleich. Der Prinz ward freilich auf einem seiner Schlösser gefangen; aber mein Vater hatte an dieser grausamen That keinen Theil. Dieß wage ich vor Gott und Ew. Majestät mit dem stärksten Eide zu bezeugen. In Paris machte man ihm ein Verdienst daraus, wo er keines hatte, und er war schwach genug, die Früchte dieses Irrthums sich gefallen zu lassen. Ein verblendeter Gegner verfolgt ihn jetzt. Schützen Ew. Majestät ihn jetzt nur vor erbitterten Feinden — in Zeiten der Gerechtigkeit wird er sich dem Tribunal stellen, das Sie, Sire, über ihn anordnen mögen.“

„Ich begreife vollkommen, mein schönes Kind“ — unterbrach Alexander, sichtbar zerstreut, den langen Vortrag Aureliens. „Die Papiere beweisen nichts gegen ihn,

und Sie fordern, daß ich ihn vor den Engländern schützen soll.“

„Vor Graf Artois, Sire“ — sprach Aurelie fest.

„Ganz Recht“ — sagte Alexander. „Nun ich denke, er hatte sich selbst gesichert? Er ist flüchtig, nicht wahr? Das ist gut, sehr gut! Der Herr Graf war hitzig, man würde übel mit ihm verfahren seyn — ich gratulire Ihnen, ma belle comlesse!“

„Mein Vater ist des Schutzes bedürftig, Sire,“ — sprach Aurelie — „und um diesen Schutz wage ich es, den mächtigen Kaiser von Rußland anzusehen. Ew. Majestät erkläre ihn für Ihren besondern Schützling, für jetzt nur, für einen Monat nur, das ist die Gnade, die ich verlange.“

„Mehr nicht, mein Kind?“ — sagte der Kaiser lächelnd — „mehr nicht? Wer könnte eine solche Bitte einer so schönen Bittenden abschlagen?“

Er näherte sich ihr freundlich. Plötzlich wandte er sich um, rieb die Stirn, faltete die Hände und sprach einige Worte für sich. Aurelie glaubte das Wort „Buße“ zu verstehen und zitterte.

„Warten Sie einen Augenblick“ — sagte der Kaiser mit veränderter, tonloser Stimme. Er setzte sich, nahm ein Blatt und schrieb zwei Zeilen:

„Der Graf v. Hochfeld steht unter dem besondern Schutz des Kaisers Alexander.“

„Hier, mein gutes Kind“ — sagte er aufstehend. „Nehmen Sie — gehen Sie. Beten Sie für mich; wir Alle bedürfen des Gebets, und die Bitten der Unschuld sind im Himmel wirksam. Hören Sie — wir Alle — und wenn Sie wieder etwas von mir begehren, so wenden Sie sich an Nowosilzoff oder Wolchonsky — nicht an mich — nicht an mich — hören Sie!“

Aurelie beugte ihr Knie — der Kaiser berührte ihr Kinn mit leiser Hand, sein Blick senkte sich auf Aureliens sanftes, dankerfülltes Auge — aber als erwache eine plötzliche Erinnerung bei ihm, zog er die Hand schnell zurück, seine lächelnde Miene verzog sich zu ernstesten Falten, Stirn und Auge wurden düster.

„Gehen Sie, gehen Sie schnell“ — sagte er ängstlich — „retten Sie Ihren Vater, beten Sie für mich und ihn“ — und damit führte er Aurelien an die Thür des Closetts.

Die Glückliche flog mit ihrem mächtigen Schutzbrief dahin.

Sie suchte ihren Vater im Hauptquartier des Kronprinzen von Schweden auf; allein sie fand ihn nicht. Der vorsichtige Fürst hatte jede Verwendung für ihn abgelehnt und ihm nach Frankreich zu fliehen empfohlen, wo ihm eine künftige Amnestie zu statten kommen würde. Aurelie folgte dieser Spur. Auf weiten Umwegen erreichte sie Briese, welche ihr meldeten, daß ihr Vater auf dem Schlosse ihrer Tante bei Vitry Zuflucht zu finden hoffe. Durch die Heere zu dringen, sey ihm nicht möglich gewesen — hier indeß glaubte er völlig sicher zu seyn.

Von Sorge gefoltert, flog Aurelie nach Nancy, dem Hauptquartier des französischen Prinzen. Entsetzliche

Nachrichten empfangen sie hier. Ihr Vater war ergriffen, gefangen; sein Prozeß war schnell begonnen und schnell beendet; er erwartete im Kerker ein Urtheil, das, nach der Bestimmung seiner Richter zu schließen, den Tod oder mindestens eine ewige Gefangenschaft aussprechen mußte. Die wenigen Freunde des Grafen hatten bei dem Starrsinn des Prinzen, der dieß Opfer seiner Rache verlangte, selbst jeder Hoffnung entzagt. Wäre er noch ein Franzose gewesen, so hätte die Politik für ihn zur Milde gerathen — aber Hofsfeld war ein Deutscher, ohne Anhang, ein abtrünniger Deutscher.

Unter diesen entsetzlichen Umständen bewährte sich Aureliens starker Geist. Besonnen und unverzagt ließ sie nicht nach, bis sie zu dem Prinzen drang. Sie hielt dem erzürnten Verfolger ihren kaiserlichen Schutzbrief entgegen und begleitete ihn mit erschütternden Worten.

„Mein Vater“ — rief sie — „ist schuldlos. Aber wäre er es auch minder, als er es ist: der Kaiser Alexander hat sich zu seinem Richter bestellt, und sein Zorn würde Den treffen, der ihm in seinem Amte vorgreift.“

Die unleugbare Handschrift des Lenkers der europäischen Geschichte that endlich ihre Wirkung. Hofsfelds Kerker öffnete sich und Graf Artois mußte, wie schwer es ihm auch werden mochte, jede Verfolgung gegen ihn für beendet erklären.

Der Graf, so unerwartet gerettet, verließ Nancy mit seiner heldenmüthigen Ketterin. Das Schloß der Tante nahm ihn und seine Kinder auf. Nun endlich schien er gesichert. Die Wonne des Wiedersehens bezahlte die Schmerzen herber Trennung reichlich, und Aurelie rief aus:

„Was wäre das Leben ohne bestandene und besiegte Schmerzen? Ein Daseyn wäre es, ohne Wonne, ohne Freude!“

Indessen waren die Ereignisse vorgegangen, deren Zeugen wir waren; der Sieg von Brienne, welcher die Heere gegen die Hauptstadt warf, die Siege des Gegners, die sie rückwärts schleuderten, und der Aufstand dieser Landschaft, welche von Truppen entblößt, der Willkühr von Mördern eine Zeitlang preisgegeben blieb. Mit brennenden Dörfern und Schlössern, mit wogenden Menschenmassen, die aus ruhigen Landleuten plötzlich zu rache-schnaubenden Kriegeren geworden waren, mit Blut und Verwüstung wälzte sich dieser Aufstand von Ort zu Ort, dem Flecken näher, wo Franz Aufnahme und Genesung gefunden hatte. Plötzlich, über Nacht, brach er herein, wie ein erwartetes Schreckbild. Ein Haufe von einigen Tausend Bauern, Weibern und Kindern lagerte in der Nähe von Blenod, sperrte den Ort von jeder Verbindung ab und überließ sich in seiner Nachbarschaft jeder That.

Außer der Ermordung wehrloser und vereinzelter Feinde, Gefangener und Verwundeter, außer der Beunruhigung der hintern Linien des Heeres, war es im Charakter dieses Aufstandes, die Besitzungen der Wohlhabenden, die Kirchen und die Schlösser des Adels zu zerstören. Die schönen Landstüce um Toul und Bar le Duc standen jede Nacht in Flammen oder lagen schon in Asche; die Kirchen waren verwüstet und der Schrecken verbreitete sich aus Brand und Plünderung über die ganze Landschaft hin. — Auch in Blenod ragte ein schönes Schloß, hoch, von Weingärten umgeben, über den Flecken empor. Der würdige Geistliche, bei dem Franz Schutz und Pflege gefunden hatte, beklagte im Voraus das Schicksal, das den armen Bewohnern dieses glänzenden Landstüces bevorstehe.

„Wer bewohnt es denn?“ — fragte Franz.

„Eine Wittwe, Herr, Schwester eines Obristen Kulhières“ — war die Antwort.

Bei diesem Namen tauchte aus der Nacht seiner Seele eine hellglänzende Vergangenheit empor. Eine wohlbekannte Welt, in der Aurelie als Königin waltete, umging ihn plötzlich in der reizlosen Fremde, aus der er gern in sie flüchtete. Der Name scheuchte das Gefühl der Schwäche von ihm, er bemerkte plötzlich Kraft in seinem gelähmten Arm, eine hinreichende Kraft, um die Bewohner jenes Schlosses gegen jede Unbill zu vertheiligen und zu schützen.

„Kulhières!“ — rief er, und der gute Geistliche erschrock fast vor der Heftigkeit, mit der sein verwundeter Schützling diesen Namen aussprach. „Ist sie allein?“ — fragte er rasch weiter.

„Sie war es lange, die treffliche Frau, die Mutter meiner Armen“ — war die Antwort. „Allein seit einigen Tagen hat sie Gäste.“

„Gäste!“ — rief Franz, von Ahnung beseligt und gefoltert. „Wen? Woher?“

„Flüchtige Verwandte, von jenseits des Rheins her“ — sagte der erschrockene Pfarrer; — „ein Vater, mit seiner schönen Tochter und ihr Sohn, glaub' ich.“

„Graf Hofsfeld?“ — rief Franz außer sich.

Doch der Geistliche hatte entweder den Namen nicht gehört, oder nicht behalten. Ehe er sein: „ich weiß nicht!“ hervorbringen konnte, stand Franz bewaffnet in der Thür der Pfarrwohnung. Den Säbel in der Linken, die Rechte im Bande, wollte er gehen, sich von der Nähe der Gefahr Ueberzeugung zu verschaffen.

Es war fast Abend. Der Horizont flammte; die Gluth brennender Dörfer und Schlösser umher bezeugte nur zu deutlich die Nähe des Aufstandes und die Art von Hilfe, welche Frankreich und sein Held von ihm zu errathen hatte. Kein Korps, das ihm zu widerstehen im Stande gewesen wäre, war in der Nähe.

Auf einmal füllte wilder Lärm die Gasse des Fleckens — die Sturmglocke tönte; ein Theil der Plünderer drängte sich in den Ort, ein anderer, Jackeln an ihrer Spitze, wälzte sich die Anhöhe hinauf, auf welcher das Schloß lag. Wehklagend stürzten die Einwohner aus ihren Häusern und betheuereten laut, daß mit Ausnahme von zwei oder drei Häusern, kein Feind sich hier verberge. Ihre Betheuerungen wurden nicht gehört, denn nichts ist tauber und blinder, als der Bürgerkrieg. Man beschuldigte die Schloßbewohner, den Pfarrer, den Maire, verwundete Feinde zu verbergen und stieß die gräßlichsten Drohungen gegen diese und ihre Beschützer aus.

„In die Flammen mit ihnen!“ — schrie ein wilder Haufe bewaffneter Weiber. „Zündet das Schloß an — in die Flammen mit den Verräthern!“

„Zum Schlosse, zum Schlosse!“ — rief ein anderer Haufe, den ein kleiner, zwerghafter Flurschütz anführte, der dies Amt seiner blinkenden Jagdbüchse verdankte. — „Es steckt bis zum Dache voll prassender Feinde!“

„Steckt den rothen Hahn darauf“ — schrie ein Riese in Holzschuh und blauem Hemd, und mit einer kurzen Sense bewaffnet. „Die fetten, deutschen Bären schmoren gut.“

„Willst Du alles Fett für dich behalten, Petiöt?“ — rief der Spasmacher des Hausens, ohne den keine Vereinigung von Franzosen bestehen kann — „um Deine Glage damit zu salben? Nimm uns alle mit“ schrie der kleine bucklichte Held, sonst seines Gewerbes ein ehrlicher Gewürzkrämer in St. Menehould, dem ein Russe einen Hut Zucker entwendet hatte, was seinen Patriotismus in Wallung brachte.

„Schweig, Knirps“ — rief der Riese. „Willst Du den Brei verderben, den ich allein rühre? Soll Dich der erste beste Kosak verschlucken, wie ein Talglicht, Waghals? Laß mich machen, sag' ich!“

„Jackeln her, Jackeln her“ — riefen hundert Stimmen. „Zündet das Nest an — in die Flammen mit ihnen!“ — wollte der wilde führerlose Haufe, und stürzte blind den schmalen Schloßweg hinauf, an dessen Eingang Franz seine Stellung genommen hatte.

Er hörte diese gräßlichen Ausbrüche blinder und sinnloser Wuth. In der Dunkelheit stand er dem riesigen Prahler nahe; schon hob sich seine Linke, ihn auf immer verstummen zu machen, als er des Schlosses gedachte.

Drei andere Verwundete seines Korps hatten sich zu ihm gefunden. Schulter an Schulter drängte er sich mit ihnen durch den Haufen, der ihm den Schloßweg versperrte, die Dunkelheit begünstigte dies Wagstück, denn ehe man den Feind in ihm wahrnehmen konnte, nach dessen Blut die wilde Schaar lechzte, war er ihr entronnen.

Er trat in den Vorhof des Schlosses in eben dem Augenblick, als die Flamme aus dem Dache hervorbrach.

Der Ueberfall war vollkommen gelungen, keiner der Bewohner hatte Zeit gehabt, den Brandstiftern zu entgehen, welche den Haufen schon vorgeeilt waren. Die Dunkelheit der Nacht hatte auch sie begünstigt.

Hier stand er mitten unter den Mördern — sein Blut kochte, sein Kopf war ratthlos. Franz sah Niemand, dem er hätte Hülfe bringen oder von dem er Beistand hätte erwarten können. Im Hauptportal brannte ein mächtiges Feuer; gräßliche Gestalten standen umher, und wurden von ihm beleuchtet. Franz warf einen Blick auf den Haufen. Sein Blut erstarrte. Er sah einen schönen Knaben zum Spielball einer entseßlichen Laune dienen. Das Kind schrie um Hülfe, während man es im gräßlichen Spiele über das hellflackernde Feuer herüber und hinüber warf. Die fremden Töne, in denen der Knabe um Hülfe rief, entflammten die Mörder zur fürchterlichsten Grausamkeit, indem sie ihnen bezeugten, daß sie sich nicht geirrt hatten, hier nach Deutschen zu suchen. In der Leidenschaft des entflammten Franzosen ist ein Zug grausamen Hohns, der sich bei keinem andern Volke wiederfindet.

„Laßt ihn doch fallen, den goldlockigen Krebs!“ — rief ein steinaltes Weib den unmenschlichen Ballspielern zu. „Weißt Du nicht französisch um Hülfe zu rufen, kleiner Bär“ — rief ein Knabe, nicht älter als Anton — „so stirb auf Deutsch!“

„Stirb, wenn Du nicht „Vive l'Empereur“ rufen kannst!“ — brüllte ein alter Stelzfuß, der der Anführer der Bande zu seyn schien!

„Nieder mit Jedem, der nicht „Vive l'Empereur“ ruft!“ — schrie der Riese Petitôt, der eben in das Portal trat. „Was soll das Spiel? Laßt ihn fallen!“

Um den armen Anton schien es geschehen!

Da veränderte ein Augenblick die gräßliche Scene. Das mörderische Weib stürzte vornüber in die Flamme, der Stelzfuß sank getroffen zu Boden, Franzens Degen wüthete in dem Haufen, welcher plötzlich von dem Anblick von vier bewaffneten Jägern, wie Spreu im Winde auseinander stob. Vor ihren blinkenden Büchsen verkroch sich der prahlerische Riese hinter den noch aufrecht stehenden Thorflügel und seine Begleiter riefen: „Erbarmen! Gnade!“

Während die Jäger sie entwaffneten und banden, riß Franz den holden Knaben in seinen Arm empor und flog die breite Siege hinauf, die sich erst seinen Blicken zeigte. Qualm und Flammen schlugen ihm erstickend entgegen. Er riß die Saalthür auf, welche die Wuth der Unmenschen von außen versperrt hatte, er stürzte in den Saal — Aurelie flog, bleich wie ein Opfer des Todes, in seinen Arm. Er umschlang sie, er hob sie empor. Er warf Anton dem Grafen entgegen.

„Folgen Sie mir“ — schrie er ihm zu, und stürzte mit seiner Beute dahin.

Er war der Retter der ganzen dem Flammentode preisgegebenen Familie, welche die Unmenschen mit rasender Wuth in dem brennenden Schloßflügel festgebannt hatten.

Halb ohnmächtig, besinnungslos ruhte die sonst starke Aurelie auf seinem verwundeten Arm. Er trug sie aus den Flammen an eine dunkle Stelle des Gartens. Hier verließ ihn seine Kraft, hier senkte er die süße Last zur Erde nieder, hier sank er neben sie hin. Franz hatte die Welt um sich her, den Brand, den Grafen, die Mörder vergessen. Mit gebrochenem Knie lauschte er hier auf Aureliens Athem. Sie kam bald wieder zu sich.

„Wo ist mein Vater?“ — war ihr erstes Wort.

„Aurelie!“ — rief er — „Sie leben?“

Bei diesen Worten fuhr sie empor. An diesen Tönen erst erkannte sie ihren Retter.

„Felsack!“ — rief sie — „Mein Gott! träume ich denn?“

„Sie träumen Wahrheit“ — sprach er. „Franz v. Felsack ist der Glückliche, der Sie rettete.“

Sie hing an seinem Hals in stummen Dank. Eine Umarmung folgte, in der die Erde, die Umgebung, die Noth des Augenblicks vergessen war.

Indem stürzte der Graf, die Wittve und Anton herbei, die sich dicht auf seine Spur gedrängt hatten. Eine

Anzahl der befreiten Diener hatten zu den Waffen gegriffen, und im Verein mit den Jägern war man jetzt stark genug, einem ersten Angriff zu widerstehen. Dennoch war die Noth noch immer dringend. Nur der kleine Hause der Brandstifter im Portal war bis jetzt besetzt, und den Schloßweg hinauf stürmten noch immer neue blutgierige Banden.

In dieser Gefahr dachte Franz an die Beschützung seines theuersten Gutes mit Aufopferung seines Lebens. Eilig schloß er die Thorwege, brachte die Gefangenen in Sicherheit, vertheilte Waffen an die Schloßbewohner und Diener, und richtete sich zu einer entschlossenen Vertheidigung ein, indeß die Gluth des brennenden Schloßes die wilde Scene fürchterlich erhellte.

Unten im Flecken hatte indeß das Ansehen des würdigen Geistlichen einige Ruhe hergestellt. Die wehrhaften Einwohner von Blend sammelten sich um ihren Maire und schreckten die Plünderer durch ihre Anzahl. Diese vermiften ihre Anführer, den im Schloß gefangenen Riesen Petitôt und den Stelzfuß. Im ersten Schrecken hierüber kam es zu einer Art von Kapitulation zwischen dem Maire und den Meuterern, in welche die Schloßbewohner mit eingeschlossen wurden. Gegen die Freiheit der Gefangenen sollte diesen freier Abzug bewilligt werden.

In wenigen Augenblicken war ein Wagen bereit, der die Geretteten nach Vitry entführen sollte; das Schloß ward unter den Schutz des Maire's gestellt, als die Scene, mit einem jener plötzlichen Umschwünge, die dem Kriege angehören, sich noch einmal unerwartet veränderte.

Durch die düstre, nur von der Lohe des Schloßes beleuchtete Nacht erklangen schnell hinter einander Trompetenstöße und Hustritte zahlreicher Rosse. Eine französische Fanfare schlug an Felsack's Ohr, und jagend, bebend blickte er auf die gerettete Geliebte. Was stand ihm jetzt bevor? Indesß fingen die Plünderer, durch diesen unverhofften Beistand ermutigt, an, sich ihrer Versprechungen für erledigt zu achten. Von Neuem stürmten sie mit wüthendem Geschrei vom Flecken her den Schloßweg hinauf, und drohten dem kleinen Häuflein seiner Vertheidiger mit fürchterlicher Rache und dem sichern Flammentode, wenn sie sich und die Gefangenen nicht ohne Bedingung übergäben.

Die Gluth im Innern des Schloßraums war indeß bis zum Unerträglichen herangewachsen und draußen stürmte ein erbarmungsloser Feind. In dieser entseßlichen Lage, jeden Augenblick eines unvermeidlichen Untergangs gewärtig, hielt Franz Aurelien im Arm; seine Linke hielt krampfhaft den siegreichen Degen, sein Auge sah muthig seinem und ihrem nahen Tode entgegen. Für den schlimmsten Fall war er entschlossen, sich selbst den Händen der Mörder auszuliefern, auf die einzige Bedingung hin, daß sie Aureliens Leben schonten.

Unterdesß ward nichts versäumt, was einen siegreichen Widerstand versprechen konnte. Die Geängstigsten hatten sich, rings von Flammen und blutdürstigen Feinden bedroht, zuletzt in einen Thorweg geflüchtet, dessen starkes Gewölbe und dessen eisenbeschlagene Flügel am längsten dem Angriff und den Flammen widerstehen zu können schienen.

Die Auführer stürmten an dem Thor. Franz auf's Neuesten gefaßt, stand, Aurelie im Arm, den Grafen und Anton mit seinem Leibe deckend, den Säbel in der freien Linken, entschlossen, mit seinem Leben für das seiner Geliebten einzustehen.

Da brach das Thor unter der Gewalt des Angriffs zusammen. Wüthend drangen die Auführer auf die schutzlosen Opfer ein. Franz ward überwältigt — man riß ihn von Aurelien weg.

„Zum Feuer mit ihm!“ — schrie der blutdürstige Hause und zerrte ihn dem Schloßflügel zu, der noch in lichten Flammen stand. Es schien um ihn geschehen. Aurelie sah es — rang sich aus den Armen ihres Vaters los und stürzte ihm nach. Sie wollte mit ihm sterben! So standen sie an der Schwelle des Feuergrabes — einen Augenblick noch und die mörderische Lohe schloß sich über dem doppelten Opfer.

Da füllte der Schloßhof sich mit den heransprengenden Reitern, welche der Pfarrer athemlos auf einem

Nebenwege hinausleitete. Man erkannte das erste Chasseur-Regiment und das Gefindel stog vor seinen Säbeln auseinander.

„Wo sind sie?“ — rief eine bekannte Stimme, und — Obrist Kubhières stand plötzlich vor den Blicken des geretteten Paares. — Die Wonne, die Ueberraschung war zu groß für bloße Worte. Eine stumme, aber seltsame Umarmung umschlang Aurelien, Franz, den Grafen und die Wittwe.

Oberst Kubhières, gegen einen Adjutanten Kaiser Alexander's ausgewechselt, hatte an der Spitze seines Reiterregiments Tages zuvor Vitry eingenommen. Hier hörte er von den Gräueln des Aufstandes, der die Gegend von Blend erreicht hatte. Die Gefahr, in der die Schwester schwebte, trieb ihn noch in der Nacht zu Noth. Mit einer starken Abtheilung seines Regiments sprengte er selbst der geängstigten Landschaft zu Hülfe. Er traf im rechten Augenblick ein, Alles zu retten, was ihm theuer war, und eine nicht geringere Ueberraschung zu empfangen, als zu bereiten. —

Die Schwester sank in seinen Arm. Franz, die Unmöglichkeit jedes Widerstandes erkennend, überreichte dem Obristen, der zugleich sein Besieger und Befreier war, seinen Degen und führte Aurelien zu ihm. Der Obrist antwortete ihm mit einer innigen Umarmung. Mit Bewunderung sah der wilde Haufe diesem Schauspiel zu, das ihn rührte, ohne ihm verständlich zu seyn. —

„Allerdings sind Sie nun mein Gefangener, junger Mann“ — sagte der Obrist — „doch entwaffnen will ich Sie nicht. Ihr Degen ist Ihre Ehre und es wäre grausam, den dieses Schazes zu berauben, der ihn mir einst mit Gefahr seines Lebens erhielt. Behalten Sie Ihren Degen, Ihr Ehrenwort und Alles — ich werde eine hinreichende Besatzung in das Schloß legen.“ Franz umarmte den edlen Feind von Neuem.

Man ward des Feuers, wie des Aufruhrs endlich Herr. Die Reiter des Obristen trieben die Meuterer zurück, welche unter Anführung ihres befreiten Häuptlings, des Riesen Petitot, endlich verwüstend und jubelnd nach Toul hin abzogen.

Auf die Schrecken dieser entsetzlichen Nacht folgte nun endlich Stille und Ruhe. Der Uebergang war so plötzlich, daß man Mühe hatte, sich in dem Kontrast zurecht zu finden. Indes richtete man sich in dem vom Brande verschonten Flügel des Schlosses ein, wie es ging. Alle, besonders aber Anton, hatten die Schrecknisse der Nacht vergessen, um sich der Wonne des Wiederfindens, der Liebe, der Freundschaft zu überlassen.

Eben diese Schrecknisse aber hatten die Fesseln gesprengt, in welche natürlicher Stolz und eine verirrte Ueberzeugung Aurelien's Herz geschlagen hatte. Franz hörte nun entzückt, wie sie ihn liebe, und wie sie ihn schon damals geliebt habe, als er sich von ihr gehaßt und verachtet wähnte. Aus den Flammen des Schlosses von Blend stieg für ihn der Phönix empor, der sein ganzes Leben verschönern sollte.

Der Graf ergab sich schnell genug in den Willen seiner Retterin; er hatte der starken Seele seiner Tochter niemals mehr, als einen schwankenden Entschluß entgegen zu setzen vermocht. So segnete er den Bund ihrer Seelen, dessen Zeugen der Obrist und seine Schwester waren.

„So muß mir in der Gefangenschaft die holde Blume erblühen“ — rief Franz lächelnd — nach der ich, frei und sieghaft, umsonst rang.“

Aurelie aber schien damit zufrieden, daß im letzten Augenblick ihrer Zweifel die Sache noch zu siegen schien, der sie sich einst geweiht hatte, und an der jetzt weder das Herz, noch die Ueberzeugung mehr festhielten. Allmählig war ihr klar geworden, was dieser Sache fehle: Gerechtigkeit und Liebe! Nach und nach hatte ein anderer Held, welcher beide bewährt hatte, die Stelle ihres ersten, dem beide fehlten, eingenommen. „Wie groß wäre Er“ — dachte sie — „wenn nur et was von seiner Liebe, seinem Rechtsgefühl in seiner Brust lebendig wäre? — Doch ist nicht Franz auch ein Held, und zeigt er nicht, daß Liebe und Heldenmuth,

Kraft und Milde wohl mit einander bestehen können?“ — In solchen Selbstgesprächen war allmählig des ersten Helden Bild bei ihr verblichen, oder vielmehr, Franz nahm unbemerkt seine Formen, seine Gestalt, seinen Platz in ihrer Seele ein; bis die nächtlichen Flammen von Blend, das, was so lange dunkel und unerkannt in ihr geschlummert hatte, auf einmal taghell lichteteten und sichtbar machten. Und dennoch war sie nicht unzufrieden, daß jene aufgegebenen Sache in diesem Augenblick der Entscheidung noch siegreich zu seyn schien, und daß sie gegen Franz Recht hatte — denn er war ein Gefangener.

Franz indes hatte Gründe genug, den Untergang dieser Sache zu weissagen, die, wiewohl Aurelie ihr ihr Herz entzogen hatte, in ihrem Munde dennoch Vertheidigung fand. Der Obrist lächelte einem solchen Wortstreite zu.

„D! über die große deutsche Kardinal- und Nationaluntugend!“ — sagte er zu dem Grafen. „Sie lieben sich und doch müssen sie streiten. Andere Völker streiten auch — aber sie streiten um eines Zweckes willen; den Deutschen aber ist der Streit selbst Zweck. Das letzte Wort gilt ihnen mehr, als ihre Liebe, als die That, die ihr Glück erbaut; mehr als der letzte Schritt zum Siege.“

Dieser letzte Schritt zum Siege blieb diesmal indes nicht lange aus. Der Obrist wurde durch den plötzlichen Rückzug nach Fontainebleau von seinem Feldherrn getrennt, und da unterdeß der Aufruhr schnell bezwungen, die empörte Landschaft von den Siegern abermals besetzt ward, so sah er sich, von Feinden umringt, genöthigt, die Waffen niederzulegen, und sich mit der geretteten Kriegerehre zu begnügen. Franz ward aus seinem Gefangenen von Neuem sein Sieger.

„Die Schrecken des Krieges“ — sagte Aurelie zu ihrem Freunde — „habe ich nun zur Genüge kennen gelernt. Der Krieg hat unsere Liebe geboren; ich schulde ihm viel; aber — das sehe ich wohl — der Friede allein ist das Feld, auf dem sie gedeihen und blühen kann. Ruhm und Herrschaft sind blendende Güter, wir Mädchen lieben sie an dem Manne; aber Deine aufopfernde Seele hat mich belehrt, daß die Liebe mehr werth sey, als sie. Ihr gehört meine Seele fortan — mit dem Ruhm mag die Welt machen, was sie muß und will. Mein Held, ich sehe es ein, war ein Kind und ein Opfer zugleich der Selbstsucht — Du bist ihr Gegenheil, Du mußt es ihn hassen — mein Held von nun an — ist — Franz v. Felsch!“

Franz küßte den Mund, der dieß Geständniß sprach. Er war glücklich, selig — wiewohl sein Arm gelähmt blieb, und acht Tage nach der Eroberung von Paris, an demselben Tage, wo seine Brust zuerst mit dem eisernen Kreuz sich schmückte, stand Franz in der Kapelle von Blend vor dem Altar, und empfing aus der Hand des würdigen Geistlichen, seines Pflegers, Aurelien's Ring.

Mannigfaltiges.

Bei der kürzlich aus Griechenland in München angekommenen Abtheilung ausgedienter Soldaten des königl. bayer. 12ten Infanterie-Regiments befindet sich eine Frau, die ihrem Manne in die Maina gefolgt war und in den Gefechten mit den Mainotten 3 Wunden erhielt; dem Kinde, das sie auf den Rücken gepackt hatte, wurde ein Füßchen abgeschossen.

Die Behörden in dem Stadttheil Marylebone von London haben den Beschluß gefaßt, in Zukunft die Errichtung von sogenannten Branntweins-Pallästen (nämlich prachtvolle Branntweins-Läden, die, vermöge des wohlfeilen Preises der geistigen Getränke, auch den ärmsten Leuten zugänglich sind und daher ungemein stark besucht werden) nicht mehr zu dulden, da die Erfahrung den großen Nachtheil solcher Einrichtungen für das Volk bewiesen hat.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 23. März 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№. 12.

Das Irrenhaus zu Palermo.

Aus den Papieren eines Kaufmanns.

Wer nicht, von einem italienischen Sommerhauche getrieben, über die Silbergewässer von Lipari hingeglitten ist, Angesichts eines schönen Himmels, dessen unermessliche und klare Weite nur in den kleinen weißlichten Dünsten eine Veränderung erleidet, welche der aus Stromboli aufsteigende Rauch verursacht, vor Allem in dem Augenblicke, wo die Sonne ihre Flammenscheibe zu la Concha d'Ora (welchen hehren Namen man der Bucht von Palermo beilegt) in's Meer taucht; wer, sage ich, nicht das köstlichste Schauspiel bewundert hat, das es in der Natur gibt, dem bleibt noch ein Blatt in dem Buche seiner Beobachtungen auszufüllen übrig.

Noch zehn Minuten nachdem, wo wir vor Anker gegangen waren, funkelten die Himmel und das Meer; unsere Matrosen hatten die Segel eingezogen; die Masten der großen Fregatten erschienen wie am Himmel gezeichnete Linien. Auf dem Hintertheil des Schiffes spielten die Musikanten wacker auf, und längs der Bucht Marina ruderten Böte mit fröhlichen Palermitanern dem fremden Fahrzeuge zu.

Ich saß mit dem Wache habenden Offizier auf dem Ankerhaspel, den ersten Stern anschauend, welcher sich plötzlich, wie durch den Willen des Blickes geschaffen, auf seiner Stelle eingesunden hatte.

„Dürfen Damen an Bord kommen?“ — fragte sanft aussehend und lächelnd einer der Matrosen von der Mannschaft.

„Ja, und sage dem Hochbootsmann, er solle auf dem Verdeck Alles zum Tanz ordnen lassen.“

In fast allen Häfen des mittelländischen Meeres ist ein Kriegsschiff auf einem Sommerkreuzzuge eben so willkommen als ein Seewind. Mit vierzig bis fünfzig jungen Offizieren voller Feuer und Fröhlichkeit, einem munteren Orchester, wenn es ans Tanzen geht, und um einem Verdecke, das sauberer und glatter ist als der Fußboden eines Ballsaals, scheint das Kriegsschiff dann nur zur Lust geschaffen zu seyn. Welche Flagge es auch führen mag, wird es, sobald es die Anker ausgeworfen hat, von einer Menge Böte, die von der Küste kommen, umgeben, und so wie die Erlaubniß, an Bord zu kommen, ertheilt worden ist, sieht die Bemannung das gute und fröhliche Volk der südlichen Länder in seiner Mitte, welches so gern am Bord ist, daß es willig jeden Vorschlag zur Belustigung annimmt, und wenn er selbst von dem muthwilligsten Seefadetten ausgeht.

Was auf dem Verdecke im Wege war, ward weggeräumt, um den Walzenden nicht hinderlich zu seyn. Das Orchester nahm hinter seinen Pulten Platz, und bald wirbelten glänzende Uniformen auf dem Verdeck, zauberische Gestalten mit sich fortführend, deren schwarze und glänzende Augen den Bösen hätten zwingen können, Stromboli zu verlassen.

Da ich nur ein Passagier war, so begnügte ich mich

damit, auf der Schleifbahn der Karronade sitzen zu bleiben; darnach überließ ich mich, auf die Musik horchend und das Dämmerlicht bewundernd, der köstlichen Stille, die in den Lüften dieses paradiesischen Klimas waltet.

Der gehobene Fuß war dem Takte des Walzers, der Galoppade, der Mazurka gefolgt. Diese Tänze hatten einer den andern abgelöst. Da warf der Mond sein Silberlicht weithin über das Verdeck; es rührte sich kein Lüftchen. Die strahlende Woge hob und senkte sich mit der unsichtbaren Durchsichtigkeit des Mondlichts.

„Bemerken Sie wohl jene Dame dort, die sich in der Nähe des Geländers auf den Arm eines Greises stützt?“ — sagte der erste Lieutenant zu mir, welcher eben so wie ich, auf einer Kanone sitzend, ein Zuschauer der Scene geblieben war.

Ich hatte sie nur zu wohl bemerkt; sie war erst fünf bis sechs Minuten am Bord, und in dieser kurzen Zeit hatte mich ihre Schönheit ganz berauscht. Die Fregatte schwankte nur wenig auf der leicht bewegten Fluth, und der Mond, der diese Gottheit nur geheimnißvoll beleuchtete, ließ sein Licht allmählig senkrecht auf den Kreis ihrer Stirn fallen. Welch ein himmlisches Gesicht! Welch ein trauriger und feierlicher Ausdruck! eine schöne Seele goß ihre milde und schwermüthige Klarheit darüber aus! Gefühl und Gedanke waren in jeder Linie dieser reizenden Gestalt ausgeprägt. Sie hatte einen großen Mund, und dieß war das Einzige, in welchem ihre Schönheit hinter der vollendetsten griechischen Schönheit zurückblieb. Eine stille Ruhe war wie in Schriftzügen ihren Lippen aufgedrückt; und wer hätte wohl einen Begriff von dem Glanze ihrer Augen geben, wer den tiefen, wilden, unstaten, leidenschaftlichen Ausdruck ihres Blickes schildern können!

Meine Neugierde war hoch aufgeregt. Ich ging nach dem Ankerhaspel hin, näherte mich, mit einiger Anstrengung die mir angeborne Schüchternheit überwindend, dem alten Herrn, an dessen Arm sie sich anlehnte, und bat um die Erlaubniß, mit ihr einen Walzer machen zu dürfen.

„Wenn's Dir gefällig ist, meine Theuerste,“ — sagte er, zu ihr gewandt, und in diese Worte all das Liebliche des Ausdrucks legend, was der italienischen Sprache eigen ist.

Aber sie klammerte sich fester an den Arm des Greises und murmelte ihm, ohne mich einmal anzusehen, ins Ohr: „Niemals!“

Auf meinen Wunsch hatte der Wache habende Offizier die Artigkeit, ihnen zur Rückfahrt eine der Barken der Fregatten zu geben. Nachdem ich sie die Treppe hinuntergeleitet hatte, blieb ich im Niveau der Wellen auf der untersten Stufe stehen, der phosphorischen Spur der schnellen Schaluppe so lange mit den Augen folgend, bis deren glänzender Schäum sich mit dem der Schiffe vermengte, welche längs der Küste lagen. Die Barke kehrte zurück ans Schiff — aber die Fremde nicht mit ihr!

Am Morgen des folgenden Tages war Alles in Bewegung im Magazin; man schickte sich an, ans Land zu gehen. Alle Stühle lagen voll glänzender Uniformen und diese waren mit Degen, Epauletten und Hüten besäet. Blanke Stiefeln wurden hingegeben, um noch

blanker wiedergebracht zu werden; man fluchte auf den Schiffs-Barbier, daß er nicht Briaren's hundert Arme hatte. Alle parfümirten sich mit kölnischem Wasser, und dem Schagmeister ward mehr als ein geheimer Besuch abgestattet.

Mitten in all' diesem Treiben war die Hauptfrage die, wie man den Tag zubringen sollte. Es kamen zwanzig Pläne auf's Tapet, aber nur zwei wurden einstimmig adoptirt: ein Mittagmahl im englischen Hotel und ein Spaziergang nach dem Mahle.

Man that den Vorschlag, nach Bagaria zu gehen, und dort den Pallast des Monstrums zu besuchen. Es ist dies eine zehn Meilen von Palermo gelegene Villa, die der Eigenthümer, Graf Pellagonia, ein excentrischer sicilianischer Edelmann, mit mehreren Hunderten auf's kostbarste ausgearbeiteten Statuen ausgeschmückt hat, welche Frauentörper mit Fisch-, Vögel- und anderen Thierköpfen vorstellen. Dieser Pallast scheint das Bild der Versuchung des heiligen Antons zu seyn und gewährt eins der außerordentlichsten Schauspiele.

Dicht dabei befindet sich eine andere Villa, dem Fürsten Butera (Hannoveraner von Geburt) gehörig. Im Innern des daranstoßenden Parks befindet sich ein Kloster, mit Mönchen aus Wachs, in Lebensgröße und natürlicher Gestalt, bevölkert. Man findet sie auf den Wegen und in ihren Zellen zerstreut, ihre religiösen Verrichtungen wahrnehmend. Das Ganze ist eine phantastische Satyre auf die geistlichen Herren.

Ein anderer Vorschlag ging dahin, das Kapuzinerkloster zu besuchen, wo sich die ausgetrockneten Patres befinden. Man sieht dort sechs- bis achthundert ausgedörrte alte Männer mit langen Bärten und in ihrer Kapuze, ganz in dem Zustande, in welchem sie gestorben sind, unter den geräumigen Gewölben des Klosters aufrecht an die Mauer gestellt. Nie haben die Augen eines Sterblichen wohl ein grauenhafteres Schauspiel gesehen, als dieses ist.

Ein Spazierritt nach Montreale, ein Besuch der Gärten eines edlen Sicilianers, wo jeder Fremde mit einem Wasserstrahl begrüßt wird, ein öffentlicher Umzug in Palermo kamen nach einander in Anregung. —

Ich war schon in Sicilien gewesen und wußte nicht, wofür ich mich entscheiden sollte, als der Wundarzt mir den Vorschlag that, ihn zu einem sicilianischen Grafen in der Nachbarschaft zu begleiten, der seinen Pallast in ein Irrenhaus verwandelt hat und auf dieses all' seine Zeit, all' sein Vermögen verwendet.

Er war der Erste, welcher das, nun Gott sei Dank allgemein angenommene, System einführte, die unglücklichen Kranken durch Sanftmuth und gute Behandlung herzustellen.

Wir setzten uns in eins der Fuhrwerke, die auf dem prächtigen Corso von Palermo halten, und nach einer Viertelstunde befanden wir uns vor dem Stafett della Casa dei Pazzi. Meines Freundes Uniform und Gewerbe dienten uns als Paß. Wir wurden auf einen prächtigen Hof geführt, den ein Säulengang umgab und der durch einen Springbrunnen erfrischt wurde. Es spazierten dort mehrere wohlgekleidete Leute herum, die Bücher oder Bildermappen in den Händen hatten, während andere sich im Ballspiel oder anderweitig erlustigten. Alle grüßten uns höflich, so wie wir an ihnen vorübergingen, und in der inneren Thür begegneten wir dem Grafen.

„Allmächtiger!“ — rief ich aus — „so ist sie also auch verrückt?“

Es war derselbe alte Herr, der den vorigen Abend bei uns am Bord gewesen war.

„Und sie?“ — sagte ich, ihn beim Arm ergreifend, ehe er noch seinen Gruß vollendet hatte, überzeugt, daß er mich mit einem Wort verstehen müsse.

„Eine Närrin.“ Dann warf er einen forschenden Blick auf mich, und schien zu glauben, daß ihm eine neue Kranke zugeführt worden sey.

Ich ging wie im Traum hinter dem alten Grafen drein, als er uns in den verschiedenen Theilen seiner Anstalt herumführte. Da gab es weder Ketten, noch Peitschen, noch rohe Wächter, noch steinerne mit Stroh ausgelegte Zellen. Die Korridors waren al' Fresco ge-

mal't und stellten lachende Landschaften, fröhliche tanzende Figuren dar. An jeder Ecke fand man Springbrunnen und Gesträuche vor. Die Insassen, alle in gewöhnlicher Tracht, waren mit irgend einer kleinen Arbeit oder Unterhaltung beschäftigt. Zur Zeit seiner Vorfahren muß der Pallast des Grafen eben so ausgesehen haben: ein fröhlicher Landsitz, mit Gästen und Vasallen angefüllt, die durch andere Bande festgehalten zu seyn schienen, als die, welche Gastfreiheit und Pflicht begründen.

Wir nahmen zuerst die Küche in Augenschein. Es waren dort zehn Leute beschäftigt, sämmtlich, den Koch allein ausgenommen, ihres Verstandes beraubt. Eine der Eigenthümlichkeiten im System des Grafen war die, daß er seine Kranken bei der Lebensweise ließ, die sie vorher geführt hatten. Eine große und kräftige sicilianische Magd, die eben beschäftigt war, Wasser zu schöpfen, bekam einen Wuthanfall und goß nun all' das Wasser wild um sich. Der Koch kehrte sich um, klopfte ihr sanft auf die Schultern, lachte aus vollem Halse, und sagte zu ihr: „Gut, Pepita, gut!“ Dann zog er an einer Glockenschnur.

Nun kam sogleich ein fünfzehnjähriges Mädchen von sanfter und lächelnder Miene, die sich, als sie sah, um was es sich handelte, der Wüthenden näherte, sie in ihre Arme schloß und ihr etwas leise in's Ohr sagte. Unmittelbar verwandelte sich der Ausdruck der Wahnsinnigen; sie ward heiter, warf den Wassereimer von sich und folgte dem jungen Mädchen unter lautem Lachen.

„Kommen Sie!“ — sagte der Graf — „Sie sollen sehen, wie ich meine Furien behandle.“

Wir folgten ihm durch einen Garten voller duftenden Blumen und gelangten bald zu einem kleinen Gemache, welches die Aussicht nach einer Allee hin hatte. Im Mittelpunkt des Plafonds war eine Hängematte ausgespannt, in welche Pepita sich schon geworfen hatte und nun von einer Magd leicht hin und her geschaukelt wurde, während der daneben gestellte Wächter der Kranken wie zum Scherz Wasser in's Gesicht spritzte. Das gewaltsame Lachen der armen Wahnsinnigen legte sich mehr und mehr, so wie sie geschaukelt und mit Wasser erfrischt ward. Ihre Augen schlossen sich, die Bewegung der Hängematte ward allmählig gemildert, und die arme Verrückte kam in Schlaf.

„Das ist das Mittel,“ — sagte der Graf mit einem zufriedenen Lächeln — „das ich statt der gewaltsamen Touchen und der Ketten eingeführt habe. Und das“ — fuhr er fort, indem er der jungen Magd einen Kuß auf die Stirn drückte — „ist meine Peitsche und mein griessgrämiger Kerkermeister.“ — Ich segnete ihn aus der Tiefe meines Herzens.

„Kommen Sie!“ — begann er dann wieder — „wir wollen die da ruhig schlafen lassen; Sie sollen nun meine Ländereien sehen.“

Wir folgten ihm in einen großen Garten, der sich hinter dem Schlosse befand und der nach dem Originalmuster einer italienischen Villa eingerichtet war. Die langen Alleen waren durch Boskette unterbrochen, in deren Tiefe sich köstliche Grotten mit hölzernen Statuen, einige stehend, andere sitzend, aber alle in einer fröhlichen und grotesken Stellung befanden. In dem Schattten des Weinlaubes und der Lorbeerrose gesehen, war es schwer, zu rathen, ob sie lebend seyen oder nicht. Wir setzten unsern Spaziergang über Pfade fort, die mit Hecken eingefast waren. Alle die reichen Pflanzen dieses schönen Klima's hauchten ihren Duft aus und wir wurden unausgesetzt durch neue perspectivische Täuschungen oder durch Gestalten, die zur Hälfte im Laube versteckt waren, überrascht. Endlich befanden wir uns an dem Eingange eines allerliebsten Sommer-Theaters, mit Sitzen von Rasen, einer Bühne, einem Orchester: es fehlte an gar nichts, und die Barriere darum her bestand aus Drangenbäumen, Rosenstöcken und Waldbreben.

„Hier“ — sagte der Greis, indem er auf die Bühne sprang — „hier geben wir den ganzen Sommer hindurch Vorstellungen.“

„Aber doch nicht mit Ihren Kranken?“

„Allerdings, mein Herr.“

Er schilderte uns das Interesse, das Alle daran

nähmen, und die merkwürdige Gewalt, welche eine bizarre Idee auf ihren Verstand ausübte. Seit unserer Ankunft war stets ein ernster und respectabler Mann mit uns gegangen, den ich für einen Besuchenden gehalten hatte. Während wir dem Grafen zuhörten, sprang Jener aus der Gruppe heraus, eilte auf die Bühne, und deklamirte mit Wärme einen italienischen Satz voller Dichtergeist.

Der Graf legte sich den Finger auf den Mund, um uns anzudeuten, daß wir zuhören möchten. Als der Tragödist mit seiner Tirade am Ende war, machte er eine Pause, wie wenn er eine Antwort erwartete, und als diese nicht erfolgte, da sprang er von der Bühne und verschwand.

„Armer!“ — sagte der Graf — „es ist mein bester Acteur.“

In der Nähe des Theaters war eine kleine Kapelle und davor eine kreisförmige Allee, deren Rasen ganz niedergetreten war. Der Graf nöthigte uns, auf der Rasenbank Platz zu nehmen, welche sich fast ganz um die Kapelle herumzog, und gab, indem er mir einen bedeutungsvollen Blick zuwarf, zu verstehen, daß er uns eine Geschichte erzählen wolle. Ich wollte, ich könnte seine eigenen Worte und eben so, wie er sie vortrug, wiedergeben, denn nie habe ich eine Geschichte in einer zierlicheren Sprache, in einer angenehmeren und einfacheren Weise erzählen hören. Er legte seinen Hut ab, befahl, daß man Früchte und Wein bringen sollte, und begann, wie folgt:

„Es ist fast ein Jahr her, als ein Herr von edler Gestalt und von einer ergreifenden Beredsamkeit in mein System eingeweiht zu werden wünschte. Ich erklärte es ihm und er erwies mir, wie Sie, meine Herren, die Ehre, meine kleine Anstalt zu besuchen. Er schien befriedigt zu seyn und sagte mir nun sofort, daß er eine völlig wahnsinnige Tochter habe, äußerte auch den Wunsch, daß ich sie sehen möchte.“

„Dieses Haus, meine Herren, ist, wie Sie wissen werden, keine öffentliche Anstalt. Dies Asyl ist mein Stiefknecht, und ich nehme nur einen Kranken darin auf, wenn es mir gefällt. Ueberdem gibt es Gehirn-Krankheiten, die von Ursachen herrühren, mit denen ich nichts zu thun haben mag.“

„Inzwischen fragte ich den Vater nach der Geschichte seiner Tochter. Er war ein Grieche, ein Fürst vom Fanar, und hatte sein Volk in dessen unsauberer Vorstadt von Konstantinopel verlassen, um in einem freiwilligen Exil die Erniedrigung und Unterdrückung zu vergessen, in welchen es lebte. Es war eben vor der Revolution, die ihm so viele Verwandte und Freunde raubte, die das Opfer der Wuth der Türken wurden, als er auf immer darauf verzichtete, sein Vaterland wiederzusehen.“

„Und Eure Tochter?“ — fragte ich weiter.

„Meine theure Kalinka erkrankte, als sie die unseltsamen Vorfälle im Fanar erfuhr, und sie ist nie wieder zur Gesundheit gelangt noch ihres Verstandes mächtig geworden. Seit mehreren Jahren hat sie ihr Bett nicht verlassen, ihre Glieder sind wie gelähmt, und auch nicht ein Zeichen deutet darauf hin, daß sie der Gegenwart derjenigen inne ist, die um sie her stehen.“

„Ob zu diesen Ursachen der Geisteszerrüttung nicht auch ein Herzenskummer gehöre, das konnte ich von ihm nicht erfahren. Ich schöpfte jedoch, noch ehe ich sie gesehen hatte, die Hoffnung, die verborgene Quelle ihrer Gedanken und Gefühle an's Licht zu bringen.“

„Ich ging mit dem Fürsten nach einem mit Weiden geschmückten Casino, das an dem Ufer der Bucht, fast eine Meile von den Stadtmauern von Palermo, gelegen war. Es war eine phantastische und lächelnde Wohnung. In dem innersten Gemache lag dort, hingestreckt auf einem Bette, das poetischste Wesen, das mir je meine Träume vorgegaukelt hatten. Ihr Haupt senkte sich unter einem dicken, langen und schwarzen Haarwuchs, der ihr in massiven und glänzenden Locken über die Stirn herabfiel und die liebliche und transparente Blässe ihres Gesichtes nur noch mehr hervorhob. Mein Gott! man fühlte sich unterjocht von der Schönheit dieses armen Mädchens.“

Der Graf hielt einen Augenblick inne, um sich, die Augen schließend, in diesem köstlichen Bilde zu berauschen.

„Gleich beim ersten Anblick richtete ich im Stillen ein Gebet an die heilige Jungfrau, entschlossen, mit ihrer Hülfe dem schönsten ihrer irdischen Bilder wieder zur Vernunft zu verhelfen. Ich erfaßte die abgemagerte Hand des jungen Mädchens, ich streckte ihre zerbrechlichen Finger in meiner Hand aus, und als sie dann ihre wirren Augen auf mich richtete, da war es mir, als fühlte ich, daß die heilige Jungfrau mich erhört habe.“

„Ich stelle sie her!“ sagte ich mit Zuversicht.

„Ergriffen warf sich der Fürst auf das Bett seiner Tochter, drückte sie an sein Herz und neigte sie mit seinen Thränen.“

„Es würde Sie ermüden, meine Herren, wenn ich Ihnen alle die vergeblichen Versuche beschreiben wollte, die ich die ersten beiden Monate gemacht. Die junge Griechin wurde mir ins Haus gebracht; sie erhielt ein Zimmer, das ich mit allem morgenländischen Luxus hatte ausschmücken lassen, und auf mein Verbot durfte sich ihr niemand nähern außer zwei griechischen Dienerinnen, an deren Bedienung sie gewöhnt war. Es gelang mir, ihr den Gebrauch ihrer abgestorbenen Glieder durch Reibungen wiederzugeben, und ich machte sie für Musik so wie auch für den Geruch levantischer Parfüms, die ich in ihrem Gemache verbrennen ließ, empfänglich; aber ihr Freude oder Dual zu machen, das wollte mir nicht gelingen: ihre Seele war außer meiner Macht. Nach tausenderlei Versuchen sah ich kein Mittel mehr, ihre Herztstellung zu erreichen, und verzweifelte daran.“

„Doch lag sie mir stets im Sinn. Vor zwei Monaten, als ich in dieser Drangiallee spazieren ging, fiel mir plötzlich etwas bei und ich rannte mit einer Hast nach meinem Zimmer, daß Sie, wenn Sie das gesehen hätten, mich für den Verrücktesten aller meiner Hausgenossen hätten halten müssen. Ich schob die Magd, die eben beschäftigt war, mein Bett zu machen, zur Thür hinaus, wusch und parfümirte mich, wie wenn es hätte zum Ball gehen sollen; darnach bedeckte ich mein weißes Haupt mit einer braunen Perücke, Reliquie aus meinen frühern Jahren, schminkte mich ein wenig, zog weiße Handschuhe an, und trat nun in dieser Prunktoilette zu meiner Kranken in's Zimmer.“

„Sie hielt ihr Haupt auf ihrem abgemagerten Arm gestützt; bei meinem Eintreten blickte sie nach mir auf. Ich näherte mich ihr, küßte ihr mit ehrerbietiger Galanterie die Hand, und richtete, meiner kassirten Stimme den möglichst zärtlichen Ausdruck gebend, zarte Komplimente über ihre Schönheit an sie.“

„Sie blieb unbeweglich wie ein Marmorbild; doch hatte ich nicht ganz vergebens auf die vorherrschende Leidenschaft ihres Geschlechtes gerechnet. Eine schwache Röthe, die ihre Wangen färbte, ein Blutandrang zu den Schläfen, der nur meinem geübten Blicke sichtbar war, bewiesen mir, daß meine Worte den Weg zu ihrem Herzen gefunden hatten.“

„Ich wartete einige Minuten, dann bat ich sie, eine Locke ihres Haares erfassend, diese von dem dicken Haarwuchs, in welchem der Arm, auf den sie sich stützte, völlig vergraben war, abschneiden zu dürfen.“

„Sie griff nach der Locke, warf mir einen wüthigen Blick zu, und rief mit schwacher Stimme: Entfernen Sie sich, mein Herr!“

„Ich gehorchte unverzüglich, dankte aber in meinem Herzen meiner Schutzpatronin, der heiligen Jungfrau: es waren dies die ersten Worte, die sie seit vielen Jahren gesprochen hatte.“

„Am folgenden Tage stellte ich mich abermals, noch sorgfältiger, und in solch einem Grad verkleidet, daß mich kein's meiner Kinder erkannte, als ich über den Corridor ging, vor ihrem Bette ein.“

„Sie hatte die Hände über ihren Augen liegen und nahm von meiner ersten Begrüßung keine Notiz. Ich begann damit, über die Stellung zu scherzen, die sie gewählt hatte, und fand Gelegenheit, ihr über die Schönheit der Augen ein Kompliment zu machen, die sie mir verbar. Ein oder ein paar Minuten lang regte sie sich nicht; dann zuckten die Muskeln ihres Mundes ein

wenig, sie zog rasch die Hände von den Augen weg, und einen Blick auf mich werfend, in welchem sich Vertrauen ausdrückte, irte ein sanftes Lächeln gleich einem plötzlichen Sonnenstrahl über ihre Lippen — ich hätte vor Freuden weinen mögen.“

„Bald übte ich all' den Einfluß auf sie aus, den ich auszuüben wünschte. Sie willigte auf meine Bitte ein, ihr Bett zu verlassen, und acht oder vierzehn Tage später ging sie mit mir im Garten spazieren.“

„Doch war es nur ein einziger Gedanke, der sich in ihrem Geistes Bahn brach: sie hielt sich für unglücklich, und weinte stundenlang. Wenn ich ihr zuredete, mir die Ursache ihres Kammers zu entdecken, so barg sie ihr Haupt an meinem Herzen und weinte noch heftiger. Eines Tages erhaschte ich endlich die kaum in Laute gekleideten Worte: warum wollen Sie mich nicht heirathen? —“

„Die Arme! sie folgte nur ihrer weiblichen Natur. Der Wahnsinn hatte bloß den Schleier des Zwanges gehoben; wenn sie ihres Verstandes mächtig gewesen wäre, würde sie lieber des Todes gewesen seyn als ihr Geheimniß zu verrathen.“

„Ich fürchtete, daß sie von einem melancholischen Wahnsinn befallen sey; ein einziger Gedanke wirkte stark auf ihr Gemüth ein, und so beschloß ich, einen Hauptstreich zu wagen — ich versprach ihr, daß ich sie heirathen wollte.“

„Das Entzücken, mit welchem sie diese Eröffnung aufnahm, beunruhigte mich. Ich schob die Sache auf, in der Hoffnung, daß ein Lichtstrahl durch die Verwirrung ihrer Gedanken hervorbrechen werde. Aber mein Zögern that ihr weh, und ich sah mich demnach gezwungen, zur Erfüllung meiner Zusage zu schreiten.“

„Gerade hier, auf der Stätte, wo wir sitzen, hat die Hochzeitfeier stattgefunden, und auf dem Rasen sind noch jetzt die Spuren der vielen Contretänze sichtbar.“

„Es war ein merkwürdiges Schauspiel. Die Kapelle war glanzvoll ausgeschmückt; am Ende der Allee standen drei Tische, die mit Früchten, Kuchen, Sorbet und gefärbtem Wasser, welches den Wein repräsentirte, bedeckt waren. Meine armen Wahnsinnigen erlustigten sich an allen ihnen erlaubten unschuldigen Dingen. Eingeladen waren sie insgesammt.“

„Wie, alle die Wahnsinnigen?“ — rief der Arzt verwundert aus.

„Alle, alle, und nie hat etwas unter ihnen mehr Sensation gemacht. Eine ganze Woche lang ward von nichts Anderem als von der Hochzeit gesprochen. Die Kranksten verloren auf eine Zeitlang ihre Anfälle. Ich ließ aus der Stadt eine Menge hübscher Zeuge holen und erlaubte den Frauen, sich nach ihrer Phantasie zu kleiden. Sie können es sich nicht denken, was das für ein Stück Arbeit mit ihrer Toilette war! Welch merkwürdige Erscheinungen! Nie werde ich dieses Thurms von Babel vergessen.“

„Als der Hochzeittag gekommen war, da ward die Braut von ihrer weiblichen Umgebung auf griechisch geschmückt. Ihre schönen, über der Stirn gescheitelten Haare hingen ihr in Flechten bis auf die Füße herab. Ihre mit Gold verbräunte sammtne Tunika, ihre kostbaren Armbänder, ihre kleinen besternten Pantoffeln über einem reizenden Fuß, machten eine schöne und engelgleiche Vision aus ihr, und obwohl in den Gesichtszügen schwermüthig, trat sie doch leicht und voller Anmuth auf. Ihre alabasterne Blässe ward durch einen roßigen Anflug gehoben.“

„Die Irren empfingen sie mit einem Ausruf der Bewunderung. Man hatte Mühe, die Frauen von ihr abzuhalten, und es gelang dieß nur dadurch, daß man sie auf ihre eigene schöne Kleidung aufmerksam machte. Die Männer betrachteten sie mit Blicken der Liebe, ihre funkelnden Augen, ihr schweres Athmen befundeten zum Vollen die Wirkung, welche so viele Schönheit auf sie hervorbrachte, und sie bemühten sich auch nicht, ihre Gefühle zu verhehlen. Ich hatte die Zahl meiner Dienerschaft vermehrt, weil ich nicht wissen konnte, wie weit es mit ihrem Enthusiasmus gehen möchte; aber das Interesse der Ceremonie und die Decenz der Toiletten schien sie

in ihren Schranken zu halten. Auch die besonnensten Gäste hätten sich nicht anständiger benehmen können.“

„Die Ceremonie ward durch einen alten Freund von mir, den Arzt der Anstalt, vollzogen: doch leugne ich nicht, meine Herren, daß ich, so alt ich auch bin, wohl gemocht hätte, daß es Ernst damit gewesen wäre. Als sie ihre schmachttenden Augen zum Himmel aufschlug und mir ewige Treue schwur, da verließ mich meine männliche Fassung und ich mußte weinen.“

„Nach der Scheintrauung lud ich all' die Frauen ein, die Neuvermählten zu begrüßen, und darnach ward das Signal zu den Lustbarkeiten gegeben. Da ward rasch aufgeräumt, es ertönte Musik in den Bosketten, und da ging es an's Tanzen, wie Sie das noch an meinem niedergetretenen Rasen sehen können.“

„Als es Abend geworden war, hatte das Fest ein Ende und ich übergab die junge Frau ihren Dienerinnen. Am andern Morgen pochte ich bei ihr an, aber Sie wollte mich nicht einlassen. So hielt sie es bis den vierten Tag. Ich fand sie nun in ihrer gewöhnlichen Kleidung, noch traurig, aber still und sanft.“

„Sie hat seitdem dessen, was vorgegangen, nie erwähnt; ihre Vernunft ist beinahe zurückgekehrt, ihr Gedächtniß aber ist noch immer verworren. Ihre Krankheit, die sonderbaren Ereignisse, die sich zugetragen haben, alles dieses ist für sie ein Traum. In den gewöhnlichen Handlungen des Lebens zeigt sie Urtheilskraft. Ich fahre sie täglich spazieren und führe sie zweimal in der Woche in die Oper. Gestern Abend spazierten wir eben ein wenig in der Marina umher, als Ihre Fregatte in unserm Hafen einlief; auf ihren Vorschlag gingen wir dann der Menge nach, um die Musik mit anzuhören. Wir kamen, wie Ihnen bekannt ist, an Bord, und wenn Sie nun der Dame Ihre Aufwartung machen wollen, die Ihnen den Balzer abschlug, so belieben Sie nur, mit mir zu gehen.“

Ich will dieser Erzählung nichts mehr hinzufügen, weil ich fürchten müßte, den Leser zu ermüden, indem ich doch nur von meinen Gefühlen würde sprechen können.

M i s s z e l l e n .

In der Gegend von Moskau brannte einem Bauer sein Haus sammt den Wirthschafts-Gebäuden ab, und alle seine Habseligkeiten wurden ein Raub der Flammen. Er war ein Bettler, und sah sich genöthigt mit seiner Familie einstweilen von der Wohlthätigkeit seiner Nachbarn zu leben. Er bewohnte in dieser Zeit ein halbverfallenes Kellergewölbe. Eines Tages löste sich ein großer Stein ab, und es zeigte sich ein eisernes Kästchen, in welchem zur großen Ueberraschung der Unglücklichen 5000 französische Goldstücke lagen. Wahrscheinlich hatte im Feldzuge 1812 ein Franzose diese Summe versteckt gehalten, und konnte vom Tode überrascht seinen Schatz nicht mehr erheben. Er begründete also ohne sein Wissen das Glück eines armen Bauern.

Die Heilkunde ist in den Staaten des Großherrn mit einer großen Verantwortlichkeit verbunden. Wenn ein Doktor mit dem Turban einen seiner Kranken durch Unwissenheit ums Leben gebracht hat, so wird er verurtheilt, zwei ausgeschchnittene und mit Glöckchen besetzte Platten am Halse zu tragen. In diesem Zustande wird er durch die Stadt geführt, und so oft er auszuruhen verlangt, muß er eine Summe Geldes bezahlen. Das Geräusch, welches die Glocken machen, kündigt den Vorübergehenden an, wie wichtig es ihnen sey, sich die Züge des Verurtheilten einzuprägen, damit sie ihr Leben nicht einem Manne anvertrauen, der es nur verkürzen kann.

In einem englischen Dorfe lebt eine ältliche Frau, die sich einbildet, eine alte Henne zu seyn. Sie hat sich in einem Waschkorb ein Nest gemacht und sitzt den größten Theil des Tages über geduldig auf drei holländischen Käsen, versichert auch jeden, den sie sieht, daß in ungefähr sieben Wochen die junge Brut auskriechen werde.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 30. März 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 13.

Ein irisches Lebens-Bild.

Aus den Erinnerungen eines britischen Offiziers mitgetheilt von R. v. Kreling.

Ich befand mich im Jahre 1798 auf Kommando in einem Orte an der Seeküste, und speiste bei dem Unter-Sheriff Hrn. Stowel, bei welchem sich mehrere Freunde und Bekannte zusammengefunden hatten. Als wir fröhlichen Muths den herrlichen Whisky punch tranken, meldete ein Diener, daß eine Frau, Namens Dawley, den Herrn Sheriff zu sprechen wünsche. Dieser ließ sie sogleich eintreten, erkundigte sich sehr theilnehmend nach ihren Kindern, worauf sie endlich thranenden Auges nach dem Schicksal ihres Mannes fragte, der einer Kriminalklage wegen gefangen saß, und dessen Prozeß mit nächstem entschieden werden sollte.

„Es ist noch eine günstige Möglichkeit für den Jakob da“ — sagte Hr. Stowel; — „und ich hoffe, daß alles noch gut ausgehen wird. Jetzt darf ich Euch wohl sagen, Frau Dawley, daß sein Leben in seinen eigenen Händen liegt — vielleicht in den Euringen; sein Schicksal hängt an einem Worte.“

„Er sagt's gewiß, er sagt's gewiß!“ — rief Frau Dawley — „um seiner selbst, um meiner, um der armen hilflosen Kinderchen willen, die ja sonst vaterlos, hauslos, und mutterlos dazu werden müßten — was es auch für ein Wort seyn mag, er sagt's gewiß!“

„Ich will es hoffen“ — antwortete Herr Stowel. „Wenn er es aber thut — wenn Ihr es sagt oder ihn dazu bringt, es zu sagen — so werdet Ihr mit Eurer Familie diesen Theil des Landes verlassen müssen.“

„Was liegt daran, wo wir leben, Herr, wenn wir nur mit denen zusammen leben, die wir lieben?“ — versetzte Frau Dawley; — „Thal oder Berg, Stadt oder Land, in Hitze oder Kälte, im Sommer oder Winter, weit über's breite tiefe Meer oder daheim auf unsern lieben grünen Hügeln — die weite Welt ist mir all Ein's mit meinem lieben, herzengliebten Manne; aber — aber Jakob! Jakob! wenn ich ihn verlöre, würde da alles gemünzte Geld ein gebrochenes Herz wieder heilen oder die Schande von den Häuptern der armen Waisen nehmen, die wir dahinten lassen!“

„Jakob muß dann eben sagen, wer den Unglücks-schuß that“ — versetzte Herr Stowel.

Sie sprang auf, streckte die Arme hinaus gegen ihn, schlug dann die Hände ineinander und rang gewaltsam nach Worten, allein umsonst: ihre Lippen bebten, ihre Augen schlossen sich und sie würde rückwärts zu Boden gestürzt seyn, hätte nicht Tim, der vertraute Diener des Herrn, der da geliebt war, sie in seinen Armen aufgefangen. In heftigen Krämpfen wurde sie hinausgeführt und der pflegenden Obhut der Haushälterin übergeben. In kurzer Zeit bekamen wir die Nachricht, daß sie sich bedeutend besser befinde, und in einem von Herrn Stowel's Wagen unter dem besondern Schutze Tim's, des vertrauten Dieners, nach Hause und zu ihren Kindern heimgeschickt worden sey.

„Ihre Geschichte läßt sich in kurzen Worten erzählen“ — antwortete Herr Stowel auf meine Fragen. „Peggy Lynch, oder — wie sie Jedermann nannte — Peggy Bawn (die schöne Peggy, das schöne Gretchen) war das hübscheste, sittsamste und trefflichste Mädchen in der ganzen Baronie. Ihr Vater gehörte zu der besten Klasse von Pächtern; er war haushälterisch, klug, fleißig, und brachte deshalb etwas vor sich; liebte seine einzige Tochter, bei deren Geburt die Mutter starb, selbst noch mehr als sein Geld, und sein Geld mehr als sonst etwas in der Welt. Sie hatte Duzende von Freiern um ihres reichen Vaters willen, und eine Unzahl von Liebhabern, die um ihres eigenen schönen Selbst willen, hätte dieses auch keine andere Mitgabe, als ihre Schönheit und Sittsamkeit gehabt, sehr oft kämpften, nicht selten bluteten, ja selbst ihr Leben hingegeben haben würden.“

Stolz war bei Jahrmarkt, Schutzheiligen-Fest und Kirchweih der junge Bursche, der ihre Hand zum Tanze ansprechen durfte, und viel gab's der zerbrochenen Herzen und der Schädel, als sie den Jakob Dawley zum Liebsten sich erkor. Jakob war ihrer werth. Ein guter Sohn eines schlimmen Vaters, ein tüchtig-arbeitender, gefälliger, frohherziger Bursche war er allenthalben bei Alt und Jung beliebt. Zum Unglück traf das alte Sprichwort von dem, wie's ächter Liebe zu ergehen pflegt, auch hier ein, denn Jakob's Mangel an Vermögen gab einen argen Stein des Anstoßes. Jakob liebte Peggy mit all dem Herzen, all der Seele eines ächten Sohnes von Erin — mit begeistertster Gluth und Beharrlichkeit — trotz der finstern Blicke ihres Vaters, der anscheinenden Hoffnungslosigkeit seines Werbens, trotz des Heers von reicheren Nebenbuhlern, die ihm mit gerade so viel Verachtung begegneten, als sie konnten und durften — ohne einen gewissen Haselstock mit in's Spiel zu bringen, den Jakob, wie wohl bekannt, wenn sein Blut in Wallung war, tüchtig zu handhaben verstand. Jakob war nämlich — wie ich Ihnen bemerken muß — ein schrecklicher Kämpfer, und in seinen jugendlichen Tagen durfte sich die Partei, welche ihn auf ihrer Seite hatte, des besten Mitschters rühmen. Ich sah ihn, wie er einmal den Jahrmarkt zu Castletownshend ganz allein aufsetzte, indem er seinen Stock mit der Gewalt einer mächtigen Maschine um seinen Kopf wirbeln ließ, und das immer mit dem allerfreundlichsten Lächeln im Gesicht; denn das Unheil, das er anrichtete — und wo sein Prügel hinfiel, ließ er sein Merkzeichen zurück — entstand bloß aus einer Ueberfülle von Kraft und Thätigkeitslust, und der Unmöglichkeit, ruhig zu bleiben, wenn eine Balgerei losging. Auf Peggy's Bitte gab jedoch Jakob das Fechten aus Liebhaberei auf, verschwor feierlich den Whisky, und mühte sich früh und spät ab, um ein eigenes Vermögen zusammenzubringen, das den geldsuchenden Ansichten des alten Lynch, Peggy's Vater, anstehen mochte. Während er sich bergauf in dieser Weise abplagte, hing ihm zum Unglück sein eigener trunkfüchtiger Vater und ein wilder Thunichtgut von Bruder an den Füßen, die beide von seinem Verdienste leben woll-

ten, ohne auch ihren gebührenden Antheil Mahlkorn auf die häusliche Mühle zuzubringen.

Endlich starb der alte Lynch und Schön-Gretchen konnte nun auch frei und nach Laune ihre Liebhaber und Freier, die in noch zahlreicheren Schaaren sich einfanden, fort anbeten lassen oder ihren Hoffnungen den Todesreich geben, indem sie der trengemeinten Zuneigung des wackern Jakob Dawley ihren Lohn ertheilte. Sie schwankte nicht lange, und mein guter Freund hier, Vater Maloney, gab die Beiden zusammen, und mit Recht erklärte er sie für das hübscheste und bravste Paar im ganzen Kirchspiel.

Jakob hielt seine Pachtung in trefflicher Ordnung, machte auf Wiese und Feld gute Ernten, betrug sich auf's Gesezteste und Achtbarste, zahlte seinen Pachtzins auf den Tag, und wurde von Jedermann geliebt; während Peggy -- immer noch Peggy-Bawn genannt -- ein Muster von Reinlichkeit und sittigem, artigem Wesen für die ganze Gegend war. Alles gedieh ihnen mehrere Jahre hin auf's Erwünschteste, während welcher Zeit Jakob's Vater und Bruder aus der Nachbarschaft hier weg waren -- Einige sagten, in Amerika. Vor ungefähr drei Monaten aber fanden sie sich wieder ein, wohlgekleidet mit gespiktem Beutel -- es konnten freilich Wenige begreifen, wie sie ihn hätten füllen können und Viele gaben zu verstehen, die Beiden möchten wohl nicht auf rechtliche Weise zu dem Gelde gekommen seyn. Sie erzählten und schwagten allerlei wenig Glaubliches von einer großen Steingutfabrik, in der sie gearbeitet hätten, und wo es ihnen möglich geworden sey, sich Geld zu ersparen und für einige Zeit nach Hause zurückzukehren, allein bald nachher wurde eine Ladung Tabak und Brantwein an die Küste eingeschwarz, wobei sie, wie allgemein bekannt war, die Hand mit im Spiele hatten. Das Schmuggeln war hier etwas Neues; es sah wie ein ehrlicher Handel aus, der von dem, was den unwissenden Landleuten eine ungerechte, drückende Auflage dünkte, frei war und ihnen die Pfeifen mit wohlfeilem Tabak füllte, während gerade die Gefahr, die man bei dem Geschäfte lief, diesem in nicht geringem Grade den Reiz eines gewissen ritterlichen Wagens gab. Die dabei hauptsächlich Beteiligten erschienen deshalb auch keineswegs in einem tadelnswerthen Lichte. Daß die Geschichte mit der Fabrik ein bloßes Märchen sey, galt Allen für ausgemacht, allein darum dachte man von Vater und Sohn nicht schlechter; im Gegentheile -- ihre Nachbarn sahen in ihnen artige, lustige, waghalsige Gesellen, die den Hut wohl vor dem ängstlichern Theile der Gemeinde aufbehalten durften.

Eine Woche darauf wurde wieder eine Ladung heimlich eingebracht, und da damit natürlich der Preis des Tabaks fiel, so rauchte nach und nach Alles, segnete den Erwerbssleiß der beiden Dawleys, und schlug den Accisebeamten ein Schnippchen, unbekümmert um das, was das Zollhausvolf von der Sache denken mochte, während des Krämers Laden im Dorfe ein Thee von köstlicherem Geruche durchduftete, als bei dem Großhändler, von dem er sonst geholt wurde, je zu finden war. Die Vortheile, die das Schmuggeln brachte, beschränkten sich übrigens nicht auf die untern Stände. Französische Handschuhe und Valenciennr Spitzen sah man auf einmal in Kirchen und Theegesellschaften, wo man sie bisher kaum dem Namen nach gekannt hatte. Seidentücher wurden um Nacken geschlungen, die bis daher als einziger Putz Baumwolle geschmückt hatte, und meine eigene alte Ehelebste versetzte mich in ein unmäßiges Erstaunen, als sie eines Tags zum Essen in einem gleißenden blaß-orangerfarbenen Rock von fremdem Seidezeug herabkam, der mit dem Zolle so wenig zu thun gehabt hatte, als der Tabak. Das Alles war eine recht lustige Geschichte, so lange es fortging. Allein ihr Glück machte die Schleihändler überläßig, und in einer finstern Nacht, vor etwa drei Wochen, als sie eben in vollem Geschäft mit einer Ladung waren, fährt ihnen der Zollkutter von Bantey über den Hals und auf ihr Schiff los, während zugleich die Zollwache die am Lande Befindlichen überfällt. Dreschkegel, Prügel, Sensen, Pistolen, Hirschfänger und Karabiner arbeiteten in einem Nu weidlich darauf los, Mehrere der

Schmuggler wurden verwundet, einer von der Gegenpartei -- der Anführer noch gar -- auf dem Fleck getödtet; der arme Jakob Dawley aber, der zum Erstmal auf Anstiften seines Vaters und seines Bruders mit hinaus war, gefangen genommen -- nachdem er eben seinen Vater aus dem Eisengriffe eines Matrosen befreit hatte, der ihn zum Nachtrabe seiner Kameraden hinschleppte.

Ein solcher entschlossener Widerstand gegen die Behörden, die Höhe, zu welcher der Schleihhandel in einem so kurzen Zeitraum bereits getrieben worden war, und vor Allem der Tod des Zollbeamten verlangte allerdings ein ernstliches Beispiel, und dieses Beispiel sollte nun der arme Jakob Dawley abgeben.

Da er ein Dawley war, so warf man ihn in eine Klasse mit seinem Vater und seinem Bruder, die man nun als ausgemachte Zollfreier kennen gelernt hatte. Die Stärke, mit der er sich loszumachen gesucht hatte, als man ihn packte, war erstaunlich und beinahe von glücklichem Erfolge begleitet gewesen -- das wurde nicht vergessen und er zur Rache ansersehen. Auch hörte man einige Leute, und zwar ziemlich hochstehende, äußern, wie ihn sein bisheriger guter Leumund und die Geltung, mit der er in der Gegend umher als ein Pächter über der gewöhnlichen Klasse angesehen war, zu einem nur um so passenderen Gegenstande der Strafe machten. Kurz -- wenn gleich nicht der Mörder -- war er doch Helfer und Mitschuldiger gewesen, und als solcher, fürcht' ich, wird er sterben müssen, wenn er nicht angibt, wer den verhängnißvollen Schuß that."

"Wie soll er aber das sagen können?" -- wandte ich ein, denn ich hatte ein Bißchen Erfahrung in dergleichen Dingen. "Bei einem nächtlichen Ueberfall und Kampf, Alles im wilden Durcheinander, stockfinster, Schuß, Hieb und Schlag hageldicht fallend, er selbst, nach dem, was Sie mir von ihm erzählt haben, wohl schwerlich bloß ein Zuschauer -- ist es da recht und billig, ihn für jeden Streich, der geführt ward, für jeden Schuß, der fiel, verantwortlich zu machen."

"Es ist ermittelt, daß er's weiß" -- versetzte Hr. Stowel.

"Nun, dann wird er's gewiß auch sagen -- um seiner selbst, um seines Weibes, seiner Kinder willen" -- bemerkte der anwesende protestantische Geistliche.

Der Untersheriff schüttelte den Kopf.

"Wohl schwerlich" -- entgegnete der Priester. -- "Der Charakter des irischen Landmanns steht ganz einzig da; er gleicht durchaus nicht dem irgend einer andern ungebildeten Klasse in Europa und dünkt denen, die ihn nicht in seinem vielfarbigen Lichte zu sehen Gelegenheit hatten, ein vollkommenes Paradoron. Pat (statt Patrik, gemeiner irländischer Vorname, und daher der Spottname der Irländer) hat unter dem Anscheine einer fast zum Blödsinn gesteigerten Einfalt ein wunderbar tief und weitgehendes Denken und zähes Beharren im Beschlossenen, Kaltblütigkeit und klare feste Bestimmtheit in seinen aufgewecktesten, lustigsten Augenblicken, und wird durch ein Gesetzbuch der Ehre gebunden, von dem Meineid, Pflichtverletzung und Lüge, wo nicht die Grundlage, doch zuhelfende Mittel sind. In den Augen des irländischen Bauern ist der Räuber und Mörder weit nicht so verabscheuungswerth, als der Angeber oder Auflagezeuge. Gegen diesen ist Jedermanns Hand, und später oder früher -- was auch die Folge sey -- wird gewiß seine „Verrätherei“, wie es seine Standesgenossen nennen, mit Zinsezinsen abgelohnt. Dies ist besonders der Fall, wenn Banden oder heimliche Vereine gegen die bestehenden Behörden zum Schmuggeln, zum verbotwidrigen Brantweimbrennen oder zu den noch strafwidrigern Zwecken des Einschwörens von Pächtern gegen das Pachtzinszahlen, oder des Durchsuchens von Häusern nach Waffen, sich bilden. Die Theilnehmer werden alle durch so entseßliche Eide gebunden, daß sie den „unbedeutenderen“ Meineid beim Gericht eben nicht groß anschlagen und sich oft durch's Küssen ihres Daumens oder Rockärmels statt der Bibel mit ihrem Gewissen abzufinden wissen. Einen solchen Meineid ziehen sie der Aussicht vor, die furchtbaren Verwünschungen, die sie

von Himmel und Hölle herbeigerufen haben, auf ihre Häupter niederfallen zu sehen. Ich bin überzeugt, Jakob würde, stünde er allein, eher nicht nur die alleräußerste Strafe, welche jetzt das Gesetz kennt und ausspricht, sondern selbst die Folterqualen, mit denen in vergangenen Zeiten gegen Angeklagte gewüthet ward, ausstehen, als die Namen seiner Mitschuldigen nennen oder gar als Approver (Angeber seiner Mitschuldigen und Anschuldigungs-Zeuge gegen sie) vor offenem Gerichte auftreten. Möglich, daß sein Weib ihn bewegt, seinen Entschluß zu ändern, an mir soll es nicht fehlen, wenn Zureden bei ihm etwas ausrichten kann, allein ich fürchte, es wird wenig helfen; ich will mich ja mit Freuden geirrt haben, wenn er nicht seinen Todesgang, den Namen des Mörders tief in seiner Brust verschlossen, wandelt, unüberzeugt von Allem, was der Geistliche und ich sagen können, zufrieden und vergnügt mit seiner eigenen Verblendung und überall von Seinesgleichen als ein Märtyrer ihrer Sache betrachtet."

Zufällig traf es sich, daß die Gerichtssitzungen in der Stadt, wo mein Regiment lag, gehalten werden sollten; als nun die Zeit ihrer Eröffnung herankam, tauschte ich mein Kommando mit einem Kameraden, denn ich hatte mich entschlossen, den Schluß des Trauerspiels, das, wie ich fürchtete, aufgeführt werden sollte, mitanzusehen. Der schreckensvolle Tag erschien. Der Zeugenbeweis lautete gegen Dawley zu klar und direkt, als daß er durch die Querfragen seines Vertheidigers, die Eidschwüre einiger seiner Freunde, die trotz des augenscheinlichen Gegentheils dardrum wollten, daß er ruhig in einer nahen Scheune bis einen Augenblick vor seiner Verhaftung geschlafen habe, wo sie ihn selbst aufgeweckt hätten, damit er sich etwas Anderes erwarten können, und doch leuchtete, bis das verhängnißvolle Wort erklang, noch ein Hoffnungsstrahl: fast erlosch er, doch er glänzte wieder auf, als die Geschwornen den Schuldigen zur Gnade empfahlen. Die Menschenhaufen, welche die Zugänge des Gerichtssaals volldrängten, fingen mit begierig horchendem Ohre die ersten Worte des Verdikts auf; ihr Geheul und ihre Verwünschungen klangen schrecklich, und mancher tiefe Eid ward in dem Augenblick geschworen, seinen Tod zu rächen an denen, die ihn fingen, und an denen, die ihn verdammten. Die Empfehlung der Gnade schlug nun an ihr Ohr, und die Rämlichen, die zuvor die Lautesten gewesen waren, waren jetzt noch lauter im Segnen der Geschwornen; immer aber betränkte noch ihr ingrimmiges: „blutigen Tod den blutleuchtenden Jollhayan!" (revenue sharks) ihre Gebete mit Gift.

Der wilde Lärm in der unmittelbaren Umgebung des Gerichts war verstummt, der Richter erhob sich von seinem Sitze, der Angeklagte stand dem Richter gegenüber mit einer Stirn so ruhig, mit einer Miene so würdevoll wie nur seine eigene. Das Schwert im Ausspruche der Geschwornen hing, wie das des Damokles, schwebend an einem Haare. Die ersten Worte von dem Richterfisse zerrissen den schwachen Halt und nieder fiel es auf sein todtgeweihtes Haupt. Die schwarze Kappe wurde hervorgebracht, das Aeußerste, was das strafende Gesetz aussprechen konnte, ward ausgesprochen, die Empfehlung zur Gnade den Binden preisgegeben, keine Hoffnung auf Pardon oder Aufschub in Aussicht gestellt. Jakob Dawley hörte und keine Muskel zuckte, daß er am übermorgenden Tage auf dem gewöhnlichen Richtplatze gehängt und sein Leichnam zum Vergliedern ausgefolgt werden sollte.

Das in Besatzung liegende Regiment gab jederzeit eine Wache an's Gefängniß ab, und ich erbot mich freiwillig, das Kommando derselben am folgenden Tage, einem Sonntage, zu übernehmen, in der Hoffnung, der Erste zu seyn, der die erfreuliche Nachricht von dem guten

Erfolge hörte, welchen die vielvermögende Verwendung des Pächters des armen Jakob und der angesehensten Männer in der Gegend verhiess. Eine von Hrn. Hartnett, dem protestantischen, und Pater Maloney, dem katholischen Geistlichen aufgesetzte, von den achtbarsten Bewohnern des Bezirks in große Zahl unterzeichnete, höchst eindringliche Denkschrift und Bittengabe an den Richter und an den Lord-Statthalter, von der wir uns große Dinge versprachen, war durch die geeigneten Kanäle einbefördert worden.

Herr Hartnett und Pater Maloney besuchten Dawley in seinem Gefängniß und boten alle Vernunftgründe und alle Beredsamkeit auf, um ihn zu bewegen, den Namen des Mörders anzugeben, was, wie sie nach den Aeußerungen des Untersheriffs glauben mußten, der Preis seiner Begnadigung war. Allein umsonst. Ruhig aber entschieden erklärte er seinen Entschluß, lieber den Tod, wenn die Gesetze seines Vaterlandes dies bestimmten, zu leiden, als Andre anzuklagen. Er dankte ihnen für ihre gute Absicht, verzieh denen, welche die Ursache seines vorzeitigen Endes waren, und bat dann, damit er mannhaft seinen letzten Augenblick am kommenden Morgen bestehen könne, ihn mit seinem Geistlichen allein zu lassen, um seine Sünden zu beichten und die Absolution zu empfangen. Was „unter dem Siegel der Beichte“ vorging, ist nie ruckbar geworden. Allein als Pater Maloney, dem doch gewiß manche Gefühle, mancher Anblick leidlichen und geistigen Schmerzens nichts Fremdes war, den bußfertigen Sünder, dem er Beicht gehört, verließ, zeigte seine Züge unverkennbar, daß diese Zusammenkunft besonders tief und schmerzhaft ihn ergriffen haben mußte.

Nachmittags kam Hr. Stowel, um den Gefangenen zu besuchen und ließ mich wenige Minuten nachher bitten, nach dem Gefängniß zu kommen, wohin ich mich auch auf der Stelle begab.

(Schluß folgt.)

Anekdote aus dem französischen Feldzuge in Egypten im Jahr 1799.

Der eben so geistvolle als gelehrte Naturforscher Geoffroy von St. Hilaire hat kürzlich in einer Gesellschaft zu Paris folgende Anekdote mitgetheilt.

Die Pest war ausgebrochen; der Soldat, dessen Glieder sie lichtete, verzweifelte bei dem Anblicke eines Uebels, gegen das die Tapferkeit nichts vermochte. Um den erschütterten moralischen Zustand seines Heeres zu heben, hatte Bonaparte den ersten Armeearzt Desgenettes, dahin zu stimmen gewußt, daß er sich anheischig machte, wenigstens diese furchtbare Epidemie nicht mit dem wahren Namen zu nennen; sie ward nur für ein leichtes Fieber, eine einfache Entzündung ausgegeben, und da der Obergeneral die verhängnißvollen Beulen freiwillig berührte, so ward der Soldat beruhigt und gewissermaßen stolz darauf, mit seinem tapfern General dieselben Leiden zu theilen.

Als jedoch Bonaparte nach sieben vergeblichen Stürmen auf St. Jean d'Acree aus Syrien zurückkam, beunruhigte ihn der furchtbare Aufwand an Menschen, der seither stattgefunden hatte; er ging daher damit um, die Ursache des durch diesen Krieg herbeigeführten unermesslichen Verlustes auf jene schreckliche Krankheit hinüberzuwälzen, die sich so leicht in dem heißen Klima Egyptens und Syriens entwickelt. Zu dieser Absicht beruft er die Gelehrtenkommission zusammen und erscheint selbst in ihrer Mitte, in seinem grauen Ueberrocke, um Menschen für sich zu gewinnen, die ohnedies unter seinen Befehlen standen. Er verlangt, das Institut der Gelehrten soll aus seiner Mitte eine Kommission ernennen, welche Nachrichten einzuziehen, und alle geeigneten Dokumente aufzusuchen habe, um die verheerende Krankheit näher kennen zu lernen.

Dieser Vorschlag fand Anklang und der Präsident Bertbollet ernannte Desgenettes und Larrey zu Mitgliedern dieser Kommission; allein der Erstere, der vor-

aussah, in welchen Widerspruch ihn seine frühere Gefälligkeit gegen den Obergeneral verwickeln mußte, verweigerte seine Mitwirkung an dem Entwurfe eines Berichtes, in welchem das vor der Expedition nach Syrien als leicht und wenig gefährlich geschilderte Fieber bei seinem rechten Namen genannt werden sollte. Die trockene, von Desgenettes nicht gehörig motivirte Weigerung erzürnte den Akademiker Bonaparte, der seither zu wiederholtenmalen mit vieler Mäßigung, Rücksicht und Höflichkeit darauf aufmerksam gemacht hatte, was jedes Mitglied des Instituts sich selbst, seinen Collegen und dem ohne Zweifel gespannten Europa schuldig sey; allein endlich erschien unter dem grauen Oberrock hervor der Federhut des Obergenerals von folgenden Worten begleitet: „Wahrlich, ihr Aerzte, Chirurgen und Pharmaceuten seyd doch Alle über einen Kern gegossen: Ihr lasset eher eine Armee, ein ganzes Volk untergehen, als daß Ihr einen aus der Schule geschöpften Grundfatz aufgebt!“ Dieser mit Heftigkeit gesprochene Ausfall brachte tiefes Schweigen unter dem Corps der Aerzte hervor. Nur Einer, zu stolz oder unabhängig, um eine solche Beleidigung ohne Widerrede zu verschlucken, schrieb, sobald er nach Hause gefehrt war, folgende Zeilen an den Obergeneral:

„Sie sind ein Eroberer, d. h. ein Mensch, der Alles seinen Interessen, die er mit dem Namen des Ruhmes belegt, opfert. Bleiben Sie Eroberer, verfolgen Sie Ihre Räuberbahnen, aber ehren Sie Männer, die ohne einen andern Ehrgeiz, als den, für das Wohl der Menschheit, ihr Leben dazu anwenden, jene Uebel zu heilen, welche Ihresgleichen verursachen.“

Unterzeichnet: Puguët.“

Puguët? . . . dieser Bonaparte gänzlich unbekannte Name brachte ihn auf die Meinung, der Brief sey unächt, oder von der Hand eines Narren. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, sendete er ihn an Desgenettes mit dem Gesuche, ihm zu sagen, ob er den kühnen Briefsteller kenne. Jetzt fand dieser berühmte Gelehrte jenen edlen Charakter wieder, den Gefälligkeit oder Politik, vielleicht auch ein Irthum mit einer leichten Wolke verdeckt hatte. Vor drei Monaten nämlich, als Desgenettes mit Bonaparte die Nacht vistirte, hatte ersterer einen jungen Arzt bemerkt, der stets der Letzte auf dem Schlachtfelde, mit Verläugnung des eigenen Erhaltungstriebes, sich ganz der Pflege der Verwundeten und Pestkranken hingab.

„Bei passender Gelegenheit werden Sie mich an diesen ganz seiner Pflicht und seinem Berufe sich widmenden jungen Mann erinnern,“ — hatte Bonaparte seinem Begleiter gesagt. — Dieser junge Mann war Puguët, und Desgenettes benutzte diesen besondern Umstand mit Geschicklichkeit, um Bonaparte jetzt an denselben zu erinnern.

Bonaparte, weit entfernt, länger zu zürnen, lud die Aerzte Desgenettes und Puguët zur Tafel. Beide leisteten dem Befehle des Obergenerals Gehorsam. In den Zimmern desselben angelangt, nähert sich Bonaparte dem jungen Aesculap und sagt ihm, indem er ihn mit seiner Vertraulichkeit, die ihm bei seinen Unterhaltungen so wohl anstand, beim Ohre nahm, folgende Worte: „Herr Puguët, Sie sind aus dem südlichen Frankreich, Sie haben hitziges Blut, aber ein vortreffliches Herz. Trotz Ihres Stolzes wird ein Tag kommen, an welchem Sie mich um Gnade bitten werden, und ich werde sie mit Vergnügen bewilligen!“

Allein Puguët, ohne allen Ehrgeiz, und gänzlich seiner Wissenschaft lebend, beachtete den Mann nicht weiter, der mit Riesenschritten seinem ruhmvollen Ziele entgegenging.

Im Jahre 1802 befand sich Puguët zu Lyon, wo Bonaparte damals die Comitien des italienischen Volkes leitete und sich zu dessen Oberhaupt erklärte, und wünschte sich in das Gedächtniß des ersten Consuls zurückzurufen. Aufgemuntert von Geoffroy, stellte er sich dem Oberhaupt des Staates vor, und erinnerte diesen an die in Egypten vorgefallene Scene und an sein Versprechen. „Ich bewillige, was Sie sich auch erbitten mögen,“ — antwortete der erste Consul. — „So senden Sie mich als Arzt nach den Antillen, wo eben jetzt der Gesundheitszustand organisiert wird.“ „Warum erbitten Sie sich

nicht eine mehr für Ihr Interesse sorgende Gnade?“ erwiederte ihm lebhaft Bonaparte. — „Ich wünsche nichts weiter, als in eine Stellung zu kommen, in welcher ich mich auf's Neue dem Wohl der Menschheit widmen kann. Das gelbe Fieber ruft mich nach Martinique; dieses dort vergleichend mit der Pest studieren zu können, scheint mir das Wünschenswertheste für einen Arzt zu seyn.“

Vergebens suchte der erste Consul, gerührt durch diese so seltene und auf so einfache Weise vorgebrachte Hingebung, ihn in Frankreich zurückzuhalten. — Puguët besteht auf seiner Bitte, und sieht diese endlich gewährt.

Puguët kehrte gänzlich erblindet in sein Vaterland zurück, und lebte noch vor wenigen Jahren. Man verdankt ihm mehrere wichtige Werke über die Pest und die ansteckenden Fieber der Levante.

Strafe der Feigen im dreißigjährigen Kriege.

Wer in jener Zeit vor dem Feinde keinen Muth bewies, erfuhr eine so schlimme Behandlung, daß sich die Herzhaftigkeit der Soldaten beinahe erzwang. Die Schweden machten sich dergestalt durch Furcht Tapferer, und Wallenstein, so viele Rücksicht er sonst auch gegen seine wilden Schaaren übte, zeigte doch gegen Einzelne und ganze Truppentheile sich unerbittlich, die nicht in der Schlacht gethan hatten, was die Ehre von ihnen erfordert. Als er, nach der verlorenen Schlacht bei Lützen, nach Prag kam, wurden elf Staats- und andere Offiziere, auf seinen Befehl, vor das Kriegsgericht gestellt, und dessen Ausspruch gemäß vor dem Rathhause enthauptet. Ohne Beispiel in der Geschichte ist aber wohl, was damals zugleich mit dem Regimente Madelow geschah, das zuerst in der Schlacht geflohen war. Das ganze Regiment wurde verhaftet, entwaffnet, und nach einem freien Platz vor dem Thore gebracht. Hier mußte der Richter seine Fahnen verbrennen, auch alle Säbel der Mannschaft zerbrechen, aus dem Eisen derselben wurden, in bereit stehenden Feldschmieden, Galgennägel verfertigt, an Wände und Bäume geschlagen, und nun der zehnte Mann des Regiments, Offizier und Gemeiner, wie das Loos sie traf, an die Nägel aufgehängt. Der Rest wurde vogelfrei erklärt. Die Todesstrafe des zehnten Mannes in solchen Fällen, hatten auch die alten Römer in Gebrauch, sie hieß bei ihnen *decimatio*.

Explosion einer Pulvermühle.

Man berichtet aus Obernhan, in Sachsen, vom 21. März. Am 6. März ereignete sich ein übergroßes Unglück in unserm Orte. Es war früh 7 Uhr, als ein fürchterlicher Donnerschlag die hiesigen Einwohner erschreckte. Die Pulvermühle hatte sich mit fünf und siebenzig Centner Pulver entzündet, und wurde mit diesem grausen Knall in die Luft gesprengt, der so furchtbar stark war, daß man ihn vier Stunden weit, ja sogar in Freiberg, 7 Stunden von hier, vernehmen konnte. Bei diesem Donneregeprassel war aber auch eine gewaltige Erschütterung — einem, die Erde in ihren Angeln wanken machenden Erdbeben ähnlich — fühlbar. Um die Pulvermühle stehen noch 12 Gebäude; diese sind, obgleich meist von Steinen aufgeführt, doch zum Theil so ruiniert, daß sie, wo nicht ganz von Neuem aufgebaut, doch gehörig reparirt werden müssen. Die Kraft und Hast dieser Erschütterung mögen folgende Züge andeuten. Von allen den vielen Glasfenstern in den nahen 12 Gebäuden ist auch nicht eine Scheibe mehr ganz und in den mehr entfernten Häusern stürzten plötzlich die Defen in den Stuben mit Gepolter zusammen. Dem Pulvermüllermeister, der sich eben vor dem Spiegel ankleidete, riß es in seinem Zimmer ein Ohr ab.

Ein Arbeiter, der sich allein gerade in dem unheilvollen Augenblicke in der Mühle befand, wurde dabei in die Luft gesprengt, schmäblich zerrissen und umgebracht. Mitten im Leibe trennte sich der Körper in zwei Stücke; vom rechten Beine wurde der Fuß so zu sagen abgesetzt, das linke Bein zerschmettert. Den rechten Arm fand man 200 Schritt vom Orte der Explosion.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 6. April 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 14.

Ein irisches Lebens-Bild.

Aus den Erinnerungen eines brittischen Offiziers mitgetheilt
von R. v. Kreling.

(Schluß.)

Dawley war ein Muster von kraftvoller Männergestalt, wie ich noch wenige sah, hochgewachsen, breitschulterig, schlank und muskulös. Er würde einen herrlichen Rekruten abgegeben haben, und wahrlich der arme Bursche wäre besser verwendet worden, wenn man ihn eingereicht hätte, als ihn aufzuhängen. In seinem Aussehen zeigte sich nichts von dem schmutzigen, hohlwangigen Wesen des verurtheilten Verbrechers. Sein Anzug war nett und sauber, sein Benehmen gefaßt, ja würdig, und wenn gleich mit Ketten beladen, bewegte er sich doch fast mit Leichtigkeit und Freiheit unter ihrer Wucht.

„Ich bin ein verurtheilter Mann, Herr,“ — sagte er zu mir, als ich eintrat — „von meinen Mitmenschen schuldig befunden, und werde, wenn's der Allmächtige haben will, morgen um diese Zeit zum letztenmal Gottes Sonne geschaut und Allem Lebewohl gesagt haben, was ich unter dem Himmel meines lieben Heimathfleckchens grün und schön zu finden pflegte. Aber ich bin ein ehrlicher Mann, Herr, that nie mit Wissen meinen Nebenmenschen Unrecht, betrog nie Einen um was ihm gebührte, kehrte nie mein Gesicht vom Feinde, noch einem Freunde den Rücken. Mag wohl zu Zeiten ein wildes Blut und ein Saufewind gewesen seyn, doch Jugendstreiche, sagte mir Vater Maloney, Gott segne Se. Ehrwürden, werden gegen Einen, der's nicht besser wußte und kein Arges damit wollte, nicht schwer wiegen. Ich sage das eben nur, Herr, und zwar auf's Wort eines Mannes, dessen Minuten fast ausgezählt sind, und hoffe, Sie werden über die Freiheit nicht beleidigt seyn, die ich mir genommen habe, indem ich Sie zu sprechen wünschte, und danke Ihnen vor Hrn. Stowel hier für Ihr freundlich Wort und Thun gegen das Weib und die fast verwaisten Kinder eines armen gebrandmarkten Mannes, wie ich bin.“

Ich hatte Dawley's Fall den Abend zuvor am Offizierstische erwähnt, worauf eine kleine Sammlung veranstaltet worden war.

„Ja, gebrandmarkt, niedergebeht bin ich, hingestossen zur Galgenleiter, wie ein geheimer Räuber und Dieb, um am Strick aufgehängt zu werden wie ein Hund und, nicht einmal ein anständig Begräbniß für meinen elenden Leichnam.“

„Warum schlägt Ihr nicht den Weg ein, der sich für einen rechtschaffenen und verständigen Mann schießt, Dawley?“ — sagte der Untersheriff. — „Warum solltet Ihr ohne Schuld am Morde, wenn auch wegen Anwesenheit bei seiner Verübung nicht schuldlos, warum solltet Ihr für eines Andern Vergehen leiden? Ihr wißt, wer den Schuß that.“

„Ich habe es nie geläugnet, Herr.“

„Sagt seinen Namen, und Euer Leben ist gerettet.“

„Ja! und mit Fingern wird man im Lande auf Ja-

fob Dawley deuten, auf Jakob Dawley aus dem Thal, auf Jakob Dawley, den Angeber, und die Männer werden ihn verfluchen, und ihn anspeien, die Weiber und die Kinder ihm nachschreien. Ich bin fest mit mir im Reinen, Herr.“

„Unglücklicher, verblendeter Mann!“ — rief Herr Stowel — „auf die falsche Hoffnung von Gnade zu bauen!“ — Der Gefangene lächelte bitter. Herr Stowel fuhr fort: „Ihr habt keinen Schatten einer günstigen Wendung für Euer Leben über morgen Nachmittag hinaus; so gewiß als die morgende Sonne tagt, so gewiß geht sie über Eurer Leiche unter, wenn nicht Eure unvernünftige, Eure gottlose Eitelkeit, für einen Helden gelten zu wollen, den Gefühlen, wie sie einem Menschen und Christen geziemen, weicht.“

„Herr, an Schande trägt selbst ein geringer Mann, wie ich bin, zu schwer.“

„Schande! Bringt das Schande, wenn man die Wahrheit sagt und einen Mörder zu Gericht bringt? Er hat Gottes wie der Menschen Säkung gebrochen, laßt ihn sein Urtheil empfangen! Und wegen der Armut, höre Jakob, Du sollst reicher werden, reicher, als Dich je Dein Thal machen kann.“

„Wenn ich von über-See (Botani-Bay) wiederkomme, nicht wahr, Herr?“

„Du sollst volle Begnadigung erhalten.“

„Es kann nicht seyn, Herr.“

„Noch mehr: Du und die Deinigen sollen kostenfrei aus dieser Gegend des Landes fortgebracht werden, wenn Ihr gehen wollt.“

Dawley schüttelte den Kopf.

„Noch ein Wort, ehe wir scheiden; wir treffen uns erst wieder, wenn Eure Seele ausgefordert werden wird, auf alle Fragen zu antworten. Ich habe nicht allein Eure volle Begnadigung bereits ausgefertigt bei mir, sondern auch für eine Fahrgelegenheit gesorgt, die Euch und Eure Familie an einen Ort bringen soll, wo Ihr ein Haus für Euch finden und fünfzig Pfund jährlich vom Accisamt erhalten sollt, was Euch von denjenigen Personen bewilligt ward, die Euch als einen rechtschaffenen und entschlossenen Mann kennen, und deshalb nützlich und ehrenwerth verwenden wollen, aber auch zur selben Zeit nicht minder entschlossen sind, Euch zum Schreckensbeispiel zu machen, sofern Ihr in Eurem wahnwitzigen Vorhaben beharren solltet.“

„Es geht nicht, Herr.“

„Jakob, Ihr habt ein Weib.“

„So ist's, Herr.“

„Jakob Dawley, Ihr habt ein junges, liebes, schönes Weib, Ihr habt Kinder auch, welcher Vater in der Baronie kann ihresgleichen aufweisen?“

Der Gefangene, der bis daher gestanden war, sank auf seinen Stuhl, schlug die Hände vor's Gesicht, und begrub seine Finger in seinem langen schwarzen Lockenhaar. Stowel glaubte, seine Standhaftigkeit stehe am Ziele und das Gefühl fange nun wieder an, sich geltend zu machen. Er fuhr fort: „Was soll aus ihnen werden, wenn Ihr dahint seyd, der gattenlosen Mutter, den vaterlosen Kindern, aus Ihr, die Alles für Euch hingab,

ihres Vaters Zorn, ja fast seinen Fluch auf sich nahm, und Alles gethan haben würde, was ein Weib in seiner Liebe gethan haben könnte, sie, sie wird sich so hülflos, so unvermögend durch die Welt fortzukämpfen müssen, wie die Kinder, die den Hungertod vor sich, ein elendes Daseyn hinschleppen, getrieben vielleicht zum Verbrechen um die gemeinste Nahrung, bis sie alt genug sind, den verstockten Starrsinn eines Vaters einzusehen und zu verfluchen, der den jämmerlichen Ruhm, trotzig am Galgen zu sterben, angejohlt vom niedrigsten Abschaum der Erde, höher hielt, als die Wohlfahrt seines eigenen Fleisches und Blutes."

Schwer wäre es, die Gefühle des Unglücklichen zu schildern bei dieser Annahmung, sich für sie, deren Stimme in jedem Tone seinem Ohre als die lieblichste Musik geklungen hatte, für sie, sein Schönstes, sein Auserwähltestes, sein Geliebtestes zu retten, zu erhalten. Sein Eisenleib schütterte und bebte wie ein Espenblatt unter dem heftigen Sturm krampfhafter Gemüthsbewegungen, seine hochgewölbte Brust, seine kräftigen Schultern wogten wie die schwellende See auf und nieder, als er so aus übervollem Busen aufschluchzte und nach Athem suchte. Dann warf er sich gewaltsam zu Boden, und suchte in der Bitterkeit seines Herzens der Stunde seiner Geburt. Doch der längste Tag hat sein Ende und die schneidendste Seelenqual ist nothwendig die kürzeste. Der Leidenskelch war fast bis zur Geseleert worden, der wilde Anfall ging vorüber, und Dawley stand wieder hoch aufgerichtet und ruhig vor uns.

"Ich hätte nimmer geglaubt, daß mir ein sterblicher Mensch mit seinen Worten eine Thräne aus den Augen pressen könnte," — hob er an. — "Die Ihrigen haben's gethan, Hr. Stowel. Ihre Worte sind voll der besten Absicht und aus wohlmeinendem Herzen gesprochen; allein sie sind fruchtlos, Herr, eben weil ich mich nicht, wie Sie meinen, von dem Wunsche bestimmen lasse, großthug und mit tolldreistem Troge zu sterben. Nein, Herr, nein! Was ich thue, thue ich, nachdem ich meine Tage mit Denken, meine Nächte in Gebet hingebracht, nachdem ich die Sache nach allen Seiten gewendet und bedacht und beschaut habe; ich habe es mit mir durchbesprochen, ich habe mich auf's Schlammste, das da kommen kann, gefaßt gemacht, und verlassen Sie sich darauf, daß Jakob Dawley, sey's nun lebend oder todt, sey's im heimischen Thal oder am Galgen, sey's gebunden oder angefettet wie ein wildes Thier, oder den Fuß frei auf der grünen Scholle, vollführen wird, was es immer sey, wenn er's für recht hält, und der Athem ist in keiner lebenden Seele, der ihm etwas Anderes einreden, zu etwas Anderem ihn bringen könnte. Auf Irlands Boden, vom Riesenweg bis zum Kap Clear, vom Liffey bis zur Shannonsmündung tritt kein Mensch, der fester entschlossen wäre, als ich. Zum letztenmale, Hr. Stowel: Ich sag's nicht, wer den Schuß that."

"So mag sich Gott derer erbarmen, die Ihr dahinten laffet, Ihr armer bethörter Mensch! Ich sage nichts mehr."

"Amen!" — sprach Jakob. — "Verlassen Sie mich aber jetzt nicht im Zorn, Herr, weil ich den Rath derer nicht annehme, die sich alleweil gut erzeigt haben und freundlich gegen die armen, gemeinen Leute. Wenn Sie wüßten, warum ich's thue und für wen ich's thue, Sie selbst würden mich darob nicht schelten. Haben Sie mich doch gekannt, wie ich noch ein ganz kleiner Knabe war."

"Das habe ich, Jakob, und in der ganzen Baronie gab's keinen Jungen, den man so gern hatte, als Euch."

"Und auch meinen Vater haben Sie vor mir gekannt?"

"Um! — je weniger wir von ihm sagen, desto besser ist's wohl."

"Ja Herr; allein gerade von ihm wollte ich eben ein oder zwei Worte sagen, wenn Sie nichts dagegen haben."

Stowel gab seine Einwilligung mit einem Blicke, und der Gefangene fuhr fort, Anfangs nur langsam und abgerissen, und mit der Betonung und Mundart, wie sie einem Manne seines Standes eigen ist, dann aber, als seine Gedanken mit der hohen Bedeutung seines Ge-

genstandes stiegen, machte sich der Strom natürlicher Bescheidenheit durch alle Hemmungen der Unwissenheit Bahn. "Wenn Sie ihn sehen, Herr, so wärs ein gutes und freundliches Thun. . . nicht bloß um des armen Burschen willen, der Sie um diese letzte Günst bittet, sondern des alten Mannes Willen, dessen Ende bald kommen muß: und wenn es kommt, mögen ihm da die Heiligen im Himmel ein so glückliches Sterben schicken, als das meine seyn wird; sagen Sie ihm, daß ein friedvolles Leben eine ruhige Todesstunde bringt; daß aber gegen das Gesetz handeln, das zu unser Aller Besten gegeben ist, nur zu Schande und Herzleid führen kann. Sagen Sie ihm, und meinem Bruder auch, daß das, was Hr. Hartnett heute zu mir sagte: „wer schnell reich werden will, bleibt nicht schuldlosen Sinnes und Wandels,“ wahr sey, wie ich wohl erfahren habe. Fluch der Stunde, wo sie mich beschwagten, auf's Schmuggeln zu gehen! Und wenn sie sich nur genügen lassen wollten, Weniges, aber ehrlich und friedlich, durch nüchternen Fleiß zu erwerben, so würden sie glücklicher seyn, als wenn sie auf Gold sich wälzten und alle Taschen gestopft voll von Banknoten hätten, zu denen sie auf unrechtem Wege gekommen. Doch, Herr, Blut ist vergossen worden, ein Menschenleben, das Keiner zurück geben kann, ging gewaltsam verloren, und das warme Blut, das in jener Nacht freihin auf die Erde lief, sandte seinen Schauderruf zum Himmel und kreischte Mord gegen die rothe Hand, die es vergoß. Laut und wild ruft Blut um Blut. Die aus dem Körper getriebene Seele schreit nach Rache, und würde Tag und Nacht nicht Ruhe finden, bis ein Leben dafür zum Opfer gebracht ist. Das Opfer wird gebracht werden, ehe der Zeiger eine neue Runde anhebt, und ich bin der dazu Bestimmte. Sagen Sie das dem grauen Haupt und der grünen Hand, dem alten Manne, dessen letztes Stündlein nicht weit entfernt ist, dem jungen Manne, dessen blutiges Ende noch weit näher seyn mag. Sagen Sie ihnen, daß die letzte Bitte, die ich diesseits der langen Nacht, die nun über mich kommt, gethan, sie ansieht, ihre Sünden zu bereuen, ihrer Kirche und deren Geboten wohl obzuliegen, zu ihrem Gott zu beten, und ihre noch übrigen Tage als Christen zuzubringen: das Letzte, um das ich sie bäte, sey, sich ihrer eigenen Seelen zu erbarmen, und mein Weib und meine Kinder ließe ich ihnen als Vermächtniß. Gott segne Sie Beide, Ihr Herren! ich möchte nun allein bleiben."

Wir drückten dem armen Burschen herzlich die Hand zum Abschied und entfernten uns. Das Stockhaus in der Stadt K*** war sehr verschieden von den schönen, hochverzierten, netten, saubern, wohl abgeputzten „Festungen,“ die jetzt über das ganze Land hin gebaut werden, und groß genug sind, die Mehrzahl der überdicht gesäeten Bevölkerung in sich zu fassen. Statt der Thürmchen und Schloßchen, toskanischen Säulen und korinthischen Knäusen, Patentgusseisen, Birminghamer Tretröhren, Beschließern in Handschuhen und einem Meisterhämmerling mit einem scharlachseidenen Strick zeigte das Gefängniß, in dem ich den Wächtdienst hatte, wenn nicht ein ganz so sicheres, doch auf alle Fälle ein minder geschniegeltes und behagliches Aussehen. Es war das Verließ und der Thurm eines alten Schlosses, das auf drei Seiten vom Flusse, dessen Krümmung hier eben die Landzunge bildet, auf dem es steht, und auf der vierten von der Hauptstraße der schmutzigen Stadt K*** begrenzt ist. Zwischen dem Hauptgebäude, in dessen unterm Stockwerke Dawley in Haft saß, und der Außenmauer befand sich eine ungefähr 20 Fuß breite Esplanade; und die hereinwärts etwa 10 Fuß hohe Außenmauer reichte in beträchtlicher Tiefe senkrecht abfallend in's Wasser hinab. Die Mauern des Schloßthurmes bestanden aus dunkeln mächtigen Steinblöcken, die so dick und massiv waren, daß sie einem Kernschuß und selbst der bohrenden Beharrlichkeit eines Trent und Brunel hätten Trotz bieten können. Die Licht- und Luftöffnungen für die verschiedenen Zellen waren lange enge Schlitze in den Mauern, die wahrscheinlich in den guten alten Zeiten, als Bogen und Pfeile in der Mode waren, gegen das Geschütz ausgedacht gewesen waren, und die mir zum

Durchbrechen auch nur für einen mäßig beleibten Menschen zu schmal schienen, auch wenn drei Viertel Zoll dicke, innerhalb quer über die Oeffnungen laufende Eisenstäbe nicht ohnehin schon dem Anschein nach fest genug gewesen wären. Ein kleines Pfortchen, das so haltbar war als Eichenholz und eiserne Beschlagknägel es machen konnten, ging in der Außenmauer gerade an der Krümmung des Flusses auf eine enge und steile, zum Wasser hinabführende Steintreppe heraus. Diese Thüre war mit Ketten und Schloß aufs Sicherste verwahrt, die Schlüssel aber kamen nie aus den Händen des Gefängnißaufsehers. Unser Schlafzimmer war ein gewölbtes Gemach im Burgturm, gerade gegenüber dem Eingange zu der Zelle der Verurtheilten. Hier stand gewöhnlich eine Schildwache mit aufgepflanzttem Bajonnet, eine andere mit ihrem Feuergewehr an der Thurmthüre und zwei weitere auf der Esplanade, Alle mit dem Befehle, augenblicklich von ihren Waffen Gebrauch zu machen, so wie einer der Gefangenen zu entweichen versuche.

Der Nachmittag war düster und unfreundlich, und ich brachte ihn auf der Esplanade auf- und abgehend und mit Gedanken an den armen Gefangenen zu. Gegen Abend kam Frau Dawley mit einer schriftlichen Ausfertigung des Sheriffs, wonach ihr gestattet wurde, ihren Gatten zu besuchen, und, was meines Wissens ganz unüblich war, die Zusammenkunft ohne die Gegenwart eines Dritten statthaben durfte. Ich sah darin eine schlaue Berechnung Stowel's, der hierdurch der Beredsamkeit des Weibes auf die Gefühle des Mannes zur Erschütterung seines Entschlusses ungestörtes Spielraum verschaffen wollte. Der Befehl des Sheriffs fand natürlich unbeanstandeten Gehorsam. Die Zusammenkunft dauerte fast eine volle Stunde, und als Frau Dawley ihren Gatten verließ, war es beinahe finster; doch konnte ich noch recht wohl bemerken, daß ihr Gang so leicht und gehoben war, als ob ihr Herz eines Theiles seiner bisherigen schweren Bürde entlastet wäre. Von Herzen gern hätte ich meine Hoffnungen von der zärtlichen Mutter, dem liebenden Weibe selbst bestätigen hören; allein wäre sie in ihren Bestrebungen nicht glücklich gewesen, hatte er sich durch sein dunkles Verhängniß, durch seine eigene Entschlußfestigkeit unwiderrüflich bestimmt, so würden ja meine eifrigsten Trost- worte ihren Kummer nicht lindert und von ihren Lippen die schmerzliche Kunde nur um so wehthuender gelaunt haben. So ging sie denn, in ihren Mantel gehüllt, ohne daß ein Wort zwischen uns gewechselt worden wäre, aus der Thurmthüre heraus und weiter, und ich setzte meinen einförmigen Spaziergang fort. Stundenlang wandelte ich so mit abgemessenen Schritten auf und ab, während mein Säbel mit jedem Tritte auf den Steinclippen widerklirrend den Tact zu einem alten irischen Volksliedchen schlug, das mich einst meine Amme singen gelehrt hatte.

Es war zwischen zwölf und ein Uhr, als eine Veränderung des bisher bedeckten Himmels mich aus meinem träumenden Sinnen weckte und veranlaßte, mich weiter umzuschauen. Ein Gürtel von streifigen Wolken, der hinter mir sich erhob und dann wieder senkte, nahm ungefähr den fünften Theil des Himmels ein, an dem hoch oben auf der Mitte seiner Bahn der beinahe volle Mond sein Licht herabgoß. Ringsumher lag tiefe Stille, das lärmende Toben der Stadt hatte aufgehört, und die Mehrzahl ihrer Bewohner sammelte in den Armen des Schlags neue Kraft zu einem neuen geschäftsvollen Tage.

Just so 'ne Nacht war's, wie heutige, als ich alt Ballybeg verließ, um Jhro Ehr'n zu folgen, Mäster Cornalius — sagte der Posten hart in meiner Nähe, fast unter des Gefangenen Fenster — ein Milchbruder von mir, Namens Jeremias Cahil, der, da er mit mir an derselben Brust getrunken hatte, mein Spielgenosse als Kind, mein Kamerad als Knabe gewesen war und entschlossen, Glück und Unglück als Mann mit mir zu theilen, vor einigen Monaten bei dem königlich irischen Regimente Dienste genommen hatte, und durch die besondere Gunst des Obersten meiner Kompagnie zugetheilt worden war. Das Band der Kriegszucht hatte sich für den Augenblick unter dem Einflusse von Umständen ge-

lockert, welche die Erinnerung an alte Zeiten mit der gegenwärtigen verknüpfen, die Gleichheit früherer Jahre zurückbrachten, und die Schildwache zum geselligen Gespräch des Offiziers für kurze Minuten machten. Er sprach mit mir von meinem Vater — von meiner trefflichen, heißgeliebten Mutter, von unser Beider Heimath — von unsern Knabenzeiten. Weit besser hätten wir gethan, wenn wir den Pflichten, für die wir bezahlt waren, und die uns die Kriegsehre zu erfüllen gebot, achtsam eingedenk gewesen wären. Er fragte mich eben, ob ich nicht, wenn ich das nächstemal auf Urlaub ginge, ihm ebenfalls einen solchen auswirken könne, da fiel plötzlich etwas hart an dem Gebäude und in seinem Schatten zur Erde, und der Ton von zwei zusammenklirrenden Stücken Eisen unterbrach unsere unzeitige Unterhaltung.

„Beim . . . 's ist der Mann, der gehangen werden soll! Soll ich nach ihm schießen, Herr?“ — schrie Cahil, griff hastig sein Feuergewehr auf und spannte den Hahn.

Ehe ich antworten konnte, war Dawley stink wie ein Hirsch, wenn schon ein Theil seiner Ketten noch um eines seiner Fußgelenke hing, der hervorpringenden Ecke des Gebäudes, welche der scharfen Biegung im Flusse entsprach, zugerannt. Ihm in den Weg hinter einem Strebe- pfeiler hervor, wo er vermutlich wie sein Offizier nach dem Mond geguckt hatte, huschte, die Hellebarde in der Faust, mein Sergent, wie ein Ball, niedergestreckt von des Flüchtlings Faustschlage, der schier einen Dachsen hätte fällen können, und weiter fort in Sägen rannte der Flüchtling nach der Brustwehr-Mauer. Mein Herz und meine Seele flogen mit ihm. Fünf Säge und ein Tipperarysprung brachten sein Kinn in gleiche Linie mit dem obersten Rande der Außenmauer, wo er sich trotz den Gläserben, die, um das Hinübersteigen zu verhüten, in dem hervorragenden Mörtel staken, mit den Händen festklammerte, und nach einem sekundelangen Ab- mühen gelang es ihm, so sehr ihn auch die niederbau- melnde Fessel belästigte, sein Knie bis auf einen Zoll oder zwei zum Rande herauf zu bringen. Eine Sekunde mehr — und unser Gefangener wäre frei und unverletzt davon gekommen. Allein ein Schuß von Cahil traf plötzlich das Bein, das er beinahe schon auf die Mauer gesetzt hatte, und es fiel kraftlos aus seiner wagerechten Stellung am andern hin herab. Im selben Augenblick erklang vom Wasser herauf ein so gellender und durch- dringender Schrei, begleitet von Rudergeräusch, daß man deutlich sah, seine Flucht war mit Freunden außer- halb, die ihm, und zwar höchst wahrscheinlich in Gegen- wart seines Weibes, behülflich seyn sollten, wohl ausge- sonnen gewesen.

Dawley arbeitete sich ab, sein Bein wieder in die Höhe zu bringen; — Leben und Freiheit, sein liebes Schön-Gretchen und seine Kinder winkten draußen, drü- nen drohten ein Strick und ein Galgen. Wenige elende Zoll Stein und Mörtel, die ein Kind von seinem Plage hätte übersteigen können, standen zwischen seiner Freiheit und seinem schmachlichen Ende, und bildeten jetzt — so schien es — eine unübersteigliche Schranke.

„Herüber mit Dir, Hamish!“ — schrie ein Mann aus dem Rachen.

„Hamish, mein Leben — meine Seele!“ — kreischte auf Trisch eine weibliche Stimme von unten herauf.

Da schoß mir ein Gedanke, wie ein Blitz, durch den Kopf. Der Sergent lag regungslos; Cahil würde eher Leib und Seele in die Schanze geschlagen haben, als mir auch nur mit einem Wort oder einem Gedanken Bedrücklichkeiten oder noch Schlimmeres zuzuziehen. Kein Mann von der Wache war noch erschienen; in einem Augenblick mußten sie und die Gefangenwärter zur Hand seyn, und dann war Dawleys Verhältniß rettungslos entschieden. Es gab noch ein Mittel, den Gefangenen zu retten, und dies dazu mit der wohlthuenden Aussicht auf keine übeln Folgen für den Rettenden. Ich raffte des Gefallenen Hellebarde, deren Spitze nicht überscharf war, auf, packte das querlaufende Eisen unter dem Lan- zenkopfe in seinen Hosengurt ein — freilich auf die Ge- fahr hin, ihm die Spitze des Spießes in den Rücken zu treiben, — schob ihn oben auf die Mauer hinauf,

gab ihm einen „Schuck“ und brachte ihn glücklich hinüber — plumps in's Wasser unten. Noch nie hat meinen Ohren ein plötzlich hereindonnernder Paukenschlag in einer modernen Ouvertüre auch nur halb so köstlich geklungen, als der Ton, mit dem ich den „fallenden Körper“ auf dem Wasser aufplatschen hörte. —

Heraus rannte die Wache und die Beschützerschaar in dem köstlichen Zustande diensteifriger Verwirrung, erschreckt durch den Knall von Cahills Muskete und handfertig zu Allem, ehe sie nur wußten, was es eigentlich gab; und am Ende, als die Ursache des ganzen Lärms ermittelt war, hatte man Dawley zu viel Zeit gewinnen lassen, um seine Wiederherbringung hoffen zu können. Indessen wurden unverweilt alle erforderlichen Maßregeln getroffen. Streifwachen wurden nach den Orten entsendet, wo er sich denkbarer Weise versteckt halten mochte, und ein Boot wurde bemannt und flussabwärts geschickt, im Fall er auf dem Wege entkommen seyn sollte. Das Letzte hätte beinahe seinen Zweck erreicht. Wenig hundert Ellen unterhalb der Stadt sah man, gerade voraus im Mondlicht, einen Kahn mit zwei Personen, von einem Ruder gelenkt, hastig davon schiffen. Man verfolgte ihn und hatte ihn beinahe eingeholt, als der, welcher ruderte, über Bord sprang und an's Ufer schwamm. Wer es war, konnten die Häfcher nicht sagen; allein sie waren nahe genug, um zu sehen, daß es ein kleiner, nicht über 5 Fuß hoher Kerl war — also gewiß nicht der Mann, den sie suchten. Das Kreischen, Schreien, Weinen und zuletzt die heftigen Krämpfe, in welche sie viel, zeigten, daß die andere Person im Kahn ein Weib sey: es war Frau Dawley. Man fragte sie nach ihrem Manne, worauf sie auf's Wasser deutete: da läge er — erklärte sie — und da sollten sie ihn suchen. Es war nur zu wahrscheinlich, daß er — durch die Kugel der Schildwache schwer verwundet — bei dem Falle von der Mauer in's Wasser unten den Nachen nicht zu erreichen vermochte und im Flusse umkam. Ziehseile und Enterhaken mußten suchen helfen; allein sein Körper wollte sich nicht finden lassen, und das aus einem sehr guten Grunde — er lag gar nicht darin. Die unglückliche Wittwe war eine Zeit lang gar trostlos; allein eine Sammlung, die wir für sie und ihre verwaiseten Kinder veranstalteten, tröstete sie wunderbarlich. Sie gediehen ganz trefflich bei ihrem Kummer und verließen bald hernach jene Gegend, weit besser gekleidet, als wie sie hergekommen waren — übrigens nicht ohne mir für meine Gutmüthigkeit zu danken — wobei die Mutter in dem besten Trauerstaate, den ihr ihre Mittel verstatteten, erschien; ihre rosig-frische Fülle war wiedergekehrt, und in jeder Hinsicht bot sie ein von dem armen abgemagerten Geschöpfe, das ich einige Monate zuvor bei Hrn. Stowel gesehen hatte, ganz verschiedenes Bild.

Viele, viele Jahre später, als ich zu New-York auf dem Hasendamme stand und auf den breiten Wasserspiegel des Hudson schaute, und das Paketboot, das mich nach England mitnehmen sollte, auf seinem Busen vor Anker lag, kam ein hochgewachsener, gutaussehender, wohlgekleideter Mann, schon etwas in Jahren, etwas lahmer und auf einen tüchtigen Haselstock gestützt, auf mich zu, zog den Hut und fragte mit der breiten Betonung meines Geburtslandes: „Sprach' ich wohl mit Mäster Cornelius D'Donoghue, Fähnrich vorlangen Jahren beim königlich irländischen Regiment?“

„Jakob Dawley?“ — rief ich.

Er schaute mir voll ins Gesicht, schlug die Hände zusammen, machte eine rasche Bewegung nach mir hin, als wolle er mir um den Hals fallen, hielt eben so schnell inne, warf sich in den Koth auf die Kniee, und wiederholte, zu mir aufsehend, einige irländische Worte, deren Sinn ich nicht recht verstand, sprang mit einem Sage in die Höhe, und schob sich mit Hilfe seines Stocks, den er indessen bisweilen *more Hibernico* (nach irischer Sitte) über seinem Haupte schwang, mit wunderbarer Schnelligkeit zu einer Gruppe von Personen hin, die in einiger Entfernung standen. Auf dreihundert Schritte schrie er ihnen zu: „Peggy, Peggy, Pox Blut und Muth! Peggy, lauf; 's ist der Herr selbst, wie er lebt und lebt. Mein bester Segen über ihn, alltäglich und alle

nächtlich! Helf Dir Gott! so lauf doch und sieh Hrn. D'Donoghue!“

Selbigen Nachmittag speiste ich bei Herrn und Frau Dawley: Schön-Gretchen, eine wohlbeleibte und muntere Mutter von dreizehn blühenden Kindern, nun zu oberst am eigenen wohlbesetzten Tische, das glückliche Weib eines reichern Mannes als ich.

Frau Dawley hatte, wie sich zeigte, ihres Gatten Flucht ausgedacht, ohne daß er ein Wort davon ahnte oder wußte, bis sie zu ihm in seine Zelle kam, unter dem Vorwande, ihm ein letztes Lebewohl zu sagen, in der That aber, um ihm die nöthigen Werkzeuge zum Durchseilen seiner Ketten und der eisernen Fensterstäbe zuzustecken. Er war übrigens fest entschlossen gewesen, lieber den Tod zu leiden, als die Namen der Mörder anzugeben: es waren — sein eigener Vater und Bruder gewesen.

M i s z e l l e n.

In einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris ertheilten die Herren Jametel und Lemare von Petit-Montrouge Bericht über einen neuen Ofen (Aerotherm-Ofen), den sie erfunden und erprobt haben, und erregten durch ihre Darstellung ein allgemeines Interesse. Weder Flamme noch Feuer kommt in den Ofen selbst, sondern abgesperrte, eingeschlossene Luft strömt um den Heerd, stürzt in den Ofen, dann wieder heraus, schlängelt sich, niederströmend, um den erhitzten Ofen, steigt auf's Neue mit anhaltender Circulation, so daß man die Hitze von 0 Grad auf 350 Grad erheben kann, (nach dem 100theiligen Thermometer.) In einem solchen Ofen können täglich eifsmal 150 Brodlaibe zu 3 Pfund auf das Beste ausgebacken werden; natürlich ist er ebenfalls zum Trocknen, zum Kochen, zum Verdampfen brauchbar. Besonders merkwürdig ist, daß man ohne Zutritt der äußeren Luft eine vollkommene Einäscherung der Brennstoffe erlangt, und Metalle bis zur Weißglüh-hitze bringen kann. Der Ofen selbst hat auf 6 Ellen Länge, 3 in die Breite, und ist zugleich ein Sparofen, der die größten Vortheile nicht nur verspricht, sondern schon leistet.

— Aus Kopenhagen schreibt man vom Ende März: Am 18. d. wurde hier ein schrecklicher Mord verübt. Eine bei einem Tischler in der Rorderstraße dienende Magd entleibte nämlich ihr ein paar Jahre altes Kind, welchem sie mit einem Rasiermesser den Hals abschnitt, worauf sie einen mißglückten Versuch machte, sich auch selbst auf diese Weise das Leben zu nehmen. Zur Ausführung der That hatte sie gerade den Tag, an welchem ihr Brodherr Hochzeit hielt, und die Stunde, in der die Trauung stattfand, gewählt. Als man den Mord entdeckte, war das Kind völlig ohne Leben. Dagegen hatte sich die Mörderin nur die Gurgel durchschnitten und ihr Leben wird wahrscheinlich gerettet werden. Das ermordete Kind war ein uneheliches und außer dem Hause in die Kost gegeben, woher die Mutter es an dem Tage in Abwesenheit ihres Brodherrn zu sich kommen ließ.

— Aus München schreibt man: Die bekannten Schlachtenmaler Monten, Schelver und Eckert geben hier 200 Lithographirte und schön kolorirte Blätter heraus, welche Abbildungen des gesammten deutschen Bundesheeres in charakteristischen Gruppen nach der Uniformirung jeder einzelnen Truppenabtheilung darstellen werden. Die ersten Hefte sind bereits erschienen. Das ganze Werk kostet 50 fl. und es haben darauf sämmtliche deutsche Fürsten-subscribirt.

— In den Ver. St. von Nordamerika zählt man gegenwärtig 46 vollständig beendete Eisenbahnen. Von 137 andern, zu denen der Plan entworfen ist, sind bereits mehrere im Bau begriffen. Unter den letztern befindet sich eine, deren Länge 330 (engl.) Meilen betragen wird; der schwierigste Theil derselben, eine Strecke von 70 Meilen, ist bereits fertig; 100 Meilen einer andern Eisenbahn, deren ganze Länge 135 Meilen betragen wird, sind ebenfalls vollendet.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 13. April 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 15.

Der merkwürdige Vergiftungsprozeß in Mainz.

Nach Ablegung des Anlageaktes (dessen Hauptpunkte bereits in No. 84 der Düsseldorfer Zeitung mitgetheilt worden) wurden die Zeugen aufgerufen (34 Belastungs- und 2 Entlastungszeugen) und dann nach Abführung der Beklagten Jäger die Kenter ins Verhör genommen. Sie war noch so schwach, daß ihr der Herr Präsident einen Stuhl vor die Geschwornen stellen ließ. Mit heiserer Stimme deponirte sie Folgendes: „Im Jahre 1818 habe ich mich mit Kenter verheirathet; er war vermögender als ich, und wir brachten ungefähr 6000 Gulden zusammen, womit wir eine Wirthschaft errichteten. Gleich in den ersten Jahren ergab sich mein Gatte dem Trunke und schwächte dadurch sein Vermögen sowohl als seinen Körper; in den letzten Jahren war er bisweilen wie vom Schläge gerührt; ich hatte fünf Kinder mit ihm, wovon eines starb. Alle Vorstellungen wegen des starken Trinkens meines Gatten brachten keine Aenderung in seiner Lebensweise hervor. Ich kann nicht läugnen, daß der Verlust unseres Vermögens mich öfters zu Ausdrücken verleitete, die mir als ein Wunsch, meinen Gatten todt zu sehen, ausgelegt werden könnten. Gegen Johann 1833 kam die Jäger zu mir in Dienst; um diese Zeit war die Uneinigkeit mit meinem Manne stärker als je; die Jäger, die öfter meine Klagen über sein vieles Trinken vernahm, rieth mir ihm Scheidewasser einzugeben, um ihm das Trinken zu verleiden; ich gab ihr Geld, um solches zu kaufen; sie machte es ihm in einer Suppe zurecht; aber er aß sie nicht. Nun rieth sie mir ihm Quecksilber in Branntwein einzugeben; dies trank er aber nicht. Endlich sagte sie, ich solle ihm Mäusegift geben; wenn dieses gehörig gekocht wäre, so schade es nicht, es sey ein untrüglisches Mittel gegen die Trunksucht. Ich schickte daher den Gehülfen des Zimngießers Baroli von Weiffenau in die Apotheke, um mir Mäusegift zu kaufen. Dieser kam aber zurück und sagte mir, man bekomme keines als auf eine Bescheinigung der Behörde. Ich sagte nun der Jäger: das wird doch wohl nichts Schädliches seyn? sie erwiderte aber: es schade nichts, es geschehe nur, um das Trinken zu verleiden. Sie ging am darauf folgenden Sonntage nach Pfeddersheim zu einem Gifthändler, wo sie für 10 Kreuzer Mäusegift kaufte. Was sie von dort brachte, sah wie ein trockener Teig aus. Am darauf folgenden Tage stellte sie Fleisch ans Feuer, machte eine saure Brühe daran und schnitt einige Stückchen des Teiges, ungefähr so groß wie einen Daumen, hinein. Diese Stückchen nahm sie, nachdem sie einige Zeit mit dem Fleische gekocht, wieder heraus. Den Ueberrest des Giftes kochte sie in einem Töpfchen, seigte es dann durch ein Tuch und stellte das davon erhaltene Wasser in einen Schrank. Am Abend bot ich meinem Manne von diesem Fleische an, da er aber keine Eflust hatte, so stellte ich es auf den folgenden Tag zurück. Am andern Morgen gegen 10 Uhr kam er nach Hause und verlangte zu essen; ich gab ihm nun das Fleisch, nachdem ich es ge-

wärmt. Er aß es ganz auf. Als ich nun mit dem leeren Teller in die Küche kam und der Jäger sagte, daß er es ganz gegessen habe, so erwiderte diese mit Lächeln: das ist gut, nun wird sich bald das Erbrechen einstellen, und dann gibt man ihm immer von dem in dem Töpfchen befindlichen Wasser zu trinken. Ungefähr eine Stunde später stellte sich das Erbrechen ein; ich wollte sogleich einen Arzt rufen lassen, aber mein Mann gab es nicht zu. Ich ließ daher eine andere Frau rufen, die ihn dazu beredete, worauf der Herr Dr. Becker gerufen wurde, und ihm ein Pulver verschrieb, auf welches das Erbrechen nachließ. Als ich nun Nachts am Bette bei meinem Manne saß und ein wenig einschlief, klagte er über Durst, worauf die Jäger ihm in Bier etwas von dem Gifte gab und auch am folgenden Morgen noch unter Kamillenthee und Mandelmilch immer $\frac{1}{2}$ Löffel voll daran schüttete. Mein Mann wurde nun immer kränker und starb gegen 10 Uhr Morgens. Ich hatte übrigens keine Kenntniß davon, daß das, was er erhielt, Gift war; ich glaubte nur, es wäre ein Mittel, um ihm die Trunksucht zu benehmen; die Jäger sagte mir immer, man müsse, wenn es helfen solle, von dem Gifte in Alles thun, was er äße oder tränke.“

Ueber die Bereitung des Giftes befragt, sagte die beklagte Kenter: „Die Jäger habe das Gift, als sie es gebracht, in ihr Bett versteckt und Dienstags es in ein Töpfchen gethan und ihr gesagt, sie solle hinausgehen, sie hätte nichts bei der Bereitung zu thun. Während der Krankheit sey das Giftwasser immer auf einem Brette in dem Töpfchen gestanden.“ Auf die an die Beklagte gerichtete Frage: ob die Jäger ihr gesagt, daß sie zum Schein den Arzt rufen solle? antwortete sie: „sie erinnere sich dessen nicht.“ Auf die weitere Frage: ob sie die Jäger beredet, ihren Mann zu vergiften? sagte sie Nein. Warum, sagte der Hr. Präsident, haben Sie denn dem Arzte die Ursache des Unwohlseyns Ihres Mannes nicht angegeben? „Ich habe es nicht überlegt.“ — Da aus ihrem eigenen bei dem Untersuchungsrichter gemachten Geständnisse hervorgeht, daß sie ihrem Gatten wieder Gift gab, als er auf die Arznei sich gebessert hatte, und der Hr. Präsident sie wegen dieses Umstandes fragte, entschuldigte sie sich immer mit Unkenntniß. Ihr Hahn und ihre Hühner wurden krank, nachdem sie von den auf den Mist geschütteten Extremitäten ihres Mannes genossen hatten, zwei Hühner kamen um. Der Hr. Präsident machte die Bemerkung, daß ihr dieses doch hätte auffallen müssen, sie sagte jedoch, sie hätte es für eine andere Krankheit gehalten. Nach dem Tode ihres Mannes ließ sie ihm Ueberschläge von kaltem Wasser machen, damit er nicht so sehr aufschwelle; der Präsident fragte sie um den Beweggrund dazu. Sie erwiderte, sie wisse nichts davon. Einige Fragen in Betreff der auf den Tod ihres Gatten erfolgten Krankheit der Jäger und ihre Verlegung in das Hospital, so wie wegen des Auftrages, den die Beklagte einer Frau in Betreff der von der Jäger gemachten Aeußerungen gab, beantwortete sie sehr unbestimmt, behauptete jedoch immer, sie hätte nicht gewußt, daß etwas Schädliches

vorginge, sie habe nur ihrem Manne das Branntweintrinken abgewöhnen wollen.

Die Kenter wurde jetzt abgeführt, und die Jäger in's Verhör genommen. Ihr Aeußeres verrieth bei ihrem Eintritt in den Saal eine kleine Veränderung, die Wangen waren blasser, ihre Haltung ungewisser. „Vor vier Jahren, sagte sie, starb mein Mann; ich hatte damals nur noch wenig Vermögen, und verdingte mich als Magd. Im Jahr 1833 kam ich in das Haus der Kenter; ich fand, daß große Uneinigkeit unter den beiden Eheleuten herrschte, deren Veranlassung, außer der Trunksucht des Mannes, in dem Umgange der Frau mit einem gewissen Söder, einem Spengler, lag. Frau Kenter zeigte mir großes Vertrauen; sie nahm mich mit auf Kirchweihen und Tanzböden, und sagte mir, sie wolle sich von ihrem Manne scheiden lassen, schickte mich deswegen auch nach Frankenthal zu ihrer Schwester, die mir aber auftrug, derselben zu sagen, mit der Scheidung wäre es nichts, wenn sie aber einen solchen Mann hätte, so würde sie ihm Krähenaugen geben. Als ich meiner Frau dieses hinterbrachte, erwiderte sie: ja ich werde mir ihn schon vom Halse schaffen.“ Sie wisse nun (fuhr sie fort) von der ganzen Sache weiter nichts, als daß sie auf Geheiß der Frau Kenter Scheidewasser geholt, und daß sie, als der Kenter die damit gemischte Suppe nicht gegessen, ausgeschickt worden sey, um Quecksilber zu kaufen, wovon Kenter, mit Branntwein vermischt, getrunken, ohne jedoch zu erkranken. Endlich sey sie nach Pfeddersheim zu einem Gifthändler geschickt worden, wo sie reinen Arsenik zu Vergiftung der Mäuse geholt, den sie bei ihrer Zurückkunft der Kenter gegeben. Sie habe gesehen, wie diese den Arsenik mit Wasser gekocht und während der Krankheit ihres Mannes davon in alle Getränke gemischt. Bei dem Kochen habe sie ihr bemerkt, das dürfe sie nicht, aber zur Antwort erhalten: „sey sie still, sie ist Magd, ich kann mit meinem Manne thun, was ich will.“ Kenter habe keine andere Krankheit gehabt als die Vergiftung; sie habe den Anschlag dazu nicht gegeben. — Der Hr. Präsident bemerkte nun der Beklagten, sie hätte ja in den Verhören bei dem Untersuchungsrichter alles auf die Vergiftung Bezügliche eingestanden, wie sie es denn jetzt läugnen könne? Sie erwiderte: die Frau Kenter hätte ihr Geld und Kleider gegeben und 500 Gulden versprochen, wenn sie ihr helfe. — Was das erwähnte Verhör bei dem Untersuchungsrichter betrifft, so müssen wir darüber Einiges nachholen. Nach dem Tode des Kenter wurde die Jäger krank und blieb 14 Tage in dem Kenterschen Hause liegen. Sie zeigte während dieser Zeit großen Abscheu vor allem Essen, was Frau Kenter ihr bereitete, und wurde hierauf in's Hospital von Worms gebracht. Dort nahm ihre Krankheit zu, und da sie zu sterben fürchtete, so wurde sie von ihrem Gewissen sehr beängstigt und äußerte einigemal, daß ihre Sünden sie sehr drückten. Sie verlangte einen Priester und beichtete. Sie äußerte außerdem Manches, was nicht allein auf ihre Theilnahme an manchen Uebelthaten, sondern auch auf eine Vergiftung des Kenter schließen ließ, so daß die Beklagte Kenter, die davon hörte, eine Frau zu ihr schickte und ihr sagen ließ, sie solle an ihre vier Kinder denken, und sie nicht unglücklich machen. Kurz hernach erzählte die Jäger dem Arzte, Kenter sey keines natürlichen Todes gestorben. Dieser zeigte es dem Polizeikommissär an, und nun wurde die Untersuchung eingeleitet. Verhaftet und auf dem hiesigen Holzturme eingekerkert, läugnete die Jäger Anfangs ihre Theilnahme an diesem Verbrechen, bis sie endlich eines Tages dem Untersuchungsrichter erklärte, sie wolle Alles bekennen: „sie hätte ihren Oheim, ihren Vater, ihre Mutter, ihre Kinder und ihren Gatten vergiftet, und hätte auch das Gift bereitet, an dem Kenter gestorben; ein Geist, der ihr im Gefängniß erschienen, und eine halbe Stunde sie angesehen, sey ihr ein Zeichen, daß Gott wolle, daß sie Alles bekenne.“ Dieses Bekenntniß nahm sie später zurück und läugnete in der Sitzung vom 23. v. M. Alles, was sie belasten konnte, behauptete im Gegentheil, sie hätte während ihrer Krankheit, so lange sie im Kenterschen Hause gelegen, immer in Angst gelebt, von der Kenter vergiftet zu werden.

Sie schien selbst zu verstehen geben zu wollen, als hätte sie Gift erhalten, indem sie ihre Hand zeigte, die ganz dunkelblau war; sie setzte hinzu, Frau Kenter habe ihr 500 Gulden versprochen lassen, wenn sie nichts gegen sie aussage, und man habe ihr im entgegengesetzten Falle gedroht, sie auf offener Straße zu erschließen.

Sofort wurde zum Verhör der Zeugen geschritten; der erste Zeuge, Dr. Becker aus Worms, wurde zu dem kranken Kenter am ersten Tage seiner Erkrankung gerufen; er fand ihn etwas leidend, aber ziemlich ruhig. Er glaubte an den Symptomen die sporadische Cholera zu erkennen, die damals in Worms herrschte und verordnete ihm Arzneimittel in diesem Sinne. Er hielt damals dafür, die Krankheit würde sich heben. Am folgenden Morgen um 7 Uhr wurde er wieder gerufen. Da hatte der Zustand des Kranken sich verschlimmert; er fand ihn in Konvulsionen und beinahe ohne Besinnung und fürchtete nun einen Schlag. Alle Mittel, die angewendet wurden, halfen nichts. Der Tod folgte in kurzer Zeit. Der Zeuge dachte nicht im entferntesten an Vergiftung. Die Leiche wurde erst sieben Wochen nach dem Tode ausgegraben und untersucht. Der Arzt fand das Gesicht schwarz, den Körper braun, wie Mahagoniholz mit dunklen Flecken, die Wangen mit Schimmel überzogen; die Haut fühlte sich an wie Leder, der Geruch bei der Eröffnung gleich altem Käse, Würmer waren nicht an der Leiche zu sehen — lauter Zeichen der Vergiftung mit Arsenik. Der Schlund und der Magen waren entzündet und voll Flecken. Der Arzt fand keine sonstige Spur einer Krankheit, die den Tod hätte veranlassen können. In dem Magen fand man eine blaßweiße Feuchtigkeit, die einer chemischen Analyse unterworfen wurde, aber keine Spuren von Arsenik zeigte. Der Zeuge wurde befragt, ob die Symptome der Erkrankung nicht auf Vergiftung hingedeutet hätten? Er erwiderte, damals hätte ihm das nicht geschehen, aber jetzt glaube er, daß sie von Vergiftung hätte herkommen können. Die *visa et reperta* des Arztes wurden noch verlesen, und dann die Sitzung vom 23. geschlossen.

Am 24. März kamen nacheinander folgende Zeugen vor: Johann Lazarus, Spenglergehilfe, erklärte, von der Frau Kenter den Auftrag erhalten zu haben, Rattengift zu kaufen; die Magd, Jäger, sey zugegen gewesen. Sibilla Hößeldörfer ist die Frau des Gifthändlers in Pfeddersheim, die der Jäger das Gift verkaufte. Die Jäger hatte damals einen andern Namen angenommen, sie nannte sich Winnesheimer von Herresheim. Barbara Götting kam öfters in das Kentersche Haus, und sah, daß die Frau Kenter ihrem Manne etwas in die Suppe that, um ihn das Branntweintrinken abzugewöhnen. Auch war sie die Person, die von der Kenter zu der Jäger ins Hospital geschickt wurde. Medizinalrath Dr. Wittmann, Physikatrarzt Dr. Leo und Apotheker Büchner erklärten, daß die Jäger ihnen ein vollständiges Geständniß ihrer fürchtbaren Verbrechen gemacht habe. Um eine Vergiftungsprobe an Thieren zu machen, ersuchten sie die Jäger, den Arsenik zu bereiten, welches sie mit Gewandtheit und Sachkenntniß that, so zwar, daß sie, die anfänglich mürrisch und übler Laune war, bei dem Anblick des Giftes munter wurde, und dieses Geschäft mit einer Emsigkeit verrichtete, als wenn eine fleißige Hausfrau eine gute Speise zubereiten wolle.

In der Sitzung vom 25. März hatte der Präsident den Untersuchungsrichter Lebert einladen lassen vor dem Gerichte zu erscheinen, um über die, die Angeklagte Jäger betreffenden Vorgänge im weiblichen Arresthause und auf dem Holzturme, so wie über die von ihr gemachten Eingeständnisse und Widerrufungen zu deponiren. Derselbe erklärte: die Jäger hätte nie in geheimer Haft gefessen, und wenn sie einigemal von dem Vikariate nach dem Holzturme gebracht worden, so sey allein ihre Unverträglichkeit gegen ihre Mitverhaftete daran Schuld gewesen. Selbst auf dem Holzturme hätte sie nie allein gefessen, sondern immer mit zwei andern Frauenpersonen in demselben Zimmer. Auf dem Holzturme hätte sich, zufolge der im von dem Verwalter gemachten Anzeige, Folgendes zugetragen: in dem Zimmer, worin die Jäger gefessen, hätten sich zwei Betten befunden.

den, in der einen Ecke ein Bett, in welchem ihre zwei Mitgefängenen, und in der andern das, wo die Jäger gelegen. Jede Nacht hätten die zwei Mitgefängenen die Erscheinung eines Geistes bemerkt, der Stunden lang vor dem Bette der Jäger gestanden und diese angesehen habe. Die Jäger hätte damals geschlafen und nichts bemerkt. Nach einigen Nächten hätte sie aber nicht geschlafen, und die Erscheinung selbst gesehen. Die zwei andern Frauen hätten nun nicht mehr in dem Gefängnisse bleiben wollen, und die Jäger sey durch den Gedanken, daß durch ihr hartnäckiges Längnen ihre Verwandten selbst in der andern Welt keine Ruhe finden könnten, so sehr beängstigt worden, daß sie den beiden Frauen eingestanden, sie habe den Kenter vergiftet helfen, und habe einige ihrer Verwandten selbst vergiftet. Der Untersuchungsrichter, hiervon in Kenntniß gesetzt, begab sich nun selbst in das Gefängniß, und fand die Beklagte in einem Zustande, der große Zerknirschung zeigte. Sie erklärte ihm sogleich, sie wolle die Wahrheit bekennen: den Kenter habe sie mit Hilfe seiner Gattin vergiftet, und außerdem noch mehrere ihrer nächsten Verwandten; nur das eine Kind habe sie nicht vergiftet, sondern es hätte ohne ihr Zutun von dem vergifteten Wasser getrunken. Bei der Vergiftung ihres Oheims hätte sie ihrem Vater bloß geholfen; später gestand sie, daß sie die Vergiftung ihres Oheims allein vorgenommen, und hat den Untersuchungsrichter, sie von dem Holzthurne hinwegzunehmen, weil sie die Erscheinung zu sehr fürchte. In das Gefängniß, das Vikariat, zurückgebracht, bekannte sie wiederholt alle diese Thaten, worüber auf der Stelle ein Protokoll aufgenommen wurde. Später wiederholte sie diese Geständnisse. Einiger Anstände bei dem Gutachten der Aerzte von Worms und Bechheim wegen, mußte eine Kommission gebildet werden, welche die Sache untersuchte. Hr. Lebert requirirte dazu die H. Wittmann, Leo und Büchner. Die Jäger wurde dieser Kommission vorgeführt, und wiederholte alle früheren Angaben auf das unständlichste. Kurze Zeit hernach fing sie wieder Zänkereien im Arresthause an, so daß sie abermals auf den Holzthurn gebracht werden mußte. In dem Laboratorium des Hrn. Büchner wiederrief sie zum Erstenmale ihre gemachten Geständnisse. Der Untersuchungsrichter ließ sie nochmals vorsehen, um über diesen Widerruf zu protokollieren und sie um die Gründe zu befragen. Sie sagte, sie hätte die Geständnisse nur gemacht, um vom Holzthurne wegzukommen, und sie sey ihm keine weitere Rechenschaft schuldig. — Der Zeuge, Bürgermeister Vorheimer von Albenheim, sagte aus, bei dem Tode des Oheims und der Eltern der Jäger habe man noch keinen Verdacht gehabt. Dieser sey erst rege geworden, als ihre Kinder schnell hintereinander starben, ohne daß sie einen Arzt genommen hätte. Die Jäger sey eine heirathslustige, dem Vergnügen anhängende Frau gewesen. Bei dem Tode des letzten Kindes habe er eine Untersuchung veranstaltet.

In der Sitzung am 25. März erschienen folgende Zeugen: Wittwe Jäger, die Stiefmutter des Gatten der Angeklagten Jäger. Ihrer Angabe zufolge hatte der Vater der Jäger Kaffee von ihr erhalten, nach dessen Genuß er sich so übel befunden, daß er einige Tage darauf gestorben, ohne daß man einen Arzt geholt hätte. „Bei der Erkrankung meines Sohnes, deponirte sie weiter, war ich anwesend, als er sich am Mittwoch erbrach; am Donnerstag hörte ich, er wäre wieder auf, Dr. Schoppe hatte ihn besucht und wohl gefunden. Am darauf folgenden Sonntag meldete man mir seinen Tod.“ — Wittwe Hohl sah eines Abends die Mutter der Beklagten auf einer Grabsfuhr in das Dorf fahren. Den andern Morgen kam die Angeklagte zu ihr und ersuchte sie zu ihrer Mutter zu kommen, die gefährlich krank sey. Sie ging zu ihr, und wurde von ihr gebeten, ihrer Tochter zu sagen, sie solle ihr doch bisweilen einen halben Schoppen Wein geben. Hierauf antwortete ihr die Beklagte: „Ich lasse meine Mutter keinen Mangel leiden, ich habe ihr ja eben erst eine Weinsuppe gekocht.“ Die Zeugin begab sich nun weg; anderthalb Stunden darauf wurde sie gerufen, und fand die Kranke sterbend; unauf-

hörliches Erbrechen und Abweichen hatte sie, wie die andern Verwandten getödtet.

Wittwe Gufert, eine sehr alte Frau, die in den Saal geführt wird und an einem Stocke geht, deren Verstandeskräfte aber noch ganz gesund sind, kam in das Jäger'sche Haus an demselben Tage, wo der Arzt dem Jäger sagte, er solle noch ein Glas Arznei nehmen, dann sey er hergestellt. Am folgenden Tage starb er. Ebenfalls Erbrechen und Abweichen, wie bei den Andern. Sie erklärte ferner: „Am dem Sterbetage des Jäger fuhr die Beklagte nach Worms, um sich Ohrringe, ein goldenes Kreuz und andere Sachen zu kaufen. Das 5-jährige Kind hielt sie vier Tage und vier Nächte auf ihrem Schooße; es wollte von seiner Mutter nichts nehmen. Die Beklagte bereitete ihm eine Weinsuppe; da das Kind sie nicht aß, so wollte die Zeugin sie essen. Die Beklagte nahm sie aber hinweg mit dem Zusatz, die Suppe sey nicht für sie; sie schüttete sie dann auf den Mist. Die Zeugin macht eine klägliche Beschreibung der Leiden des verstorbenen 10-jährigen Mädchens vor seinem Tode. — Drei andere Zeugen hörten, daß man in Albenheim das Gerücht verbreitete, die Beklagte hätte geäußert: sie könne eine gute Heirath machen, wenn sie die 5 Teufelchen nicht hätte. Der Zeuge Martin Biontino hörte, wie die Angeklagte Jäger sagte, sie würde eine Heirath Gelegenheit finden, wenn die 5 Teufelchen nicht wären. — Der Entlastungszeuge, Frau Weishaupt, dingte die Beklagte Jäger lange Zeit vor dem Tode des Kenter als Magd; sie behielt sie jedoch nur zwei Tage. In dieser Zeit erzählte sie der Zeugin, man sage ihr nach, sie hätte ihre Eltern und Kinder vergiftet, und wisse ein Mittel zu bereiten, den Leuten das Branntweintrinken abzugewöhnen. Der Gatte der Zeugin trank bisweilen Branntwein, was der Jäger Anlaß gab, dieses Anerbieten zu machen. Die Zeugin erklärte, sie hätte wegen dieser Reden sich vor der Angeklagten gefürchtet, und hätte daher gesucht, sie recht schnell aus dem Hause zu schaffen. Hiermit wurde das Zeugenverhör geschlossen, und der Staatsprokurator nahm das Wort. Das Urtheil haben wir bereits mitgetheilt. Es erfolgte, nach 4tägiger Verhandlung am 27. Nachts 1 Uhr. Unter acht, den 12 Geschwornen vorgelegten Fragen über die vorgefallenen acht Vergiftungen sprachen sie bei sechs das Schuldig aus. Viele Rechtsgelehrte von nah und fern wohnten den Verhandlungen bei. Die dem Publikum geöffneten Räume des großen Saals waren, wie die Logen und Tribüne, zum Erdrücken voll. Besonders viele Frauen wurden unter den Zuhörern bemerkt. Präsident des Assisenhofes war Obergerichtsrath Stephani. Die Vertbeidigung führten die Anwälte Schmitt und Krämer. Vier Tage waren — Dank dem öffentlichen mündlichen Verfahren — hinreichend, die Wahrheit vor Aller Augen festzustellen.

E i n D i e b s t a h l .

Vor einigen Wochen hielt vor dem Hause des Hrn. Grand, einem Bäcker zu Paris, ein prächtiges Kabriolet still, und ein vornehmer, elegant gekleideter Herr stieg ab: „Ich bin Arzt,“ sprach er zu dem Bäcker; als solcher habe ich die Direction über verschiedene Gesundheitschulen, und Ihr Ruf von Ihren guten Bäckerwaaren, insbesondere Ihren Gesundheitsbröden bestimmte mich, mit Ihnen für eine gewisse Anzahl, die Sie mit täglich liefern, in Unterhandlung zu treten. Morgen lasse ich vielleicht 260, vielleicht auch 300 abholen; sorgen Sie also dafür, daß sie gut gebacken sind.“ — Der vorgebliche Doctor entfernte sich unter vielen Höflichkeitsbezeugungen von Seiten des Bäckers, und am folgenden Tage stellte er sich, aber ohne Wagen, ohne Weiteres wieder ein, um sich zu überzeugen, ob sein Auftrag vollzogen worden wäre, und hauptsächlich anzufragen, ob der Bäcker nöthigenfalls die Zahl der verlangten Brode vergrößern könne. Auf seine bejahende Antwort zeigte er ihm an, daß er in einer halben Stunde mit einem Bur-schen wieder herkommen würde, um die Brode abzuholen,

wofür er dann den Preis bei Uebersendung der Faktur in seiner Wohnung, rue du Cherche-Midi, Nro. 21, auszahlen werde. — Aus dem Bäckerladen begab sich alsbald der vermeintliche Arzt in ein benachbartes Haus zu einem berühmten Schneidermeister, Edmund Schinder. „Ich bin Arzt,“ redete er ihn ebenfalls an, „und habe die Direktion über mehrere Gesundheitschulen. Da ich über die letzte Ausstellung in den Journalen las, daß Sie verdienter Weise die Medaille und noch überdieß auf die Erfindung Ihres sinnreichen Verfahrens, alte Kleider für einen geringen Preis wieder neu zu machen, ein Patent erhalten haben; so komme ich, um mit Ihnen für die Uebernahme aller Kleidungsstücke unserer Pensionärs einen Vertrag abzuschließen.“ — Der geschickte Künstler becielt sich, alle die Erzeugnisse seiner Kunst und seiner Farbessel vor den Augen seiner neuen Kunde auszubreiten. „Parbleu! das ist zum Bewundern,“ fuhr der Kundmann fort, „aber jener mit Sammet gefütterter Mantel ist gewiß ein neuer?“ — „Keinesweges,“ erwiderte der Schneider-Färber, „durch mein Verfahren ist er wieder hergerichtet worden, daß er so gut ist wie neu. Der Graf von ***, der auf dem Börsenplatze wohnt, hatte mir viele alte Kleidungsstücke gegeben, um sie wieder in Stand zu setzen, da er mich aber nicht bezahlte, so überließ er mir diesen Mantel anstatt der Bezahlung.“ — „Da haben Sie Recht gethan,“ erwiderte mit ernstem Nachdruck der vermeintliche Doktor. „Solche adelige Herren bilden sich immer ein, es sey Alles mit ihrem Titel schon abgemacht. Wir Bürgerliche kaufen nie etwas, ohne sogleich baar zu bezahlen, und wenn Ihnen der Mantel des Grafen, so wie der ihm zur Seite hängende neue Ueberknöpfer feil ist, so würden wir schon Handels eins werden.“ Bald war der Preis bestimmt, der Doktor handelte auf das Genaueste, bis ihm endlich beide Stücke zu dem Preise von 280 Franks abgelassen wurden. „Sie können mit mir,“ fuhr der Pseudo-Doktor fort, „zu Ihrem Nachbar, dem Bäcker Grand, kommen, oder mir Jemanden dahin mitgeben, der Bäcker wird auf der Stelle die Summe für mich auslegen.“ — Der Kundmann nimmt seinen Mantel um die Schultern, den Ueberknöpfer unter den Arm, und ein Kommiss folgt ihm zum Bäcker. „Sie können diesem jungen Manne 280, aber nicht mehr für heute, geben,“ wandte sich der Doktor an Herrn Grand, und zog sich alsbald zurück. Der Bäcker geht geraden Weges in sein Backhaus und bringt in einem großen Korbe die 280 Gesundheitsbröddchen getragen, von denen das Stück zwei Sous kostete; er fängt an sie dem jungen Kommiss zuzuzählen, und ersucht ihn, ihm nachzuzählen. Nun erst gingen dem Bäcker und dem Kommiss die Augen auf, und sie erkannten den Schelmstreich.

Eine Reise auf einer Eisscholle.

Ein Kosak vom schwarzen Meere, Pontapenko, sah am 25. Dezember nach einem starken Thauwetter nach seinen Regen, die er eine Viertelstunde von der Küste in Deffnungen des Eises ausgespannt hatte. Plötzlich fühlte er, daß das Eisstück, worauf er stand, sich losgetrennt hatte und schnell auf dem Wasser fortgleite. Da er kein Rettungsmittel sah, so ergab sich in sein Schicksal und wartete sechs ewiglange Tage auf den Tod; er hatte wohl ein Stück Brod bei sich, aber er fühlte durchaus keine Eglust und stillte nur bisweilen den Durst mit dem Regenwasser, das sich in Löchern auf der Eisscholle sammelte. Er war warm gekleidet, es war Thauwetter und so litt er fast gar nicht von der Kälte. Er schlief wenig und zwar auf dem Eise sitzend. Am siebenten Tage sah er eine steile Küste vor sich, gegen die ihn die Strömung trieb; aber in jedem Augenblicke nahm seine Erschöpfung zu, er wurde ohnmächtig und konnte erst am neunten Tage an das Land steigen. Er befand sich an dem Vorgebirge Kasan Dif, zwischen Kertsch und Arabat. Man brachte ihn nach Theodossia, wo er sich bald erholte und sodann nach Kertsch. Er

war in acht Tagen 39 Stunden weit auf seiner Eisscholle geschwommen.

M i s s z e l l e n.

Der polnische Fürst Dginski (Sohn des bekannten Verfassers der Memoiren über Polen unter Kosziusko), der bei dem letzten Aufstand die Insurrektion in Litthauen leitete, und dessen jetzt konfisziertes Eigenthum daselbst einen Werth von mehr als vier Millionen Gulden betrug, ist jetzt in einer Vorstadt von Lille als Buchbinder anständig, und beschäftigt in seinem Laden mehrere seiner gleich ihm ausgewanderten Landsleute. Auf seinem Schild liest man: „Dginski, Buchbinder.“ Der König und der Herzog von Orleans haben ihm Arbeit verschafft.

Vor sieben oder acht Jahren besuchte ein die Stadt Genf durchreisender Engländer eine dortige Uhrmacherwerkstätte, wo er sich mit einem neuenburgischen Arbeiter, Namens Junod, über religiöse Gegenstände unterhielt. Die Aeußerungen dieses Letztern nahmen den Fremden dermaßen für ihn ein, daß er im Weggehen zu ihm sagte: „Ihr werdet noch von meinen Nachrichten vernehmen.“ Sieben Jahre verlossen und Junod hatte längst den Engländer vergessen, als kürzlich die Kunde anlangte, daß er von diesem zum Erben von 2, Andere sagen von 6,000,000 eingesetzt sey. Junod ist arm, hat eine franke Gattin und fühlt sich durch die Last unermesslichen Reichthums gleichsam erdrückt, während vor sieben Jahren der hundertste Theil desselben sein Glück gemacht hätte.

Vor einigen Tagen feierte in Leipzig ein alter Schuhmacher, Thies, seine goldene Hochzeit. Man hatte die beiden Eheleute, zwei arme dürftige Menschen, dazu vermocht, sich in der Kirche trauen zu lassen, wozu ihnen von unbekanntem Wohlthätern der Fest-Anzug und der Braut ein silberner und goldener Myrthenkranz verehrt wurde. Als Braut und Bräutigam aus der Kirche nach Hause kamen, fanden sie ihre ganze Wohnung ausgeräumt, alle ihre alte Habseligkeiten waren verschwunden, — aber schöne neue standen an der Stelle, eine reichbesetzte Tafel in der Mitte und auch baares Geld wurde so viel gesammelt, daß die armen Alten sorgenfrei ihren Lebensabend beschließen können.

A n e k d o t e.

Der Souffleur einer Schauspieler-Gesellschaft in der Stadt B., in Italien, faßte den Entschluß — wegen häuslicher Verdrießlichkeiten — sich das Leben zu nehmen, doch wollte er auf dem Felde der Ehre sterben, das heißt: in seinem Loche. Eines Abends, man führte die gazza Ladra (diebische Elster) auf, setzte er sich, bewaffnet mit einer Pistole, in seine unterirdische Höhle und erwartete das erste Wirbeln der Pauken der Ouverture, seinen Schuß loszulassen. Das Zeichen ertönt, er erhebt die Hand, drückt ab; aber zum Unglück zittert ihm die Hand, sie fährt über den Souffleurkasten und die tödtliche Kugel trifft den Kopf des hinter ihm stehenden unglücklichen Orchesterdirektors, der von seinem Stand herunterfällt.

Ein Seher aus einer Münchner Buchdruckerei ist durch ärztliche Hülfe von einem lebendigen Frosche befreit worden, den er seit langer Zeit im Magen hatte.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 20. April 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 16.

Der Virtuose aus Genua.

Novelle von F. W. Arnold.

1.

Am westlichen Ende Neapels, getrennt durch das Fort St. Elmo, erheben sich die sanften Hügel des Posilipp. Die Stadt mit ihren Umgebungen, ohnedieß schon der reizendste Feengarten Hesperiens, überströmt von allen Segnungen des Himmels, entfaltet von hier aus ihre schönste Pracht und breitet vor dem trunkenen Auge, wie ein schönes Panorama, den reichgestickten Teppich mit all seinen Herrlichkeiten aus. Das amphitheatralische Neapel selbst erscheint dann nur als eine neue Ausschmückung des Zauberlandes und bildet, während es, gelagert an dem majestätischen Golse, sich auf der einen Seite an den Felsenarm des Posilipp schmiegt und auf der andern von den rauchenden Spitzen des Vesuv bewacht wird, mit seinen unzähligen Thürmen und Pallästen gleichsam den Schlussstein des prachtvollen Ganzen.

Der geräuschliebende Neapolitaner, an all diese Herrlichkeiten schon längst gewöhnt, besteigt jedoch nur selten diese reizende Anhöhe und zieht es vor, in dem ächt volksthümlichen Treiben der Chiaja oder des Molo sich herumzutummeln. Nur Fremde, um des zauberischen Anblicks willen, und wenige Einheimische, die gerade die Einsamkeit suchen, werden Abends hier gefunden. So war es auch an einem schönen Augustabende des Jahres 1806. Einzelne Gruppen Neapolitaner, von welchen sich die Fremden durch ihr abstechendes Kostüm unterschieden, wechselten mit mehreren Damengesellschaften, die hier ungestörter den Abend genießen konnten. Vor allen zogen diesmal zwei Paglietti *) die Aufmerksamkeit auf sich. Der erstere, eine lange hagere Gestalt, ließ das graue Auge allenthalben unstät umherirren. Die spitze Nase überschattete einen Mund, der sich im lebhaften Gespräche beträchtlich ausdehnte. Die fahlen, aschgrauen Wangen waren eingefallen und vermehrten dadurch die Länge des hervorragenden Kinns. In seinen Zügen sprach sich eine unverschämte Reckheit aus, die durch ein hämisches Grinsen noch abstoßender wurde. Der charakteristische Hut bedeckte ein langes aber dürres Haar, das schwarze Mäntelchen, das um seine Schultern flatterte, war schon ziemlich abgetragen und paßte vollkommen zu der übrigen Kleidung, die nachlässig an der dünnen Gestalt hing. Er focht lebhaft mit den Händen und schien durch die Hast seines Ganges den gemächlicheren Begleiter, der älter und wohlhabender zu seyn schien, mit sich fortziehen zu wollen. Die Züge von diesem waren derb und ausdruckslos, wenn man die Neuglein abrechnet, die listig hinter den breiten Augenlidern hervorblitzelten. Die kupferrothe Nase zeigte von keiner gar zu großen Abneigung vor geistigen Getränken und sein wohlgenährter Bauch, den die Weste nur mühsam zusammenhielt, ließ in ihm keinen Kostverächter vermuthen. Seine

Rede, die fast immer ein sarkastisches Lächeln begleitete, war, wie sein Gang, langsam und abgemessen. Beide waren in einem lebhaften Gespräche begriffen und mochten wohl ihre in der Vicaria *) abgebrochenen Rechtsfachen verhandeln. Lange unterhielten sie sich leise, während der Ältere seine Umgebung nie aus dem Auge verlor. Endlich aber wurde der Hagere unwillig und rief mit erhöhter Stimme:

„Beim heiligen Januarius, ich begreife nicht, wie Ihr es wagen könnt, die Sache des vertriebenen Marchese zu verteidigen! Der König weiß Euch nur schlechten Dank dafür und der Marchese wird sich nicht allzusehr beeilen, seine Schuld Euch abzutragen.“ —

„Um so mehr wird er sich beeilen, Euch allesamt die Hälse umzudrehen“ — plagte der Andere heraus.

„Ihr meint es gut mit uns, Signor Barcello“ — entgegnete der Erstere spöttisch — „bei meinem Schutzpatron, Ihr meint es sehr gut. Schade, daß Euer frommer Wunsch nur langsam in Erfüllung gehen wird, denn, wie Ihr wißt, sind die Injuranten zerstreut, ihre Anführer verbannt, und unser Frankenkönig (dem die heilige Jungfrau Schutz verleihen möge) hat bereits mit ansehnlichen Truppen die Stadt verstärkt.“

„Desto lustiger wird das Gemetzel seyn“ — erwiderte hämisch der Ältere. „Gebt Acht, Monelli, wie schnell sich unsere Vaterlandsvertheidiger wieder gesammelt haben werden, und die verbannten Anführer an ihrer Spitze stehen! Dann wird Marchese Dmbrini auch nicht ermangeln, Euch seinen ergebensten Dank für die Bereitwilligkeit abzustatten, mit der Ihr den französischen Windhunden auf seine Fährte zu helfen suchtet.“

Einige junge Männer, die sich so eben nahten, hinderten die Fortsetzung dieses freundschaftlichen Gesprächs. Schnell brachen die Paglietti ab und schlugen einen andern Weg ein.

Unterdessen war es auf dem Posilipp allmählig lebhafter geworden, die verschiedenartigsten Gruppen bedeckten seine Hügel und zerstreuten sich nach allen Richtungen, bis sie endlich in dem Schatten der Ulmen- und Lorbeerbäume verschwanden. Manches schelmisches Frauenauge hatte wohl auch mit süßem Zauber die Blicke der leicht entzündbaren Neapolitaner an sich gefettet, als sich plötzlich alle Aufmerksamkeit auf zwei Damen wandte, die, so eben erst angekommen, sich des schönen Abends noch erfreuen wollten. Es war Bianca, die reizende Tochter des Marchese Dmbrini, und Elvira, der letzte Erbspross eines alten edeln Geschlechts. Auf Ischia geboren, verlor sie schon früh ihre Eltern und lebte seitdem bei einer Tante in Neapel, wo sie, sich auf's innigste an Bianca anschließend, bald ihre Vertraute geworden war. Beide in dem ersten Lenze des Lebens hatten sich zur herrlichsten Blüthe entfaltet, und Alles huldigte der süßen Allgewalt ihrer Reize. Biancas edle, königliche Gestalt, gleich der Fülle der kaum entkeimten Rose, vereinigte alle Eigenthümlichkeiten der Neapolitaner-

*) Die Benennung der Advokaten (eigentlich Strohhüte). Es gibt deren allein in Neapel über 4000, woraus sich auf den friedlichen Sinn des Volkes schließen läßt.

*) Der Name eines Gebäudes, worin sich mehrere Gerichtshöfe und Gefängnisse befinden.

rinnen in ihrer höchsten Vollendung, während Elvirens zarter Hebenwuchs durch seine griechische Bildung sogleich das fremde Vaterland andeutete. Die Züge der Letzteren waren übrigens mehr anziehend als schön, und erhielten erst durch die Lebenslust und den Scherz, die sich in ihnen aussprachen, und einen lebhaften Kontrast mit Biancas Ernst bildeten, einen eigenen Zauber. — Beide Damen waren der Einladung des schönen Abends gefolgt, und hatten so eben den Possilipp erstiegen. Ein schwerer Kummer, der auf Biancas Seele zu lasten schien, hatte ihren sonst feurigen Blick umdüstert und bestimmte sie bald, mit der Freundin einen weniger besuchten Pfad einzuschlagen.

„Höre endlich auf, geliebte Freundin, Deinem Kummer allzuhäftig nachzuhängen“ — unterbrach Elvira das traurige Schweigen. „Du betrübst mich, und vergrößerst Deinen Schmerz immer mehr.“

„Du ahnst wohl nicht“ — entgegnete Bianca etwas empfindlich — „was es heißt, einen geliebten Vater verbannt und verfolgt zu wissen.“

„Doch, betrüben wollte ich Dich nicht, meine innig geliebte Elvira!“ — rief begütigend Bianca, die Freundin zärtlich umfangend. „Und damit Du siehst, wie folgsam ich Dir bin, soll ferner keine Klage mehr meinen Lippen entfliehen. — Und jetzt von etwas anderem“ — setzte sie, sich mit Mühe erweiternd, hinzu — „darf ich meine Freundin wohl fragen, womit wir uns den nächsten Abend unterhalten werden?“

„Ich dächte, wir besuchten San Carlo“ — versetzte Elvira, in ihre gewohnte Heiterkeit schnell übergehend. „Vermuthlich weißt Du noch nicht, daß sich morgen ein berühmter Virtuose aus Genua auf der Violine hören lassen wird.“

„Es sollte Dich kaum befremden, wenn ich, von Gram und Kummer niedergebeugt, für alles andere kein Gedächtniß hätte. Doch muß ich Dir gestehen, daß, je weniger ich dieses Instrument eigentlich liebe, desto erwartungsvoller ich der Erscheinung dieses Meisters entgegen sehe, der vielleicht im Stande ist, meine Abneigung zu besiegen, wenn die Wunderdinge wahr sind, die das Gerücht schon von ihm erzählte.“

„Manches wird man wohl auch auf Kosten der Uebertreibung sagen müssen“ — warf Elvira ein — „doch soll er, wie Kenner versichern, nie geahnte Schwierigkeiten besiegt haben, und das Herz auf eine sonderbare Weise zu ergreifen wissen.“

Ein dunkles Gebüsch nahm jetzt die beiden Freundinnen in seine Nacht auf, und die neidischen Schatten entzogen sie plötzlich den verfolgenden Blicken der Späher.

2.

Glühend war die Sonne im Westen hinabgesunken. Die fernen Gebirge, vom letzten Abendrothe mit purpurnen Tinten umfäumt, schwammen bald in einem duftigen Chaos zusammen, und die unzähligen Kuppeln Neapels tauchten in dunkeln Schatten nieder. Stillter und immer stiller wurde es auf dem Possilipp. Schon wollte die letzte Gruppe die Anhöhe verlassen, als eine späte Erscheinung die Blicke noch auf sich zog. Es war ein junger Mann von schlankem, edlen Wuchse, dessen Gesichtsbildung und Anzug einen Fremden aus einer entlegenen Provinz Italiens vermuthen ließ. Seine scharf markirten Züge hatten etwas Geisterhaftes, das jedoch durch die sanfte Schwermuth, die darüber ausgegossen war, gemildert ward. Das glänzend schwarze Haar, in reichen Locken die erhabene Stirn umschattend, fiel bis auf die Schultern herab, und bildete einen lebhaften Gegensatz mit der bleichen Wange, auf die jetzt erst der schnelle Gang eine leichte Röthe gehaucht hatte. Auf dem dunklen, geistreichen Auge ruhte ein schwärmerischer Ausdruck, der die blassen Züge belebte, und ein tiefes Gemüth sprach aus allen seinen Zügen, was unwiderstehlich angezogen haben würde, wenn nicht eine gewisse Scheu, die aus seinem Auge blickte, eben so schnell wieder abgestoßen hätte. Seine durchaus schwarze Kleidung war gewählt, aber etwas phantastisch.

Lange hatte sein Auge sinnend auf der überreichen Gegend geruht; von dem prachtvollen Anblicke beseligt

und erhoben, ließ er sich endlich unwillkürlich unter dem Lorbeer am Grabe Virgil's nieder und gab sich ganz den Gefühlen hin, die diese herrliche Scene in ihm wach gerufen hatte.

Tiefe Stille hatte indeß die Punta di Possilippo umlagert, das purpurne Abendroth war am Horizonte verglommen, allmählig begannen die Schatten der Nacht aufzutreten und die ermüdete Erde bereitete sich schweigend auf ihre heiligen Mysterien vor. In unbestimmten Umrissen stiegen jetzt wie aus weiter Ferne die Thürme Neapels empor, und der Schimmer einzelner Lichter flimmerte, gleich Irwischen, durch die auftauchenden Schatten. Mehrere kleine Fahrzeuge durchsuchten noch den Golf, der dumpf donnernd seine grünen Wasserfurchen langsam an das sandige Ufer wälzte, und ein Dreimaster wanfte gleich einem Riesengerippe über die unbegrenzte Fluth. Dunkle Nebelgebilde entstiegen gespenstig dem finstern Abgrunde und umfingen mit weiten gigantischen Armen die grauen Felsenmassen Capri's, und der düstere Vesuv, seine rauchenden Gluthsäulen zum Himmel empor wirbelnd, reckte das drohende Haupt weit in die unendliche Nacht hinaus.

Vor dem trunkenen Blicke des Fremden zog dies alles, vom blassen Schimmer des Mondes matt beleuchtet, wie duftige Feengebilde, vorüber. Die düstere Schwermuth, die früher seine Züge umlagert hatte, schwand, das schwärmerische Auge, berauscht von allen diesen Herrlichkeiten, strahlte verklärt, und hob sich bisweilen empor zum unermesslichen Firmamente, wo die freundlichen Gestirne, ihm ewig fern und ewig nah, in seine von namenlosen Gefühlen bestürmte Brust milden Trost herab funkelten.

Da plötzlich schlägt ein Hülfesruf gellend an sein Ohr, betäubt rafft er sich empor, er glaubt von einem schweren Traume zu erwachen, und von dem wilden Spiele seiner Phantasie getäuscht zu seyn. Doch immer näher, immer ängstlicher erschallt jetzt das Geschrei. Schnell reißt er den Dolch hervor und stürzt dem Gebüsche zu. Mit der letzten Kraft rang hier eine junge Dame mit einem Lazzarone, der, wie es schien, sie zu berauben suchte.

„Halt!“ — rief der Fremde mit dröhnender Stimme, den blitzenden Stahl hoch über dem Haupte des Räubers schwingend. Doch dieser ließ schnell sein Opfer aus den Armen sinken, warf einen durchbohrenden Blick auf den Herbeigeeilten und stoh pfeilschnell in das Dickicht. Der Fremde, unfundig der Gegend, verfolgte den Flüchtling nicht, und suchte die Dame, die ohnmächtig auf den Rasen niedergesunken war, in's Leben zurückzurufen. Allmählig erwachte sie aus ihrer Betäubung. Ein rothger Schimmer überflog die zarte Wange, der gewölbte Busen hob sich höher, das dunkle Auge öffnete sich und sein erster Strahl ruhte mit dem Ausdrucke der innigsten Dankbarkeit auf dem Retter. Endlich hatte sich die Dame von dem plötzlichen Schrecken vollkommen erholt, erhob sich vom Rasen und verließ langsam am Arme des Fremden den Possilipp.

Mit bewegter Stimme suchte sie in der rührendsten Sprache eines dankbaren Herzens ihrem Retter für seine edelmüthige Aufopferung zu danken.

„Nie, nie werde ich vergessen“ — rief sie aus — „daß Ihr es war't, der im Momente der höchsten Gefahr zu meinem Schutze herbeieilte.“

„Macht mich nicht allzu eitel“ — versetzte der Fremde — „sonst möchte ich meinem Verdienste zuschreiben, was allein das Werk des Zufalls war. — Aber sagt mir doch, wie ein Einzelner sich erfreuen konnte, die Vorübergehenden hier in der Nähe der Stadt anzufallen?“

„O, er hat Alles wohl berechnet“ — sprach die Dame. „Sobald es dunkel wird, verläßt Jedermann den Possilipp, um nach Hause zu eilen, und Einzelne, die sich verspäten, können alsdann selten auf Rettung hoffen, wenn sie angefallen werden. Leider hatte ich heute dieses Mißgeschick. Erst spät hatte ich mit einer Freundin die Anhöhe bestiegen. Wir pflückten Blumen, verloren uns dabei immer tiefer im Gebüsche und schon längst war die Nacht hereingebrochen, als wir den Rück-

weg anzutreten begannen. Wir verdoppelten unsere Schritte, und näherten uns bereits dem Abhange des Berges, als ein Mann zwischen den Bäumen hervorbrach und uns mit schrecklicher Stimme zu stehen befahl. Wir erschrocken heftig und wollten den Berg hinabstiehn, und schon glaubte ich mich vor dem Verfolger gesichert, als ich an einer Wurzel ausgleitete. Schnell raffte ich mich auf, aber die Arme des Schändlichen hatten mich schon umschlungen, aus denen Ihr mich so edelmüthig befreit habt.“

Die Dame war jetzt mit ihrem Begleiter am Fuße des Postlipp's angelangt. In bestimmteren Umrissen stiegen die Thürme Neapels empor, und schon vernahm man das ferne Rauschen der wogenden Volksmenge. Da wand sich die Dame plötzlich vom Arme ihres Begleiters los und hing mit dem Freudenrufe: „meine Elvira!“ — am Halse der Freundin.

„D, meine Bianca!“ — rief diese froh überrascht, — „wie glücklich bin ich, Dich wieder in meinen Armen zu halten! Ach, ich zitterte für Dein Leben! Denke Dir meinen Schrecken, als ich hier unten ohne Dich anlangte. Auf meiner Flucht hatte ich nicht den Muth umzuschauen, auch glaubte ich immer, Dir nahe zu seyn. Erst als ich gesichert war, vermisse ich Dich. In dieser Todesangst war ich unschlüssig, ob ich in die Stadt nach Hilfe eilen, oder auf den Postlipp zurückkehren sollte. Eben wollte ich das letztere, als ich in Deiner Umarmung zugleich die Gewißheit Deiner Rettung erhielt.“

Bianca stellte ihren Begleiter der Freundin vor und schilderte mit den lebhaftesten Farben ihre drohende Gefahr und die plötzliche Hilfe. — Die lärmende Volksmenge, die sie beim Eintritte in die Stadt allenthalben umwogte, hemmte endlich ihren Redestrom. Schweigend bog der Fremde mit den beiden Damen in die Toledostraße ein. Hier hemmten die beiden Freundinnen vor einem hohen prachtvollen Gebäude ihre Schritte. Elvira zog die Klingel, Bianca wandte sich noch einmal zu dem Fremden und sprach mit gewinnender Herzlichkeit:

„Signor, was ich Euch zu verdanken habe, fühle ich wohl, mein Herz ist aber noch viel zu bewegt, um meinen Empfindungen Worte verleihen zu können, vielleicht vermögen meine Eltern besser als ich diese Schuld abzutragen. Gewährt mir daher die Bitte und besucht uns recht bald, ich habe alsdann noch besonders das Glück, meinen edlen Retter näher kennen zu lernen.“

Bei diesen Worten öffnete sich die Thüre, die Damen traten ein und die Pforte schloß sich.

Gleich einem Träumenden blieb der Fremde vor dem Pallaste stehen; noch immer war sein Blick an die Thür geheftet, durch die das holde Wesen entschlüpft war, und noch immer tönten die süßen Laute ihrer Stimme in seinem Ohr. Noch einmal zogen die Begebenheiten dieses Abends vor seiner Seele vorüber. Er glaubte einen süßen Traum geräumt zu haben, und erhob mechanisch das Auge, um sich von der Wirklichkeit zu überzeugen, zu den hell erleuchteten Fenstern des Hauses empor.

„Habt Ihr den Palazzo des Ombrini lange genug angegafft?“ — erscholl plötzlich eine gellende Stimme dicht hinter ihm, und weckte ihn unangenehm aus seinen Phantasien. Entrüstet wandte er sich und begegnete dem hämischen Blicke des Lazzarone, aus dessen Händen er die Marchesina so eben gerettet hatte. Eine dunkle Gluth sprühte aus dem Auge des Fremden. Der Mund preßte sich krampfhaft zusammen und die Hand zuckte nach dem Dolche. Der Lazzarone schlug eine schallende Lache auf, und war im Nu um die nächste Ecke verschwunden.

3.

In dem prachtvollen San Carlo war heute großes Concert. Ganz Neapel strömte dahin, um den gefeierten Virtuosen aus Genua auf seiner Violine zu bewundern. Ein unbegrenzter Ruhm, den er sich in seiner Vaterstadt und den Provinzen, wo er bereits aufgetreten war, errungen hatte, war seiner Ankunft schon längst vorausgeeilt. Kein Wunder daher, wenn man der Erscheinung dieses Künstlers schon längst mit der größten Spannung entgegen gesehen hatte. Endlich war er der dringenden Einladung gefolgt, um auch hier neue Lorbeern in seinen

reichen Kranz zu winden, und die ganze gebildete Welt strömte dem Theater zu.

Die lang erwartete zweite Stunde *) hatte bereits den Anfang des Concerts verkündet, als eine schon etwas bejahrte Dame von zwei jüngern begleitet in einer mittlern Loge trat. Es war die reizende Tochter des mächtigen Marchese Ombrini, die mit ihrer Mutter und ihrer Freundin Elvira seit der Abwesenheit des Vaters zum erstenmal wieder in San Carlo erschienen war. Ihr Blick durchstreifte einige Zeit Logen und Parterre, allmählig aber lagerte sich eine trübe Wolke getäuschter Erwartung um ihre schöne Stirne. Der Director gab dem Orchester das Zeichen — misanthropisch zog sie sich von der Brüstung zurück, und ließ den Schleier fallen.

Die Einleitungssymphonie begann. Das Orchester executirte mit Präcision und Sicherheit, aber weder die lieblichen Melodien noch das wilde Rauschen der Pauken und Trompeten vermochte der Versammlung eine besondere Aufmerksamkeit abzugewinnen, jedes Auge ruhte erwartungsvoll auf dem Vorhange, der den Künstler den Blicken des Publikums noch entzog. Die Duvertüre endete. Eine feierliche minutenlange Stille herrschte rings umher. Jetzt slog der Vorhang in die Höhe. Stürmischer Jubel erschütterte donnernd das Gewölbe und begrüßte den Künstler, der bescheiden zwischen den Coulißen hervortrat.

Biancas Blicke gleiteten flüchtig über die Bühne — ein freudiger Schreck durchschauert ihre Glieder — sie traut ihm Auge nicht — noch einmal blickte sie hinüber — doch nein, es war keine Täuschung! ihr Retter stand vor ihr. Der Genueser Virtuose, der hochgepriesene, all bewunderte Nicolo, war ihr Beschützer gewesen. Ihr Herz schlug hörbar, krampfhaft faßte sie mit beiden Händen den Schleier, um die Gluth ihrer Wangen zu verbergen, und zog sich in den Hintergrund der Loge zurück, um sich von der plötzlichen Ueberraschung zu erholen.

Der Künstler war indessen in's Proscenium getreten, und hatte dem Orchester das Zeichen zur Eröffnung des Concertes gegeben. Seine Kleidung war wie gestern durchaus schwarz, seine blassen Züge aber schienen, von dem matten Schimmer der Kerzen beleuchtet, noch geistvoller als früher zu seyn. Als er nach beendigtem Ritornell die Violine ansetzte, schien seine Gestalt sich noch mehr zu erheben und etwas Ueberirdisches anzunehmen; seine Lippen preßten sich zusammen und sein geistreiches Auge glühte noch feuriger als sonst. Eine erwartungsvolle Pause trat ein. — Jetzt strahlte er den ersten Ton aus — gleich Sphärenmusk drang der edle, glockenreine Klang der Violine durch den entzückten Busen und schloß dem Herzen, das sich schweigend in das Meer der Töne versenkte, eine neue Feenwelt voll der süßesten Wonne auf. Gleich Perlen rollten die schwierigsten Passagen unter den Fingern des Virtuosen hervor. Sein Bogenstrich war bald energisch und feurig, bald tändelnd und gratiös; jetzt gleitete er sanft und leicht, die lieblichsten Töne in einander schmelzend, über die Saiten, dann trennte er sie wieder, indem er eine Reihe von Noten scharf und kurz abgestoßen mit einer ungeheuern Rapidität vortrug. Bald schien er die Saiten mit dem Bogen zu peitschen, bald ließ er ihn tanzend im neckenden Staccato über sie springen, oder er brauste gleich einem schäumenden Waldstrom in kühnen Doppelgriffen einher. Die hohe Vollendung, womit er dies alles vortrug, das tiefe Gefühl, welches aus seinem Spiele sprach, riß die Zuhörer zu Staunen und Entzücken hin. Immer feuriger und energischer rauschte sein Spiel, bis zur höchsten Höhe stieg er empor. — Pauken und Trompeten brausten dazwischen. — Noch einmal erhob er sich mit einer brillanten Cadenz und das Orchester fiel mit dem Tutti ein.

*) Die Italiener zählen von einem Ave Maria bis zum andern ihre Stunden und erhalten auf diese Weise 24. Da aber das Ave Maria im Sommer sehr spät, im Winter aber desto früher geläutet wird, so ist diese Zeit-Bestimmung ewig wandelbar, und hat ohne dies noch manches Unbequeme.

Ein kurzes Adagio, welches jetzt begann, gab dem Künstler Gelegenheit in einer neuen Sphäre zu glänzen. Das ganze Stück bestand aus einzelnen gehaltenen Noten, der Geist aber, den er ihnen einhauchte, die Zartheit, die Innigkeit und die edle Einfachheit, mit der er sie vortrug, rührten alle Herzen. Ein größeres Ritornell trat dazwischen, um dem Künstler Zeit zu lassen, sich für den letzten aber schwierigsten Satz zu sammeln.

Seine Blicke schweiften indessen spähend durch den weiten Saal und schienen lange nach etwas zu suchen. Doch das Bemühen war umsonst und getäuschte Erwartung faltete allmählig die Stirne des Genuesen. Seine Unruhe war Bianca's Aufmerksamkeit nicht entgangen.

„Wen er wohl suchen mag!“ — flüsterte sie sich zu — „er, der Fremdling, der Unbekannte, der früher noch nie Neapel betrat! Strebt sein Blick vielleicht nach mir?“ — setzte sie sinnend hinzu, und eine hohe Röthe überflog ihre Wangen. „Doch nein, was ich für ein Kind bin“ — fuhr sie still lächelnd weiter, — „er hat mich ja gestern zum erstenmale gesehen, er kennt mich ja nicht einmal.“ In diesen Zweifeln schwebte ihre Seele lange hin und her. Nach einigem Zögern schlug sie den Schleier zurück. Nicolo's Auge streifte in dem Momente an ihrer Loge vorüber — er erkennt sie — ein elektrischer Schlag durchzuckte ihn, dunkler Purpur überzieht sein Gesicht, und ein süßer Wahnsinn verwirrt seine Sinne.

Jetzt endete das Tutti und das Solo sollte beginnen. All sein Blut war im Aufruhr, fieberhaft stürmte es durch die Adern, und drängte die Pulse zu schnelleren Schlägen. Nur mit Anstrengung gelang es ihm, die nöthige Fassung zu erringen, um das schwierige Finale durchzuführen. Sein Vortrag hatte jetzt einen andern Charakter angenommen. Die Schwermuth, die in den beiden ersten Sätzen durchgeschimmert hatte, war verschwunden, und die begeisterte Hymne der beglückten Liebe braust jetzt feurig und kühn durch den weiten Saal, die Straduari erzitterte unter seinen Fingern und zu immer schnelleren Schlägen rückte das Tempo vor. Lange wollte das Orchester zurückhalten; von dem mächtigen Genius des allgewaltigen Meisters aber unwiderstehlich ergriffen, folgte es endlich willenlos seinem kühnen Fluge, und unaufhaltsam rauschte der Strom der Töne, Alles mit sich fortreisend, auf seiner selbst gebrochenen Bahn dahin. — Endlich hatte seine Kunst den höchsten Glanzpunkt erreicht. Noch einmal senkte sie sich in die Tiefe hinab und erhob sich dann *crescendo* mit Doppeltrillern bis zur schwindelnden Höhe empor — brausend stürzte sich das Orchester dazwischen, und begleitet von dem stürmischen Beifall des Publikums feierte er in einem kurzen begeisterten Satze den Triumph der höchsten Kunst.

Aufgelöst in Seligkeit hatte Bianca mit geschlossenem Auge den Zaubertönen des unerreichbaren Künstlers gelauscht, und sein Spiel, der reine Abglanz der höchsten Liebeswonne, hatte in ihrem tief ergriffenen Herzen wunderbar angeklungen.

Die beiden folgenden Stücke zogen unbeachtet an ihrem Ohr vorüber, und als die große Pause eintrat, saß sie noch immer in ihre Träume versunken im Hintergrunde der Loge.

Elvira hatte bis jetzt ihre Freundin beobachtet und bald errathen, was ihr Herz so tief bewegte. Zu zartfühlend, um sie gewaltsam aus ihren Phantasien zu reißen, wandte sie sich zur Marchesin und verflocht sie in ein langes Gespräch, um so ihre Aufmerksamkeit von Bianca abzuführen.

Nach der Ouvertüre der zweiten Abtheilung trat der Genuese noch einmal auf. Er hatte diesmal die beiden mittleren Saiten von seiner Violine genommen, und trug ohne alle Begleitung auf der tiefen Saite wie mit einer vollen Tenorstimme die Melodie über eine Canzone Petrarca's vor, in welcher der unsterbliche Dichter die glühendste Sensucht nach seiner Laura ährend und innig ausgesprochen hatte. Die Melodie tönte in jedem Munde; so zart, so ergreifend, mit solchen tiefen Gefühlen, wie sie Nicolo vortrug, war sie noch nie gehört worden. Er schien seine ganze Seele in diesen Tönen

aushauchen zu wollen. Die nämliche Melodie trug der Künstler nun auch auf der E-Saite, den Sopran nachahmend, vor und legte zugleich einen von dem ersten verschiedenen Charakter hinein. Der Schmerz war gemildert, die Klage war verstummt, Trost und Zuversicht sprachen aus diesen Tönen, durch die sich aber immer noch leise Anklänge einer trüben Ahnung hindurch zogen. Bald darauf variierte der Künstler das liebliche Thema, indem beide Stimmen bald konzertirend erschienen, bald in den reinsten Doppeltonen ihre Gefühle vereint auströmeten. Süße Liebeschwärmerei, hoffnungsvolles Vertrauen und düstere Trostlosigkeit wechselten in den zartesten Abstufungen mit einander, das Herz bald entzückend und erhebend, bald vernichtend und beklemmend. Nach und nach ward das Tempo langsamer. Die Töne schwermüthiger und gehaltener — immer schwächer läspelten die beiden Stimmen einander zu; im leisesten Pianissimo zitterten einzelne Klänge noch abgebrochen durch den Saal — endlich waren sie erstorben. — Tiefe Stille ruhte auf der ganzen Versammlung. Alle Herzen hatte eine seltene Rührung ergriffen. Niemand wagte aus dem beklemmten Busen Athem zu holen, keine Hand erhob sich Beifall klatschend, um das heilige Schweigen frevelnd zu unterbrechen. Die Zaubertöne waren in die Brust eines Jeden hinabgestiegen, und hatten Welken aufgeschlossen, die geheimnißvoll wie ein Traum in den tiefsten Abgründen der Seele schlummerter, und jetzt vor der magischen Allgewalt zurückbeben, die bis zu dem Schlag des Herzens — bis zu ihnen selbst vorgedrungen war.

Das Orchester unterbrach die große Pause, indem es mit einem Ritornell zu einer Sopran-Arie einleitete. Dieser folgte ein kürzerer Instrumentalsatz, der die Abendunterhaltung schloß. Noch einmal begrüßte ein tausendstimmiger Jubel, das ganze Haus erschütternd, den großen Meister und zollte ihm den verdienten Dank für seine unerreichbare Kunst. Die kaum übersehbare Menge der Anwesenden erhob sich dann rauschend und verließ mit der dem Italiener eigenen Lebhaftigkeit stürmisch drängend das Theater. — In wenigen Minuten war der große Saal so still und öde wie eine Todtenhalle.

Bianca's Begleiterinnen waren ebenfalls aufgebrochen. Bewußtlos verließ sie am Arme der Freundin die Loge.

„Aber Bianca, wo hast Du Deine Gedanken!“ — rief endlich die Marchesin etwas unwillig — „schon zweimal hat Dich Elvira um Dein Urtheil über den Genueser Künstler, und noch immer hast Du ihr nicht geantwortet?“

„Er spielte leidlich, meine Mutter!“ — stammelte Bianca erschreckend, nachdem sie in ihrer Zerstreuung auch noch die dritte Frage zur Hälfte überhört hatte.

„Wie, er spielte leidlich?“ — eiferte die Marchesin — „Du willst Musikkennnerin seyn und schämst Dich nicht eines solchen Urtheils?“

Elvira lächelte bedeutsam und flüsterte scherzend ihrer Freundin zu: „Ich wollte eigentlich bloß die Bemerkung machen, daß ich zwischen dem Genueser Geiger und dem Retter meiner Bianca einige Aehnlichkeit gefunden habe.“

„Hast Du dieß wirklich?“ — fragte die Freundin erstaunt.

„O ja, und ich glaube sehr viele,“ — versetzte Elvira schalkhaft — „zugleich wird er deine Vorurtheile über die Violine vollkommen gehoben haben.“ —

Bianca schlug ihr schönes Auge mit einem sanften Vorwurfe zur Freundin empor und schwieg. Elvira wußte, was ihren Busen so stürmisch bewegte; sie wollte das Herz des armen Mädchens nicht noch mehr foltern, sondern brach das Gespräch ab und überließ sie ungestört ihren Phantasien.

So langten sie an Bianca's Wohnung an, Elvira empfahl sich und die Freundin zog sich in ihr Closet zurück, wo sie bald unter dem Schutze der schweigenden Nacht von Morpheus Armen umfassen, in süße Träume eingewiegt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 27. April 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 17.

Der Virtuose aus Genua.

Novells von F. W. Arnold.

(Fortsetzung.)

4.

In blendend weißem Morgenanzuge saß Bianca hinter den hohen Gardinen, die an den Fenstern des Ombrinischen Pallastes herabrollten. Sie hatte sinnend das schöne Auge zur Erde gesenkt und erhob es nur bisweilen, um einen flüchtigen Blick auf die volksbelebte Straße zu werfen. Der tiefe Eindruck, den das letzte Concert auf sie gemacht hatte, war zwar keineswegs schon verwischt, die frischen Rosen auf ihren Wangen bewiesen aber, daß die Verwirrung entschwunden war, welche die plötzliche Ueberraschung, in dem gefeierten Künstler ihren Retter zu erkennen, in ihren Sinnen hervorgebracht hatte. Sie wollte es sich jetzt selbst nicht mehr gestehen, wie sehr das Spiel des großen Meisters sie ergriffen und ihr Herz mit der Allgewalt der Liebe zu ihm hingezogen hatte; die sehnüchsvollen Blicke aber, die sie von Zeit zu Zeit erwartungsvoll auf die Straße hinab gleiten ließ, konnten mit Zuversicht das Gegentheil vermuthen lassen.

„Signor Nicolo wünscht seine Aufwartung machen zu dürfen!“ — meldete die eintretende alte Duenna mit monotoner Stimme.

„Er ist willkommen!“ — rief Bianca in der größten Bestürzung. Zitternd wollte sie sich von ihrem Sige anrasseln, aber wie von unsichtbaren Banden schien sie gehalten zu werden — und in dem Augenblicke trat der Genuese ein.

„Nach Eurem Wunsche, Marchesina, wage ich es, Euch heute eine der schönen Morgenstunden zu rauben!“ — sprach er, sich ihr nähernd.

Ein hoher Purpur überflog Bianca's Antlitz. Sie wollte antworten, aber die Sprache versagte ihr. In der Angst des Herzens riß sie sich gewaltsam von ihrem Sige empor, und eilte in das Nebenzimmer. Der überraschte Genuese war bestürzt, und wollte sich wieder zurückziehen, als Bianca an der Hand ihrer Mutter zurückkehrte, die sich mit ihrem gewinnenden gutmüthigen Blicke näherte.

„Es freut mich sehr, Signor,“ — begann sie — „daß Ihr die Einladung meiner Tochter nicht abgelehnt habt, und mir jetzt Gelegenheit gebt, Euch meinen innigsten Dank für die Rettung Bianca's darzubringen. Aber wie!“ — fuhr sie fort, indem sie den Fremden zum Kanape geleitete — „wenn ich nicht irre, so finde ich hier den Künstler wieder, der uns leghin in San Carlo so angenehm unterhielt, und wir haben somit noch das besondere Glück, einen Mann kennen zu lernen, der in der Kunst das Höchste erreicht hat, und bereits von allen Städten Italiens mit Ruhm und Beifall gekrönt worden ist.“

„Ich muß bekennen,“ — entgegnete Nicolo, nicht ohne Empfindlichkeit — „auf diesen Beifall war ich noch nie stolz, denn er vermag mir weder Ersatz für jahrelange Anstrengungen, noch weniger Erheiterung in

trüben Stunden zu geben. Zudem ist man in Italien so freigebig mit Beifallsbezeugungen, daß sie meistens sehr zweideutig erscheinen und mehr geeignet sind, den Geist des Künstlers niederzudrücken, als ihn zu höhern Bestrebungen anzufeuern.“

„Ihr äußert, der Beifall vermöge Euch nicht in trüben Stunden Erheiterung zu gewähren,“ — fiel die Marchesin ein. — „Ich dünke doch, der Künstler, der freie Bürger der weiten Welt, den die schöne Natur mehr als jeden Andern begeistert und aus seinem Ideenreichthume neue Schöpfungen hervorruft, dieser — meine ich — sollte sich doch glücklich fühlen und kein Leid kennen.“

„Ich glaube sogar, daß er sich am glücklichsten fühlen wird,“ — versetzte der Künstler — „wenn er harmlos in die Natur treten kann. Doch mir Armen ward dieses Glück nicht beschieden. Mein Vater, der selbst Musiker war und keinen höhern Wunsch kannte, als mich dereinst auf eine Stufe der Kunst zu bringen, die nur von Wenigen erreicht wird, wandte hierzu jedes Mittel an, und knickte dadurch mit empfindungsloser Hand die Rosen meiner Jugend. Kaum hatte ich das Bewußtseyn meiner selbst erhalten, als ich schon an das Notenkopul gefesselt und die Violine in meine Hand gezwängt wurde. Ich war Virtuose, ehe ich es nur ahnen konnte, aber ich hatte es theuer erkaufte. — Jetzt trat ich hinaus in die Welt, von dem hereinströmenden Lichte, gleich einem Blinden, der zum erstenmale die Sehkraft erhält, erdrückt und geblendet. Der kalte Nachtschauer, der über die Blüthe meiner Jugend gegangen war, hatte mein Herz gebrochen. Es hatte sich nie der Freude öffnen dürfen, und jetzt konnte es sich nicht mehr öffnen. So durchzog ich Italiens reiche Provinzen, ungerührt und ohne Theilnahme. Erst als ich die reizenden Umgebungen Eurer Stadt betrat, als ich das Feenland der Hesperiden schaute, wurde ich seltsam ergriffen; die Eisdinde, die mein Herz so lange umfassen hielt, löste sich ab und zum erstenmale fühlte ich mich in der Natur glücklich und beseligt.“

„Vermöchte denn nicht die Menschheit Euch mit der Natur auszuföhnen?“ — unterbrach ihn die Marchesin theilnehmend.

„Die Menschheit?“ — versetzte der Künstler bitter — „Wehe dem, der von der Natur zu ihr flüchten will! Er hascht nach einem trügerischen Phantome: denn die eine ist nothwendig von der andern bedingt! — Und wo hätte ich die Menschen lieben lernen sollen?“ — fuhr er nach einer Pause düster und kalt fort — „Kindesliebe ist ja der Keim aller Liebe! Und wie konnte ich einen Vater lieben, der mir jede, auch die unschuldigste Freude versagte? Als ich dann hinaus in die Welt geschleudert wurde, umgaben mich fremde Gestalten. Niemand nahte sich mir theilnehmend. Man haschte nach Ohrenkigel, erschöpfte sich in leeren Förmlichkeiten und wandte sich dann kalt von mir ab. So ward mein Inneres immer mehr zerrissen, ich zerfiel mit mir selbst und wenn der Anblick der Natur, statt mit Ruhe, meine Seele mit Schwermuth füllte, so raubte mir die Menschheit den Glauben an mich selbst.“

„Nun, wenn Euch auch Alles verließ, die Kunst blieb Euch doch immer!“ — tröstete die Marchesin.

„Soll denn der Schiffbrüchige nichts mehr haben, woran er sich halten könnte!“ — versetzte Nicolo mit Behmuth. — „In welche Abgründe wäre ich schon gesunken, wenn mir nicht die Kunst geblieben wäre? Aber auch sie wird nicht selten zu meinem grausamsten Peiniger! — Täglich erinnert sie mich an die schmerzlichen Dpfer, die ich ihr bringen mußte, bevor ich ihre Geheimnisse nur ahnen konnte, oder sie steigt, wenn ich ihr vertrauensvoll mein Herz öffne, in die Tiefen der Seele hinab, weckt die schlummernden Gefühle der Sehnsucht nach etwas Höherem, Unnennbarem, ruft die sanfteren Empfindungen der Liebe und Freundschaft wach, flieht alsdann tückisch, und läßt mich mit meinem Schmerze und meiner Sehnsucht allein.“

„Laßt Euch von diesem Schmerze nicht allzusehr niederbeugen, und hofft auf eine freudenreiche Zukunft!“ — ermunterte die Dame. — „Ihr habt ja selbst versichert, die Umgebungen Neapels hätten einen so tiefen Eindruck auf Euch hervorgebracht. So verweilet denn noch recht lange in unserer lieblichen Gegend, sucht Euch den Aufenthalt in Neapel so angenehm als möglich zu machen, und gewährt uns noch oft das Vergnügen Eurer Unterhaltung. — Ich selbst liebe die Musik sehr und Bianca hat, wie ich glaube, schon ziemliche Gewandtheit auf dem Pianoforte erlangt. Wenn Ihr es nicht verschmähen wölltet, sie bisweilen mit der Violine zu begleiten, so würdet Ihr uns gewiß sehr genussreiche Abende bereiten. Doch dabei hoffe ich denn auch, Ihr werdet mit Eurem nächsten Besuche nicht allzu lange zögern, und uns recht bald mit den zarten Klängen Eurer Violine ergötzen!“

Der Virtuose empfahl sich.

„Ein interessanter Mann!“ — begann Biancas Mutter nach einer Pause. — „Nur Schade, daß er das Leben von der Schattenseite auffaßt und sich einem selbst geschaffenen Grame allzusehr hingibt. — Aber sieh nur, wie Deine Wangen wieder glühen. Du bist ernstlich krank, mein Kind, die brennende Sommerhitze hat Dich allzusehr angegriffen. Doch beruhige Dich und suche Deine Sonaten von Corelli, daß Du eingeübt bist, wenn Nicolo mit Dir spielt.“

Mit diesen Worten verließ sie Bianca und zog sich in ihr Zimmer zurück.

„Ich soll spielen! und ach, mein Herz ist so voll!“ — flüsterte das holde Mädchen, und legte die Hand an den stürmisch bewegten Busen.

5.

In der Mitte der prachtvollen Toledostraße befindet sich die Trattoria des Restaurateurs Perfetti. Schon in weiter Ferne vernimmt man das geräuschvolle Treiben der Gäste und Aufwärter, das sich noch bedeutend vermehrt, je näher man dem Speisehaus kommt. Tritt man aber in die Zimmer und wird man mitten in den lärmenden Strudel hineingerissen, so mag es dem Fremden, der dessen noch ungewohnt ist, seltsam zu Muthe werden, während der Neapolitaner hier so recht in seinem Elemente ist.

Auch Nicolo, der sich eines Abends hier eingefunden hatte, empfand dieses Mißbehagen und zog sich, um dem wilden Lärmen zu entgehen, in den tiefsten Hintergrund des Zimmers zurück. Hier überließ er sich ungestört seinen Phantasien, bis er plötzlich durch eine heisere, mißtönende Stimme, die ein Glas Volpicell verlangte, aufgeschreckt wurde. Hastig wandte sich der Genuese und begegnete dem stehenden Blicke eines kleinen ältlichen Mannes, der sich ihm gegenüber gesetzt hatte. Seine aschgrauen Augen blitzten feindlich unter dem breiten weißen Sombrero (Schattenhut) hervor, der schon ziemlich abgegriffen war; die lasurblaue, scharfgekrümmte Nase bog sich so weit über die dunkelrothe Unterlippe herab, daß beide einem Papagei glichen, der eine Kirsche in seinem Schnabel hält. Die eingefallene Wange hing schlotternd gleich einer vergelbten Pergamentrolle an dem emporenden Backenknochen herab, und das magere Kinn, mit einzelnen grauen Bartbaaren besäet, war so stark gebogen, daß es mit der Nase eine Peripherie zu bilden schien.

Die rothen, stark markirten Züge hatten etwas Feindliches und sprachen eine unverkämpfte Arroganz aus. Seine zum Theil schmutzige Kleidung bestand aus einem Rocke von rhabarberbrauner Farbe, dessen altmodischer Schnitt genau mit den übrigen Spuren des Alterthums übereinstimmte. Die scharlachne Weste reichte bis auf die Kniee und war mit einer Reihe von ungeheuren Knöpfen geziert, von welchen die einen bereits den Weg alles Zeitlichen gegangen waren. Kurze, blaßgrüne Beinkleider, weiße wollene Strümpfe, die aber, nachdem sie einigemal die Wäsche versäumten, die schmachttende Isabellfarbe angenommen hatten, und Schuhe mit großen Schnallen vollendeten einen Anzug, der vor zwanzig Jahren als Gallatkleidung gedient haben mochte. — Diese sonderbare Gestalt, über deren Scheitel wenigstens sechszig Jahre hinweggeit waren, verzerrte zudem noch jeden Augenblick die Gesichtsmuskeln und murmelte mit halber Stimme die gemeinsten Flüche vor sich hin. Nachdem der verlangte Wein gebracht worden war, forderte der seltsame Gast mit der nämllichen grellen Stimme den Speisezettel, las mit großem Aufwand von Athem das lange Register herab und verlangte alsdann einen Teller Suppe und zwei Stückchen roher Sellerie. Dieses Gericht, so schnell es bereitet worden war, wurde noch schneller verschlungen. Nach glücklich beendeter Mahlzeit, während welcher der Essende fortwährend seine Flüche zwischen den arbeitenden Zähnen hervorgestoßen hatte, ließ er seine Blicke wieder auf Nicolo gleiten, der noch immer kein Auge von der possierlichen Gestalt wandte.

„Warum starrt Ihr mich an, Signorino!“ — polterte endlich der Alte mit seiner mißtönenden Stimme hervor. — „Habt Ihr mich nie gesehen?“

„Könnte mich nicht entsinnen, die Ehre gehabt zu haben,“ — versetzte Nicolo mit einer ironischen Verbeugung.

„Nicht entsinnen“ *gran sciocco!* (Einfaltspinsel!) und ich habe doch in Euerm Concerte die Altvioline gespielt, *Cospetto del diavolo!* und habt meinen Namen nicht auch schon früher gehört?“

„Ich bedauere, nicht längst Eure interessante Bekanntschaft gemacht zu haben,“ — erwiderte Nicolo — „vielleicht würde mir ein gefeierter Name genannt, wenn Ihr die Güte haben wölltet —“

„Schon gut, schon gut! Ich heiße **Don Petrucca, Don Petrucca!**“

Don Petrucca! — wiederholte der Genuese, wie nachdenkend. — „Ach nun entsinne ich mich, der Lampenputzer am teatro San Christostomo zu Venedig.“

„Lampenputzer?“ — schrie der Alte wüthend und richtete sich stolz in die Höhe. — „Ich war erster Violinist bey dem Kaiser von Rußland und bin jetzt, **Corpo di Satanasso!** erster Altviolinist am teatro San Carlo allhier.“

„Das ist etwas Anderes, edler Don,“ — fiel Nicolo ein. — „Verzeiht und verschont mich zugleich mit Euerm wilden Fluchen!“

„Fluchen? Ah *perzipizio!* Mein Fluchen geht Euch gar nichts an!“

„Nicht? Sonderbar, ich sehe doch sonst Niemanden im Zimmer, dem es gelten könnte.“

„Ihr seht Niemanden? Ich sehe auch Niemand, *briccone, coglione* und meine überhaupt auch nur alte Narren von Geigern.“

„Habt Ihr mir vielleicht ebenfalls die Ehre erwiesen und mich in dieses Register aufgenommen?“

„Seyd Ihr ein Schüler vom großen Tartini?“ — fragte der Geiger hastig.

„Wie könnt Ihr fragen!“ — versetzte Nicolo verwundert. — „Tartini war todt, ehe ich auf die Welt kam.“

„So, er war todt, war schon todt? Dann gehört Ihr auch zu den Narren.“

Nicolo wußte nicht, ob er lachen oder zürnen sollte. Er bezwang sich jedoch und bat den Don um eine nähere Erklärung.

„Seht,“ — begann der Geiger, vertraulich näher rückend. — „Seht, es gibt nur einen Tartini und auch nur eine wahre Spielart. Was ist aber die wahre

Spielart, was soll sie seyn? — Gesang soll sie seyn, der Gesang ist die Seele von Allem. Wie soll aber dieser Gesang seyn? — Lieblich, hell soll er seyn, sanft und einfach soll er seyn und mit anmuthigem Passagenwerk, mit zierlichen Laufern und Trillern versehen seyn, die auch regelmäßig nach den halben und ganzen Applicationen gegriffen werden können. Und wer hat diese Manier besser verstanden, als der unsterbliche Tartini? Wer hat Lieblicheres und Regelmäßigeres zu setzen gewußt als er? Aber jetzt — **Corpo di Christo nero** wie ist es jetzt? — Von Gesang keine Rede, kein Adagio, keine ganze Note. — Ein wildes tremuliren und arpeggiren; und vollends die Passagen! — Gott und seine lieben Heiligen stehen uns bei! — Keine Application, kein Bogenstrich — nichts als spannen und überspannen. Da springen sie wie vom Satan gepeitscht über das ganze Griffbrett und zerreißen die theuren Saiten mit spitzigem Bogenstrich. — Kein Anshalten, kein Portament. — Und was machen die Zuhörer? — Die sind närrisch geworden wie die Geiger. — Hat einer seine Decimenprünge, seine Doppeltriller bis an den Steg, seine Arpeggien in verminderten Septimen, seine drei Oktaven *sopra una Corda*, seine Staccato's und Contrastriche hervorgequickt, dann folgt das Geklatsch, daß einer Christenseele die Ohren gellen."

"Eure Verwünschungen gelten somit den gesammten Anhängern der neueren Schule?" — fragte Nicolo. —

"Schule? Schwagt mir nicht von Schule! **Santo diavolo!** wo ist bei diesen Luftspringern Schule?"

"Allerdings ist bei ihnen Schule," — versetzte Nicolo unwillig werdend — "und zwar eine Schule, die zu begreifen Euer ausgebranntes Hirn zu schwach ist, eine Schule, erbaut auf die Grundpfeiler der ältern, nur bei weitem ausgebildeter und umfassender, wie es schon die Natur der Sache mit sich bringt."

"Die Natur der Sache? Gelehrter Herr! Eure Rede ist mir zu tief sinnig, ich kann sie nicht verstehen."

"Das heißt, Ihr wollt sie nicht verstehen, aber dem ungeachtet werde ich mich näher erklären. Wenn wir von Schule reden, so kann darunter bloß der mechanische Theil der Kunst gemeint seyn, und von diesem habe ich behauptet, daß es in der Natur der Sache liege, wenn er beständig im Vorwärtsschreiten begriffen ist, und daher wird auch kein wahrer Künstler anstehen, diesem Fortschreiten des Mechanismus zu folgen. Ihr allein seyd zurückgeblieben und eure Schuld ist es jetzt auch, wenn Ihr zurückgesetzt werdet. Wenn Ihr es denn nicht billigt, daß seit Tartini der Mechanismus der Violine so sehr vervollkommenet wurde, warum schmähth Ihr nicht auch über Nardini und Colli, die ebenfalls Tartinis Schüler waren und keinen Anstand nahmen, die Schule ihres Lehrers noch weiter auszubilden?"

"Ausbilden? Was konnten diese ausbilden, sie ginden ja noch mit mir in die Schule. Gott sey ihrer armen Seele gnädig. Wenn sie aber auch etwas Mehreres hinzugehan hätten, so sind sie gewiß noch immer bei der guten alten Manier geblieben; diese Neuerer aber, diese Hunde haben erst —"

"Die Methode so weit ausgebildet, wie sie vielleicht schon bei Eurem verehrten Meister in der Idee lag. — Seht, wie ungerecht und inkonsequent Ihr seyd. Ihr preiset die Leistungen Corellis und Tartinis, Ihr wolt auch noch die Verdienste der Schüler von Letzterem anerkennen, weil sie bei der Methode geblieben seyn sollen, von den Bereicherungen aber, die die Kunst unter den Nachfolgern Nardini's, unter Fiorillo und Viotti, so wie unter den Schülern des Letzteren, unter Bode und Kreuzer erhielt, davon wolt Ihr nichts wissen, und alle diese haben doch nur die alte ursprüngliche Methode weiter ausgebildet. Daß diese ununterbrochene Reihe von Lehrern und Schülern, durch eine Grundidee geleitet, der ursprünglichen Musik treu geblieben ist, könnte man leicht aus den Compositionen dieser Meister darthun, aus welchen sich zugleich erweisen ließe, daß das Höchste im Mechanismus noch bis jetzt nicht einmal erreicht ist, und daß hier noch gar Manches unsern Nachkommen zu vervollkommenen übrig bleiben dürfte. Alle Vortheile aber, die man bis jetzt dem Instrumente abgewonnen hat, sind

zweckmäßig und erlaubt, denn sie liegen nicht außer der Natur und dem Bereiche der Violine. Erst dann, wenn das Instrument mißbraucht wird, wenn seine Eigenthümlichkeit durch das Unnatürliche unterzugehen droht, dann erst ist die wahre Spielart dahin, denn dann hat sich der Geist, die Seele des Vortrags verflüchtigt, und das dürre Skelett des Mechanismus hascht gierig nach den bunten Lappen, die ihm die geile Mode zur Verhüllung seiner häßlichen Blöße zuwirft."

"Trefflich gesprochen, mein süßer Junge, trefflich gesprochen, habt Eure Lection gut auswendig gelernt! Fahrt nur weiter fort mit Eurem schönen Wortfram."

"Kann Euch das bisher Gesagte nicht bewegen, Eure alberne Ansicht aufzugeben, so halte ich es unter meiner Würde, noch etwas hinzuzusehen," — erwiderte Nicolo gereizt.

"So? Die Lection ist also zu Ende? Nun, so laßt uns aufbrechen und nach Hause gehen. **Corpo di Christo nero**, es muß schon spät seyn!" — Mit diesen Worten zog er eine Violinseite hervor, an welcher eine große Uhr in einem messingenen Gehäuse hing. — "**Santo diavolo**, es ist schon drei vorüber!" — rief er hastig, steckte die Uhr ein und brach auf.

"Bedaure sehr, daß ich nicht noch länger das Glück Eurer Unterhaltung genießen kann," — sprach Nicolo sarkastisch.

"Ihr bedauert? — Nun so bleibe ich noch länger," — versetzte der Geiger und setzte sich wieder.

"Dann, werthher Don," — sprach Nicolo lachend, indem er sich von seinem Sitze erhob — "verzeiht, daß ich gehe."

"Habt Ihr es so gemeint?" — rief der Geiger vor Wuth zitternd, während sein aschfales Gesicht firschroth ward und seine Mundwinkel krampfhaft zuckten. "Habt Ihr es so gemeint, Ihr hagerer Backfisch, den ich in das Futteral meines Geigenbogens stecken könnte? **Corpo di Satanasso!** Jetzt geht, geht, und schätzt es Euch zum Glück, daß Ihr den größten Schüler des größten Meisters kennen gelernt habt."

"Ich werde weder den größten Schüler noch den ältesten Narren vergessen!" — rief Nicolo lachend und verließ das Zimmer.

Mit grimmigem Gesichte, in welchem sich zugleich die ganze Beschränktheit des Geigers aussprach, starrte Don Peturca dem Genueser nach, ließ alsdann das Haupt sinken und lehnte sich, von seiner langen Schmähere rede erschöpft, in den Sessel zurück. Von Zeit zu Zeit murmelte er unzusammenhängende Worte zwischen den Zähnen.

"Ereifert Euch nicht, **Maestro**," — sprach eine gedämpfte Stimme dicht hinter dem Geiger. — "Ereifert Euch nicht, und setzt Euch wieder ruhig an Euern Platz; es gibt noch Häuste genug in Neapel, die Euch gern einen solchen Ehrendienst leisten."

Bestürzt wandte sich der Alte und begegnete dem sonnenverbrannten Gesichte des Lazzarone, den wir bereits auf dem Postlipp getroffen haben. Er hatte sich schon vor einigen Stunden in die Trattoria eingeschlichen, wo er im hintersten Winkel des Zimmers kauend einige Maccaroni verzehrt, und auf diese Weise unmerklich Nicolos Gespräch belauscht hatte.

"Ach, Du bist es nur," — versetzte der Alte mürrisch, indem er sich von seiner Bestürzung erholte — "**Christo nero**, wie Du mich erschreckt hast! — Doch es ist jetzt Alles vorbei! Komm, Junge, setze Dich zu mir und erzähle mir, wo Du Dich bisher herumgetrieben hast. **Morti di Dio**, ich habe Dich ja schon gar zu lange nicht mehr gesehen. Du wirst doch seit der Zeit das Mandolenspiel nicht auf die Seite gesetzt haben, das Du von mir lernetest?" —

"Glaubt Ihr, ich verderbe meine Zeit mit solchen Lappalien?" — versetzte der Lazzarone mit Nachdruck. — "Ich habe mich indessen auf eine weit edlere Kunst geworfen, auf eine Kunst, mit der man bisweilen einem guten Freunde einen Liebesdienst erweisen kann. Ich mache jetzt Musik mit Gift und Doldh, die klingen so lieblich, daß alle Blöße Calabriens zusammen heulen möchten!"

Christo sagrato! Kreisch nicht so laut! Dort

sitzt ja der ganze Tisch voll besoffenen Viehes,“ — sprach der Alte mit unterdrückter Stimme und sah ängstlich um sich her.

„Wenn Euch so viel an diesen Bestien liegt,“ — versetzte der Lazzarone nachlässig — „so laßt uns einen Gang durch die Toledostraße machen.“

„Gut gesprochen, Junge! Es will sich ohnedies für einen Mann von meinem Charakter nicht schicken, noch länger in einem Weinhanse zu bleiben!“ Mit diesen Worten verließ der Geiger am Arme seines ehemaligen Schülers die Trattoria.

„Was wolltest Du doch vorhin von einem Liebedienste sagen?“ — begann endlich der Alte, nachdem sie einige Zeit schweigend die Toledostraße durchstreift hatten.

„Von einem Liebedienste?“ — versetzte der Lazzarone ausweichend. — „Habe ich davon wirklich geredet, so möchte ich meine Bereitwilligkeit doch nur auf meine Freunde ausgedehnt wissen.“

„Versteht sich! Einem Freunde schlägt man keinen Liebedienst ab, und ein gutes Wort wird auch einen guten Doldh finden?“

„Wollt Ihr mir etwa Geld geben, um einen solchen kaufen zu können?“

„Schweig, lieberliche Ränge!“ — fuhr der Geiger auf — „bist Du mir nicht die Musifikationen noch schuldig? Ein Dienst ist des andern werth!“

„Mit nichten, Maestro!“ — entgegnete der Lazzarone mit Ruhe. — „Warum habt Ihr mich damals mit Schimpf fortgejagt?“

„Santo diavolo! Hast Du vergessen, daß Du mir meine köstliche Violine auf die Erde warfst?“

„Heißt der Tischler dort unten am Largo del Castello, bei dem Ihr sie machen ließt, vielleicht Guarneri?“

„Schweig und ärgere mich nicht noch mehr als der Schurke von Genuesen. Ärgere mich nicht noch mehr, denn Du weißt, wenn man eine Saite zu hoch stimmt, so reißt sie!

„Richtig, Maestro,“ — versetzte der Lazzarone — „und wenn ich nicht irre, so wäre es Euch lieb, wenn dem Genuesen seine abgeschnitten würde.“

„Errathen, und Du Goldjunge wärst der Mann dazu, wenn Du Vernunft annähmest,“ — erwiderte der Alte mit süßer Miene.

„Ihr meint, wenn ich Geld annähme.“

„Nun ja, Erzjude, auch Geld sollst Du haben. Ich gebe Dir zehn Piaster, wenn Du ihn aus dem Wege räumst.“

„Legt Ihr noch fünfse darauf?“

„Nein, keinen Carlino!“ — versetzte der Geiger entschieden — „zudem sehne ich mich auch nicht so sehr nach dem Tode eines Menschen; ich bin ein tugendhafter Mann!“

„Niemand weiß dies besser als ich,“ — sprach der Lazzarone mit einem zweideutigen Blicke. — „Damit Ihr aber auch tugendhaft bleibt, so bedürft Ihr solcher Freunde, die ein etwas weites Gewissen haben und einem Laffen, der Euch heute und morgen und übermorgen einen alten Narren schilt, einige Zolle ihrer Doldhe kosten lassen.“

„Verwünschter Bube, wenn Du mich denn doch nicht mehr aus Deinen Krallen läßt, so will ich noch zwei Piaster darauf legen, aber das sage ich Dir, ziele gut nach dem Stimmstock, denn Du weißt, ist dieser eingestossen, dann bricht das ganze Corpus zusammen.“

„Ich könnte mich nicht entsinnen,“ — versetzte der Lazzarone mit unheimlichem Lächeln — „daß sich bis jetzt Einer beklagt hätte, an dessen Rippen ich meinen Doldh gewetzt habe.“

„Ich glaube dies selbst,“ — entgegnete der Alte mit widerlichem Lachen. — „Nimm Dich nur in Acht, daß Du nicht an den Unrechten geräthst. Du hast den Schurken doch gut in's Auge gefaßt?“

„Seyd unbesorgt, er ist mir schon einmal in die Quere gekommen, und ich bin froh, daß ich ihm jetzt mit gutem Gewissen auf den Leib kann.“

„Schon einmal in die Quere gekommen?“ — rief

der Geiger hastig — „Schurke, warum hast Du mir das nicht früher gesagt? Dann ist es Deine Sache, Dich zu rächen. Ich zahle nichts!“

„Seyd nicht zu hitzig, Maestro! Unser Streit war viel zu unbedeutend, um sogleich zum Doldhe zu greifen.“

„Zu unbedeutend? Was war denn die Veranlassung?“

„Ein Weib!“ — war die kurze Antwort.

„Ein Weib? Weißt Du nicht, Junge, daß dies für einen rechtschaffenen Mann von jeher die Hauptursache zum Gurgelabschneiden war?“

„Es mag seyn!“ — versetzte der Lazzarone mit Ruhe — „daß schon mancher blanke Degen aus der ledernen Scheide wegen einer von Fleisch und Blut gezogen wurde; ich lasse mich aber durch dergleichen Kleinigkeiten nicht so schnell in Harnisch bringen; zu dem arbeite ich auch nicht gern auf eigene Rechnung. Jetzt aber hat sich die Sache geändert; Ihr bezahlt mich und ich weiß, was ich meiner Kunst schuldig bin — leben und leben lassen!“

Bei diesen Worten verschwand das treffliche Paar in einer dunkeln Seitengasse. (Fortf. folgt.)

Eine gute That belohnt sich selbst.

Ein schwedischer Oberst sah sich durch eine Feuersbrunst, die sein Haus, worin sein ganzes Vermögen bestand, verzehrt hatte, mit einem Male ruiniert. Einige seiner Freunde veranstalteten, um ihm den Verlust zu ersetzen, eine Lotterie. Während sie sich damit beschäftigten, erhielt er aus Pommern einen anonymen Brief, in dem eine mit den Worten: „Erinnern Sie sich der zerbrochenen Punschbowle,“ begleitete Anweisung auf hundert und fünfzig Reichsthaler eingeschlagen war. Er konnte sich eine lange Zeit den Sinn nicht enträthseln. Endlich besann er sich, daß er vor mehreren Jahren einmal mit einer fröhlichen Gesellschaft in einem Wirthshause gewesen war, wo eine Magd eine mit Punsch gefüllte Bowle von chinesischem Porzellan hatte fallen lassen. Die Wirthin drohte im Zorn dem armen Mädchen, sie augenblicklich fortzuschicken und in das Gefängniß setzen zu lassen, wenn sie den Schaden nicht ersetzen würde. Der Oberst schlug sich ins Mittel, und bezahlte für sie das Geschirr und den Punsch. Diese merkwürdige Anekdote verbreitete sich in ganz Stockholm, und kam selbst zu den Ohren des Königs. Sie belustigte Gustav IV. so sehr, daß er sechstausend Reichsthaler und folgendes Schreiben einsendete:

„Ich weiß, daß die Freunde des Obersten ein Lotterie für ihn veranstaltet haben. Es ist verboten, Lotterien zu veranstalten, ohne zuvor polizeiliche Erlaubniß dazu eingeholt zu haben. Sagen Sie dem Obersten, daß ich ihn kenne, daß ich ihn als einen humanen und artigen Mann kenne, und ihn folglich für unfähig halte, eine an ihn gerichtete vernünftige Bitte abzulehnen, und daß ich wünsche, er möge die Erlaubniß zu seiner Lotterie erhalten, damit ich auch dazu beitragen könne.“

Die Kalmücken haben Gebetmühlen: dies sind hölzerne Cylinder, auf welche sie Papier leimen, worauf Gebete stehen. Man bewegt diese Walzen durch Wind oder Wasser und bildet sich ein, wie sich selbe drehen, so vernehmen die Götter die rundum aufgeleimten Gebete der Gläubigen. Diese Gebetmaschinen werden unter den Zelten, in den Wüsten und an den Ufern der Flüsse gefunden. Ein Volksstamm trägt oft gemeinsam die Kosten zur Einrichtung einer solchen Gebetmühle, und wenn sich dieselbe dreht, ist es für sie dasselbe, als ob sie wirklich beteten.

Aus München wird unterm 13. April gemeldet: Vor einigen Tagen wurde die Gräfin P. auf die Festung Oberhaus bei Passau abgeführt. Sie wurde auf vier Jahre Festungsstrafe, wegen Mißhandlung und körperlicher Verletzungen, die sie sich an ihren Diensthoten zu verüben nicht schämte, verurtheilt. Häufige Klagen über ihre Massivitäten schärfsten den letzten Fall, wobei sie einem Bedienten Fuß und Arm abschlug.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 4. Mai 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 18.

Der Virtuose aus Genua.

Novelle von F. W. Arnold.

(Fortsetzung.)

6.

Schon oft war seit dem letzten Besuche Nicolos die junge Sonne hinter den Bergen emporgestiegen und hatte mit rosigem Schimmer einen neuen Tag heraufgeführt. An jedem hatte Bianca mit der Sehnsucht der Liebe einem Besuche Nicolos entgegen geharrt, aber so oft sich die Sonnenstrahlen wieder ersterbend in das kühle Bett der krystallinen Fluth tauchten, sanken auch ihre getäuschten Hoffnungen wieder. Ihre Unruhe stieg mit jedem Tage höher, sie wurde immer verschlossener, und der herbe Gram hoffnungsloser Liebe solterte ihr armes Herz. Endlich erhellte ein heller Lichtstrahl das tiefe Dunkel. Die Violine Nicolos wurde mit der Bemerkung gebracht, der Signor werde heute Abend die Ehre haben, einen Besuch abzustatten. — Bianca hatte jetzt allen Gram verzessen; freudig setzte sie das Maroquinästchen, das die Violine umschloß, auf das Pianoforte und begann die Stunden bis zum Abend zu zählen; je näher aber dieser rückte, desto ängstlicher schlug ihr Herz; ein unerklärliches süßes Bangen füllte ihren Busen und wollte sich nicht zurückdrängen lassen. Sie, die bis jetzt nur die Einsamkeit gesucht hatte, scheute sich jetzt vor ihr, und suchte ihr, die die Gefühle der bangen Erwartung wach rief, zu entfliehen. Sie ließ Elvira zu sich bitten, um bei dem heitern Sinne der Freundin sich zu zerstreuen, und die Stunden in traulichen Mittheilungen abzukürzen.

Bald darauf trat Elvira ein. Sie war heute wieder ganz das harmlose, lebensfrohe Mädchen, wie wir sie bereits kennen gelernt haben. Das schelmische blaue Auge bligte von Jugendlust und in den schalkhaften Mundwinkeln lachte Scherz und Laune, die jedoch diesmal durch einen leisen Zug von Sentimentalität gemildert waren.

„Dachst ich's doch!“ — rief sie, der Freundin in die Arme eilend — „meine Bianca werde bald genug aus ihren Träumen erwachen und sich wieder nach der Freundin sehnen.“

„Wann hätte ich mich nicht nach Dir gesehnt?“ — fragte Bianca mit Herzlichkeit.

„Du!“ — drohte die Muthwillige mit aufgehobenem Finger. — „Wie sehr magst Du Dich seit einem bewußten Concerte nach mir gesehnt haben, wo Du Dich mit keinem Auge bei mir blicken ließest. Weißt Du, wie lange dies ist?“

„Es werden etliche Tage seyn,“ — versetzte Bianca gleichgültig.

„Ja, etliche zeh’n,“ — erwiderte Elvira, ihre Gleichgültigkeit karrifizirend. — „Ein Zeitraum, groß genug, um eine Reihe von Abenteuern zu umfassen, die eine irrende Dame in Gestalt Deiner Elvira bestand.“

„Wahrscheinlich warst Du seit der Zeit auf Ischia,“ — versetzte Bianca, froh, den strengen Inquisitor auf einen andern Gegenstand übergehen zu sehen.

„Mit nichten; ich besuchte mit meiner Tante den Avernensee,“ — erwiderte Elvira.

„Wirklich? Dies vermehrt allerdings das Abenteuer bedeutend,“ — setzte Bianca mit Laune hinzu.

„Getroffen!“ — fiel die Freundin scherzend ein. —

„Und damit Du dies um so besser beurtheilen kannst, so höre und staune! — Es mögen jetzt vier Tage seyn, als wir die Reise mit dem frühesten Morgenrothe antraten, und den Dir wohl bekannten Postlipp bestiegen. Wir durchwanderten die fruchtbaren Fluren, die mit jungen Ulmen und Maulbeerbäumen umkränzt sind, welche dunkle Schattengänge bilden und uns einige Zeit Schutz vor der immer glühendern Sonne gewährten. Bald aber hatten wir die Felsenanhöhe erreicht, wo wir zum erstenmal den weiten Horizont wieder zu Gesicht bekamen. Der Hügel beherrschte das Meer und gewährte eine Aussicht über den ganzen Golf, der sich unter unsern Füßen ausdehnte und dessen Rücken von zahllosen Fahrzeugen bedeckt war. Unten an den Felsenriffen erblickten wir Pazzo und weiter hinaus die Solfatara von dicken Rauchwolken umhüllt. Auch hatten wir jetzt die Hügel des Avernus schon vor Augen und in grauer Ferne stiegen die Ruinen von Baja mit wildem Strauchwerk bekleidet und das Vorgebirge von Misenum empor. Der Pfad wurde jetzt sehr steinig und wegen der langen Hügelreihe, die uns von dem Avernus trennte, noch viel beschwerlicher. Wir bestiegen die Maulthiere und setzten unsere Reise weiter fort. Die früher so milde Gegend wurde jetzt immer rauher. Steinigte Pfade mit dünnem Haidekraut bewachsen, zogen sich neben Klüften her und traurige Einöden wechselten mit niedrigem Gestrüpp. Eben hatten wir die dritte Anhöhe dieser langen Hügelkette erreicht, als wir in dem Thale, das uns von der folgenden Anhöhe trennte, eine Schaar wilder Männer erblickten, deren Aeußeres genau mit dem Charakter der Gegend übereinstimmte. Sie hatten sich unter dem Schatten einer alten Steineiche um ein Feuer gekauert, über welchem ein Kessel hing und brüllten aus rauher Kehle ein wildes Kriegerlied. Unschlüssig, ob wir unsere Reise weiter fortsetzen oder umkehren sollten, hielten wir die Zügel an. Aber schon hatte die Horde uns erblickt und eilte mit lautem Geschrei auf uns zu. Flucht wäre unmöglich gewesen und an Vertheidigung war nicht zu denken, denn unsere ganze Begleitung bestand aus einer Jose und zwei Bedienten, während jene Schaar etwa dreißig Männer zählte. Ihre Kleidung war zerrissen und unordentlich, desto heller bligten uns aber ihre Waffen in die Augen, die sie zwar nicht erhoben hatten, aber drohend genug in den Gürteln trugen.“

„Willkommen, willkommen edle Damen in unsern schönen Thälern!“ — riefen sie mit grinsendem Gelächter auf uns zuellend — „Ihr wollt Euch gewiß in unsern Reihen anwerben lassen; kommt nur, Ihr könnt Fahnenjunker werden!“ — Mit diesen Worten hatten sie uns umringt, und einige faßten mich mit ihren derben Fäusten, um mich herabzuziehen. Ich rief mit der letzten Kraft der Verzweiflung um Hülfe, die Jose stimmte pflichtschuldigst mit ein, und die Bedienten drängten sich,

gleich geängstigten Schafen an meine Seite. Aber schon hatten mich die Räuber mit ihren sennigten Armen erfaßt und auf die Erde gehoben, als sich plötzlich die beiden vordersten im Nacken festgehalten fühlten. Schnell ließen sie mich frei, um sich umzuwenden, aber in dem Augenblicke waren sie zu Boden gerissen. Ein junger Mann in seiner Jagdkleidung stand vor mir, der Zorn hatte über seine Wangen eine hohe Röthe gegossen, seine Hand hielt den Degen halb entblößt und mit einem schrecklichen Blicke schien er die Niedergeworfenen durchbohren zu wollen.

„Christo sagrato!“ — donnerte er — „schüht man so wehrlose Frauen? Aus den Augen Ihr Hunde!“ — Ehrerbietig wichen sie Alle zurück, die Niedergeworfenen hoben sich langsam vom Boden auf, und schlichen zitternd hinter die andern. Der Fremde trat hierauf zu uns, die Stirn, auf der sich Unmuth gelagert hatte, glättete sich wieder; seine Züge wurden milder und mit gewinnender Artigkeit bat er für den unangenehmen Ueberfall um Verzeihung. Alsdann hob er mich wieder auf das Maulthier und erbot sich zu unserm Begleiter. Wir nahmen es gern an und setzten unter seinem Schutze unsere Reise fort; leider hatten wir aber den berühmten Avernensee, von dessen Sybille der alte Virgil so viel wissen soll, nur allzubald erreicht. Der Fremde empfahl sich kurz, und war im Augenblicke hinter dem Gebüsche verschwunden. Ich kann Dir wohl sagen, ich war recht böse, daß er uns so schnell verließ, denn er war sehr hübsch.“

„Hattest Du ihn früher noch nie gesehen?“ — fragte Bianca.

„Ich konnte mich seiner trotz alles Nachdenkens nicht entsinnen; er selbst wich im Gespräche sorgfältig jeder Andeutung aus, die über ihn einigen Aufschluß hätte geben können; nur so viel fand ich, daß er in Neapel sehr gut bekannt ist, und somit bleibt mir noch immer die Hoffnung, in kurzer Zeit zu erfahren, wer unser Begleiter war.“

Nicolo wurde gemeldet.

„Sieh, wie Du auf einmal so blaß wirst!“ — rief Elvira.

„Bringe mich nicht außer Fassung und empfangen ihn, ich will indessen die Mutter rufen,“ — sagte Bianca mit unsicherer Stimme und eilte ins Nebenzimmer.

„Verzeiht, Signor,“ — wandte sich Elvira zu dem Eintretenden — „wenn eine Fremde Euch empfangen muß. Die Damen des Hauses werden sich sogleich bei Euch selbst entschuldigen.“

„Irrt ihr nicht,“ — versetzte Nicolo — „so finde ich jene Freundin der Marchesina wieder, die ich bereits am Fuße des Posilipp kennen zu lernen das Glück hatte.“

„Ihr täuscht Euch nicht,“ — erwiderte Elvira — „ich hatte dafür später das Vergnügen —“

„Schon glaubten wir,“ — unterbrach Biancas Mutter, an der Hand ihrer reizenden Tochter eintretend — „Ihr hättet, gegen Euern frühern Vorsatz, Neapel bereits verlassen. Wahrscheinlich haben Euch aber die schönen Sommertage, die Ihr zu Ausflügen in die Umgebungen unserer Stadt verwendet, so lange von uns abgezogen.“

„In der That,“ — versetzte Nicolo — „ich nahm meine ganze Muße hierzu in Anspruch und nur die zauberische Gegend um Neapel vermag mich zu entschuldigen, wenn ich Eure gütige Einladung so wenig benutzt habe.“

„Wir freuen uns herzlich“ — nahm die Marchesin wohlwollend das Wort — „daß Ihr, den früher alle Schönheiten der Natur ungerührt ließen, jetzt ein warmer Verehrer derselben geworden seyd. Die Natur, die Euer Herz für ihre Schönheiten aufgeschlossen hat, wird Euch auch bald für die Freuden der Gesellschaft empfänglich machen. Damit Ihr aber, während Ihr der Natur und der Menschheit ihre gebührenden Opfer darbringt, Eure Kunst nicht allzu lange vernachlässigt, so laßt sie uns heute mit Eurer Erlaubniß in Anspruch nehmen.“

Auf diesen Wink war Bianca an das Pianoforte getreten, und hatte es geöffnet. Nicola nahm die Straduari aus dem Kästchen und überflog während des Stimmens mit schnellem Blicke die aufgelegte Sonate.

„Noch einmal, Signor, habt Erbarmen und rechnet mir mein Vergehen nicht als Sünde an!“ — rief Bianca, um durch einen Scherz ihre Aengstlichkeit zu beschwichtigen.

„Ich baue ganz auf Eure Kunst und die heilige Cäcilia!“ — rief Nicolo mit Laune — „so laßt uns denn unter ihrem Schutze beginnen.“

Bianca war, als sie die ersten Accorde anschlug, trotz der angenommenen Heiterkeit befangen. Die Silbertöne aber, die unter den Fingern des großen Meisters hervorströmten, gaben ihr wieder die nöthige Fassung; der hohe Genius, der aus seinem Spiele strahlte, das edle Feuer seines Vortrags begeisterte auch sie und zog sie zu sich mit Allgewalt empor. Ihre Seelen berührten sich jetzt in einem harmonischen Einklange; eine Empfindung fesselte ihre Herzen mit dem magischen Bande der Töne und in einem Rhythmus durchzuckten ihre Pulse die glühenden Adern. Jetzt erst fühlten sie die unwiderstehliche Macht der ersten Liebe. Was die schüchterne Lippe nicht zu gestehen wagte, das sprach sich jetzt zart und innig, feurig und kühn in Tönen aus. Ihre Herzen hatten sich gefunden und das höchste Entzücken ihrer stillen Seligkeit feierte hier seinen begeisterten Triumph.

Die Musik hatte die Herzen Aller geöffnet. Die Fesseln der Konvenienz sanken allmählig; die nun folgende Unterhaltung war ungezwungen und lebendig und ging zuweilen in Scherz und Laune über. Biancas Mutter fühlte sich besonders zu Nicolo hingezogen, bei dem das Gemüth immer vorherrschend war, und erst spät entließ sie ihn mit dem Wunsche, der Künstler möchte ihnen recht bald wieder einen solchen genussreichen Abend gewähren.

7.

Die Nacht war schweigend hereingebrochen und hatte ihren schwarzen Schleier über die schlummernde Erde ausgebreitet. Immer stiller und stiller wurde es auf den Straßen und schon hatten sich die Bewohner Neapels in ihre Wohnungen zurückgezogen, als noch eine dunkle Gestalt langsam, gleich einem Schatten durch die Incoronata schwebte. Endlich nahte sie sich einer Laterne, ein matter Lichtstrahl fiel herab und beleuchtete mit salbem Schimmer das von der Sonne gebräunte Gesicht des Lazzarone, den wir noch vor wenigen Tagen in der Trattoria Perfettis gefunden haben. Er zog den Mantel dichter vor's Gesicht, ging unentschlossen einige Schritte vorwärts und kehrte hierauf wieder zurück. Dann blieb er stehen und schien lange über etwas nachzusinnen; spähend blickte er nach allen Seiten und eilte alsdann entschlossen die Straße vollends hinab. Vor einem großen Gebäude, in welchem schon alle Lichter gelöscht waren, hemmte er endlich seine Schritte. Rings umher war alles still und öde, nur aus dem obern Stockwerke des Hauses zitterten noch sanft und mild die Klänge einer Violine durch die schweigende Nacht, die von einer Meisterhand mit der höchsten Vollendung aus dem Instrumente hervorgehört wurden. Einige Zeit blieb der Lazzarone lauschend stehen, dann nahte er sich vorsichtig der Thüre und klopfte leise dreimal mit einem Schlüssel.

„Wer da?“ — brummte eine tiefe Stimme im Innern des Hauses.

Der Lazzarone murmelte einige unverständliche Worte und alsbald wurde die Thüre leise geöffnet, durch die der Außenstehende behend hinein schlüpfte.

„Glücklich der Mann,“ — begann er lächelnd, aber mit gedämpfter Stimme — „glücklich der Mann, dem ein so wackerer Thürhüter zu Theil wird, der in jeder Stunde bereit ist, einen guten Freund einzulassen, wenn er etwa noch einen Besuch zu machen hat.“

„Sagt lieber, den Teufel einzulassen, denn Eure Kunst hat noch niemand Heil gebracht“ — versetzte der Thürhüter mürrisch, dessen Züge man in dem Dunkel, welches auf der Hausflur herrschte, nicht unterscheiden konnte.

„Nun, so bringt sie es doch wenigstens Dir“ — erwiderte der Lazzarone, und drückte dem Custode Geld in die Hand.

„Macht es kurz!“ Was wollt Ihr?“ — fragte dieser noch immer knurrend und ließ das Geld langsam durch die Finger laufen. — „Ich bin ein ehrlicher Mann und mag zur Nacht und Unzeit mit Niemanden etwas zu thun haben.“

„Ich möcht bloß gern wissen, mein lieber Mateo, wer im obern Stocke so schön geigt; Du weißt, ich bin ein großer Musikliebhaber.“

„Es ist der Nicolo aus Genua, ein gewaltiger Geiger, den die ganze Stadt kennt“ — versetzte Mateo trocken.

„Nun gut, so will ich ihn denn auch kennen lernen und ihm Colophonium bringen, um seinen Bogen zu streichen.“

„Probirt es“ — versetzte der Thürsteher wärmer werdend — „wenn Ihr wollt, daß ich Euch alle Rippen entzwei schlage.“

„Wie, das wagst Du mir zu sagen!“ — rief der Lazzarone entrüstet? „Vergift Du mit wem Du redest? Elender Hund!“

„Nein, ich vergesse es nicht!“ — versetzte Mateo mürrisch. „Ihr solltet aber einem ehrlichen Manne nicht zumuthen, sich in Eure Teufeleien einzulassen. Ihr wißt doch, daß ich weder zu nagen noch zu beißen hatte, ehe ich in dieses Haus kam. Der gute Tropf von Hauswirth gibt mir jetzt doch zu essen, und hat mir noch überdies eine Matraße in die Hausflur geworfen, wo ich meine müden Knochen ausrecken kann, wenn ich den Tag über gefaulenzt habe, und für alles-dieses verlangt man nichts weiter von mir als die Thüre zu öffnen und zu schließen, und gewisse verdächtige Personen die Treppe hinunter zu werfen, wenn sie zudringlich werden sollten.“

„Elende, feige Memme, schäme Dich!“ — versetzte der Lazzarone. „Pui, Mateo, schäme Dich. Ein Kerl, der den Doldh führt, wie keiner in Neapel, liegt hier wie ein Kettenhund, und läßt sich füttern, um die Vorübergehenden anzubellen.“

„Alles gut“ — versetzte der Thürhüter — „ich könnte diesen Dienst auch nöthigenfalls aufgeben, ich habe das Hundeleben ohnedies schon lange satt, aber das kann ich Euch als ehrlicher Kerl sagen, der Genuese stellt seinen Mann!“

„Corpo di Christo nero! Ich stelle meinen Mann und einen Doldh!“ — rief der Lazzarone. „Was kümmerst Du Dich um mich, glaubst Du, ich werde vor einem Geiger zittern? Behalte Deine Weisheit künftig für Dich und stelle Dich auf die Lauer, lehne die Haus Thür zuvor leise an und denke an meinen Rückzug. Sorge nicht, ich werde kurz angebunden seyn.“ — Damit schlich der Lazzarone vorsichtig die Treppe hinauf. Endlich hatte er das obere Stock erreicht, öffnete leise die bezeichnete Thüre und befand sich hinter einer spanischen Wand, die ihn den Blicken des Genuesen entzog, indem sie das Zimmer in zwei Hälften theilte.

Die einzelnen Violinlänge, welche früher sanft und mild die Luft durchzitterten, waren schon längst verklungen, als der unberufene Gast eintrat und ein wildes schauerliches Allegro raste, gleich einer Windbraut, unter dem Bogen des unerreichbaren Künstlers hervor.

„Eine scharmante Musik!“ — sprach der Lazzarone zu sich — „um einem braven Manne das Herz warm zu halten, wenn er einen kräftigen Stoß wagen will. Nach's nur so fort, guter Freund! Ich müßte keine Musik verstehen, wenn ich hier sogleich zugreifen wollte, ohne ein Konzert anzuhören, wo keine Eintrittskarten abverlangt werden. — Wenigstens will ich lauschen, ob seine Geige nicht merkt, daß der Teufel auf der Lauer steht.“

Und so schien es wirklich zu seyn. Das Allegro wurde immer wilder und schauerlicher, grelle, schneidende Dissonanzen, unerhörte Sprünge, gleich Blitzen die schwarze Nacht erhellend, kreischende Arpeggiaturen, dann kurze Cantabile Sätze, von einzelnen wunderlichen Accorden unterbrochen, in denen ein vom Schmerz zerrissenes Herz mit bitterem Spotte die sanfteren Empfindungen zu verhöhnern schien. — Dann wieder abenteuerliche, bizarre Harmoniefolgen, tolle Läufe, die, wie vom Sturmwinde gepeitscht, durch die Saiten brausten, und Triller, die sich in grotesken Doppelgriffen bis zur höchsten

schwindelnden Höhe erhoben — dann grauenhafte unheimliche Tänze, in denen man den Geistertritt irdischer Wesen zu vernehmen glaubte — dann leises seltsames Geflüster — dann gellende Mispföne, die wie der wilde Hohn der Hölle an das Ohr schlugen, und dann fiel wieder die rasende abenteuerliche Tanzmusik ein.

Dieses schauerliche Phantasiegemälde (später unter dem Namen des Herentanzes um die Eiche von Benevento bekannt), erhellt von den düstern Flammen einer erhigten Einbildungskraft, brachte in der mitternächtlichen Stunde einen furchtbaren Effekt hervor. Entsetzt packte den Lazzarone beim Haar, kalte Schauer durchrieselten seine Gebeine und klappernd schlugen seine Zähne aneinander.

„Alle gute Geister loben den Herrn, und mögen mir in Gnade beistehen“ — murmelte er zwischen den Zähnen, während er sich den kalten Schweiß von der Stirne trocknete. „Nein, da möge mich Gott bewahren, daß ich um zwölf Piaster einem Manne zu Leibe gehe, der dem Teufel und seiner Großmutter bei ihrem nächtlichen Reigen die Tarantella aufspielen darf! Hu! Es wird mir ganz schauerlich und seltsam zu Muthe! Wie es mich rüttelt und schüttelt! Ich wollte, ich wäre tausend Schritte von diesem Hölleigeiger, wo einem beim Tanzen die Zähne klappern und der kalte Todesschweiß auf der Stirne steht. Nein, lieber eine Nacht auf den Totenknochen in den Katakomben als noch länger in dieser Satanshöhle! — Doch horch! — Was ist das?! —“

Der Genuese hatte plötzlich die düstern Molltonarten verlassen und war in das klare liebliche A dur übergegangen. Zart und innig trug er jetzt ein Adagio mit einem schwärmerischen Ausdruck und einer Tiefe des Gefühls vor, wie es ihm selbst noch in keinem seiner Konzerte, wo er sich seinen Empfindungen wenig überlassen konnte, gelungen war. Hier übertraf er sich selbst. Es war, als hätten sich die Himmel geöffnet, um den Sterblichen die Weltgesänge der Engel belauschen zu lassen.

Erschüttert und seinen Empfindungen nicht mehr mächtig, lauschte der Lazzarone diesen himmlischen Melodien.

„Beim allmächtigen Gott!“ — rief er entzückt und begeistert. „Dies sind keines sterblichen Menschen Töne! Der steht mit Himmel und Hölle im Bund. Zuerst hielt ihm der Teufel die Geige und jetzt regieren die lieben Engelein seinen Bogen! Hier stehe ich und möchte heulen wie ein altes Weib; zum erstenmal zittert der Doldh in meiner entnerzten Faust. Ich möchte weinen und lachen, und doch bin ich so überschwenglich selig, daß ich keines von beiden kann! — Nein, Freund, Dir soll kein Haar auf Deinem Kopfe gekrümmt werden! Ich müßte ja keine Musik verstehen, wenn ich nicht wüßte, was diese Töne werth sind. Aber ich weiß es, stolzer Genuese, ich weiß es! und ich, den Du nicht einmal eines Blickes würdigen würdest, ich will sie Dir lohnen, wie sie noch kein Fürst lohnte. Sieh, ich schenke Dir Dein Leben, es war mir verkauft, Dein Spiel hat es wieder ausgelöst. — — Doch jetzt habe ich lange genug umsonst hier herumgestanden, ich denke, ich mache mich aus dem Staube, sonst muß ich noch die Eintrittskarte bezahlen.“

Mit diesen Worten näherte er sich vorsichtig der Thüre, öffnete sie leise und wollte eben mit einem Sprunge über die Schwelle setzen, als Nicolo's Bedienter mit hastigen Schritten eintrat. Beide prallten heftig gegen einander und stürzten zugleich zur Erde. Schnell jedoch raffte sich der Lazzarone auf und wollte entfliehen, der Bediente aber flammerte sich fest um seine Füße und rief um Hülfe.

„Freund, laß mich los, oder ich stoße Dir mein Messer in die Kehle!“ — flüsterte der Lazzarone.

„Für jetzt mußt Du schon noch ein wenig in meiner Gesellschaft bleiben!“ — versetzte der Andere und flammerte sich fester.

„Nun, so stirb denn!“ — rief der Lazzarone und schwang den blickenden Doldh.

„O, Herr Jesus, er bringt mich um!“ — kreischte der Bediente verzweifelt, als er sah, daß es blutiger Ernst ward.

In diesem Augenblicke stürzte Nicolo mit einem Lichte herbei und ergriff den zum Todesstöße erhobenen Arm des Lazzarone. Rasch sprang der Bediente von der Erde auf, riß seinem betäubten Gegner den Dolch aus der Hand, die Nicolo noch immer fest hielt, und packte ihn an der Kehle.

„Jetzt, Schuft, rühre Dich!“ — rief der Bediente wüthend, mit der einen Hand ihn an die Wand drückend und mit der andern ihm den Dolch auf die Brust segnend. „Rühre Dich, und ich stoße Dir das Messer bis an das Hest in den Leib.“

„Ha, Schurke, bist Du es?“ — rief Nicolo, jetzt erst den Lazzarone erkennend — „auf mein Leben also war es abgesehen? Du sollst mir nicht zum zweitenmal entgehen. — Erfahren mußt Du, daß es in Neapel noch Galgen genug gibt.“

„Ich schwöre Euch bei Gott und allen Heiligen!“ — rief der Lazzarone — „ich dachte nicht daran, Euch ein Leid zuzufügen; ich wollte bloß Euer Violinspiel belauschen, von dem die ganze Stadt so viel erzählt. Euer Bedienter selbst muß mir bezeugen, daß ich nicht kam, sondern wieder fortgehen wollte, als er mich traf.“

„So wirf den unbescheidenen Lauscher die Treppe hinab!“ — befahl Nicolo.

„Hier ist meine Brust!“ — rief der Lazzarone aufs äußerste gebracht — „stoß mich nieder, dann sterbe ich ehrlich, aber diesen Schimpf ertrage ich nicht. Ich bin mehr, als Ihr glaubt.“

„Ich kenne Dich, Meuchelmörder und Straßenräuber“ — sprach Nicolo — „Du müßtest hängen, wenn ich nicht zu stolz wäre, mit einem Banditen vor Gericht zu treten. So aber will ich Deine alberne Lüge für Wahrheit nehmen und Dich nach dieser strafen lassen.“

„Ich sage Euch, der Kopf auf dem Blocke des Henkers ist sicherer als Euer Haupt, wenn Ihr dies thut. Nochmals schwöre ich Euch, ich schwöre bei der Ehre meines Vaters, ich wollte Euch bloß zuhören und hatte keine böse Absicht. Verzeiht mir deswegen oder stoßt mich dafür nieder, nur beschimpft mich nicht, meine Rache würde fürchterlich seyn!“

„Thue, was ich Dir befehl!“ — deutete Nicolo den Bedienten, und zog sich auf sein Zimmer zurück.

„Wenn Du denn so gern Konzerte hören willst“ — begann dieser — „so will ich Dich in's Parterre bringen.“

„Gib Dir keine Mühe, ich bin die obere Gallerie schon gewohnt“ — versetzte der Lazzarone, gab seinem Gegner einen derben Stoß und wollte entweichen.

„Nicht so hitzig, Freund!“ — erwiderte dieser und packte den Lazzarone fester. „Du mußt zuvor, wie mein Herr sagt, regelmäßig die ganzen und halben Positionen durchmachen;“ — mit diesen Worten schleppte er ihn an die Treppe, gab ihm einen Tritt und rücklings stürzte der Lazzarone die lange Treppe hinab.

„Corpo di Satanasso!“ Ihr habt große Eile!“ rief ihm unten der Thürsteher entgegen. „Ich glaube, die Course sind gegenwärtig bedeutend im Sinken!“

„Halt Dein Maul, alberner Schwäger, und mache, daß Du fortkommst!“ — versetzte der Lazzarone, indem er sich aufraffte und zum Hause hinauseilte.

„Ich glaube selbst, daß dies das Beste seyn wird“ — entgegnete der Erustode, schloß die Hausthüre ab und warf den Schlüssel in den nahe stehenden Brunnen. „Hab' ich nicht als ehrlicher Kerl es gesagt“ — fuhr Mateo fort, indem er mit seinem Freunde die Straße Incoronata hinaufging — „hab' ich Euch nicht gesagt, daß der Genuese seinen Mann stellt? Ich dachte mir's gleich, daß Ihr schneller herab als hinauf kommen würdet.“

„Und ich sage Dir“ — versetzte der Andere zähneknirschend — „daß ich eine Rache nehmen will, die diese Schmach tausendfach aufwägen soll.“ (Fortf. folgt.)

Curiosa.

In den Berlinerischen Nachrichten findet sich in allem Ernste nachstehendes Heirathsgesuch:

Ein jetzt in einer Provinzialstadt lebender, noch in der Blüthe stehender und gebildeter Mann, der auch eine Würde bekleidet, aber unbemittelt ist, und eben deswegen nicht zu einer Selbstständigkeit, wie er sie, seinem regen

Streben gemäß, wünschen müßte, gelangen kann, wagt, irgend eine der Vermögen habenden Damen, die sich einen edelgesinnten Unbemittelten glücklich zu machen, kräftig und entschlossen fühlen, ergebenst und gegen innigsten Dank um ihre Hand zu bitten. Großer Segen würde dem Entschlusse einer solchen Dame folgen; denn Gott, der irdische Güter zum Wohlthun gibt, belohnt jedes Gute, und derjenige, der sie, ihn zu beglücken bittet, würde sich ihrer Aufopferung gewiß in jeder Hinsicht recht würdig zu machen suchen. Sein Aeußeres wird auch wohl nichts Zurückstoßendes haben. Uebrigens soll das baare Kapital oder sonstige Vermögen gar nicht in Anspruch genommen oder angegriffen werden; nur müßte es von dem Umfange seyn, daß die jährlichen Zinsen desselben bei einem mäßigen Leben zum gegenseitigen Unterhalte hinreichen. Nach 3—4 Jahren könnten auch die Zinsen zurückgelegt werden. Der vorstehenden Bitte liegt zwar Unbemitteltheit, aber auch absolute Reellität zu Grunde; daher dürften wohl hülfreiche, für Nächstenheil Sinn habende Damen, so wie treu liebende Eltern sich entschließen können, einen moralisch guten Mann, dem es gänzlich an Konnexion und Bekanntschaften fehlt, glücklich zu machen. — Verschwiegenheit ist durch die Sache selbst bedingt. Frankirte Briefe unter der Adresse: X. 2. übernimmt das königl. Intelligenzkomptoir.

Miszellen.

Als vor Kurzem der Schauspieler Booth in New-York als Richard III. auftrat, war das Schauspielhaus so außerordentlich gefüllt, daß ein Haufen der Zuschauer in das Orchester und selbst auf die Bühne drang, auf der sich wenigstens 300 Personen, Matrosen, Offiziere, Handwerker und Gassenbuben befanden. Booth gab sich alle Mühe, um der Kunst zu genügen, und ließ sich durch die Anwesenheit eines Theils des Publikums auf der Bühne und die nothwendig daraus folgende Verwirrung nicht irre machen. In der Scene mit Lady Anna machten sich Einige auf der Gallerie das Vergnügen, kleine Münzen auf die Bühne zu werfen, wodurch ein Gebalge unter den dort befindlichen Jungen entstand, die nicht selten zwischen Richard und der Lady hindurchkrochen. Bei der Zeltscene traten viele Neugierige vor, besahen die Krone, prüften das schwere Schlachtschwert etc., und als die Geister Heinrichs etc. erschienen, konnte man sie kaum aus der Menge herausfinden, welche sich zwischen die königlichen Schatten drängte. Bei der Schlacht ging es indes am buntesten her, denn die Zuschauer mischten sich unter die Kämpfenden und rannten im Gedränge mit über die Bühne; bei dem Kampfe zwischen Richard und Richmond schlossen sie einen Kreis um die Fechtenden, um zu sehen, ob auch alles richtig und ehrlich zugehe, und ließen die armen Schauspieler fast eine Viertelstunde lang nicht los, — Alles in der besten Meinung und nicht im Mindesten in der Absicht, Unfug zu treiben.

— Ein reisender Fakir, der aus Kaschemir kam, erzählte das nachstehende seltsame Abenteuer. „In Kaschemir,“ so sagt er, „gibt es eine sehr tiefe Höhle, welche ich besucht und in der ich eine fast nackte Frau gesehen habe. Ich zweifelte anfangs bei ihrem Anblicke, ob es ein sterbliches Wesen oder ein bloßes Gaukelbild sey. Ich trat indes näher und fragte sie, wer sie sey, worauf sie mir entgegnete, sie sey ein Weib. Aus ihren Antworten woher und wie sie an diesen schrecklichen Ort gekommen sey, erfuhr ich, daß eine Karavane sie krank und hilflos in der Nähe verlassen habe, daß dies bereits vor zehn Jahren geschehen sey, daß sie jetzt mit einem Bären lebe und das ganze menschliche Geschlecht verabscheue. Ich fragte sie, wie sie sich den nothwendigen Lebensunterhalt verschaffe, und sie entgegnete, der Bär bringe ihr so köstliche Früchte, wie sie sie unter den Menschen nie gegessen habe. Ich versuchte sie zu überreden, den schrecklichen Ort zu verlassen, aber sie weigerte sich und rieth mir, mich so schnell als möglich zu entfernen, weil der Bär jeden Augenblick zurückkommen könne, und er mich sicherlich umbringe, wenn er mich antrefte.“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 11. Mai 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 19.

Der Virtuose aus Genua.

Novelle von F. W. Arnold.

(Fortsetzung.)

8.

Nicolas Aufenthalt in Neapel hatte sich bereits schon auf mehrere Wochen ausgedehnt. Täglich durchstreifte er die reizenden Umgebungen der Stadt und kehrte dann durch die Schönheiten der Natur erhoben und beseligt in den trauten Kreis seiner Freunde zurück. Er hatte dem allgemeinen Wunsche nicht widerstehen können und seitdem ein zweites Konzert veranstaltet, in welchem er gleichen Beifall und gleichen Ruhm wie in dem ersten erntete; auch beschloß er, von allen Seiten aufgefördert, eine musikalische Akademie zu errichten und den heranwachsenden Winter in Neapel zuzubringen, von welchem er sich ohnedies nur schwer hätte trennen können. Vor Allem bewogen ihn zu diesem Entschlusse seine neuen Verhältnisse zur Familie des Marchese Dmbrini. Die zarte Knospe der aufkeimenden Liebe hatte sich endlich zur glühenden Blüthe entfaltet. Der düstere Trübsinn, der früher seine Seele umlagert hatte, war bereit vor den Strahlen einer schöneren Morgenröthe gesunken, sein Herz schwelgte jetzt in dem höheren Weh der Sehnsucht, die seinen Busen mit Wonne und Schmerz durchbebt, und geweckt von diesem belebenden Funken schloß sich eine neue Feenwelt voll duftiger lieblicher Gestalten vor ihm auf, ließ ihm ihre heiligen Geheimnisse, die aus dunkler Ferne heraufdämmerten, hauchen, und berauscht von dieser Seligkeit schmückte er die Kunst mit ihren glühendsten Farben. Seine Liebe, schweigsam wie die Gestirne der Nacht, hatte sich zwar vor der Geliebten noch nicht aufgeschlossen, aber seine Töne, beredter als Worte und Blicke, hatten das Geheimniß schon längst verrathen und ließen das süße Geständniß der Erhörnung ahnen. Jetzt erst warf er einen Blick auf seine Verhältnisse, und schauderte, als er die heiß ersehnte Geliebte auf einer Höhe, die er nimmer erklimmen konnte, thronen sah. Ein heftiger Schmerz durchkrampfte seinen Busen, und der Schlummer floh seine thränen schweren Augen. Aber bald siegte sein hoher Geist und sein fester Wille, er errang die frühere Fassung wieder und gelobte, das Geheimniß in zerrissener Brust treu zu bewahren, wenn auch das Herz darüber brechen sollte.

Bianca's Aufmerksamkeit war indessen die Liebe Nicolos seit ihrem ersten Entstehen nicht entgangen. Weit entfernt aber, den noch glimmenden Funken zu ersticken, fachte sie ihn vielmehr durch ihre eigene Leidenschaft zur verzehrenden Flamme an. Lange hatte sie ihre glühenden Gefühle für Achtung und Dankbarkeit gehalten, die sie mit Recht dem gefeierten Künstler und ihrem Retter zollen zu müssen glaubte, und sah sie bisweilen auch in ihren Gefühlen mehr als bloße Zuneigung, so suchte sie sich durch Zweifel an ihrer eigenen Liebe zu täuschen. Endlich aber konnte sie es sich nicht mehr verhehlen,

diese Empfindung, die ihren Busen so stürmisch bewegte, diese Sehnsucht, die nur nach ihm, dem Geliebten hinstrebe, sey das Feuer der innigsten Liebe, und sie erbebte, als sie die weite Kluft vor sich gähnen sah, die sie von dem Geliebten trennte. Denn ihr Vater war ein rauher, unbeugsamer Mann, dessen Herz sich allein an dem eisernen Spiele des Krieges ergötte, der zwar für die Freiheit des Vaterlandes glühte, und für sie die Waffen begeistert ergriffen hatte, für alle sanfteren Empfindungen aber unzugänglich war. Bianca sah mithin ein, daß sie das Ziel ihrer Wünsche nie erreichen konnte, und beschloß, ihre Liebe dem Geliebten bis zum Grabe im feuschen Busen treu zu bewahren, aber jeder Gelegenheit sorgsam auszuweichen, bei der es zwischen ihr und Nicolo zu einem Geständnisse kommen könnte. Bis jetzt war ihr dieses auch immer gelungen. Nicolo fand sie stets in Gesellschaft ihrer Mutter, und nur aus seinen Tönen hatte sie seine Liebe ahnen können. Um so verlegener wurde sie, als Nicolo eines Tages seine Violine zu einer Abendunterhaltung sandte, während die Mutter eine ferne Freundin besucht hatte, von welcher sie in einigen Tagen nicht zurückkehrte. Sogleich sandte Bianca, um dieser drohenden Gefahr zu entgehen, zu ihrer Freundin und ließ sie dringend auf den Abend zu sich bitten. Elvira war nicht zu Hause, die Tante aber versprach, der Nichte sogleich nach ihrer Zurückkunft den Wunsch der Marchesina mitzutheilen, dessen Gewährung sie im Voraus zusagte. Bianca setzte sich nun beruhigt an das Pianoforte und spielte einige Sonaten, um sich auf den Abend hinlänglich vorzubereiten. — — —

Die herbstliche Sonne hatte indeß ihren Lauf vollendet, und der Abend zog mit vergoldetem Gewölk an dem azurnen Firmamente herauf. Bianca hatte das Pianoforte verlassen und harrte mit Bangen und Sehnsucht der Freundin entgegen. Noch immer zögerte Elvira mit ihrem Besuche, und je näher die verhängnißvolle Stunde rückte, desto ängstlicher und beklommener wurde Bianca, wenn sie sich die Möglichkeit dachte, diesen Abend allein mit Nicolo zubringen zu müssen. Noch einmal sandte sie zu Elvira, aber bevor das Mädchen zurückkehren konnte, trat Nicolo in das Zimmer. Er dünkte ihr heute schöner als je zu seyn. Sein dunkles Auge hatte diesmal einen besonders schwärmerischen Ausdruck, seine sonst blasse Wange schmückte ein zartes Roth und um die Lippen schwebte ein stilles seliges Lächeln.

„Schön, Signor“ — rief ihm Bianca sich schnell fassend entgegen — „daß Ihr den heutigen Abend in unserer Mitte zubringen wollt, wir sahen ohnedies gestern Eurem Besuche vergeblich entgegen.“

„Verzeiht, Marchesina, gestern feierte ich ein Fest süßer Erinnerung und vergaß leider dabei die Gegenwart.“ —

„Ihr habt vielleicht das Andenken an einen fernem Freund erneuert?“ — fragte Bianca.

„Ihr irrt Euch!“ — versetzte der Genuese — „ich bestieg zum erstenmal wieder, seit ich das Glück hatte, Euch kennen zu lernen, den Possilipp. Ich suchte die Stelle auf, wo ich bei'm Schimmer des freundlichen

Mondes Euer holdes Antlitz zum erstenmal schauen durfte und ruhte auf dem Kafen, den Euer Fuß berührt hatte. Alle die seligen Stunden, die ich in Eurer beglückenden Nähe schon verlebte, zogen vor meiner trunkenen Seele vorüber, und nur den einzigen Wunsch vermochte ich noch zu denken, an dieser Stelle zu sterben, die die Quelle meiner unendlichen Seligkeit geworden war."

"Haltet ein!" — rief Bianca in der höchsten Bestürzung — „ich weiß, was Eure Seele so sehr bewegt; ich beschwöre Euch aber davon abzubrechen und von der Abwesenheit meiner Mutter keinen solchen Gebrauch zu machen."

"Ist Eure edle Mutter abwesend?" — sprach Nicolo aufbrechend; — „so verzeiht, wenn ich Eure Einsamkeit störte!"

"Bleibt!" — rief Bianca. „Ihr hört nicht. Ich habe bereits Elvira eingeladen, die uns mit ihrer heitern Laune den Abend so angenehm machen wird, als es immer seyn kann. Bis zu ihrer Ankunft laßt uns die Musik zu unserer Gesellschafterin wählen, da ich ohne dieß Euch nur schlecht unterhalten würde."

Mit diesen Worten setzte sie sich an das Clavier und griff hastig in die Saiten. Die Zurückweisung verbeißend nahm Nicolo die Violine und accompagnirte. Er hatte nie so zerstreut gespielt wie diesmal, und war froh, als die Sonate beendigt war.

"Die Composition scheint Euch nicht besonders anzusprechen. Soll ich eines Eurer Lieblingsstücke hervorsuchen?" — fragte Bianca.

"Meine Kunst ist allein Eurem Dienste geweiht!" — versetzte Nicolo — „wählt nach Gefallen."

Bianca legte nun eine Composition von J. Haydn auf. Nicolo hatte nach und nach die Quartette dieses großen Meisters, die er enthusiastisch verehrte, für Piano-forte und Violine arrangirt und trug sie bisweilen mit Bianca vor. Er spielte sie jedesmal mit besonderer Begeisterung, und wurde so sehr von ihnen ergriffen, daß er den übrigen Theil des Abends selten mehr an irgend einer andern Unterhaltung lebhaften Antheil nahm. Dies wußte Bianca wohl. Es lag ihr jetzt besonders viel daran, ihn durch die Musik zu fesseln und seine Phantasie auf einen andern Gegenstand zu lenken, sie legte daher eines dieser Quartette auf, das er wenige Tage vorher gebracht hatte. In der That spielte er auch mit weit mehr Interesse als früher, sey es nun, daß die Composition ihn wirklich alles Andere vergessen ließ, oder daß er den leisen Vorwurf Bianca's fühlte und ihm jetzt auszuweichen suchte.

"Bravo!" — rief Bianca, am Schlusse des Allegro in die Hände klatschend — „nicht wahr, ich habe den Talisman gefunden, der allen Unmuth von Eurer Stirne scheidet und Euch unwillkürlich in seine Zauberkreise bannt. Jetzt erst das Adagio, und Ihr seyd für immer gefesselt."

Es war dies das unerreichbare Adagio in E dur, „Petrarca's Thränen", in welchem der große Tondichter die Klagen des unsterblichen Sängers, seine hoffnungslose Liebe, seine heiße Sehnsucht, seinen Schmerz, seine Verzweiflung und seine ruhige Ergebung in den Willen höherer Mächte auf das ergreifendste geschildert hatte.

In Bianca's Augen zitterten Thränen. Sie schwieg lange, die tiefe Nührung verbergend, die sich ihrer bemächtigt hatte, endlich aber, um die peinliche Pause zu unterbrechen, wandte sie sich zu Nicolo. Doch dieser blickte noch immer starr und regungslos auf das Notenblatt, alles Blut war aus seinen Wangen gewichen, Bogen und Violine waren seiner Hand entsunken, sein Haupt senkte sich allmählig wie das eines Sterbenden auf die Brust, seine Kniee zitterten — er mußte sich an einen Stuhl halten.

"Gott, was ist Euch?" — rief Bianca, bestürzt auf ihn zueilend.

"Die Klage brach sein Herz! War es nicht so?" — sprach er mit der Kälte der Verzweiflung dumpf vor sich hinstarrend.

Bianca schwieg betroffen.

„Und seine Laura starb in den Armen eines Andern!"

„Er duldete und schwieg!" — lispelte Bianca.

„Bis das Grab seine Klagen ersticke!"

„Sie leben noch heute in seinen Sonetten und Canzonen" — sprach Bianca mit Nachdruck.

„Um als Muster von Versen zu dienen!" — lachte Nicolo wild auf. „Nein" — rief er — „ich will nicht klagen!" Seine Gestalt richtete sich bei diesen Worten höher empor, sein Auge bligte ein begeisterndes Feuer, und in seiner Seele schien ein kühner Gedanke zu reifen. „Ich will nicht klagen! ich will kämpfen, erringen, oder sterben! So wisse denn" — rief er, vor ihr niedersinkend — „angebetetes Wesen! — ich liebe Dich!"

„Großer Gott! was macht Ihr!" — rief Bianca, ihrer nicht mehr mächtig.

„Dich liebe ich! und keine Macht der Welt soll mich von Dir trennen!" — fuhr er in der höchsten Begeisterung fort — „D, nur ein Blick aus Deinem Auge, nur ein Wort von Deinen Lippen und ich bin überschwebend glücklich!"

„Du weißt es ja längst, wie sehr ich Dich liebe!" — lispelte Bianca, in seine Arme sinkend.

„Sie liebt mich!" — rief er auffpringend. „D, all ihr Himmel steigt herab in meinen Busen und fühlt meine Seligkeit! — D, all ihr Welken, laßt euch umfassen und meine Wonne an euch ausweinen! — Sie liebt mich!"

„Ja ich liebe Dich!" — sprach Bianca sich fassend — „ewig liebe ich Dich, aber nie kann ich die Deinige werden!"

„Wie? — wer wird zwischen uns treten?"

„Die Verhältnisse" — seufzte Bianca.

„Glaubst Du, ich werde vor ihnen zittern und als ein Opfer ihrer Grausamkeit fallen, wie jener unglückliche Sänger? Nein, ich will kämpfen und siegen! Es gab eine Zeit, wo ich mir gelobte zu dulden und zu schweigen. Als aber die Klagen Petrarca's aus weiter Ferne zu mir herüber klangen und meine Brust durchkrampften, da fühlte ich erst, wie grenzenlos unglücklich der sanfte Dulder gewesen war, da erkannte ich, daß alles Edle erkämpft werden müsse, und fest steht mein Entschluß, ich will es erringen oder untergeh'n."

„Willst Du gegen meine Eltern kämpfen?" — fragte Bianca mit einem Vorwurfe.

„Wird Deine edelmüthige Mutter dem Flehen der einzigen Tochter widerstehen können, wird sie, die mich so sehr liebt, mein ganzes Lebensglück zertrümmern wollen?"

„Ach, Du vergiffest meinen harten, unerbittlichen Vater!"

„Ich fühle eine ganze Welt in meinem Busen" — rief Nicolo. „Deine Liebe gibt mir Riesenkräfte und ich soll vor einem Manne erzittern?"

„Du magst thun, was Dir gut dünkt" — sprach Bianca mit Hoheit — „aber nie werde ich dem Gegner meines Vaters die Hand reichen."

„Du spielst grausam mit mir! Doch es sey, Dein Wille sey mein Gesetz. Sagtest Du nicht: dulde und schweige? — So laß uns denn den schweren Kampf bestehen, laß uns dulden und schweigen. Treue geht über das Grab und bald wird eine Zeit kommen, wo unsere Liebe frei und fessellos vor die Welt treten darf, und ihr die Palme des Sieges verliehen wird."

„Du edler Mann!" — rief Bianca — „wie sehr liebe ich Dich jetzt erst! Du hast das Bessere gewählt! Ja, laß uns den schweren Kampf kämpfen, laß uns dulden und schweigen. Mit Dir fühle ich mich stark, und nichts soll mich von Dir trennen! Ewig, ewig bin ich Dein!" — Sie sank an seine Brust, drückte einen gültenden Kuß auf seine Lippen und verschwand durch die Seitenthür.

9.

Es ist jetzt nothwendig, den Faden unserer Erzählung auf wenige Augenblicke zu verlassen, um unsere Aufmerksamkeit auf die stürmischen Ereignisse zu richten, die zu jener Zeit mehr als jemals Neapel zerrütteten.

Durch die italienischen Feldzüge, welche unserer Geschichte kurz vorangingen, war Neapel, welches sich schon zu Anfang des Krieges den Allirten angeschlossen hatte mehreremal von den französischen Truppen bedroht wor

den. Die weite Entfernung der Besitzungen des Königs beider Sicilien bewirkte jedoch, daß sein Eigenthum noch immer verschont blieb, als die übrigen italienischen Staaten schon längst unterjocht waren. Als aber Napoleon Italien verlassen und die Expedition nach Egypten angetreten hatte, brach endlich der lang verhaltene Kampf los. Doch schon im ersten Treffen wurden die neapolitanischen Truppen unter General Mack gänzlich geschlagen, die königliche Familie floh nach Sicilien, Neapel wurde vom General Macdonald in Besitz genommen und erhielt durch die Revolutionstafel den Namen einer parthenopäischen*) Republik. Nun erhoben sich aber die Lazzaroni. Einige Nobili, die mehr Muth und Entschlossenheit als die andern besaßen, oder nicht wie diese so bereitwillig waren, sich unter eine demokratische Verfassung zu fügen und vor ihre Titel das fatale Ci-devant zu setzen, stellten sich an ihre Spitze und führten längere Zeit den Krieg gegen die Franken mit glücklichem Erfolg.

Bald jedoch sollten sie wieder von der fremden Zwingherrschaft befreit werden. Macdonald räumte Neapel. Ferdinand IV. nahm wieder Besitz von seinem Königreiche, und die parthenopäische Republik war verschwunden.

Indessen kehrte Napoleon von Egypten zurück, fiel in Italien ein, errang bei Monte-bello und Marengo vollständige Siege und diktirte den Frieden von Lüneville. Neapel, das durch Hülfe Oesterreichs von dem Feinde befreit wurde, und daher im letzten Feldzuge verpflichtet war, Oesterreich beizustehen, war in diesem Frieden nicht mit begriffen. Es stand jetzt verlassen da, und die königliche Familie mußte gewärtig seyn, sobald es den Franzosen gefiele, vertrieben und ihrer Länder beraubt zu werden. In dieser kritischen Lage faßte die Königin den kühnen Entschluß, am russischen Hofe Hülfe zu suchen. Im strengsten Winter begab sie sich dahin und bat Paul I. um seine Verwendung für ihren Gemahl und für seine Staaten bei dem ersten Consul. Paul, hiedurch geschmeichelt, sandte eine Gesandtschaft nach Paris, und Napoleon, der sich dem russischen Hofe verbindlich machen wollte, gewährte die Bitte. So war das drohende Gewitter von Neapel wieder abgewälzt. Märrat, der bereits mit 10,000 Mann angerückt war, um Neapel zu züchtigen, mußte sogleich zurückkehren und die königliche Familie blieb für den Augenblick verschont.

Einige Jahre später hatte sich aber an den europäischen Höfen Vieles anders gestaltet. Napoleon hatte sich zum Kaiser gekrönt, Paul I. war gestorben, Friedrich Wilhelm von Preußen hatte Frankreich den Krieg erklärt und sich mit Alexander, dem Nachfolger Paul's, verbunden. Während sich diese Mächte in Deutschland zu bekämpfen begannen, sandte England und Rußland ein bedeutendes Geschwader nach Neapel, um auch dort den Feind zu beschäftigen. Ein Jahr vorher hatte Neapel mit Frankreich die Convention geschlossen, eine strenge Neutralität zu beobachten. Sobald aber die brittischen und russischen Truppen das Ufer betraten, wurden sie mit offenen Armen empfangen und gegen den Vertrag mit Frankreich unterstüzt. Dies war ein erwünschter Vorwand für Napoleon, um den König der beiden Sicilien seiner Besitzungen zu berauben. Joseph Bonaparte fiel in Neapel ein, die königliche Familie flüchtete nach Sicilien, die wenigen Truppen, die man den Franken entgegen stellen konnte, wurden zerstreut, und Joseph Bonaparte nahm Besitz von dem Königreiche. Zum zweitenmal ergriffen die tapfern Lazzaroni die Waffen. Graf Roger von Damas, der Herzog von Calabrien, Marchese Dmbrini und einige andere Nobili stellten sich an die Spitze der größern Masse, zogen sich in die wüdesten Gegenden Calabriens zurück und beunruhigten von hier aus den fremden Usurpator. Kleinere Truppen von Lazzaroni's wählten aus ihrer Mitte die Tapfersten zu Anführern, lagerten sich in Wäldern und Schluchten, wo sie bei günstigen Gelegenheiten den Feind angriffen, oder sie blieben in der Stadt, fielen Nachts aus ihren Verstecken über einzelne Truppen her, machten sie nieder

und zerstreuten sich alsdann in den engen Gäßchen. Die französische Regierung wandte alle Mittel an, um diesen verderblichen Feind zu vernichten. Die Nobili, die sich in Calabrien befanden, wurden proscribirt, General Regnier ausgesandt, um sie zu bekämpfen, und die Lazzaroni, die man bei ihren Ueberfällen gefangen nahm, wurden hingerichtet. Durch diese strengen Maßregeln ließen sich diese jedoch nicht einschüchtern, sie machten noch immer die Gegenden unsicher, erregten in den Straßen der Stadt manchen ernsthaften Auftritt und hegten noch immer die Hoffnung, die Franken dereinst aus dem Königreiche zu vertreiben.

Dies war der Zustand Neapels zu jener Zeit, in welche unsere Erzählung fällt. Manches hatten wir zwar schon früher angedeutet, wir fühlten uns aber verpflichtet, den Leser noch tiefer in die Geschichte dieser Periode einzuführen, von der wir jetzt wieder zu unserer Erzählung zurückkehren.

Noch immer setzte Nicolo seine Besuche bei der Familie des Marchese Dmbrini fort. Biancas Mutter war längst wieder zurückgekehrt, und das Geheimniß der Liebenden, das sie schon früher geahnt hatte, stellte sich immer klarer dar, so sehr diese auch bemüht waren, es zu verbergen. Sie erbehte, als sie die Gewisheit dieser Entdeckung zu haben glaubte, denn sie sah wohl ein, daß ihre Wünsche nie erreicht werden könnten, und diese Liebe alsdann nur die Quelle von Gram und Schmerz werden mußte. Bald glaubte sie jedoch zu bemerken, daß die Liebenden das Nämliche fühlten, denn die Liebe, die aus ihren Blicken sprach, äußerte sich nie in Worten, auch suchten sie nie eine Gelegenheit zu solchen Aeußerungen. Dies beruhigte die Mutter, sie hoffte, ihre stille Liebe werde nach und nach in Freundschaft übergehen, und die Zeit diese Leidenschaft mehr als das Dazwischentreten eines Dritten mildern. Sie ließ daher die Liebenden gewähren, und empfing noch immer mit derselben Traulichkeit den Virtuosen, der die meisten Mußestunden in ihrer Gesellschaft zubrachte.

Eines Abends hatte er länger als gewöhnlich bei seinen Freundinnen verweilt. Still und menschenleer waren die Straßen, als er sich nach Hause begab. Der Mond von Wolken umschleiert, warf nur bisweilen einen matten Schimmer auf die Soldaten, die schweigend die Stadt durchzogen. Nicolo hatte sich bereits dem Teatro San Carlo genähert, und wollte von da in den Vico del Sergente einbeugen, als er in dieser ziemlich dunkeln Quergasse ein wildes Getöse vernahm. Eben wollte er umkehren, um mit Vermeidung dieser Straße auf einem Umwege seine Wohnung zu erreichen, als eine Truppenabtheilung, durch den Lärm aufmerksam gemacht, herbeieilte, und Nicolo, der sich noch am Ende der Straße befand, unwillkürlich mit sich hineindrängte. Hier trieb sich eine bedeutende Anzahl Lazzaroni's wild durch einander, und drang, als sie die herausgehende Patrouille erblickte, mit dem blutdürstigen Gebrüll: „Nieder mit den Frankenhunden! Tod und Verderben über sie!“ auf sie ein. Mit der heftigsten Erbitterung stürmte sogleich der Anführer des Gesindels auf Nicolo. Während dieser den Degen zog, um sich zu vertheidigen, faßte er seinen Gegner scharfer in's Auge. Es war der Lazzarone, den er vor wenigen Tagen die Treppe hatte hinunterwerfen lassen.

„Kennst Du mich noch?“ — rief er Nicolo entgegen. — „Beim Blut des heiligen Januarius! lebendig sollst Du mir nicht entkommen! Auf, Mateo! versperre dem verfluchten Genuesen den Rückzug! — Er muß sterben, und wenn ihn Himmel und Hölle beschügten!“

Mit diesen Worten griff er Nicolo an. Dieser vertheidigte sich lange mit Muth und Entschlossenheit, bis er eine Blöße erspähte, die sich sein Gegner gab, der während des Gefechtes immer wüthender geworden war, und sich hinlänglich zu decken vergessen hatte.

„Corpo di Satanasso!“ — rief dieser — „der Kerl hat mich verwundet! Stoß ihn nieder, Mateo! Er darf uns nicht entgehen!“

Der Lazzarone, der sich immer in der Nähe bei den Kämpfenden gehalten hatte, drang jetzt auf Nicolo ein

*) Diese Benennung wurde von dem ältesten Namen der Parthenope (Antlitz der Jungfrau), der später in Neapolis (neue Stadt) verwandelt wurde, entlehnt.

Ehe sich dieser zu seinem neuen Feinde wenden konnte, hatte der Lazzarone schon den Arm, womit Nicolo den Degen führte, gefaßt und schwang in der andern Hand einen Dolch. Schnell riß Nicolo mit der ihm frei gebliebenen Linken eine ähnliche Waffe hervor und verwundete den Lazzarone. Betäubt taumelte dieser zurück, der Stoß, der zwar nicht tief gegangen war, weil er nicht mit der gehörigen Kraft geführt werden konnte, hatte das ganze Gesicht gestreift und mit heftiger Erbitterung drang nun Nicolo von diesem Feinde befreit auf seinen ersten Gegner wieder ein. Das Klirren der Waffen, das Geschrei der Kämpfenden zog bald eine zweite, stärkere Truppenabtheilung herbei, die der ersteren, die schon der Wuth der Lazzaroni erliegen wollte, zu Hülfe eilte und mit gefälltem Bajonette anrückte.

„Au nom du roi! allez vous en!“ — rief der Anführer, indem er zwischen Nicolo und seinen Gegner trat und auf den Letztern eindrang.

„Spacca Nota! (Rotenklauer) Du sollst mir nicht entgehen, und wenn Du Dich in den Schoos der heiligen Jungfrau flüchtest!“ — rief der Lazzarone zähneknirschend aus, verlor sich unter seinen Genossen, die sich sechtend vor den französischen Truppen zurückzogen und nach und nach in ihre Schlupfwinkel krochen. In wenigen Minuten war die Straße leer, und Nicolo eilte ungefährdet nach Hause.

10.

Im geschmackvoll ausgeschmückten Boudoir der Marchesina Bianca unterhielt sich diese im traulichen Gespräche mit Elvira, die nach langer Zeit ihre Freundin wieder besucht hatte. Alles, was bis dahin in ihrem Leben sich so entscheidend gestaltet, hatte sie Elvira bereits vertraut, und dieser lächelnd versichert, daß, wenn auch Alles auf sie einstürme, sie doch sich an die Zuversicht halten werde, daß ihr in ihr eine Freundin bleibe, die sie trösten und aufrichten könne, als diese scherzend erwiderte:

„Nimm Dich in Acht! Nimm Dich in Acht, daß Deine letzte Hoffnung nicht am ersten vernichtet wird. Ich werde Dich zwar nimmer verlassen, sollte ich Dir aber einmal durch einen kühnen Räuber entführt werden, dann wirf die Schuld nicht auf mich.“

„Entführt werden?“ — scherzte Bianca — „läßt sich auch ein Schmetterling fesseln?“

„Ich denke es,“ — versetzte Elvira — „wenigstens hat mir meine Freundin einen Beweis hiervon gegeben.“

„Ach, nun errathe ich!“ — fiel Bianca ein. — „Gewiß hält jetzt der schöne Jäger, der leghin so schnell entschlüpfte, den Schmetterling in engem Gewahrjam.“

„Getroffen!“ — versetzte Elvira — „nur möchte das Letztere unnöthig seyn, da der Schmetterling an keine Flucht mehr denkt!“

„So ist es denn Dein Ernst?“ — fragte Bianca. — „Hast Du den Fremden seit jener Zeit wieder gesehen?“

„Gesehen und gesprochen, und zwar oft genug, um befürchten zu müssen, daß ich nimmermehr entfliehen kann. Er begegnete uns jüngst auf dem Spaziergange unter den Eichen längs dem Gestade des Meeres. Wir erkannten ihn sogleich wieder, meine Tante knüpfte, während er uns eine Strecke begleitete, ein Gespräch mit ihm an, und lud ihn ein, uns zu besuchen. Bald darauf erfüllte er ihren Wunsch, und setzt seitdem seine Besuche fort.“

„Nun errathe ich auch die Ursache Deines langen Ausbleibens,“ — fiel Bianca ein. — „Wer ist denn Dein Ritter?“

„Er läßt sich Antonio nennen, ist Anführer einer Truppe, die für das Vaterland kämpft, und soll sich schon öfters durch große Tapferkeit ausgezeichnet haben. Ueber seinen eigentlichen Stand hat er bis jetzt geschwiegen. Während seiner Besuche lernte ich ihn immer näher kennen und fühlte mich immer mehr zu ihm hingezogen. Seine edle Gestalt, seine lebhafteste Theilnahme an Allem, sein feuriger Geist und seine energische Aufopferung für das Vaterland gewannen ihm

mein Herz, und — der Bund unserer Liebe ward geschlossen!“

„D, Du Glückliche!“ — rief Bianca — „sein neidißches Geschick wird Dich von dem Geliebten trennen!“

„Ach, Du kennst meinen Gram nicht,“ — seufzte Elvira — „der wilde Krieg, der täglich seine Schlachtopfer dahintrafft, droht er nicht jeden Augenblick mein Glück mit blutiger Hand zu vernichten? Ach, schon oft habe ich zu Antonio gesehnt, sein Leben zu schonen und sich nicht in die schrecklichsten Gefahren hineinzustürzen, dann aber flammt sein Blick von einem düstern Feuer.“

„Meinen Racheschwur“ — ruft er — „löst nur Frankensblut und über ihre Leichen führt der Weg zu meinem Glücke und zu Deinem Besitze!“ — Wenn ich gleich den Sinn dieser dunkeln Worte nicht ganz verstehe, so steigern sie doch meine Angst und meine Besorgnisse noch mehr.“

„Dein Geliebter befindet sich wohl schon lange bei dem Heere?“ — fragte Bianca.

„Einige Zeit war er bei der Armee des Cardinal Ruffo; seitdem diese aber aufgelöst ist, befehligt er eine einzelne Abtheilung, und führt bisweilen dem Heere Verstärkungen zu. Gewöhnlich aber hält er sich in den Umgebungen Neapels auf, wo er den Feind benruhigt und dadurch seine Aufmerksamkeit theilt und seine Streitkräfte schwächt.“

„Kennen möchte ich ihn wohl, den Mann, der das Herz meiner Elvira zu fesseln vermochte.“

„D, Du würdest ihn gewiß schätzen,“ — rief Elvira — „aber wie dieses anfangen? Seine Besuche werden immer seltener, und sie voraus zu bestimmen, vermag ich jetzt am wenigsten, wo der Krieg alle seine Thätigkeit in Anspruch nimmt. Ihn hieher zu bringen geht noch weniger. Doch, ich habe es! Schon längst beschloßen wir mit der Tante einen Ausflug zu machen. Antonio befindet sich so eben in der Stadt. Wie, wenn Du, von Deinem Mädchen begleitet, die Stelle meiner Tante vertreten wolltest? Die Jahreszeit ist jetzt am angenehmsten; wir könnten einen Tag in der schönen Natur zubringen.“

„Herzlich!“ — rief Bianca — „auch Nicolo soll uns begleiten, die Gesellschaft wird dadurch größer und die Unterhaltung mannichfaltiger. Wir wählen alsdann den Besuch zum Ziele unserer Wanderung.“

„Wie Du willst. Noch heute wird uns Antonio besuchen, ich werde ihm unsern Vorschlag mittheilen und ihn auf morgen einladen. Er wird unsere Lustpartie nicht ausschlagen, auch von Nicolo hoffe ich es nicht.“

„Laß dies meine Sorge seyn,“ — lächelte Bianca.

„Nun, noch eins,“ — sprach Elvira — „laß Nicolo nichts von meinem Begleiter wissen, ich will Antonio den Deinigen verschweigen; sie werden alsdann Beide überrascht.“

„Zimmer mußt Du necken! Doch ich will Deiner Laune nachgeben. Laß mich aber jetzt Vorkehrungen zu morgen treffen, und meine Mutter für unsern Plan gewinnen.“

„Vergiß den Gemuesen nicht!“ — rief Elvira scherzend vor der Thüre und die Freundinnen trennten sich.

(Fortf. folgt.)

Vor Kurzem gab ein berühmter Journalist zu Paris dem Direktor der großen Oper ein prachtvollcs Mahl, das an Lucullus erinnerte. Nur 3 Personen setzten sich zu Tische. Der Saal war prachtvoll erleuchtet; Gold und Silber bedeckte die Schenkstische; die Speisen bestanden aus den feinsten Lckerbissen; und Ambrosia floss in reichen Strömen. Man sprach selbst in Paris viel von diesem Glanze.

Ein merkwürdiges Haus in Paris ist in diesen Tagen um 18,000 Frs. verkauft worden. Frühere Bewohner desselben waren: Anna von Bretagne, Gemahlin Karls VIII. und später Ludwigs XII.; der Minoritenorden, von Franz von Paula gestiftet u. s. w.

Düsseldorf, Montag den 18. Mai 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 20.

Der Virtuose aus Genua.

Novelle von F. W. Arnold.

(Fortsetzung.)

11.

Der Schimmer der freundlichen Morgenröthe hatte die Schatten der Nacht zerstreut und umsäumte jetzt mit mildem Glanze das Vorgebirge von Sorrento. Schon füllten die geschäftigen Einwohner die Straßen der Stadt, um für die Bedürfnisse des Tags in den schönen Morgenstunden zu sorgen, oder sie folgten andächtig dem freundlichen Rufe der Glocken, die die Frühmesse einläuteten, als sich ein junger Mann auf der Ponte della Maddelena einfand, der irgend Jemand zu erwarten schien.

Er stand in der ersten Blüthe der Jugend, ein dichtes schwarzes Haar umwalle die Stirn, das dunkle Auge glühte von mildem Feuer, die kühne Nase zeigte Energie und Muth, sein Wuchs war schlank und kräftig und seine Haltung fest und imponirend.

Seine Kleidung war die Uniform der neapolitanischen Offiziere, nur daß ein breiter Sombbrero das ausdrucksvolle von der Sonne gebräunte Gesicht überschattete, um den glühenden Sonnenstrahl aufzuhalten. Erwartungsvoll schweifete sein Blick von Zeit zu Zeit nach der Stadt, während seine Hand ungeduldig mit der Degenquaste spielte. Endlich traten zwei Damen aus den Thoren der Stadt; der Krieger ging ihnen einige Schritte entgegen, es waren Bianca und Elvira.

„Schön, Signor Antonio,“ — rief die Letztere — „daß Ihr Euer Wort so gut gelöst habt; wir hoffen übrigens nicht, Eure Geduld allzu lange auf die Probe gestellt zu haben.“

„Keineswegs,“ — versetzte der Angeredete — „ich traf nur wenige Minuten vor Euch ein, und würde gern, wenn es dessen bedürft hätte, Euch noch länger erwartet haben.“

„Ihr seyd sehr zuvorkommend; doch laßt uns keine Zeit verlieren! Hier habe ich das Vergnügen, Euch Marchesina Bianca, meine Freundin, vorzustellen, die sich freuen wird, Euch bei dem heutigen Ausflug zu unserm Begleiter zu haben — und nun laßt uns aufbrechen! Seht Ihr dort den rauchenden Gipfel des Vesuvus in dämmernder Ferne? Die Sonne wird schon hoch stehen, bis wir ihn erreicht haben werden.“

Die Damen traten nun, von Antonio begleitet, die Wanderung an. Nicolo war bereits vorausgeeilt, um den Empfang der Gesellschaft vorzubereiten. Sie wandelten längs den blumigten Ufern des Golfs, über dessen krySTALLENE Spiegelfläche sich dem Auge eine entzückende Aussicht eröffnete. Die lichten Gewölke entwandten sich so eben dem Schooße der Gebirge und schlangen sich golden der Sonne zu, die majestätisch an dem tiefblauen Azur heraufschimmerte; ein heiliger Morgenschauer durchbebte die weite Natur und Berklärung strömte von dem

glänzenden Himmelsgewölbe auf Fluren und Wälder herab.

Bald nahm das liebliche Portici, erbaut auf den Trümmern des verschütteten Herculanium, die kleine Gesellschaft in seine Mauern auf. Von hier gelangten sie an den Fuß des Vesuvus, wo sie die bereitstehenden Maulthiere bestiegen, um die steile Anhöhe zu erreichen. Mühsam kamen sie über die harten Lavaplatten und die schwarzgebräunten Felsenblöcke, die, von dem rauchenden Schlunde des Vesuvus ausgespien, jetzt wie Riesen auf ihren Bäuchen umherlagen und ihr starres Haupt auf die verschränkten Arme gedrückt in festem Schlummer ruhten. Nach wenigen Stunden, als schon die Strahlen der Sonne mit erdrückender Gluth an die Felsenwände prallten, erreichte die Gesellschaft die Eremitage San Salvatore, wo Nicolo ihrer harrete.

„O, Ihr Glücklicher!“ — rief Bianca erschöpft dem herbeieilenden Freunde entgegen — „der Ihr hier oben im erquickenden Schatten ruhen konntet, während die sengende Hitze uns beinahe verschmachtete ließ.“

„Mir ward dagegen die Pein, so lange aus Eurer beglückenden Nähe verbannt zu seyn,“ — sprach Nicolo leise, hob die Dame von dem Maulthier herab und begleitete sie in die kühle Grotte, wo bald auch Elvira mit ihrem Freunde ankam.

„Signor Nicolo!“ — begann diese — „Ihr habt mir durch Euer Vorauseilen bis jetzt das Vergnügen entzogen, Euch unserm Gefährten, Signor Antonio, vorzustellen, der die Ehre hat, eine Abtheilung der königlichen Truppen zu befehligen.“

Während dieser Worte hob Nicolo das Haupt, um nach dem Angedeuteten zu schauen. Die breite Krämpfe seines Hutes hatte ihm bis jetzt das Gesicht des Begleiters entzogen. Sein Blut erstarrte, als er in dem Gesellschafter seiner Geliebten und ihrer Freundin seinen erbittertsten Feind erblickte. Die furchtbare Ueberraschung bleichte seine Wangen, Zorn und Ingrimm röthete sie wieder. Seine Lippe bebte krampfhaft, aber sein Auge sprühte Tod und Verderben auf den verhassten Gegner. Schnell jedoch raffte er sich zusammen und sprach mit kalter Verachtung:

„Ich hatte schon früher die Ehre, den Signor Antonio, wie Ihr ihn nennt, kennen zu lernen; auch von seinem rühmlichen Heldenmuth und der Tapferkeit seiner Krieger erhielt ich die glänzendsten Proben.“

„Bei Gott, es sollen nicht die letzten gewesen seyn,“ — rief Antonio trotzig — „ich will Euch das nächste Mal eine Fackel dazu anzünden lassen, bei der Euch die Augen übergehen sollen!“

„Ihr wißt, ich bedarf ihrer nicht,“ — sprach Nicolo mit Mühe an sich haltend — „ich hatte schon vorher so gut gesehen, daß es mich wundert, Euch hier zu treffen.“

„Heilige Jungfrau, was soll dieß!“ — rief Elvira bestürzt — „die Herren belieben seltsam unter sich zu scherzen. Wir ersuchen sie geziemend, in einer Sprache sich auszudrücken, die uns Allen verständlich ist, und zu-

gleich die Achtung nicht vergißt, die man Damen schuldig ist."

"Dieser Achtung müßt Ihr es verdanken," — versetzte Nicolo mit Nachdruck — „wenn meine Rede bis jetzt Euch dunkel blieb. Sie soll dereinst aber an ein Licht treten, das mit seinem grellen Schimmer Eure Augen blenden wird."

„Ich werde nicht ermangeln," — rief Antonio — „den Commentar zu dieser Rede mit meinem Degen zu liefern."

„Gott, was beginnt Ihr!" — fiel Bianca ein — „ich befehle Euch, Signor," — fuhr sie zu Nicolo sich wendend und mit Hoheit fort — „von diesem Gespräche sogleich abzubringen und Damen nicht zu zwingen, die Zeugen eines verhassten Zwistes abzugeben."

„Wenn Ihr es befehlt," — sprach Nicolo bitter — „dann bleibt mir freilich nichts übrig, als abzubringen, obgleich Ihr mir schlechten Dank dafür wissen werdet."

Eine peinigende Pause trat jetzt ein. Bianca und Elvira knüpften zwar ein gleichgültiges Gespräch an, aber nur mit Zwang konnte es fortgeführt werden, und bald stockte es wieder. Eine qualvolle Beklemmung hatte sich jeder Brust bemächtigt, und füllte sie mit düstern Ahnungen. Antonio verharrte noch immer in seiner drohenden Stellung, Nicolo durchschritt schweigend die Grotte. Wenn seine Züge auch ruhiger geworden waren, so wogte der Sturm um so heftiger in seiner Seele, und dem feurigen Gemüthe, dem es nicht so leicht ward, seine Gefühle zu verbergen, wurde die verhasste Nähe seines Gegners immer unerträglicher. Er verließ die Gesellschaft, und stürmte hinaus in die Einsamkeit, bald darauf wollte Antonio folgen, Elvira hielt ihn zurück.

„Bleibt Signor!" — sprach sie mit Ernst und Würde — „und wagt es nie, den heutigen Auftritt mit Signor Nicolo zu erneuern, oder wohl gar gegen ihn den Degen zu ziehen, den Euch das Vaterland zu einem andern Zwecke anvertraute, sonst ladet Ihr mein höchstes Mißfallen auf Euch, und sollt, bei der heiligen Jungfrau und ihrem gebenedeiten Kinde, Euch zum letztenmal in meiner Nähe befunden haben!"

Dieser energischen Rede vermochte Antonio nicht zu widerstreben, er brachte eine nichts sagende Entschuldigung vor und blieb in der Grotte. Nur die drohende Gefahr, vor der Elvira zitterte, hatte ihren bebenden Lippen einen solchen Nachspruch erpressen können, der sonst nicht in ihrem Charakter gelegen hätte. Sie knüpfte von neuem eine Unterhaltung an, in die sie absichtlich Antonio mit hinein zog, um den herben Eindruck des frühern Zwistes in seiner Seele nach und nach zu verwischen. So entschwanden einige Stunden. Man hatte beschlossen, nur wenige Minuten in der Eremitage zu verweilen, und alsdann bis zum Krater hinaufzusteigen; das eingetretene Mißverhältniß hatte jedoch dieses Vorhaben vereitelt. Bianca und Elvira blieben daher, so lange der glühende Sonnenstrahl ihre Heimreise beschwerlich gemacht hatte, in der Grotte, und verließen sie erst, als der Abend heraufzudämmern begann. Als sie in das Freie traten, bemerkten sie Nicolo unter dem Schatten eines Baumes. Sein Haupt, von der Hand gestützt, starrte reglos zur Erde, seine Züge waren düster und auf seinen Wangen brannte noch immer die dunkle Gluth des Zornes. Bei dem Geräusche der Nahenden erhob er sich schnell von seinem Sitze, geleitete Bianca zu ihrem Maulthier, und trat in ihrer Gesellschaft den Rückweg an. Elvira war mit Antonio vorausgeritten, absichtlich hielt Bianca die Zügel an, um ihnen einen größern Vorsprung zu lassen. Lange hoffte sie, Nicolo werde endlich das Stillschweigen brechen und ein Gespräch anknüpfen. Als sie aber bemerkte, daß er ihrem Wunsche nicht entgegen kommen werde, begann sie mit milder Stimme:

„Wir freuten uns gestern so herzlich auf den heutigen Tag, und nun sind leider alle Erwartungen getäuscht worden."

„Es schmerzt mich sehr" — versetzte Nicolo mit Ruhe — „daß ich die Ursache dieser Störung werden mußte, es war aber unmöglich ihr auszuweichen."

„Ihr hättet doch Antonio mit mehr Glimpf behandeln sollen."

„Diesen Buben!" — rief Nicolo aufbrausend — „beim Himmel! hätte ich ihn allein getroffen, die Sonne wäre nicht mehr über seinem verruchten Haupte aufgegangen."

„Um Gotteswillen!" — rief Bianca erschrocken — „laßt Euch nicht zu einer vorschnellen Handlung hinreißen. Zwischen Euch und Antonio waltet entweder ein fürchtbares Geheimniß ob, oder ein Irrthum hat den heutigen Zwist herbeigeführt."

„Seid versichert, das letztere war nicht der Fall."

„Dem ungeachtet bin ich überzeugt" — fuhr Bianca fort — „daß er Eure beißenden Anspielungen nicht verdient hat. Der nähere Umgang, dessen die tugendhafte Elvira diesen Antonio würdigt, ist mir Bürge für seinen edlen Charakter. Ich lernte ihn zwar erst heute kennen, aber ich muß gestehen, seine Unterhaltung war geistreich und anziehend, und zeugte von einem sehr gebildeten Verstande."

„Die Schlange läßt ihre glänzenden Farben nie schöner im Strahle der Sonne schillern, als wenn sie die Beute an sich locken will" — sprach Nicolo dumpf vor sich hin.

„Sei dem wie ihm wolle" — fuhr Bianca fort — „ich bin überzeugt, daß mir mein Geliebter kein Geheimniß vorenthalten wird, das mich so nahe angeht und mich schon so sehr beunruhigt hat."

„Glaubt das nicht" — versetzte Nicolo — „die Schmach, die wir heute durch die Gesellschaft dieses Unwürdigen erlitten haben, sollt Ihr nie in ihrem ganzen Umfange kennen lernen. Ich habe geschworen, nie mehr vor Euer Antlitz zu treten, bis dieser Frevler seine Schuld mit dem Blute bezahlt hat, dann seydet Ihr gesichert, diesen Schimpf nicht zum zweitenmal erdulden zu müssen."

„Gott, was beginnst Du?" — rief Bianca zitternd — „willst Du meine Freundin zur Verzweiflung bringen? Wisse, sie liebt ihn unaussprechlich, er ist ihr Verlobter, sein Tod würde sie an den Rand des Grabes bringen."

„Herr des Himmels, das ist zu viel!" — rief Nicolo erbleichend — „Bianca, es kann nicht seyn, es darf nicht seyn."

„Und doch ist es so!" — versetzte sie.

„Doch so? Nein, dann kann ich freilich nicht länger schweigen! Wehe Deiner armen Freundin, aber Rache über ihren schändlichen Verführer! — Bianca," — fuhr er ruhiger fort: — „laß einmal die Bilder der Vergangenheit vor Deiner Seele aufsteigen, wirft Dir keines derselben die Gestalt dieses Menschen zurück?"

„Keines!" — versetzte Bianca — „ich sah ihn früher noch nie."

„Gedenke jener Dir so grauenvollen Stunde, die den Keim meiner künftigen Seligkeit in sich trug."

„Ich fasse Dich nicht!" — sagte Bianca erblassend.

„Sieh, wie dort in neblichter Ferne die Felsenmassen des Posilipp heraufdämmern."

„Gott, meine Ahnung" — rief Bianca zusammenschauernd und ihr Gesicht verhüllend — „Antonio!"

„Ist jener Lazzarone, der Dich und Elviren anfiel?" — sprach Nicolo mit Festigkeit.

„Er ist es nicht!" — rief Bianca verzweifelnd — „ich beschwöre Dich, nimm Deine Worte zurück — er ist es nicht!"

„Und wenn sich die Pforten der Hölle vor diesen Worten öffneten, er ist es!"

„Du irrst Dich gewiß, Du irrst Dich! Es wäre mir unmöglich, jenen Lazzarone wieder zu erkennen, obgleich ich in sein finstres Gesicht blickte, um wie viel weniger kannst Du es, da er doch sogleich floh, als Du Dich ihm nahest, und zudem die Schatten der Nacht schon herabgesunken waren?"

„Hätte ich ihn bloß damals erblickt" — versetzte Nicolo — „dann wäre es allerdings mehr als gewagt, eine solche Behauptung zu vertheidigen, aber noch an demselben Abende sah ich ihn, als er dicht bei mir stand, und seine höhnischen Züge mich angrinzten, die ich nie mehr vergessen konnte. Bald darauf schlich er sich in meine

Wohnung ein, wo er von meinem Diener ergriffen und die Treppe hinabgeworfen wurde, und erst vor wenigen Tagen traf ich ihn zum viertenmale, als er mich mit seiner Bande anfiel und zu ermorden suchte. Ich verwundete ihn, der Stoß meines Degens kann noch nicht vernarbt seyn."

"So hättest Du denn die furchtbare Wahrheit vierfach verbürgt! O, meine arme Freundin, wie konntest Du dies ahnen? Wer hätte hinter der Larve eines Vaterlandsverteidigers einen solchen Verbrecher gesucht!"

Eine Pause trat ein. Endlich schien in Bianca's Seele ein Entschluß zu reifen.

"Du erlaubst es mir doch, Deine Entdeckung meiner Freundin mitzutheilen?" — fragte sie Nicolo.

"Thue, was Dir gut dünkt!" — versetzte dieser — "Deine Freundin mag handeln, wie es ihr Pflicht und Ehre gebieten, oder sie mag es unterlassen, in jedem Falle wird mein Benehmen gegen diesen Elenden unabhängig von dem ihrigen seyn, und keine Macht soll mich abhalten, meinen Schwur zu lösen."

Während dieses Gesprächs hatten sie sich dem Weichbilde der Stadt genähert. Elvira und Antonio erwarteten Bianca mit ihrem Begleiter, um in ihrer Gesellschaft die letzte Strecke des Weges zurückzulegen. Die Sonne war bereits hinter die Berge gesunken, als unsere Wanderer die Stadt erreichten. Elvira trennte sich an dem Mercato von der Freundin und eilte von Antonio begleitet nach Hause. Nicolo geleitete Bianca durch das lärmende Treiben, das sie allenthalben um so mehr umgab, als der kühle Abend die zahlreichen Bewohner aus ihren Wohnungen gelockt hatte. Endlich erreichten sie den Pallast des Marchese, wo sie sich trennten.

12.

In ihrem einsamen Gemache saß Elvira düster und trauernd und senkte das trostlose Auge starr und theilnahmslos zur Erde. Der Zwist Nicolo's mit ihrem Geliebten hatte bange Ahnungen in ihrer Seele erregt, arglistig war Antonio jeder nähern Erklärung ausgewichen, und hatte dadurch ihre Zweifel noch vermehrt. An Bianca's Unruhe und Beklemmung entdeckte sie, daß das unselige Geheimniß, das über ihrem Geliebten waltete, auch ihr bekannt seyn müsse. Lange drang sie mit bebenden Lippen in die Freundin, Bianca zauderte, suchte sie mit Vermuthungen vorzubereiten und endlich sprach sie die traurige Entdeckung aus. — Entsetzen und Verzweiflung beraubten die Arme ihrer Sinne. Keine Klage, kein Schmerzenslaut entfloß ihren blassen Lippen, ihr Herz war jetzt gebrochen, und ihre Brust von unsäglichem Kummer zerrissen. Allmählich erhob sie sich aus der dumpfen Betäubung; jetzt erst überblickte sie ihr gränzenloses Unglück in seinem ganzen Umfange und ein Thränenstrom, den sie am Busen der Freundin ausweinte, erleichterte ihr gepreßtes Herz. Bianca tröstete und richtete sie auf, sie weinte mit ihr und goß milden Balsam in ihre Wunden. Mit zarter Schonung theilte sie Elviren noch das Herbeste, den Entschluß Nicolo's mit, in dem Blute Antonio's die erlittene Schmach zu rächen, doch gegen ihr Erwarten wurde Elvira dadurch nicht erschüttert und Nicolo's Entschluß schien mehr einen wohlthätigen Eindruck auf sie hervorzubringen. Sie glaube, die Verbrechen Antonio's würden dadurch wieder gesühnt, und sie dürfe ihm alsdann ihre Liebe wie einem fleckenlos Dahingeshiedenen wieder weihen. Jetzt erst fühlte sich Bianca erleichtert, nachdem sie der Freundin, wie sie glaubte, das Schrecklichste mitgetheilt hatte und diese dadurch mehr gehoben als niedergeschlagen worden war. Doch der Leidensfeld war noch nicht bis auf die Keige geleert. Nach wenigen Stunden traf die Nachricht ein: der Marchese Dmbrini habe den Heldentod auf dem Schlachtfelde erlitten. Bianca, obgleich sie den harten Vater nie zärtlich lieben können, vermochte doch diesen unvermutheten Schlag des Schicksals nicht zu ertragen; noch weniger ihre betagte Mutter, welche diese schreckenvolle Nachricht auf's Krankenlager warf. So seufzte denn die Familie, bei der Elvira allein hätte Trost finden können, jetzt selbst unter der schweren Hand des Schicksals, und mithin war ihr nun die letzte Stütze entzogen. —

So finden wir Elviren am dritten Tage in ihrem Gemache. Ermattet und kraftlos ruhte sie auf der Ottomane; von ihrer frühern Heiterkeit war auch die letzte Spur dahin. Endlich erhob sie sich. Ein neuer Lebensstrahl durchzuckte ihre Adern und eine schwache Röthe überflog ihre Züge.

"Nein!" — rief sie — „ich will nicht klagen! soll ich mich vom Grame niederbeugen lassen, wo ich standhaft dulden soll? Soll ich nicht dem Himmel danken, der mich vor diesem drohenden Abgrunde bewahrte? Bin ich so tief gesunken, daß ich um ihn jammere, den Alles verabscheut? Nein, keine Thräne benehmet meiner mein Auge! er sey vergessen und verachtet, bis Nicolo seinen Schwur gelöst und die Rache vollendet hat. Dann — —"

"Signor Antonio wünscht Euch sprechen zu dürfen!" — unterbrach das eintretende Mädchen die Rede Elviren's.

"Ich bin für ihn nicht zu Hause!" — rief diese.

"Diesmal müßt Ihr für mich schon zu Hause seyn, und sey es auch nur auf wenige Minuten" — fiel Antonio ein, der der Jofe gefolgt war.

"Wie! Unwürdiger, Ihr habt noch die Frechheit, vor mich zu treten?" — rief Elvira in der höchsten Entrüstung.

"Warum nicht? würdet Ihr mich zum erstenmal mit Eurer Gegenwart beglücken?" — sprach Antonio mit der höchsten Ruhe.

"Wahrlich, Eure Unverschämtheit geht zu weit! Glaubt Ihr noch nicht entlarvt zu seyn? Haltet Ihr meine Freunde für so gewissenlos, mich in einen Abgrund stürzen zu lassen, an den Ihr mich gezogen habt?"

"Das Gewissen Eurer Freunde geht mich wenig an" — versetzte Antonio — „was aber das meinige betrifft, so ist es noch immer zart genug, um jeden niedrigen Betrug zu verachten."

"Das ist zu viel! für lasterhaft mußte ich Euch halten, nie aber hätte ich Euch so verworfen geglaubt, daß Ihr Eure Verbrechen auch noch mit der Maske der Tugend zu bedecken sucht. Geht, Ihr seyd tiefer gesunken als Eure Laster; verlaßt mein Gemach, und wagt nie, es wieder zu betreten."

"Uebereilt Euch nicht, Marchesina" — sprach Antonio mit unerschütterlichem Gleichmuth — „Ihr habt meine Ankläger nur allzugeneigt angehört. Ist es unbillig, wenn ich von Jemand verlange, der mich so oft seiner standhaftesten Liebe versicherte, daß auch die Vertheidigung des Beklagten vernommen werde."

"Wie? Ihr wollt Euch rechtfertigen" — rief Elvira befremdet — „bekennt Ihr Eure Schuld noch nicht?" —

"Ich bin nicht hieher gekommen, um zu wiederholen, was Euch beredtere Zungen schon längst zugeflüstert haben, sondern um Euch die innern Gründe, die mich bei meinen Handlungen leiteten, darzulegen, denn nur nach ihnen dürft Ihr urtheilen. So wißt denn, daß mein Geschlecht ausgezeichnet in dem goldnen Buche der Republik Venedig, so alt und edel wie je ein's in Italien ist. Mein Vater, der Nobile Aldini, verließ in der frühesten Jugend seine Geburtsstadt und trat in die Dienste des Königs von Sardinien. Als der Krieg mit Frankreich ausbrach, war er General einer Heeresabtheilung. Ihr wißt selbst, welche unglückliche Resultate die Schlachten bei Monte-Rotte, Milefino und Dego für Sardinien hatten. Unsere Truppen mußten weichen. Auf dem unseligen Rückzuge wurde mein Vater bei Mondovi von einer Kugel zerschmettert und sterbend nach Turin gebracht. Die raubsüchtigen Feinde erklärten ihn als Hochverräter und confiscirten seine Güter. Meine Mutter verzehrte der Gram, ich wurde aus dem älterlichen Hause getrieben und als ein Bettler hinaus in die Welt gestoßen. Auf dem Grabe meiner Eltern schwur ich ihren Mördern und Räubern meiner Ehre Rache, ich gelobte mein ganzes Leben ihrer Vertilgung zu weihen, und bei Gott! ich habe bis jetzt treu mein Wort gehalten. Ich mußte nun als zwölfjähriger Knabe Turin verlassen. Nichts war mir geblieben, als die Documente meiner Abkunft und der Siegelring meines Vaters, den

er mir sterbend mit seinem Segen übergeben hatte. Sorgfältig verbarg ich diese Reliquien der früheren Macht unseres Hauses, ich bewahrte sie bis jetzt, und werde sie dereinst noch geltend zu machen wissen. Hülflos mußte ich damals durch Italien's reiche Provinzen irren, bis mich endlich der Zufall nach Neapel führte. Ueberall erzählte ich mein trauriges Geschick; ich wimmerte vor den Pallästen der Reichen um Hülfe, ich klopfte an die Thüren der Armen um Brod, aber kalt und scheu wandten sich die einen von mir ab, und mitleidig zuckten die andern die Achseln. Ich war elender als ein Bettler. Endlich zog ich die Aufmerksamkeit eines Lazzaronne's auf mich, er nahm mich in seine zerfallene Hütte, die selbst dem Armen zu arm war, er hüllte mich in seine Lumpen, und überließ meine Erziehung dem Erzieher der Wölfe und Raben. So erreichte ich endlich das sechzehnte Jahr; ich glaubte, die Zeit zur Erfüllung meines Schwures sey gekommen, ich trug mich zum Kriegsdienste an, und erhielt durch die Zeugnisse meiner Geburt leicht eine Stelle bei der Armee. Ich kämpfte in den Schlachten bei Montebello und Marengo, und verließ seitdem das Heer nicht. Zugleich strebte ich mit Eifer, wenn die Waffen ruhten, mir jene höhere Bildung anzueignen, die mir leider früher versagt worden war. So verstrich ein bedeutender Zeitraum, in welchem ich, wie Ihr selbst wißt, nicht ohne Ruhm focht, bis sich endlich Neapel's Truppen nach Calabrien zurückziehen mußten. Ich folgte ihnen auch dahin, und rettete in einem blutigen Treffen dem Marchese Ombrini das Leben. Mit Spott und Verachtung rief er aus, nachdem die Gefahr vorüber war: „Wie? war kein Verbesserer im Heere als dieser Hund! Ich habe den Schurken, der sich jetzt erfrecht, an meiner Seite zu stehen, oft genug mit Dstförfen durch die Straßen der Stadt schleichen seh'n.“ — Dieser grenzenlose Hohn empörte mich! Meine Abkunft und meine Tapferkeit durften sich mit der seinigen messen; ich hatte mein Leben für ihn eingesetzt, und er schämte sich, das seinige mir verdanken zu müssen. Ich beschloß, seinen stolzen Sinn zu beugen, und der Zufall begünstigte mich. Bald darauf ward ich zum Anführer der Truppen in der Umgegend Neapel's ernannt. Ich ließ die Tochter des Marchesen nicht aus den Augen, und als sie einst noch spät auf dem Possilipp verweilte, glaubte ich, die Zeit zur Ausführung meines Plans sey gekommen. Ich überfiel sie, um sie auf einige Zeit ihrer Familie zu entziehen; bald aber fühlte ich, wie tief mich meine Rachsucht hatte sinken lassen. Scham und Reue bewogen mich, durch die strengste Zucht meine Truppen von ähnlichen Excessen zurückzuhalten; ich glaubte durch diese Bemühung meinen eignen Irrthum zu sühnen, und diesem Beweggrunde habt auch Ihr Eure Rettung zu verdanken. Dem Genuesen konnte ich mich nur verpflichtet fühlen, daß er mich von einer übereilten Handlung abhielt, deren Folgen ich bald hätte bereuen müssen. Ich hegte daher so wenig Groll gegen ihn, daß ich sogar, als ich ihn eines Abends in seinem Zimmer auf der Violine phantastren hörte, alle andere Rücksichten vergaß, und von meiner Musikliebe dahingerissen es wagte, in sein Zimmer zu treten, wo der Niederträchtige mich, den Wehrlosen, durch seinen Diener beschimpfen ließ. Diese Schmach durfte ich als Offizier nicht ungerächt lassen. Ich forderte ihn, als ich ihn bald darauf im Vico del Sergente traf, zum Zweikampf auf, aber schon nach wenigen Gängen drangen französische Truppen in die Straße, und hinderten die Fortsetzung unseres Kampfes. — Nun kennt Ihr meine Schicksale und die Triebfedern meiner Handlungen, urtheilt nach ihnen, und wenn Ihr könnt, so verzeiht meinen Vergehungen.“

„Ich muß gestehen“ — sprach Elvira, außer Fassung von einem Entschluß zum andern schwankend — „ich bin bestürzt — ich bin seltsam ergriffen — Ihr habt Vieles gelitten, armer Antonio — Ihr habt aber auch oft geseh't. — Doch ich habe Euch sehr verkannt, verzeiht meinem Irrthum.“

„Himmliches Mädchen!“ — rief Antonio, vor ihr niederstürzend — „Du verzeihst mir! Du liebst mich wieder!“

„Steht auf, Signor!“ — sprach Elvira, sich zusammenraffend — „ich habe noch nie aufgehört, Euch zu lieben, aber nimmer werde ich unser früheres Verhältniß fortsetzen. Geht hin, Antonio! Das Vaterland ist hart bedrängt und bedarf tapferer Männer, geht und erkämpft Euch Ehre und Ruhm, macht die Ansprüche Eurer Geburt wieder geltend, und zeichnet Euch durch ein Betragen aus, das Eure frühern Verirrungen vergessen läßt. Dann kehrt zurück, gerechtfertigt und siegfrönt, und die Liebe, die ich Euch tren im Busen bewahrte, soll Euch für alle Aufopferungen lohnen.“

„Angebetetes Wesen!“ — rief Antonio — „Cherub des Himmels, Du strömst Muth und Begeisterung in meine Brust und ziehst mich mit Dir empor zu den Sternen! Ja, ich will kämpfen, kämpfen und siegen! Zwei schöne Ziele winken mir vereint, Deine Liebe und die Erfüllung meines Schwurs. Siegreich werde ich aus dem Kampfe hervorgehen, denn Dein Segen ruht auf mir, Deine Liebe begeistert mich und Dein holdes Bild wird mich in das Getümmel der Schlacht begleiten — zum Sieg oder zum Tod.“

„Euer Entschluß ist edel und Eurer würdig, und ich hoffe mit Gott, Ihr werdet ihn ausführen. Nun aber noch eine Bitte, die Ihr mir nicht versagen könnt. Ihr habt den Genuesen tödlich beleidigt, er schwür Euch Rache; versprecht mir, sobald als möglich die Stadt zu verlassen, und ihm keine Veranlassung zur Ausführung seines blutigen Vorhabens zu geben, und sollte er in Eure Hände fallen, seiner großmüthig zu schonen.“

„Edles Mädchen, Du bist sein schützender Genius! Dein Wille sey mir heilig, und nicht zum zweitenmale sollen Deine Thränen fließen. Und jetzt — auf zum Kampf für ein edles Gut! Laß mich aus Deinen Armen in Deine Arme eilen, laß mich kämpfen und erringen! Bald, bald kehre ich zurück, um meine Lorbeeren zu Deinen Füßen zu legen und mich nie wieder von Dir zu trennen. Leb' wohl, meine Elvira! und gedenke bisweilen des armen Antonio!“

„Leb' wohl, Geliebter!“ — flüsterte Elvira.

„Und vergiß mein nicht!“ — grünte der Lazzaroni-Hauptmann im Weggehen höhnisch vor sich hin.

(Fortf. folgt.)

Ein wunderbarer Vorfall.

In Ungarn ereignete sich folgender Vorfall: Ein Herrschaftsbeamter war in Folge einer Krankheit vom Kinnbackenkrampf befallen, und ungeachtet ärztlich angewandter Mittel, dem Tode nahe. Gattin und Kinder knieeten am Sterbebette, und erhoben die Hände flehend zum Himmel. — Das jüngere Kind entfernte sich heimlich aus dem Zimmer, und schlich in den Hof hinab. Plötzlich stürzt die Magd in das Zimmer und ruft mit lauter Stimme: Um Gottes Willen, Hülfe! Freis ist in den Ziehbrunnen hinabgefallen! ein elektrischer Schlag durchzuckte Alle; Mutter und Kind vergessen auf einen Augenblick das Unglück, das ihnen durch den Tod des Gatten und Vaters bevorsteht. Sie eilen mit Angstgeschrei in den Hof, und rufen um Hülfe. Ein Knecht läßt sich mit der Zugkette in die Tiefe des Brunnens hinab, und ist so glücklich, das Leben des Kindes zu retten. Dieser Schmerz ist nun gestillt, aber der ältere Schmerz bricht wieder auf mit noch blutigeren Wunden. Angstbefloffen, bleich und zitternd eilt Alles in das Krankenzimmer zurück; doch welch ein Wunder! — der Kranke sitzt auf dem Bette, die Gefahr ist vorüber. Der plötzliche Schrecken hat auf sein Nervensystem einen solchen erschütternden Eindruck hervorgebracht, daß der lebensgefährliche Krampf glücklich beseitigt wurde. Die Geretteten, die schon in den Armen des Todes lagen, halten sich in sprachlosem Entzücken umarmt. Mutter und Kinder liegen auf den Knien, dem Allgütigen für die doppelte Rettung zu danken. Das Ganze bildete eine Gruppe, würdig von einem Maler aufgenommen zu werden.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 25. Mai 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 21.

Der Virtuose aus Genua.

Novelle von F. W. Arnold.

(Fortsetzung.)

13.

Es war am 30. Oktober des Jahres 1806, als an einem schönen Nachmittage ganz Neapel nach der Villa Belvedere strömte. Diese prachtvolle Villa bleibt den Lustwandelnden das ganze Jahr hindurch verschlossen, und wird bloß an den Donnerstagen des Oktobers geöffnet. Man kann sich den Andrang der Neapolitaner in diesen Tagen nicht denken, selbst wenn man weiß, wie zahlreich die Einwohner sind, und wie tief der Hang nach Lustbarkeiten und Müßiggang in ihnen wurzelt. Dennoch war dieser Andrang diesmal größer als je, weil es der letzte Donnerstag des Oktobers war, und somit das Belvedere vor einem Jahre nicht wieder geöffnet ward.

Zwar war jetzt der Abend hereingebrochen, doch die zahllosen Schaaren, die sich in die Villa gedrängt hatten, vermehrten sich noch immer. Viele Einwohner waren bis jetzt von den Geschäften des Tages zurückgehalten worden, viele, namentlich aus den höheren Ständen, wollten sich der Sonnenhitze nicht aussetzen, die zu dieser Jahreszeit noch immer brennend genug ist. Alle diese verließen jetzt, als der milde Abend freundlich hernieder sank, ihre Wohnungen, und eilten den Anlagen zu. — Unter ihnen befand sich auch Nicolo. Der hohe Ernst und die Schwermuth, die diesmal aus seinen blaffen Zügen sprach, mochte sich von dem wilden Treiben abgestoßen fühlen. Lange irrte er durch die weiten volksbewegten Schattengänge, bis er endlich in dem dunkeln Bosquet, das die Statue der Vesta umgab, die ersehnte Einsamkeit fand.

Diese Rotunde, auf dem höchsten Punkte des Hügels gelegen, ist von Palmen, Cactus, Agaven und Oleander-Bäumen dicht umkränzt. Ein mittelhohes Geländer läuft am Rande der Ballustrade durch niedliches Gestripp, und gestattet dem Auge in einem prachtvollen Panorama die ganze Küste, Sorrent, Castellamare, die Punta Sant Angelo, die Punta di Posillippo, das Cap Minerva bis hinter die Somma und den Vesuv zu überblicken.

Gerade sank die Sonne hinter die Gebirge und färbte zum letztenmale den grünen Hügel mit glühendem Purpur. Lange weilte der schwermuthsvolle Blick des Genuesen auf ihren ersterbenden Strahlen, und schien sehnsüchtig empor zu ihnen zu streben. Jemehr sich aber diese Strahlen verloren, desto wehmüthiger wurde der Künstler, desto bleicher seine Wange, desto düsterer sein Auge, bis ihm endlich eine Thräne entquoll, und die bebende Lippe in die Worte ausbrach:

„Sie sinkt hinab — hinab in die unendlichen Fluthen des Oceans! — Noch ein Blick und ihr letzter Strahl ist verglommen! — So bist du denn dahingeshieden, strahlende Göttin! So mußt du auch den letzten Schimmer deiner frühern Pracht verglimmen sehen! — O, weine

nicht! Bald, bald ist es überstanden, bald bist du eingegangen in deine stille Kammer, und bald werde auch ich dir folgen! — Ja, ich fühle es an dem bangen matten Schlage meines Herzens, auch ich werde bald hinabstinken, ihnab in die traurige Grabesnacht, und was ich erkämpfte, was ich erstrebte in einer langen Reihe von Jahren voll Mühe und Anstrengung, zerstiebt wie eine Seifenblase! — Wie eine Seifenblase? — und sey es auch wie ein sinkender Stern! — Es zerstiebt, und die träge Vergessenheit bedeckt seine Trümmer mit bleiernem Gefieder. Es zerstiebt? — — — nein, es darf nicht zerstieben! gleich einem Phönix soll es sich strahlend aus der Vernichtung erheben und sich empor zu den flammenden Räumen des Lichtes schwingen! — Donnern nicht die brausenden Wogen des Oceans der Gottheit ihren Choral, jauchzt nicht das freundliche Abendroth seine Hymnen, jubelt nicht die heilige Waldnacht ihre Lobgesänge, läspelt nicht das zitternde Laub, die schwankende Lehre, der perlende Thautropfen sein Halleluja, und ich der Meister der Töne, der klar und begeistert ausspricht, was die ganze Schöpfung nur stammelt, ich allein soll zerstieben? — Meine Töne allein sollen verhallen? — Nein, sie verhallen nicht, sie, das Prinzip der Gottheit — — —“

Ein Mäuschen im Gebüsch brach plötzlich den Monolog des aufgeregten Genuesen ab, der, wie es schien, in seine frühere trübe Gemüthsstimmung zurückzusinken drohte. Unwillig wandte er sich nach dem Orte, von dem das Geräusch gekommen war, als Bianca am Arm Elvires hervortrat.

„Sagte ich's doch“ — rief die Letztere — wir würden Euch nur in der tiefsten Einsamkeit auffuchen können.“

„Wenn meine Freundin an dem Treiben der guten Lazzaroni's sich mehr ergötzt, so beneide ich sie nicht im mindesten darum“ — sprach Nicolo etwas unmutig.

„Laßt uns keine Zeit verlieren“ — nahm Bianca das Wort — „wir durchstreifen das Belvedere schon seit einer Stunde, um Euch aufzufinden. Jetzt ist die Nacht hereingebrochen und drängt uns nach Hause zu eilen. Wir kommen bloß, um Euch auf heute Abend zu uns einzuladen.“

„Marchesina, Ihr kennt meinen Schwur!“ — versetzte Nicolo.

„Leider kenne ich ihn“ — sprach Bianca — „und sah voraus, daß Ihr der Einladung durch einen Diener nicht Folge leisten würdet; ich war daher genöthigt, diesen Auftrag selbst zu übernehmen und eilte hieher, wo ich Euch vermuthete.“

„Ich muß mich hierdurch sehr geehrt fühlen, obgleich ich deswegen nicht bestimmt werden kann, ein Gelübde zu brechen, das am meisten geeignet ist, mich zur schnellen Ausführung meines Planes anzufeuern.“

„In wiefern dieser Plan jetzt noch auszuführen ist“ — versetzte Bianca — „laßt uns später erwägen; wir erwarten Euch übrigens in zwei Stunden in unserem Casino (Sommerhaus), das wir abzüglich gewählt haben, damit Euer Gelübde nicht geradezu gebrochen werde. Wir hoffen, Ihr werdet so viel Anstand besitzen, und

einer Dame, die Ihr zu schätzen vergebt, keine Bitte abschlagen; oder glaubt Ihr, eine Dame, die sich sogar herabläßt, ihren Ritter selbst aufzusuchen, werde sich ungestraft einer Grille nachsetzen lassen?"

Dieses letztere sprach Bianca etwas bitter und gereizt und wandte sich schnell, um die Rotunda zu verlassen. Nicolo, der die mit Recht aufgebrachte Freundin befänstigen wollte, eilte ihr nach, und begleitete sie nach der Stadt. —

„Das soll also solchergestalt ein kleines Stelldichein abgeben?"

„Nocturno tempore“ (bei Nacht und Unzeit) — ergänzte der Andere der zwei Männer, die jetzt hinter dem nahen Gebüsch hervortraten. An ihren Strohhüten und ihren kurzen Mäntelchen erkennen wir sogleich Paglietti, und an der beleibten Gestalt des Einen und der hagern des Andern unsere alten Bekannten vom Possilipp.

„Ein sonderbarer Heiliger“ — fuhr der Hagere fort — „der die Einladung eines schönen Weibes ausschlägt.“

„Er wird sie so wenig ausschlagen“ — versetzte der Beleibte — „als Ihr die Sporteln von Euren Klienten.“

„Sagt lieber“ — erwiderte der Hagere — „so wenig als Ihr eine Flasche Lacrymae Christi unberührt stehen laßt. Beim rosenfarbenen Blute des Erlösers! Die Marchesina Dmbrini ist kein gewöhnlicher Fang.“

„Sagt mir einmal, Manelli“ — fragte der Andere zutraulich — „wer war die andere Dame, und der Signor?"

„Bei den Sandalen des heiligen Vaters, ich kannte sie so wenig als Ihr, obgleich ich meine Augen mehr dabei anstrengte, als je beim Corpus juris. Doch halt! Kommt hier nicht unser Freund? — Sie müssen ihm begegnet seyn — der kennt jede Klaue in Neapel.“

„Unser Freund?" — versetzte Bancello, indem er den Rabenden schärfer in's Auge faßte — „Euer Freund, wollt Ihr sagen. Ich möchte wissen, was ein guter Neapolitaner mit einem Spürhunde der Franken zu thun hat.“

Während dieser Rede trat Antonio spähend in das Gehölz. Er hatte das letztere noch vollkommen gehört und näherte sich dem saubern Brüderpaare.

„Sieh da, mein würdiger Freund!“ — begann er — „wer hätte geglaubt, solche werthe Männer bei Nacht und Nebel in dem Belvedere noch in gelehrte Gespräche vertieft zu finden.“

„Ach, geschätztester Freund“ — nahm der Beleibte das Wort — „Ihr glaubt nicht, wie viel ich von meinem Kollegen erdulden muß. Alles Sträubens ungeachtet hat er mich bis jetzt in diesem Irrgarten festgehalten, um mir einen neuen Kriminalfall mitzutheilen.“

„Ich bedaure Euch sehr, Signor Bancello“ — sprach Antonio kauftisch — „Eure schwächliche Gesundheit —“

„Ach ja, — meine schwächliche Gesundheit“ — sprach der Beleibte kläglich — „seht mein geehrter Antonio —“

„Sagt doch einmal, Freundchen“ — unterbrach der Hagere mit Hast — „seyd Ihr vorhin nicht einem Signor und zwei Damen begegnet?"

„Ich glaube mich entsinnen zu können“ — sprach Antonio lauernd — „es war, glaube ich, die Marchesina Combelli unter ihnen.“

„Nein, nein!“ — fiel der Hagere ein — „ich meine jene Gesellschaft, in welcher sich die Marchesina Dmbrini befand.“

„Ich habe nicht die Ehre, diese Dame zu kennen“ — sprach Antonio zurückhaltend.

„Was wolltet Ihr doch vorhin sagen, Geehrtester!“ — nahm der Beleibte schmunzelnd das Wort — „es war von meiner schwachen Gesundheit die Rede.“ —

„Ich wollte sagen“ — versetzte Antonio — „daß ich Euch eben deswegen ein Fäßchen Bordeaux zusenden wolle, das ich leghin den Franken abnahm. Ihr habt mir ohnedies schon manchen Liebesdienst unter der Hand erwiesen.“

„Und werd' Euch auch noch manchen erweisen, wenn

Ihr nämlich die Weinlieferungen nicht einstellt“ — fiel der Hagere sardonisch ein.

„Auch von Euch, werthester Freund, erhielt ich schon manchen unschätzbaren Wink“ — fuhr Antonio fort — „und wenn ich wüßte —“

„Laßt das!“ — unterbrach ihn hastig der Hagere — „und schenkt mir dafür morgen das Vergnügen, mich in meiner Wohnung zu besuchen.“

„Ich werde nicht ermangeln, von Eurer Einladung Gebrauch zu machen, und Euch zugleich eine Augenstärkung mitbringen, damit Ihr die Combelli künftig nicht für die Dmbrini haltet.“

„Ich bin zwar ein alter Anhänger des Hauses Dmbrini“ — erwiderte der Hagere — „und sollte nichts zu seiner Unehre reden, seit aber der Marchese todt ist, schere ich mich nicht mehr darum, wer dort Koch oder Kellner ist; und ich kann Euch schwören, daß es die Dmbrini war, die Ihr vorhin gesehen habt; fragt nur Signor Bancello darüber.“

In der That, Antonio — erwiderte der Beleibte — „ich habe sie genau ins Auge gefaßt, und sogar gehört, wie sie ihren Galan zu einer Zusammenkunft in ihrem Kasino einlud.“

„Was geht das mich an“ — sprach Antonio rauh — „ich bin des Königs von Neapel ergebenster Hauptmann.“

„Ihr scherzt,“ — fuhr der Beleibte fort — „es ist schon mancher guten Dame ein artiges quid pro quo gespielt worden, und ich denke, Ihr würdet etwas der Art ebenfalls nicht verschmähen, wenn Ihr auch zu gewissenhaft seyd, einem ehrlichen Manne ein Wein unterzuschlagen.“

„Ich hoffe“ — fiel Antonio zurückweisend ein — „Ihr werdet mir zutrauen, daß ich gegen eine edle Dame wie Marchesina Combelli oder Dmbrini die gehörige Achtung nie aus den Augen setze.“

„Ich sage Euch aber“ — versetzte der Hagere mit Nachdruck — „der Signor wird ihr seine Aufwartung machen, ehe zwei Stunden verlossen sind. — Doch dies geht Euch ja nichts an“ — setzte er gleichgültig hinzu.

„Ihr habt diesmal vernünftig gesprochen“ — gab Antonio zurück — „und wollt Ihr auch vernünftig handeln, so werden Eure Augen die Marchesina Combelli oder Dmbrini so wenig gesehen haben, als Euer Mund mit mir davon sprach.“

„Ihr seyd ein kluger, junger Mann“ — versetzte der Beleibte — „mit dem ein friedliebender Paglietti auch ein Wörtchen im Vertrauen reden darf. Seyd unbesorgt, wir werden stumm wie ein Mal seyn. Vergeßt mir nur die Flaschen nicht!“

„Ihr sollt sie haben, eh' die nächste Sonne hinter die Berge sinkt!“ sprach Antonio aufbrechend.

„Vergeßt auch nicht, mich morgen zu besuchen“ — rief der Hagere dem Dahineilenden nach, und folgte ihm langsam am Arme seines wackern Gefährten.

14.

Schweigend wie die lauernde Sünde mit flüchtigem leisen Tritte, gleich einem Gespenste der Nacht, durcheilte Antonio die Villa Belvedere und wandte sich nach der Stadt. Finstere Gedanken wälzten sich durch seine Seele, und woben ihre verderbenschwangern Pläne mit teuflischer Gewandtheit zusammen. Bisweilen schimmerte der Mond durch das zerrissene Gewölk und beleuchtete das Antlitz des Unheil sinnenden, das von einem höhnischen Grinsen gräßlich verzerrt, die schwarzen Gedanken seiner Seele errathen ließ. —

„Seyd unbesorgt, schöne Elvira“ — murmelte er spöttisch zwischen den Zähnen — „ich werde Euer gestrengen Befehlen treulich nachkommen, und ehe der Tag anbricht, Neapel verlassen haben, um mir Ruhm und Lorbeeren zu sammeln. Hegt keine Besorgnisse wegen des Amoroso Eurer Freundin, ich werde ihm kein Haar krümmen, wenn aber dennoch ein kühles Eisen den Weg zu seiner verruchten Brust finden sollte, dann meßt mir keine Schuld bei. — — — Doch halt, Antonio, sey kein Narr! — Was will ich denn eigentlich? — Einem armen Teufel, während er ein verliebtes Abenteuer bestehen will, ein Bein unterschlagen, weil er mich

die Treppe hinunterwarf, was ihm unfehlbar auch begegnet wäre, wenn er sich bei mir hätte treffen lassen? — Und doch gerade da steckt der Knoten! Ich begreife selbst nicht, welche seltene Großmuth mich seit einiger Zeit anwandelt! Schon so Manchem habe ich, ohne den geringsten Scrupel zu bekommen, das Lebenslicht angeblasen, bloß weil er mich schief angesehen hat, und dieser Genuese wandelt noch immer unter den Lebenden! Aber sonderbar, so oft ich an Mord denken will, tönt mir sein wunderbares Magio in den Ohren, und es ist als spräche aus diesen Himmelslauten ein verführender Engel zu mir: Du sollst nicht tödten! — Und doch, es muß seyn! — fuhr er fort, indem er mit hastigen Schritten in die Straße Incoronata einbeugte. — „Antonio, sey kein Kind, es muß seyn! — Er oder ich! — Was ich beginne, wohin ich mich wende, er ist die Schlange, die mir überall im Wege liegt. Ich bin verloren, wenn diese nicht weggeräumt wird. — Doch horch! Sind das nicht die Klänge einer Violine? — Nein, ich teufsche mich nicht, der Genuese phantastirt! — Nun gut, dieß kommt zur gelegenen Stunde“ — fuhr er fort, indem er stehen blieb. „Jetzt, Genuese, will ich Dir zeigen, daß ich edler bin als Du. Du hast mich tödtlich beleidigt und meine Ehre fordert blutige Rache, aber sieh, ich, Dein erbitterter Feind, trete jetzt zurück, und Deine innigste Freundin, die Musik, das Princip und der Leitstern Deines Lebens, sie soll Richterin seyn zwischen mir und Dir!“

Nach dieser Rede eilte er der Wohnung des Genuesen zu, vor der er lauschend stehen blieb. Klar und bestimmt drangen jetzt die Töne der Violine in die Ohren des Lazzaroni-Hauptmanns und rauschten ihm ein wildes abenteuerliches Allegro entgegen. Bizarre Harmonien, tolle Läufe, groteske Melodien und frappante Wendungen wechselten in seltsamer Verbindung, aber von einer Meisterhand hervorgezaubert, mit einander ab. Immer wilder, immer schauerlicher wurde die Musik, die aus den Abgründen der Hölle hervorgeholt zu seyn schien und die Brust mit Grausen und Entsetzen füllte. Antonio's Gesicht verzerrte sich gräßlich, das Blut wich aus seinen Wangen, die Augen traten hervor, der Mund preßte sich convulsivisch zusammen und wilder Hohn sprühte aus seinem Blicke. Wie von den Furien gepeitscht floh er mit schwanfendem Schritte von dannen und eilte dem **Largo del Castello** zu.

„Du bist gerichtet!“ — rief er, als ihm die Schauer töne nicht mehr in's Ohr drangen — „Genuese, Du bist gerichtet! Deine Musik selbst hat Dich verdammt! Ich müßte Petrucca's Schüler nicht gewesen seyn, wenn ich nicht sogleich Tartini's Teufels-Sonate wieder erkannt hätte. — Aber ich will Dein Blut nicht vergießen“ — fuhr er fort, indem ihn leichter Schauer überflog. — „Nein, ich will Dir nicht zu nahe treten, aber sterben muß Du, der Würfel ist geworfen, Deine Töne selbst haben ihn gelenkt, und Neapel hat außer dem meinigen noch Dolche genug.“

Unter diesen schwarzen Gedanken hatte er den **Largo del Castello** erreicht. Lange durchstreifte sein scharfes Auge jeden Winkel dieses geräumigen Platzes. Nachdem er vergeblich nach dem gesuchten Gegenstande gespäht hatte, eilte er durch eine enge Gasse dem weiten Molo zu, und als er auch hier den gesuchten Gegenstand nicht gefunden, betrat er den Mercato. Hier näherte er sich der Kapelle **Sante Maria del Carmino**, die Margaretha von Oestreich, die Mutter des unglücklichen Conradin, hatte erbauen lassen, und hier blieb Antonio vor einer beinahe zerfallenen Baracke stehen, in der ein Lazzarone halb sitzend eingeschlafen war.

„Mateo, Teufelstäusling — verfluchter Bastard — hörst Du nichts? — schämst Du Dich nicht, gleich einem Dachse, bei'm hellen lichten Tage in Deine Höhle zu kriechen“ — rief Antonio durch den angestrengten Gang noch mehr aufgereizt.

Bei diesen Worten richtete sich der Angeredete langsam auf. Es war eine stark gebaute Gestalt. Seine Züge waren derb und abstoßend; eine halbgeheilte Wunde, die von der Stirne bis an den linken Mundwinkel lief, machte sie noch abschreckender. Das schwarze stark

gekrauselte Haar drängte sich in dichter Fülle um Scheitel, Mund und Kinn, und wild funkelten die schwarzen Augensterne aus den aschfarbenen Wangen hervor. Seine Kleidung war schmutzig und zerrissen, und ein verrosteter Dolch saß nachlässig im Gürtel.

„Hörst du nichts?“ — rief noch einmal Antonio mit starker Stimme, und rüttelte den Halberwachten ungsanft aus dem Schlafe.

„Ich höre“ — sprach der Lazzarone langsam — „wie ein dummer Junge einem ehrlichen Manne eine Stunde Schlaf mißgönnt. — Tod und Opperment, die Nacht ist schon seit zwei Stunden eingebrochen, und ein Laffe will mich noch den lichten Tag sehen lassen.“

„Du hast Recht, lieber Mateo“ — sprach Antonio ruhig — „und fast hätte ich Dich nicht erkannt, wenn nicht ein kleiner Zug —“

„Hölle und Teufel, erinnert mich nicht daran“ — rief der Lazzarone auffspringend — „den verfluchten Genuesen werde ich noch mit meinen Füßen zerstampfen — und nun macht es kurz, was wollt Ihr? Ihr wißt, ich bin in der Nacht außer dem Schlafe zu Wenigem aufgelegt.“

„Ich kam bloß, um Dir zu sagen“ — versetzte Antonio mit Ruhe — „daß ein ehrlicher Mann keinen Unterschied zwischen der Nacht und dem lichten Tage kennen sollte, wenn es etwas christliches zu thun gibt.“

„Jetzt redet Ihr einmal vernünftig“ — entgegnete der Lazzarone — „und sollt mich auch zu Allem berechtigen. — Schickt mich hin, wohin Ihr wollt, nur nicht in die Kirche!“

„Gerade dahin mußt Du jetzt!“

„Nimmermehr!“ — rief der Lazzarone mit Hast — „ein ehrlicher Mann trennt keine Borden von einem geweihten Roce.“

„Du sollst weder Borden trennen“ — versetzte Antonio — „noch Dich mit goldenen Kelchen bekant machen, sondern Gevatter stehen.“

„Ach, nun verstehe ich“ — rief der Lazzarone — der Täufling soll wahrscheinlich morgen früh in des Teufels Küche seine Cioccolata trinken.“

„Errathen, und Du sollst ihm deswegen die Abendkost versalzen.“

„Und wer ist denn unser Täufling?“

„Der Genuese!“ — erwiderte Antonio mit Nachdruck. —

„Der Genuese! Tonino, Herzensfreund, laß Dich umarmen, laß Dich küssen; es ist nicht möglich!“

„Wie ich Dir sage“ — fuhr Antonio fort — „er will heute noch einen kleinen Besuch machen. Schleichs Dich in den Garten des Marchese Ombrini, die Thür wirst Du offen finden. Dieser Genuese will dort eingehen. Verstecke Dich nahe am Casino, und wenn der zärtliche Täufer zu seinem Täubchen einfliegen will, so fühle seine Brust durch einen kleinen Aderlaß.“

„Alles recht“ — sprach der Lazzarone zurückhaltend — „ich habe aber von einem Affen gehört, der für andere die Kastanien aus der Asche ziehen mußte, und sich dabei die Pfoten verbrannte.“

„Richtig!“ — gab Antonio zurück. „Der Affe bist Du. Ein ehrlicher Mann, der sein Handwerk recht gelernt hat, sollte sich doch schämen —“

„Schon gut“ — fiel der Lazzarone ein — „ich gehe; der Sohn Eures Vaters gibt aber sonst kein Geld aus, wo er ohne Gefahr selbst welches verdienen kann, und ich glaube, es gibt wieder Geschichten wie letztbin die Extrapost die Stiege hinunter.“

„Mit Deinem albernen Geschwäge!“ — rief Antonio und stampfte ungeduldig mit dem Fuße. — „Der Schurke hat keine halbe Stunde mehr übrig, und verliert seine Zeit mit abgedroschenem Wige.“

„Sagt, was Ihr wollt!“ — fuhr der Lazzarone mit unerschütterlichem Gleichmuth fort — „ein ehrlicher Mann aber, der sein Handwerk gut gelernt hat, will auch für seine Arbeit bezahlt seyn.“

„Nun in's Teufels Namen!“ — rief Antonio, ihm Geld gebend — „so nimm denn und eile so sehr Du kannst. In einer Stunde werde ich nachsehen, ob Du das Feld rein gemacht hast.“ — Mit diesen Worten

eilte er dahin und verschwand bald in einer Seitengasse.

„Der verbrennt sich gewiß noch die Finger!“ — murmelte der Lazzarone bedächtig vor sich hin, indem er dem Dahineilenden nachschaute — „denn er treibt das Handwerk gar zu sehr in's Große! **Morte di Dio**, wer das geglaubt hätte, als der Junge gleich unser einem barfuß herumlief, daß er den Offizierrock noch auf den Leib bekommen werde! Und jetzt gibt er sich gar noch für einen venetianischen Nobile aus. Meinetwegen mag er sich für den Nachkommen des heiligen Januarius ausgeben, er bleibt doch der größte Schuft in Neapel. Ein ehrlicher Mann bleibt bei seinem Handwerke, der aber verkauft seinen Dolch, plündert die Leute auf offenen Straßen, hält heimlich mit den Franzosen zusammen, geht in keine Kirche und lügt Gott und die Welt an. Doch was kümmert mich das, mir gilt es gleich, wer meinen Dolch bezahlt! Ich bin ein ehrlicher Mann!“

(Schluß folgt.)

Befreiungsversuche eines französischen Artilleristen.

In vielen französischen Zeitungen wird von der fecten Weise erzählt, womit ein Artillerist, Namens Picard, sich mehrmals von Ketten und Banden befreit hat. Er faß zuerst zu Paris fest und entkam daselbst auf eine noch kaum aufgeklärte Weise, wurde aber wieder eingefangen und in das Gefangenhaus nach Laon gebracht, von wo er am 18. November um 10 Uhr Vormittags wieder entsprang. Er hatte Ketten an den Füßen und schleppte eine Kugel, zusammen 25 Pfund. Ohne Zweifel durch seinen Mitgefangenen unterstützt, mit welchem er sich in dem inneren Hofe des Hauses befand, ergriff er den Augenblick, wo der Kerkermeister seine Runde vollendete, zerbrach seine Ketten und schwang sich auf ein Fenster, welches vom Boden ungefähr 5 Fuß abstand. Von da gelangte er zu einem Fenster des ersten Stocks, wobei er einen neuen Zwischenraum von 8 Fuß überwand. Dort befand er sich noch 6 Fuß von der Ecke des Hauses und der Mauer entfernt, welche den innern Hof schließt. Auch dahin springt er mit Kühnheit und flammert sich kräftig an die Spitze dieser Mauer an, über die er bald hinweg ist. Hier befindet er sich noch vor der Einfassungsmauer durch den Weg der Ronde, die an dieser Stelle die Breite von wenigstens 8 Fuß hat, entfernt. Da vertraut er sich muthig einer Dachrinne von Zink an, welche über den Weg der Ronde vorsteht, und vermindert dadurch die Entfernung, macht abermals einen Sprung, erreicht die Einfassungsmauer und läßt sich, mit den Händen vorwärtshängend, von einer Höhe von 18—20 Fuß herabfallen, wird aber in diesem Augenblicke von einem neben dem Gefangenhause wohnenden Schlosser erblickt, der ihm sogleich nachsetzt. Picard flieht nach dem Walle zu; die Arbeiter laufen, sich seiner zu bemächtigen; er steigt über die Mauer des Walls, schwingt sich auf einen Baum der die Stadt umgebenden Promenaden und gleitet rasch hinunter. Darauf verfolgt er einige Augenblicke den äußeren Wall, läuft dann mit großer Geschwindigkeit den Berg hinunter und wendet sich nach einem Holze, in welches er bald verschwindet. Ein gewisser Beauvallet, der wegen Diebstahls zwei Jahre zum Zuchthaus verurtheilt worden war, sich erst seit zwei Tagen daselbst befand und ohne Zweifel der Hauptmitschuldige bei diesem Entkommen des Picard war und ihn auf seiner Flucht begleiten sollte, ist in dem Augenblicke ergriffen worden, wo er die Einfassungsmauer überstiegen hatte. Abends vorher, bevor Picard ausbrach, beklagte er sich bei dem Schließer darüber, daß ihm zu wenig Brod gereicht werde, und setzte hinzu: „Weil dem so ist, so kündige ich Euch an, daß ich morgen in Belgien zu Abend essen werde;“ — worauf der Schließer mit Lachen erwiderte: „Nun, so breitet nur Eure Flügel aus, damit ich Euch abreißen sehe.“ — „Nein,“ — antwortete Picard — „das gehört für Morgen; rechnet darauf!“

Er hielt Wort. Picard, welcher seit seiner Verhaftung gewöhnlich Holzschuhe trug, hatte Sorge getragen,

seine Stiefeln anzuziehen. — Am 23. November wurde Picard in das Gefangenhaus zu Laon zurückgebracht. Er war in einer abge sondert liegenden Mühle der Gemeinde St. Nicoles-aux-Bois, im Kanton von Couch verhaftet worden. Dort war er seit einigen Augenblicken bei dem Müller, als eine Person, die sich dort befand, in der Absicht hinausging, bewaffnete Leute zu holen, um ihn verhaften zu lassen. In einiger Entfernung von der Mühle fand Letztere einen Brigadier der Gend'armen auf seiner Runde und zeigte ihm den Zufluchtsort Picard's an. Der Brigadier begab sich auf der Stelle zu dem Müller. Bei seinem Anblick wollte Picard fliehen und stürzte sich auf ein Fenster los, welches er vergebens zu durchbrechen suchte. Nach einigen Anstrengungen und in dem Augenblicke, als der Brigadier auf ihn zutrat, sagte er ganz ruhig: „Nun wohl, ich bin gefangen,“ — und folgte ohne weitem Widerstand. In dem Gefangenhause angelangt, wurde er in einem Kerker mit Ketten an Händen und Füßen verwahrt. Dem königlichen Procurator, der ihn zu verhören gekommen war und, auf die Ketten weisend, zu ihm gesagt hatte: „Da siehst Du, was Du mit Deiner Flucht gewonnen hast, diese da wirst Du wohl nicht zerbrechen,“ — antwortete er: „Nun wir werden ja sehen!“ — Drei Stunden darauf gegen halb 6 Uhr Abends rief Picard den Kerkermeister und sagte mit Laune zu ihm: „Der Herr Procurator muß jetzt beim Mittagessen seyn, tragt ihm das Dessert hin,“ — und mit diesen Worten gab er ihm die Ketten in mehr als 30 Stücke zerbrochen hin.

Der treue Hirt und sein kluger Hund.

Bei der am 1. Mai c. in dem Dorfe Streesen bei Stargard stattgehabten Feuersbrunst verdient die Entschlossenheit des Schafmeisters Mau und die Klugheit seines Hundes einer Erwähnung. Der eine Stall, worin sich etwa 850 Stück Schafe, Hammel und Lämmer befanden, wurde mit unglaublicher Schnelligkeit so vom Feuer ergriffen, daß das Dach und Sparwerk in ganz kurzer Zeit zusammensürzten, und eine Rettung des Viehes nicht möglich war. Im Nu brannte auch die zwischen diesem und dem Jährlingsstalle befindliche Scheune und theilte das Feuer dem Letztern mit. Dieser war, wie die andern gedachten Gebäude, mit Stroh gedeckt, das Feuer lief, wie eine Rage, das Dach entlang, und ergriff, von einem kräftigen Luftzuge angefaßt, daselbe mit aller Gewalt. In diesem Augenblicke kam der Schafmeister Mau, nur mit Hemde und Rock bekleidet, in Begleitung seines Hundes. Er sieht einen großen Theil seiner Heerde, worunter gerade die wollreichen Hammel und seine geliebten Lämmer begriffen waren, total vernichtet, und ein gleiches Geschick den Jährlingen und einem Theile des Mutterviehes drohen. Er besinnt sich nicht erst, läßt sich nicht einmal Zeit, den Stall mit den in seiner Rocktasche befindlichen Schlüsseln zu öffnen, sondern sprengt, mit unglaublicher Kraft, die eine Stallthür, und dringt in Begleitung seines treuen und klugen Hundes in den brennenden Stall. Die Hitze ist hier unglücklich, und macht den Schäfer auf die große Gefahr, in die er sich aus Liebe und Treue gegen seinen Herrn und die ihm anvertraute Heerde gestürzt, aufmerksam. Er weicht zurück, nachdem er in aller Eile den Ringmarsch der Schaaf durch Vorziehung einer Horte unmöglich gemacht. Der Hund aber stürzt sich wüthend unter die Schaaf und treibt dieselben glücklich aus dem brennenden Stalle über den Hof auf die Straße. Hier stehen einige Leute, welche den Schaafen die Richtung durch's brennende Dorf geben. Der Hund will dies aber nicht zugeben, sondern stürzt sich abermals unter die Schaaf und treibt sie zurück, wodurch indeß beinahe die bereits erfolgte Rettung vereitelt worden wäre, indem die Schaaf wieder auf den brennenden Hof und auf's Feuer zueilten. Dies hatte aber der kluge Hund nicht bezweckt: er wollte nur die Schaaf auf ihrem gewöhnlichen Gange, welcher auch der sicherste war, zum Dorfe herausbringen, und trieb daher die Schaaf abermals zurück und auf's Feld.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 1. Juni 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 22.

Der Virtuose aus Venua.

Novelle von F. W. Arnold.

(Schluß.)

15.

Die Glocken der Thürme Neapel's hallten dumpf durch die schweigende Finsterniß, und verkündeten mit ihren letzten Schlägen die nahende Mitternacht. Die schwarzen Wolken, die schon am Abende den Horizont umschleierten, hatten sich jetzt zum Gewitter zusammengeballt und drohten mit Ungeßüm sich zu entladen. Eine dumpfe unheimliche Stille hielt die Erde erwartungsvoll umschlungen, und laue Lüfte durchstreiften, gleich unheilbringenden Vorboten, die kalten Nachtschauer. Endlich brach der lang verhaltene Grimm der Elemente los. Donnernd brauste die See, wild schäumend bäumten sich ihre Wogen zischend zum Himmel empor und peitschten zornig das zitternde Ufer. Heulend gleich den Ungeheuern der Wüste kam der Sturmwind geflogen, der Vesuv öffnete sich, und seine glühenden Rauchsäulen stiegen in die schwarze Nacht hinauf, prasselnd stürzte der Platzregen auf das vom Sturme gefegte Pflaster nieder. Bald jedoch legte sich die Wuth der Elemente wieder, ermattet sank die gebeugte Erde in Schlummer und der bleiche Mond blickte düster durch das zerrissene Gewölk.

Der matte Schimmer einer Lampe zitterte jetzt zwischen dem feuchten Laube und beleuchtete magisch das vom Regen niedergedrückte Gebüsch des Gartens, der hart an den Pallast des Marchese Dmbrini stößt. In schmalen Streifen leuchtete das weiße Gewand Bianca's bisweilen durch die lichtereren Zwischenräume, und bewegte sich hastig nach dem Casino, wo die Geliebte dem Erschnten entgegenharrte. Hier setzte sie die Lampe nieder, öffnete ein Fenster und blickte lange in die schweigende Nacht hinaus.

„Welch ein Gewitter war das!“ — begann sie endlich. „Die ganze Natur schien im Aufruhr zu seyn, und wollte den Geliebten hemmen, in die Arme der Freundin zu eilen. Doch die schwarzen Wolken, die meine Hoffnung zu vernichten drohten, haben sich wieder verzogen. Der Friede senkt seine Fittige über das Thal, und der freundliche Mond leuchtet dem Geliebten auf seinem Pfade. — Er wird jetzt in die Arme der Liebe eilen, um nie mehr zu entfliehen. — Wie wird er überrascht seyn!“ — fuhr sie selig lächelnd fort — „wenn er hört, daß ich heute der Mutter unsere Liebe entdeckte, daß sie unsern Bund segnen will. — Ach, noch vermag ich das Uebermaß der Seligkeit nicht zu fassen, das meinen Busen zu zersprengen droht. — Aber nie, nie soll er erfahren, wie viele Thränen, wie viele Bitten es mich kostete, bis ich meine Mutter dazu bewegen konnte. Es ist ja jetzt vorüber, meine Liebe brachte gern das Opfer. — Jetzt gilt es allein, ihn von dem unseligen Gedanken, sich an Antonio rächen zu wollen, loszureißen. Wird seine Seele wohl einen Rachegedanken fassen können, wenn sie in der Wonne der beglück-

ten Liebe schwelgt! Nein, er wird verzeih'n, und nichts mehr kann alsdann unser Glück hemmen. — Er kommt, er kommt!“ — rief sie freudig, ihr weißes Tuch in den Lüften schwingend. „Geliebter, eile, eile in meine Arme!“

Eine hohe Gestalt, dicht in den Mantel gehüllt, schwebte langsam durch den dunkeln Schattengang und näherte sich dem Casino; bei dem Freudenrufe Bianca's wandte sie sich schnell und wollte sich zurückziehen, aber in dem Augenblicke stürzte der Lazzarone aus dem Gebüsch und — der Verhüllte sank zur Erde.

„Corpo di Satanasso! Du führst einen guten Stoß,“ — stöhnte Antonio, sich in den letzten Todeszuckungen krümmend.

„Seyd Ihr's Tonino! Buon pro vi faccia! (Wohl bekomms Euch!) Sagte ich's doch immer, Ihr würdet Euch noch die Finger verbrennen.“

„Geh' — zur — Hölle!“ — hauchte der Sterbende.

„Ich bin ein ehrlicher Mann und werde Dir trotz Deines christlichen Wunsches morgen eine Seelenmesse lesen lassen. Sey nur froh, daß Du eines so christlichen Todes gestorben bist. — Das verfluchte Weib freischt aber so gewaltig, daß noch Hanf für mich gedreht wird, wenn ich mich nicht schnell auf die Socken mache.“

Bianca hatte die Schauer Scene aus dem Fenster gesehen. Der furchtbare Schreck lähmte auf einen Augenblick ihre Sinne, aber bald rief die Verzweiflung das Bewußtseyn wieder zurück. Mit der angestrengtesten Kraft schrie sie um Hülfe, stürzte aus dem Sommerhause und klammerte sich krampfhaft an den Lazzarone, der sich eben davon machen wollte.

„Nein, Du darfst mir nicht entfliehen,“ — rief sie verzweifelt — „und sollte es auch mein Leben kosten. Hülfe — Mörder — Hülfe!“

„Verwünschtes Weib! wenn Du es dann nicht anders willst, so stirb!“ — Mit diesen Worten zuckte er das bluttriefende Messer.

„Halt, Verruchter!“ — donnerte Nicolo mit schrecklicher Stimme, der in dem Augenblicke athemlos herbeistürzte. Blitzend schwang er den Dolch und holte zu einem furchtbaren Stöße aus; doch schnell warf sich der Lazzarone zur Erde und unaufhaltbar fuhr das Eisen durch Bianca's Brust.

„Gott! — ich sterbe!“ — senfte Bianca und sank leblos auf den Rasen.

„Bianca! — Allmächtiger Himmel! sie stirbt!“ — schrie Nicolo verzweifelt und taumelte besinnungslos zur Entseelten nieder.

Der Lazzarone war indessen einige Schritte auf der Erde fortgerochen und erhob sich alsdann plötzlich, um zu entfliehen. Seine Flucht wurde aber bald durch eine französische Truppenabtheilung gehemmt, die gerade die Runde machte und durch das Hülfserufen Bianca's herbeigezogen, in den Garten gedrungen war.

„Restez, vous êtes arrêté!“ — herrschte der Offizier dem Lazzarone zu, der bei der Ankunft der Soldaten in das Gebüsch schleichen wollte.

„Laßt mich fort!“ — rief er — „um Gotteswillen laßt mich schnell fort, ich muß nach einem Arzt laufen. Unserer Dame ist etwas Menschliches begegnet.“

Statt einer Antwort faßten ihn die Krieger noch fester und drängten ihn willenlos mit sich vorwärts, bis sie an dem Schreckensorte anlangten.

Nicolo lag noch immer besinnungslos neben dem Leichnam der Geliebten und in einiger Entfernung von ihnen war der entseelte Antonio hingestreckt. Schweigend schlossen die Krieger einen Halbkreis und blickten nicht ohne Theilnahme auf die traurige Gruppe, die der sable Mondenschimmer und das spärlich hervorbrechende Licht der Lampe aus dem Casino schauerlich matt beleuchtete. Endlich richtete sich Nicolo auf; sein Kleid war von Blut bedeckt und die Hand hielt noch immer krampfhaft den besprühten Dolch. Seine Haare hingen wild in die Stirne herein, sein Auge war eingefallen und starrte schrecklich hinter den hervorgequollenen Wimpern. Leben und Ausdruck war aus seinen Zügen gewichen, seine blassen Lippen bebten, seine Kniee schlotterten, und der Wahnsinn verzerrte konvulsivisch sein Gesicht. Mit todtem stieren Blick durchlief er lange den Kreis, und schlug plötzlich ein grimmiges klangloses Gelächter auf.

„Was steht Ihr da und starrt mich mit hohlen Augen so wild an? Wollt Ihr den Hochzeitreigen führen? — Nun tanzt, um Gotteswillen tanzt — der Mond grüßt ja so freundlich aus seiner Augenhöhle dazu. — Tanzt, tanzt, um Gotteswillen tanzt, aber nicht weiter als bis an das schwarze Kreuz. — Heiße, wie sich das lustige Gesindel so rasch bewegt und der todte Mond so hell dazu scheint — so hell, ich möchte hinaufsteigen, ihn herunterreißen und zerstampfen. — Tanzt — tanzt — laßt Eure verfaulten Knochen nicht so rasseln — schön — herrlich — so recht — wie sie das Requiem so lustig singen und mit dem weißen todten Knochen die Geige streichen! — Gebt Acht auf den kleinen Hügel, er sinkt zusammen — bleibt von dem Sarge weg, es liegt eine weiße Rose darin, es ist Bian — —“

Bei diesen Worten stürzte der Unglückliche besinnungslos zur Erde. Mitleidig hoben ihn die Krieger wieder auf, lange hing er erschöpft und ermattet in ihren Armen. Er holte tief Athem und stützte sein Haupt mit der Hand, als wenn er über etwas nachdächte, dann richtete er sich wieder auf. Seine Haltung war fester und sein Blick ruhiger geworden.

„Wie ist mir?“ — sprach er mit schwacher Stimme — „wo bin ich? — Ich habe geträumt, meine Stirne bedeckt kalter Schweiß, und meine Hände sind mit Blut gefärbt. — Was gafft Ihr mich an,“ — fragte er mit stärkerer Stimme — „glaubt Ihr, ich sey wahnsinnig? O, wäre ich's, ich wäre glücklich und könnte mein grenzenloses Unglück nicht fühlen. Aber nein, ich bin nicht wahnsinnig, ich weiß, Ihr kommt, um mich auf den Rabenstein zu führen. So eilt denn, die Nacht ist hell und schon führen sie dort drüben in ihren langen weißen Sterbegewändern den lustigen Reigen. — Doch nein, haltet, laßt mich zuvor noch beten, vor diesem Altar laßt mich beten!“ — Er sank am Leichname Bianca's nieder, faltete die Hände und hob sein Auge betend zum Himmel empor. Lange blieb er in Andacht versunken und kein Athemzug der erschütterten Krieger unterbrach die feierliche Stille. Endlich erhob er sich wieder. Sein Antlitz strahlte, von sanfter Röthe überflogen, in himmlischer Verklärung, und aus seinem dunkeln Auge blitzte das Feuer der höchsten Begeisterung.

„Habt Ihr gesehen,“ — rief er mit erhöhter Stimme — „wie sich die Pforten des Himmels öffneten und zahllose Welten in unendlichen Accorden ihr dreifaches Halleluja herniederströmten! Habt Ihr gesehen, wie sie aus dem strahlenden Meere des Lichts und der Töne hervorschwebte, das Haupt von Sternen umglänzt, den Lilienstengel in der Hand und die Rosen im Haare? Habt Ihr gesehen, wie sie verklärt und versöhnt mir zulächelte und Verzeihung läspelte, und dann wieder in das strahlende Lichtmeer zurückank, wie dann vom tausendstimmigen Chöre der Engel die Sphären erzitterten, wie die Flammen der Harmonien zum Throne des Ewigen emporstiegen, und jauchzend die Myriaden Sterne er-

flagen, und wie dann Alles zu einem unaussprechlichen „Heilig,“ zu einem seligen Accorde zusammenschmolz? — Ja, Urquell der Töne, so mußte es kommen! Ich habe nur in dir gelebt, heilige Tonkunst; du warst der strahlende Leitstern meines Lebens, und hier an den Marken meiner Tage, wo die irdischen Töne verklungen sind, öffnest du die Himmel und läßt deine Harmoniewelten zu der entzückten Seele herabsteigen. Aber ach, auch diese Töne sind wieder verklungen, und so ist denn jetzt Alles dahin! So kommt denn! Laßt uns fliehen von diesem Schreckensorte! Was steht Ihr denn da und gafft? Ihr hört ja, es ist Alles dahin, Alles, Alles; die zarte Rose ist geknickt, der schöne Traum ausgeträumt, die Himmel geschlossen und der letzte Ton — verklungen!“

Er stürmte hinaus in die wüste Nacht, schweigend folgten ihm die Krieger; eine schwarze Wolke bedeckte den blassen Mond und eine unheimliche Stille spannte über die Leichen ihre dunklen Fittige aus *).

Der tolle Kaufmann.

Eine Scene aus der Wirklichkeit.

Er war früher ein reicher thätiger Geschäftsmann und ein „sehr angenehmer junger Herr.“ Gar viele Herren nannten ihn ihren Freund und die Damen fanden alle, daß der reiche noch junge Kaufmann — sehr liebenswürdig sey.

Jetzt saß er, und seit einer Reihe von Jahren schon, in einer Anstalt — und war toll; alle seine Freunde hatten ihn vergessen und von seinem gerühmten Wize, von seinen ehemals angenehmen Sitten war keine Spur. — In einem langen, schmutzigen und abgetragenen Kleide, mit verwilderten Haaren, von denen viele lange vor der Zeit die graue Farbe angenommen, und mit bleichen eingefallenen Zügen — die Augen jedoch bedeutungsvoll und starr — schlich er, da die Zeit seine ehemaligen tobenden Anfälle in stillen Trübfinn verwandelt hatte, und eine strengere Aufsicht über ihn entbehrlich schien, in den langen Gängen des Hauses umher; die meiste Zeit leise vor sich hin murmelnd, oder tief in Gedanken versunken. Der weite Garten der Anstalt, der — sonderbar genug — zugleich der ehemalige Kirchhof der angränzenden Gemeinde war, und der zwar jetzt zu diesem Zwecke nicht mehr benutzt wurde, auf dem aber alle Gräber und Monumente noch gut erhalten standen, diente bei günstiger Witterung zum Erholungsplatze für die mannigfachen unglücklichen Bewohner des Hauses; nur da hinab ging er nie, und war selbst bei dem schönsten Wetter nicht dazu zu bewegen. Mit aller Kraft sträubte er sich dagegen, wenn man ihn mit Gewalt veranlassen wollte, das Freie im Garten zu suchen, und behauptete: es müsse zwischen ihm und einem Andern da unten vorher noch Manches in's Reine gebracht werden, ehe er sich entschließen könnte, den Garten zu besuchen. Wohl aber sah man ihn oft von der Höhe, aus seinem Fenster, das die Aussicht in den Kirchhof hatte, lange starr herunter blicken — nach einem Platze im Hintergrunde, nach einem Grabe hin, bis er zuletzt in heftige Aufregung gerieth, mit den Händen herunter drohte und das Fenster zuwarf. Auch wenn er allein in seinem Zimmer war, hörte man ihn oft bald weinen und schluchzen und leise flüstern, daß es wie sanftes Bitten klang, bald übergehen in Zorn und laute Worte, als sey er mit Jemand in heftigem Wortwechsel begriffen, und der Wärter sagte: er zankte dann mit seinem todten Vater.

Es war kurz vor seinem unglücklichen Ende, als mein Geschäft, als junger Arzt, mich in die Anstalt führte, in der ich damals als Gehülfe eine Zeitlang auch Wohnung erhielt. Der Unglückliche schien eine Art von Vertrauen zu mir zu hegen; ich ließ mich so oft als möglich mit ihm ins Gespräch ein; er schien es gern zu sehen und

*) Es wird unsern Leser nicht entgangen seyn, daß diese Novelle den berühmten Paganini und den von ihm der Sage nach an seiner Geliebten verübten Mord zum Gegenstand hat.

sprach in guten Stunden in ziemlichem Zusammenhange mit mir. Eines Abends trat ich noch spät in sein Zimmer, er war allein — der Wärter hatte ihn verlassen — stand im Dunkel ruhig am Ofen und starrte gedankenvoll vor sich hin. Er kam mir aber bei dem Eintreten sogleich entgegen; sein Wesen schien heute mehr gesammelt, seine Augen hatten etwas weniger von jenem bedeutungsvollen grellen Glanze, woran der Kundige sogleich den Wahnsinn erkennt — ja es schien, als wenn sich eine gewisse Heiterkeit über ihn verbreitet hätte. Auf meine Frage: wie er sich befinde? — erwiderte er: „Gut, recht gut!“ Dann aber trat er ganz nahe zu mir heran, ergriff meine Hand und sprach leise und vertraulich: „Es ist mir aber doch recht lieb, daß Sie mich heute noch besuchen, und daß ich eben allein bin: denn Ihnen, Herr Doktor, kann ich es schon vertrauen — heute noch, noch in dieser Nacht, wird es anders mit mir werden, und mein Schicksal wird sich wenden. Heute war der schlimme böse Tag wieder jährig — und heute noch werde ich es thun; es darf dieses Jahr, dieser Tag nicht unbenutzt vorbeigehen. — Ich werde zu ihm hinab in den Garten gehen, ich werde ihn sanft zu Rede setzen, ihm gute Worte geben — und geben Sie Acht! wir veröhnen uns doch wieder, er und ich, und morgen bin ich wieder ganz wohl und schon weit von hier fort — es kann aber auch seyn, nicht — das will ich nun abwarten.“ — „Vergleichen Reden, mein Lieber“ — sagte ich — „dienen nur wieder dazu“ — — Er ließ mich nicht ausreden — „Nein!“ — rief er, und seine Augen erglänzten wieder stärker; — „Sie selbst, der Sie doch nicht toll sind, sollen jetzt mein Richter seyn — und bin ich gleich toll, ist mir doch heute Alles gut erinnerlich, wie es gewesen — und wie Alles sich zugetragen; hören Sie mich nur an! — Mein Vater, das müssen mir Viele bezeugen können, war stets ein heftiger und jähzorniger Mann, und meine sanfte gute Mutter, die hat er gemißhandelt, sie stets gekränkt und geplagt — bis sie ihn zuletzt verlassen mußte — und sie ist bald darauf unter fremden Menschen vor Gram jung gestorben. Er hatte auch selbst gar kein Vermögen, ich habe von ihm nichts erhalten, sondern Alles von meiner Mutter geerbt; ich habe ihn aber doch stets sehr reichlich unterstützt, und ihn nie der Noth überlassen — denn er war ja mein Vater — obgleich ich wohl wußte, daß er Alles, was er von mir erhielt, einer schlechten und falschen Person mittheilte — die meiner Mutter den Tod gebracht. Schlecht und falsch war diese Person; sage ich, und ich wiederhole es, wenn sich auch mein Vater immer über solche Reden geärgert hat. Mein Vater wurde aber auch selbst mit den Jahren, und als sein Haar schon grau war, nicht klüger: im Gegentheil immer heftiger und unfreundlicher wurde er. Nichts war ihm recht, für nichts wußte er mir Dank — behauptete: ich müßte ihn immer reichlicher unterstützen und ihm immer mehr geben, und immer fester hing er sich an jene Person. Eines Tages — heute sind gerade dreizehn Jahre seitdem verfloßen — oder es ist auch schon viel länger; denn ich habe während dieser Zeit selbst graue Haare bekommen — und damals war ich noch jung und kräftig — eines Tages also kam er zu mir auf mein Schreibzimmer, und verlangte auf's Neue eine bedeutende Summe von mir, und erklärte mir offen, daß er, um sein Alter in Ruhe beschließen zu können, gesonnen sey, jenes Franzzimmer, nach Empfang der geforderten Summe, zu heirathen, und daß ich sie von nun an wie eine Mutter ehren möchte.“

„Ich weigerte mich, dieses Mal das Geld herzugeben und sagte ihm auch, ich könne es nimmer dulden, daß meine todte Mutter durch diese Heirath beschimpft werde. Da gerieth der Alte wieder in großen Zorn, und im Zorn schimpfte und fluchte er meiner Mutter im Grabe — und wie er dieses gethan — wie er nämlich meiner Mutter fluchte, da gerieth auch ich in Zorn — und ich hob die Hand gegen ihn auf, sehen Sie, diese Hand hier war's — und schlug ihn damit in's Gesicht. Als dieses geschehen, war der Vater auf's Aeußerste gebracht; er gerieth in die höchste Wuth und verfluchte mich und meine Kinder, wenn ich einst welche bekommen sollte — im

Voraus, und schrie, daß Gott mich für meine heutige That strafen und verdammen werde — und daß er meinen Verstand, weil ich immer klüger seyn wollte, als mein Vater, verwirren möge! Darauf ging er davon, zog sich ganz von mir zurück und lebte in der Abgeschiedenheit. Ich schickte zu ihm, und ließ ihm mehrfach Veröhnung und Geld anbieten; er wollte aber nichts davon hören, wollte auch keine Unterstützung ferner von mir annehmen. Als ich endlich hörte, daß er bald sterben werde, ging ich selbst zu ihm; er gerieth aber bei meinem Anblick auf's Neue in Zorn und Wuth, hieß mich ihn augenblicklich verlassen — wiederholte seine Flüche und starb — und ich durfte auch, seinem ausdrücklichen letzten Willen gemäß, seiner Leiche nicht folgen. Eine Weile ging hierauf noch ferner bei mir Alles recht gut, bis die Zeit heran kam, in der ich entschlossen war, meine geliebte Braut, Mariane, zu heirathen. Da fiel es mir plötzlich ein, daß ich mich fürchten müßte, mit Marianen Kinder zu zeugen, die im Voraus verflucht wären! Und ich wurde ganz traurig darüber, und immer mehr kam mir Alles, was geschehen war, und noch geschehen könnte, in den Sinn, und immer seltsamer und seltsamer wurde es mir in Kopf und Herzen zu Muth. Darum habe ich auch meine Mariane nicht geheirathet — darum ist Alles so gekommen — darum muß sein Fluch auf mir ruhen — darum bin ich toll — darum bin ich hier!“

Ich suchte ihn zu beruhigen, und klingelte seinem Wärter.

Mitternacht war heran genahet; ich stand in meiner Wohnung noch am offenen Fenster und schaute hinaus in die stille Nacht und hinab auf den Kirchhof, auf die ruhig schlafenden Menschen, deren Gräber der Mond hell beschien. Da war der tolle Kaufmann leise von seinem Bette aufgestanden, leise zur Thür hinaus und die Treppe hinab geschlichen, und stand unten im Freien. Wie ein Nachtgespenst sah ich ihn jetzt rasch quer über die Gräber schreiten, nach dem Grabe hin, in welchem sein Vater schlief. Jetzt stand er vor demselben, und in schneidenden Zammertönen rief er laut durch die Nacht: „Ich bitte dich, alter Mann, stehe doch wieder auf! noch ein Mal nur stehe wieder auf! und sage mir: ob du noch immer die Beleidigung nicht vergessen, die ich dir zugefügt, und ob du deinen Fluch, der mich so ganz zermalmt hat, noch nicht zurücknehmen kannst? Ein Mal nur noch höre mich — und stehe jetzt auf, und reiche mir zur Veröhnung die Hand! — Ich könnte ja auch immer noch sagen: daß ich oft nicht ganz Unrecht gegen dich hatte — aber nein! ich will es nicht sagen — du sollst recht behalten — denn du bist der Vater! Nur große jetzt nicht mehr mit mir, und stehe auf, daß wir uns veröhnen! Sieh' nur, wie in Elend und Schmach mich dein Fluch gebracht! und ich möchte auch gern wieder wohl seyn und froh, und davon eilen, und meine Mariane heirathen. Darum, aus Mitleid mit mir, reiche mir jetzt schnell zur Veröhnung die Hand; nur ein Paar freundliche väterliche Worte rede wieder zu mir und ich eile schnell von dannen — und will auch dich ruhig und ungestört hier weiter schlafen lassen. Steh' auf, alter Mann, steh' auf, Vater! Du kannst ja doch nimmer ruhig schlafen, wenn Dein Sohn so im Elend weilt! — Wie, du hörst nicht? — Das ist Lüge! — Du könntest recht gut hören, wenn Du nur gewollt hättest! — aber so warst du immer, unversöhnlich und hart! Nun ist aber auch meine Geduld zu Ende, ich trage es so nicht länger! Ich will Dir nun auch ganz zeigen, wer ich bin — ich will noch einmal meine Hand gegen dich erheben — ich will dich aus deinem Grabe zerrn, ich will dich!“ — Er sprang jetzt viele Schritte vorwärts, raunte sodann mehreremal heftig mit dem Kopfe gegen des Vaters Leichenstein, und fiel zu Boden.

Ich eilte mit dem Wärter herbei — da starb er eben, er hatte an des Vaters hartem, marmornem Leichenstein, den er selbst ihm hat setzen lassen — sich den Kopf zerschmettert, und lag todt neben dem Grabe.

Das Neger Schiff.

(Aus den Papieren eines Seemannes.)

An einem jener abentheuervollen Tage meines Seelens stieß ich, unweit vom Palmenkap, auf einige hölzernerne Hütten, die auf dem brennenden Sande dieser wenig bekannten Gegend von Europäern in der Eile zusammengeschlagen worden waren. Neben diesen gebrechlichen Wohnungen lag, düster und lautlos, eine lange ganz schwarze Brigg vor Anker, die sich, als mein Schiff herankam, gar wohl hütete ihre Flagge aufzuhissen — dies war ein Neger Schiff. Als wir ans Land stiegen, sah ich einen jungen nachlässig und nach Art der Seeleute, welche unter dem Schleier des Geheimnisses die Küsten von Afrika besuchen, gekleideten jungen Mann aus einer jener Hütten hervortreten, der mir plötzlich um den Hals fiel, und im Tone des höchsten Erstaunens ausrief: „Wie, bist Du's wirklich? und was Teufel machst Du denn in diesem Hundeland?“ Ich besah mir jetzt den an meinem Halse Hängenden genauer, und erkannte in ihm einen meiner Verwandten, einen Handelsmann von der Küste von Guinea, sonst aber, so weit ich ihn kannte, der beste Kerl von der Welt.

Auf sein Befragen vertraute ich meinem zuthätigen Kollegen, daß ich nach dem Palmenkap gekommen sey, um Goldstaub und Elefantenzähne gegen andere Artikel meiner Ladung einzutauschen, und er gestand mir dagegen ganz offenherzig, daß er sich mit dergleichen nicht abgebe, und daß ihm hundert Stück tüchtige Neger lieber seyen, als Gold und Elfenbein, die man den Königen dieser wilden Gegenden gar theuer bezahlen müsse. „Und wie gehen denn die Geschäfte?“ — „Nicht schlecht,“ — war die Antwort — „wenn man nur, so wie ich, den Handel versteht. Ich habe mich eben, aus Spekulation, mit der ältesten Tochter dieses Lumpen, des Duc-Lagor, verheirathet, damit er mir einen doppelten Zug liefere, und wärst Du nur ein paar Tage früher gekommen, so hättest Du beim Teufel die Ehre haben können, meiner Vermählung mit der Kronprinzessin Jaza beizuwohnen, der am wenigsten sinkenden und glänzendsten Schönheit der königlichen Familie, mit der ich jetzt, wie gesagt, in Verwandtschaft gekommen bin.“ — „Wie, Unglücklicher! Du hast die Frechheit gehabt, eine Prinzessin zu heirathen, und hast doch bereits eine Frau in Martinique?“ — „Bah! wer! denkt daran! Ich habe mich auf Küstenmanier vermählt; mein Schiffmeister und der Groß-Mafuc des Landes haben uns am Fuße der Schiffswinde meiner Brigg zusammengegeben, die in der Eile in einen Traualtar umgeschaffen wurde, und meine beiden Schiffsjungen stellten die Chorknaben vor; es war Dir zum Todtlachen.“ — „Ganz gut, aber was machst Du denn, wenn sich Deine Neuvermählte in den Kopf setzt, Dir nach den Antillen folgen zu wollen?“ — „Was ich machen werde? das ist mir eine schöne Frage. Ich werde sie verkaufen. Eine Prinzessin aus dem reinsten Blut, von Kopf bis zu den Füßen prächtig tätowirt. Beim Teufel, ich werde dieses Kabinetsstück nicht unter hundert blanken Piastern losschlagen. Doch verplaudern wir die Zeit nicht unnütz; binnen acht Tagen gehe ich mit dem Zuge Neger, den mir die Freigebigkeit Sr. Majestät meines Schwiegervaters liefern wird, unter Segel, und ich muß Dich doch vorher noch der königlichen Familie vorstellen.“

Ein dicker abscheulicher Neger, bei einer Hitze von 30° R. eine ungeheure Perücke von Berg auf dem Kopfe und mit einem polnischen mit Pelz besetzten Rocke bekleidet, saß im Schatten eines großen Palmbaumes und aß gierig aus einer mit gekochtem Maniokmehl gefüllten Schüssel, während fünf oder sechs junge Negerinnen ehrfurchtsvoll um ihn herumstanden.

Mein erlauchter Verwandter sagte, als wir uns dieser schwarzen Gruppe näherten, mit dem ernsthaftesten Gesichte, das er nur machen konnte: „Besser, hier siehst Du Seine Majestät den König Duc-Lagor, und hier stelle ich Dich der Prinzessin Jaza, meiner vielgeliebten Gemahlin, vor. Hurtig Jaza, tritt vor und umarme den Herrn. Er ist mein Vetter; nur schnell, süßlich liebenswürdig und keine Fiererei!“ Ich kam der Auf-

forderung so gut als möglich entgegen und umarmte die junge Prinzessin, die mir, für eine Negerin vom Palmenkap, gar nicht übel schien.

Der König Lagor, dessen ganze Sprachkenntnis sich auf das Radbrechen einiger englischen Worte beschränkte, sagte mir auf seine Weise eine Verbindlichkeit, über die ich sehr erfreut mich stellte, und ihm zur schuldigen Dankagung eine große Flasche Tafia überreichte, die er sogleich in meiner Gegenwart zur Hälfte austrank.

Acht Tage nach meiner Vorstellung segelte mein sauberer Vetter mit seinen Negern und seiner schwarzen Frau nach Martinique ab, da sie sich, trotz der sehr sichtbaren Abneigung ihres Gatten gegen diesen Beweis ehelicher Anhänglichkeit, einmal in den Kopf gesetzt hatte, ihn zu begleiten. Wie werde ich die letzten Worte dieses schlechten Menschen vergessen, die er mir noch im Augenblicke der Abfahrt zuflüsterte: „Wird mir dieser schwarze Klotz“ — sagte er, indem er von seiner Frau sprach — „in St. Pierre nicht recht gut bezahlt, so soll mir der Schwiegerpapa tüchtig blechen, darauf gebe ich Dir mein Wort, wenn er sein Töchterchen aus meinen Klauen retten will.“ — Die beiden Gatten gingen an Bord, von den Geschenken und Segenswünschen des zärtlichen Vaters begleitet.

Sieben oder acht Monate später, als ich diesen Vorfall fast schon vergessen hatte, unterhielt ich mich eines Sonntags Abends in St. Pierre-Martinique damit, die Sklaven bei Fackellicht ihre phantastischen Tänze aufzuführen zu sehen, als ich unter den Coryphäen dieser nächtlichen Szene die Prinzessin Jaza selbst zu erkennen glaubte! — Der Schrei, den sie ausstieß, als sie mich gewahrte, bewies nur zu sehr, daß ich mich nicht geirrt hatte, und daß das Schicksal mir in der That meine erlauchte Base wieder in den Weg führte. Im Reiche ihres Vaters wäre sie mir ohne alle Umstände um den Hals gefallen, allein in Martinique sank sie zu meinen Füßen, und drückte ihre Freude aus, mich so unverhofft wiederzusehen.

„Was machst Du jetzt hier?“ — fragte ich sie in der Sprache, die sie jetzt gelernt haben mußte. —

„Ich diene der Dame meines vormaligen Gatten,“ — antwortete sie in schlechtem Kreolisch, und dem war wirklich so; die arme Jaza hatte sich freiwillig entschlossen, in Martinique zu bleiben, und der Gattin meines schändlichen Veters zu dienen.

Ich fragte sie, warum sie nicht in ihr Vaterland zurückgekehrt sey, und erhielt die naive Antwort: da sie ihren Mann schon verheirathet gefunden habe, so verstehe es sich von selbst, daß die erste Frau, so lange sie lebe, die ausschließliche Günst des beiderseitigen Gatten genieße, und so habe sie, als die zweite Frau, beschlossen, da zu bleiben, bis der Tod der ersten Frau ihr gestatte, in den Genuß der Vorrechte derselben zu treten.

Ich war so unvorsichtig, diese Mittheilung der armen Negerin mit einem schallenden Gelächter zu erwiedern, und ihr zu erklären, daß sie nie zu der geträumten Erbfolge gelangen werde, die sie so geduldig und gutmüthig erwartete.

Jaza hatte mich aufmerksam angehört, stand dann einige Minuten in tiefen Gedanken vor mir, drückte mir hierauf konvulsivisch die Hand, und mischte sich dann, als ob nichts vorgefallen wäre, wieder unter die Tanzenden. Am folgenden Morgen fand man die Unglückliche leblos in ihrer Hütte; das arme Mädchen hatte aus Verzweiflung Gift genommen.

Erfindung.

Der Mechaniker Jean Larpin in Lausanne hat eine Maschine zur Vertilgung der Maifäser und Raupen erfunden, und sich von dem großen Rath seines Kantons eine Kommission erbeten, welche untersuchen soll, ob die Maschine, wie er behauptet, ihre Zwecke vollkommen erreicht.

Düsseldorf, Montag den 8. Juni 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 23.

Der Großfürst Paul Petrowitsch in Angermünde.

Von Friedrich Pitt.

Der Großfürst Paul Petrowitsch von Rußland hatte sich im Jahre 1776 dem Könige Friedrich II. in Potsdam vorgestellt, dann aber den Prinzen Heinrich in Rheinsberg aufgesucht, und mit demselben eine Reise nach Schwedt verabredet, wo Markgraf Friedrich Wilhelm schon seit mehreren Tagen die hohen Gäste erwartete. Die Letzteren sollten in der Mittagsstunde des 8. August durch Angermünde kommen, und auch hier war Alles bereit, sie auf glorreiche Weise zu empfangen. Vor dem Prenzlauer Thore stand die Schützengilde, geschmückt mit weißen Handliernen von Glanzleinwand, und daneben auf muthigen Rossen paradirte eine Schaar stattlich uniformirter Bürger. Alle trugen blaue Röcke mit rothen Achselschnüren, hoch über die betresten Federhüte wehte die mit dem Stadtwappen gezierete Standarte, und jeder Reiter hielt seinen blanken Degen gezogen. Das Thor selbst war in eine Ehrenpforte umgewandelt, dicht bekleidet mit grünen Birkenreisern, langem Schilf, tausend herrlichen Blumen, und oben auf hatte man 3 gut geladene Böller gestellt, welche dem Großfürsten ein dreifaches Willkommen im engsten Sinne des Wortes entgegen Donnern sollten. Das Interessanteste bei der ganzen Sache blieb jedoch ein „Thron der Freude“, welchen man unweit der Ehrenpforte angebracht sah, ein von Laubwerk und Blumenfestons umgebener Sitz nämlich, auf welchem die Göttin der Freude Platz genommen. Ueber derselben glänzte die Inschrift: „Freude ergreift unser Herz!“ — sie selbst wurde durch ein feines Bürgermädchen repräsentirt, das, wohlgeputzt und in ein Gewand von rother Glanzleinwand, Silberlahn und Milchflor geschmückt, einstweilen zwar noch ausruhte von allerhand häuslicher Arbeit, bei Ankunft des Großfürsten demselben jedoch entgegenhüpfen, und eine auf himmelblauem Atlasband sauber abgedruckte Bewillkommungsode überreichen sollte. Ihrem Throne zunächst harrten, Blumenkörbe in den Händen, zwei Angermündesche Genien, in blendend weiße Leinwand gekleidet, und 4 dito Arcadier in kurzen, mit grünen Bändern besetzten Tuniken, denen sich wieder eine Schaar Trompeter und Paukenschläger anreihete. Gegenüber standen die Notabeln von Angermünde und eine Deputation des Magistrats, bei welcher der Kammerer präsidirte, weil der dirigirende Bürgermeister Krankheits halber daheim geblieben war, und der ihn remplacirende Stadtsekretär sich nicht nur an die Spitze der Bürgerkavallerie gesetzt, sondern auch sonst noch gar viel zu veranstalten und zu beaufsichtigen hatte. Auf den Schultern dieses lebhaften und ausgezeichnet thätigen Mannes ruhte heute das ganze Wohl und Weh von Angermünde; es war ein studierter Mann, ein Literatus, ein Schöngest, von ihm allein waren sämtliche Arrangements und natürlich auch die unzähligen Gedichte ausgegangen, welche die Feier des 8. August 1776 unumgänglich nöthig zu haben schien.

Was die Straßen betrifft, durch welche der Großfürst geleitet werden sollte, so waren dieselben reichlich mit Sand und duftendem Kalmus bestreut. Gepußt in Sonntagskleidern standen die Bürger längs den Häusern, dahinter ihre Frauen, Kinder und Dienstleute, und Alle waren angewiesen, sobald die Karosse des Großfürsten nahe, hätten sie nicht nur Blumen auf den Weg zu streuen, von Zeit zu Zeit die rechte Hand auf das Herz zu legen „zur Deutung treuer Liebe und Hochachtung“ — sondern auch so laut als möglich zu rufen: „Vivat der Großfürst von Rußland!“

Auf dem Markte vor dem Rathhause sollte der Wagen des Letztern mit Relaispferden bespannt, während dieser Zeit er selbst mit einigen Erfrischungen bedient werden, und zwar, wie Ehrgeiz und Vaterliebe flug erfunden, durch des Herrn Stadtsekretarius jüngste Tochter.

Albertinchen war ein schönes, liebes Kind von etwa sechszehn Jahren, noch so unschuldig in die Welt hineinschauend, daß Jeder seine Freude daran hatte, am meisten vielleicht aber der junge Lorenz Wächter, eines reichen Strumpfwirker's einziger Sohn und liebstes Herzblatt. Er betete das Mädchen an, war sich ihrer herzlichen Neigung bewußt, hatte seine Anträge jedoch von dem Vater streng zurückweisen sehen, weil dieser durchaus nur einen „Studierten“ und keinen Handwerker zum Schwiegersohn haben wollte. Seitdem umkreiste Lorenz den Abgott seines Herzens mit den eifersüchtigsten Augen, und seine Leidenschaft, sein eben so mißtrauisches als feuriges Temperament, hatte ihn schon oft zu närrischen, wenn nicht gar zu den unbesonnensten Handlungen verleitet. Heute war er einer der Jünglinge, welche die reitende Ehrengarde des Großfürsten bildeten; aber des stundenlangen Harrens am Thore müde, hatte er sich wieder in die Stadt hineingemacht, und nun stand er neben seinem Pferde, und schaute mit zärtlichen Blicken über den Sattel hinweg nach der Rathhausflur. Hier, von der Mutter bewacht und im Kreise geschmückter Frauen und Mädchen, wartete Albertine auf den Großfürsten; ihre Kleidung war allerdings etwas phantastisch, nach des Vaters Geschmack, allein nichts desto weniger trug sie dazu bei, das hübsche Gesicht, die schlanke Gestalt noch reizender zu machen. Die Angst der Erwartung sprach aus des Mädchens Zügen und machte ihr Herz klopfen; aber auch die Freude lachte aus diesen blauen Augen, und die Ueberzeugung, jetzt ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung zu seyn.

Da plötzlich bemerkte sie Lorenz hinter seinem Pferde und sanft erröthend schlug sie die Augen nieder. Allein sollte der, welcher so innig, so treu liebte, sollte er sie denn gar nicht bewundern dürfen in ihrem festlichen Kleide? War dem guten Menschen nicht die Freude zu gönnen?

O ja! dachte Albertinchen in aller Unschuld, und trat sofort in die Thüre, von wo aus sie dem Ehrengardisten recht freundlich zunickte.

Aber dieser Gruß blieb der überall hinforschenden Mutter nicht einen Augenblick verborgen. Schnell riß

ste Albertinchen in den Flur zurück, trat dann aber auf die Straße und keifte: „Hören Sie, Mösje Wächter, ich sage Ihnen ein für allemal, lassen Sie die Possen, und machen mir mein Kind nicht konfuse, sonst klag' ich's meinem Manne! Kriegen thun Sie das Mädchen doch nicht, und daß Sie's nur wissen, es sind schon ganz andere Bräutigams da, wie Sie! He!“

Die Dame verschwand wieder, und überließ den armen Lorenz dem Sturm seiner Gefühle. Er schämte sich, in Gegenwart sämmtlicher Klatschschwestern der Frau Stadtsecretärin blamirt zu seyn, sah Hohn und Spott auch auf den Gesichtern der übrigen Kleinstädter, und was das Allerschlimmste blieb, jene hatte von „andern Bräutigams“ gesprochen, die schon da wären! Diese Nachricht setzte den eifersüchtigen Jüngling in Wuth; seine Augen sprühten, seine Fäuste ballten sich, sein Mund brumnte gräßliche Verwünschungen, und um den Aerger doch einigermaßen zu fühlen, riß er seinen unschuldigen Schimmel wie toll hin und her am Zügel.

Sieh, da eilte ein dicker Mann ganz athemlos über den Markt, mit der einen Hand den Hut schwenkend, mit der andern die hellen Schweißtropfen von der Stirn wischend. Schon von weitem rief er, doch Niemand verstand den Keuchenden, bis er endlich den rasenden Lorenz Wächter erreicht hatte:

„Jungchen“ — schrie er, und schnappte nach Luft — „Jungchen, was machst Du — was stehst Du — was hast Du? — mach' Dich geschwind fort — sie kommen, sie sind schon da — man sieht den Staub, gleich werden unsere Kanonen schießen!“

Lorenz knirschte mit den Zähnen, und anstatt seinen Ingrimm zu unterdrücken, fuhr er fort, seinen Schimmel zu mißhandeln, und mit dem rechten Arm wüthend in die Luft zu sechten, als solle da ein tückischer Gegner durchbohrt werden.

„Lorenz, hörst Du denn gar nicht? Du sollst reiten, sonst kommst Du zu spät!“

Da endlich schwang sich Lorenz in den Sattel, und jagte so wild über den Platz, daß Kies und Funken stoben.

Der Dicke schauete ihm nach, und dann wie fragend im Kreise umher.

„Ich will Ihnen sagen, Herr Wächter, Stadtsecretärs jüngste Mamsell, die“ — so begann eine allzeit mundfertige Nachbarin, aber in demselben Moment trachten die Böller des Prenzlauer Thores, und auf dies Signal stürzte dem ankommenden Großfürsten Alles entgegen, was nicht gemessene Instruktion hatte, beim Rathhause aufgestellt zu bleiben.

„Aha, nun weiß ich, was die Glocke geläutet!“ — flüsterte der dicke Strumpfwirker in sich hinein, und schnippte mit den Fingern. — „Mein Jungchen hat sich wieder geboßt über die Mamsell da d'rinn; aber wart' Du kleine Here, ich streich's Dir an! Wer meinen lieben Sohn ärgert, den ärgere ich wieder! Deine Hochmüthigkeit will ich bald genug kurz kriegen, denn der alte Wächter ist gar nicht so dumm, wie er aussieht, und läßt sich nicht auf der Nase spielen, und seinem lieben Sohn auch nicht!“

Das immer näher rauschende Getümmel machte diesem Selbstgespräch ein Ende. Ein Strom zahlloser Menschen ergoß sich auf den Markt, und im Gleichschritt marschirten die Sektionen der Schützengilde heran. Rösse wieherten, Trompeten schmetterten, Pauken wirbelten, aus tausend Kehlen jubelte der Freudenruf: „Vivat der Großfürst von Rußland!“ Umschwirrt von kühnen Reitern der Bürgerkavallerie rollte der hohe Reisewagen langsam über den Platz; ihm folgten mehrere Karossen, in denen sich verschiedene Beamte des Hofstaates befanden, nebst dem Landrath und der Ritterschaft des Kreises.

Jetzt marschirte die Schützengilde auf, machte Front, und präsentirte, als der Hauptwagen gerade vor der Rathhausthür hielt. Sogleich sprangen mehrere Pagen vom Boß. Sie rißen beide Kutschschläge auf, und nun konnte man die vornehmen Herren ziemlich von allen Seiten betrachten. Zur Rechten des Prinzen Heinrich saß der Großfürst, angethan in Schuh und Strumpfer

und einem grünseidnen Rocke mit glänzendem Flitterwerk; ein Stern funkelte auf seiner Brust, und dasselbe Zeichen hoher Würde trug Prinz Heinrich, der sich übrigens in ganz einfacher Uniform zeigte. Beide Fürsten schienen sehr guten Humors zu seyn, wenigstens lächelten sie äußerst herablassend, und grüßten auf das Freundlichste nach rechts und nach links; auch geruhten sie das unterthänige Gesuch des Stadtsecretärs huldreich anzunehmen, der sich mit größtmöglicher Schnelligkeit vom Roß geworfen, den durchlauchtesten Reisenden im Namen der Stadt Angermünde eine kleine Erfrischung anzubieten. Albertinchen stand schon bereit mit einem ansehnlichen Präsentirtbrette, auf dem Melonenschnitte, Pflirsich, Aprikosen, silberne Körbchen mit Puderzucker und auch mehrere Gläser kühlen Getränks aus einem künstlichen Geschüßel bunten Papiers hervortauchten. Des Vaters glühender Dienstleister gab nun dem zitternden Töchterchen zu verstehen, es müsse sich auf den Kutschentritt placiren, um den Präsentirteller in den Wagen hinein zu reichen; und dies geschah.

„Nun hab' ich's, nun weiß ich, was ich thue!“ — wisperte der dicke Strumpfwirker, und lachte über das ganze Gesicht. Er stürzte auf den Schützenkönig zu: „Bruder, thu mir den allereinzigen Gefallen, laß jetzt einmal knallen, so recht was das Zeug halten will!“

„Ne, Gottlieb, das wäre gegen die Ordnung, ich darf nicht!“

„Ich beschwöre Dich, thu's zu Deiner eigenen Reputation! Sieh, Prinz Heinrich riecht gar zu gern Pulver, und hat ja das Schießen expresse befohlen!“ — so log der Dicke.

„I Sapperlot, Gottlieb, wenn's so ist, dann sollst Du alleweile Dein blaues Wunder hören!“ — versicherte der Schützenkönig, machte links um zu seiner Mannschaft, und kommandirte: „Achtung! macht Euch fertig! Hoch angeschlagen! Feuer!“

„Paff!“ — knallte die ganze Kompagnie, — „flirr!“ — schmetterte eine ganze Reihe Fensterscheiben des Rathhauses auf die Erde. Das Feuer kam Jedermann unerwartet, Alles erschrak sehr heftig. Die Pferde des fürstlichen Wagens stürzten in's Geschirr und rückten an — allein das wäre nicht einmal nöthig gewesen zur Erfüllung des Plans, welchen der alte Strumpfwirker sich ausgedacht; denn erst bebend vor lauter Freude und Ehrfurcht, dann tödlich erschreckt durch plötzliches Gewehrfener, verlor Albertinchen das Gleichgewicht, ließ den gewichtigen Präsentirteller in den Wagen fallen, und stürzte mit dem Angstgeschrei: „Ach, Herr Jesus!“ — vom hohen Kutschentritt herab.

Der nicht einen Augenblick aus seiner Contenance gebrachte Vater fing Albertinchen in seinen Armen auf, und während drei bis vier Pagen bemüht waren, das Innere des Wagens zu reinigen, den Puderzucker von des Großfürsten Seidenrocke abzustöbern, und die vergossene Limonade von seinen Strümpfen abzutrocknen, trug Jener seine Tochter in eine Chaise, welche hinter dem Rathhause wartete.

„Vater, ich kann nicht, ich bitte Sie um Gotteswillen, lassen Sie mich hier!“

„Wetterding, Du mußt!“ — befahl der Erhitzte, fast ganz außer Athem, ließ seine Hand schlagartig auf der Tochter Angstgesticht niedersinken, gab dem Kutscher noch einen Wink, und sprang zurück an seinen Posten.

Fort jagte die Chaise zum Schwedter Thore hinaus. Nichts wäre dem Stadtsecretär lieber gewesen, als wenn sein Töchterchen allein hätte jede weibliche Hauptrolle bei der heutigen Festlichkeit übernehmen können. Der Göttin der Freude am Prenzlauer Thore hatte Albertinchen schon entsagen müssen, um nur die Prima-Donna-Partie der Hebe am Rathhause für sich zu retten; nach unzähligen Proben war der väterlich gesinnte Maitre des spectacles jedoch zu der Ueberzeugung gekommen, wenn die Umspannung am Rathhause nicht gar zu rasch betrieben werde, könne Hebe ihren Präsentirteller nicht nur mit allen Ehren wieder deponiren, sondern füglich auch noch Zeit gewinnen, die „Traurigkeit“ — an der Gränze vorzustellen, welche das städtische Gebiet von der Feldmark des Dorfes Dobberzin scheidet.

Hier, wo die Landstraße nach Schwedt durchführt, war ein hoher Pavillon von Lattenwerk aufgerichtet, mit dunklem Moos und düstern Fichtenzweigen bekleidet. Ueber dem Eingange bildeten schwarze Lettern auf weißem Felde die Inschrift: „Hin geht unsre Freude, Trauer ergreift die Seele!“ — In des Pavillons Mitte aber führten mehrere Stufen nach einem Moosstige, auf welchem Albertinchen als die personifizierte „Traurigkeit“ von Angermünde dem abreisenden Großfürsten entgegen weinen sollte. Ihr Kutscher hatte die Pferde tüchtig durch den Sand geweißt; schaumbedeckt hielten sie jetzt an Ort und Stelle; zwei Freundinnen hoben das halb ohnmächtige Mädchen aus dem Wagen, und vertauschten in größter Geschwindigkeit Hebe's blumengarnirtes Festgewand mit einem weißen Ueberwurf, der, mit schwarzem Band besetzt, in langen Falten von den Schultern hinabfloß, nicht unähnlich einem antiken Mantel. Eben so schnell wurden die Haare entpudert, die Locken gelöst, über Brust und Schultern geordnet, und mit einem dunklen Trauerschleier bedeckt, unter welchem Albertinchen's in Thränen schwimmende Augen sich ganz am rechten Ort befanden. Das arme Mädchen litt über alle Beschreibung; ihre Traurigkeit war natürlich, und ihr bleiches, kummervolles Gesicht lieferte den Beweis, wie aufrichtig sie sich den Sturz vom Kutschentritt und die schonungslose Behandlung ihres Vaters zu Herzen genommen.

Es währte nicht gar lange, da sah man den abermals von Bürgerkavallerie umschwirrtten Reisezug des Großfürsten am Stadtfest erscheinen, und gleich darauf lenkte er den Sandweg herab nach Dobberzin.

Sogleich nahm die „Traurigkeit von Angermünde“ jene betübte Stellung an, welche der Vater hatte sattfam einüben lassen, und aus der sie bei Annäherung des durchlauchtigsten Reisenden verstört auffahren sollte, ihm eine Abschiedsode zu überreichen. Diese war in schwarzen, durch silberne Spizen verzierten Atlas eingebunden, und lag auf einem weißseidenen Kissen, dessen Rätze mit schwarzem Flor garnirt erschienen. Gleich allem Bewillkommungs- und Jubelgedichten des heutigen Tages, war auch sie ein Meisterstück des in allen Branchen der Poesie sattfesten Stadtsecretärs, und begann mit folgenden Worten:

„Du, der Du mit Liebes-Seilen
Alle Herzen bast gewonnen,
Dein Abschied drückt Trauer auf unsre Wangen!
Du gewünschter Fremdling griffst unser Herz!
Mit schmelzenden Blicken
Ist das würdige Original würd'ger Fürsten
In unsere weichgeschaffne Seelen geähet, —
So wird, gleich Petrowitz ewigem Ruhme,
Das heutige Glück von Angermünde
Berewigt bis in die späteste Nachwelt! u. s. w.

Der Dichter hatte zwar bereits den Glauben, es werde diese Ode tiefen Eindruck auf den Großfürsten machen, zur Steigerung der Empfindung aber doch rathsam gefunden, ein Paar Musikanten hinter den Pavillon zu verstecken, deren Flöten und gedämpfte Violinen „eine melodische Wehmuth“ hören lassen sollten, sobald Albertinchen mit feierlichen Schritten auf den Großfürsten zugehe.

Dieß geschah, und kaum hielt der Wagen, kaum hatten die Pagen die „Traurigkeit“ ins Auge gefaßt, als sie sink den Kutschenschlag aufrissen. Albertinchen sah den fatalen Tritt abermals herunterlassen, wagte sich jedoch nicht wieder da hinauf, sondern hielt ihr Kissen mit der Abschiedsode so hoch empor, daß Großfürst Paul beides ziemlich bequem erreichen konnte. Er las, und was er nicht zu verstehen vermochte, erklärte sehr bereitwillig Prinz Heinrich, welcher sich bei der Sache überhaupt ganz himmlisch amüßte.

Sehr natürlich hatte sich der Stadtsecretair vom Pferde geworfen, und stand in der Nähe. An ihn richtete der gütige Paul einige Worte des Danks für die gütige Aufnahme, welche ihm von den Angermünder Bürgern zu Theil geworden, und schloß mit den Worten:

„Nun sag' Er aber einmal, seyd Ihr denn nun Alle wirklich so traurig, wie hier geschrieben steht?“

Der Stadtsecretarius bückte sich bis zur Erde nieder legte die Hand auf's Herz und wisperte:

„So ist's, Allerdurchlauchtigste Kaiserliche Hoheit! Ich bin so kühn, pflichtschuldigt gehorsamst in unverfälschter Treue zu versichern, vorhin sey dieser Tag ein heilbeglückter Tag gewesen, und jedweder Bürger habe Ambra und Zibeth auf den Altar der Freude ausgestreut; nun aber, da die majestätische Wonne der Natur von uns scheidet, sind wir alle vertieft in ein Meer bitterer Abschiedsjähren. Dennoch aber ist der allergrößte Wehmuthsfeld über meine arme Tochter ausgegossen, dieweil selbige das unaussprechliche Unglück gehabt, Allerhöchstdero Mißfallen zu erregen!“

„Seine Tochter? Wie so?“

„Dieselbe hatte vorhin das beklagenswerthe Malheur, Ew. kaiserlichen Hoheit zu benezen. Dammhero erdreiste ich mich, nun als ein insonders betrübter unglücklicher Vater, des Wunsches Gluth und unterthäniges Wort auszusprechen, indem Allerhöchstdero unschätzbare Großmuth und weltbekannte Gnädigkeit für mein misera-beles Kind ich anzusehen bemüht bin.“

„Aha, das also war Seine Tochter!“ — begann der Großfürst, und in demselben Augenblicke machte Prinz Heinrich ihn in französischer Sprache auf die schluchzende ganz zerknirscht in die Knie gesunkene Persönlichkeit der „Traurigkeit von Angermünde“ aufmerksam. Sie sah unbeschreiblich leidend aus.

„Mein Gott, die arme Kleine ist wohl recht erschreckt gewesen?“ — äußerte der mitleidige Paul, und eine leichte Bewegung der Hand winkte dieselbe näher. Außer sich vor Wonne hob der Stadtsecretair das zitternde Albertinchen auf den Kutschentritt; aber sein Entzücken erreichte den höchsten Gipfel, als der Großfürst einen Brillantring in des Mädchens Hand drückte, und ihr empfahl, nicht noch einmal zu erschrecken.

Albertinchen neigte sich, in tiefster Devotion den feidenen Rockschöß des Huldreichen an die Lippen zu drücken, und nach einer damals in ganz Rußland üblichen Landesitte küßte sie der junge Fürst auf die Stirne.

„Million Donnerwetter, das leid' ich absolut nicht! Ist denn das auch einer von den Studirten, auf die gelauert worden? Gehört der auch zu den Bräutigams, von denen die Stadtsecretärsche spricht?“ — schrie auf einmal ein Bürgerkavallerist und prellte wüthend aus der Fronte.

Prinz Heinrich zog die Augenbraunen finster zusammen, vermuthete Böses, und weitere Unordnung befürchtend, gab er dem Stadtsecretair einen Wink, den tollen Menschen da fort zu schaffen. Dieser Befehl wurde augenblicklich befolgt, denn von polizeilichen Hänften gepackt, verschwand Lorenz Wächter (kein anderer war jener Reiter) in die wogende Menschenmasse, und nur noch dumpf hallte sein Geschrei über Gewalt und Ungerechtigkeit. Inzwischen war Albertinchen entlassen, und der Großfürst hatte einige Fragen an den Prediger von Dobberzin gerichtet. So gewann der Stadtsecretair Zeit, wieder an den Wagenschlag links zu treten, um dem Prinzen Heinrich wo möglich den häßlichen Verdacht zu nehmen, die gute Stadt Angermünde habe in ihrer Ehrenwache einen Trunkenbold aufgenommen gehabt. Dieser Vorsatz besiegte einstweilen seinen Haß gegen Lorenz Wächter, denn um die Ehre der Stadt zu retten, mußte der Jüngling ganz ungeheuer gerühmt werden.

„Und“ — so schloß der Bericht — „wenn Ew. Kön. Hoheit zu Gnaden halten wollen, die gegenwärtige Verdrießlichkeit hat nur einen flüchtigen Grund, dieweil sothananer junger Mensch in seinem erhitzten Gemüthe ein wenig zu sehr charmirt ist von meiner Tochter!“

„Also ein Amour? Versteh, versteh! Da wird es wohl bald eine Hochzeit geben?“

Der störrische Schwiegervater zuckte die Achseln.

„Nun, sprech' Er doch!“

„Geruhen Ew. königliche Hoheit in Allerhöchstdero gnädige Betrachtung zu ziehen, wie ein Mann von meinem Stande, ein studirter Beamte, der in sattfamer Vergnüglichkeit und Freude seinen Federkiel nur dem Dienste Ew. Majestät, unserm Allergnädigsten Könige und Herrn, widmet, wie ein solcher sein Kind unmöglich einem Plebejer zum ehelichen Gespons geben kann; denn

jener Bursche ist nur der Sohn eines Professionisten, eines Strumpfwirfers, mit Erlaubniß zu sagen!"

„Er äußerte doch vorhin, der junge Mensch sey gar nicht übel! Hat er Vermögen? Würde er eine Frau ernähren können?“

„Sein leiblicher Vater lebt durch die Gnade Gottes allerdings im Schooße ansehnlicher Glücksgüter, dieweil er der wohlhabendste Bürger von Angermünde geworden!“

„Hör' Er, Stadtsecretär, dann laß' Er Seinen Hochmuthstüpfel nur fahren! Sey Er kein Narr, nehm' Er den Menschen da zum Schwiegersohn. Will Er?“

„Gehorsamster Knecht, Ew. Königliche Hoheit Wunsch ist allezeit noch mehr als Befehl für mich!“

„Nun wohl, ich halte Ihn beim Worte, denn ich mein's gut mit Ihm, und damit Er Sich Seines Versprechens erinnere, da nehm' Er diese Dose zum Andenken! Adieu!“

So eben brach auch der Großfürst sein Gespräch mit dem Prediger ab. Die Pagen warfen den Kutschenschlag zu, die Vorreiter hieben auf die Pferde, ein dreimaliges „Lebewohl!“ — donnerte durch die Luft, alle Trompeter bliesen Tusch — und dahin rollte der Reisewagen nach Schwedt zu!

Am Abend war Ball im Schützenhause, und hier deklarirte Vater Stadtsecretär die Verlobung seiner Tochter Albertine mit dem jungen Herrn Lorenz Wächter.

Ein Besuch bei der Favorit-Gemahlin Mehemed Ali's.

(Aus the Captives in India etc. by Mrs. Holland.)

Nachdem Olivia die Thore des Kastells passirt war, ward sie nach einem kleinen Hofplaz geführt, in dessen Mitte eine Quelle ihr klares Wasser in ein Marmorbecken ergoß, wie dies in den östlichen Ländern überall der Brauch ist; der Plaz war von vergoldetem Gitterwerk und anderen Zierrathen in einem Stil umgeben, wie sie es nie gesehen, und es verwirklichten sich so in ihrem Geiste die Eindrücke, welche sie in ihrer Jugend von dem Reichthum und der Pracht, womit die arabischen Mährchen prunken, gewonnen hatte.

Darnach thaten sich ein paar Flügelthüren auf und sie ward durch ein Vorzimmer, belegt mit dem Producte der persischen Weberkunst und duftend von Wohlgerüchen, in das innere Gemach geschoben, welches zu ihrem Erstaunen ganz mit Frauenzimmern angefüllt war, die sie mit kindischer Neugier, bei einigen selbst mit Furcht gemischt, anstarrten. Die reichen Anzüge und bei einigen selbst die ausgezeichnete Schönheit setzten es außer Zweifel, daß sie die Damen des Harems und keine Sclavinnen waren; doch bildeten sie sofort ein Spalier, das zu einem weiblichen Wesen führte, welches auf einer kleinen viereckigten Ottomane von Seide mit Gold gewirkt saß, und deren prachtvoller schimmernder Anzug Olivia ganz die Augen blendete. Die tiefe Verbeugung, womit sie den ersten Blick der Favoritin erwiderte, schien diese aus einer Träumerei erweckt zu haben, und obwohl hastig, dennoch mit Grazie sich erhebend, bot sie Olivia die Hand, sagte ihr einige leise, aber doch vernehmliche Worte, und ließ sie neben sich Platz nehmen. Olivia konnte nun analysiren, was sie im ersten Augenblick so überrascht und eingenommen hatte. So prachtvoll auch der Anzug der schönen Morgenländerin war, stand er dennoch nicht im Einklang mit deren vollendeter Schönheit und hoher Zierlichkeit; doch war die Schönheit von ganz anderer Art, als was sie je gesehen hatte. Diese Eigenthümlichkeit hatte ihren Grund in der blaßgelben Limonienfarbe, an welche sich das ungewöhnte Auge erst gewöhnen mußte. Einige wenige Augenblicke waren aber hinreichend, um Olivia zu überzeugen, daß diese Farbe die Schönheit noch mehr hebe, als blond oder oliv, und sie hatte nie eine zartere Haut, hochrothere Lippen gesehen, nie in größere, dunklere und sanftere Augen geschaut; dabei war jeder Gesichtspunkt rein griechisch, ge-

paart mit der lebendigen Schönheit, welche der Marmor nie wiederzugeben vermag.

Thierkampf.

In Cambrai zeigte vor einigen Tagen ein Bärenführer einen Bären, mit dem er, nachdem er ihn alle gewöhnlichen Kunststücke durchmachen lassen, sich in einen Kampf einließ, bei welchem der Bärenführer immer der siegende Theil blieb, sey es nun, daß der Bär, um nicht knapperes Futter zu erhalten, den Großmüthigen spielte, oder, nach einer stillschweigenden Uebereinkunft, die Rolle eines Helfershelfers übernahm. Nachdem der Bärenführer seinen Feind besiegt, pflegte er seinen Sieg zu verkünden, und diejenigen unter der „verehrten Gesellschaft“, welche etwa Lust hätten, sich mit dem Bären zu messen, aufzufordern, näher zu kommen. Wie man denken kann, war diese Aufforderung bisher eine unbeantwortete geblieben. In Cambrai erbot sich indeß ein breitschultriger, starker Kerl, nachdem er sich überzeugt, daß der Bär gehörig mit einem Maulkorbe versehen sey, und daß man ihm kürzlich die Tazen verschnitten, zum Kampf. Natürlich erregte dies große Aufmerksamkeit in der Versammlung. Man ließ den Kämpfer herein. Der Bär, welcher ein unbekanntes Gesicht vor sich sah, näherte sich dem Menschen, beroch ihn, entfernte sich dann und setzte sich ruhig nieder. Dies machte dem Kämpfer Muth: er trat, wie ein Gladiator, dem Bären näher und gab diesem einen so gewaltigen Faustschlag auf das linke Ohr, wie ihn wohl selten eine Bestie bekommen hat. Dies brachte den Bären aus seiner Lethargie: er setzte sich auf die Hinterbeine, fing fürchterlich an zu brummen und warf sich auf den Angreifer, den er umklammerte und zu ersticken suchte. Jetzt wurde die Lage des Kämpfers sehr kritisch. Der Bär hielt ihn so fest, daß der Mensch sich nicht rühren konnte, während er selbst fortwährend brummte. Vergebens suchte der Mensch sich loszumachen und erst, nachdem er sich nach allen Seiten hin und her gewunden, gelang es ihm, eine seiner Hände freizumachen, und den Bären bei dem Schwanz zu ergreifen, wo er sehr empfindlich ist. Dies Manöver rettete ihn: mit Hülfe des Bärenführers gelang es ihm, sich von dem Bären loszureißen, jedoch nicht, ohne daß der letztere ihm noch einige blutige Spuren seiner Zuneigung auf den Armen hinterlassen hätte. Wahrscheinlich wird sich der heldenmüthige Mann nicht sobald wieder in einen solchen Thierkampf einlassen.

Miszellen.

Dieser Tage brachte ein Arbeitsmann in Paris eine Anzahl von Kleidungsstücken zum Verkauf zu einem Trödler. Dieser drehte die Taschen einiger Kleider um, um sich von dem Zustande derselben zu unterrichten, und fand dabei ein Paket mit Adressen, die den Namen eines Hutmachers, Babois, in der Straße des Rosiers enthielten. Dies erregte Verdacht, daß die Kleider nicht auf rechtem Wege in die Hände des Arbeiters gekommen seyn möchten, und da der Verkäufer sehr verwirrt antwortete, hielt der Trödler ihn an, und ließ die Polizei rufen. Ein Polizeikommissär begab sich nach der Wohnung des Herrn Babois, wo er die Nachbarn sehr beunruhigt fand, daß derselbe sich schon seit mehreren Tagen nicht habe sehen lassen. Sein Zimmer wurde hierauf erbrochen, und man fand ihn mit einer Axt erschlagen auf dem Boden liegend. Der Verhaftete wurde als ein Mann des 22sten Füsilierregiments erkannt, der auf Urlaub, und von dem Ermordeten als Arbeiter angewendet worden war. Er läugnete zwar fest, den Mord begangen zu haben, wurde aber in's Gefängniß geführt, und mit ihm zugleich eine Frauensperson, mit der er lebt, und die der Theilnahme an der Mordthat verdächtig ist.

Düsseldorf, Montag den 15. Juni 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 24.

Die Schuldverschreibung.

Von Elise Nätkler.

Der Wächter verkündigte die elfte Stunde; das Rollen der Equipagen verhallte mehr und mehr; dunkler und stiller wurde es auf der schönen Königsstraße; dunkler und stiller auch in dem Born'schen Hause. Nur in dem Eckzimmer linker Hand brannte noch eine dichtschilderte Strallampe und warf ihren Schein auf das Nachttischchen der frankten Kommerzienrätthin, an deren Bette, aus einem Buche vorlesend, die liebliche Emma saß. „Nicht weiter,“ — sagte die Kranke, verdrießlich sich nach der Wand kehrend — „hör' auf, Dein Lesen langweilt mich, ich will schlafen.“ Emma legte das Buch bei Seite, nahm ihre Arbeit zur Hand und achtete dabei sorgsam auf jeden Athenzug der Schlummernden. Sie hatte auf ähnliche Weise schon manche Mitternachtsstunde in diesem Zimmer durchwacht! denn die Kommerzienrätthin war schon seit mehreren Wochen krank und mochte keine andere Wärterin als Emma um sich leiden. Sie hatte für das gute Mädchen, ihre Pathe, eine besondere Vorliebe, und Emma's Mutter, obwohl auch schwächlich und einsam — sie war Wittve — ergriff mit Freude diese Gelegenheit, sich der Kommerzienrätthin, der sie verpflichtet war, dankbar zu beweisen. Es konnte auch Niemand zur Krankenwärterin geschickter seyn, als Emma; denn sie verband mit einer sanften, duldsamen Gemüthsart eine frühe Übung am Lager ihres verstorbenen Vaters, dessen lange, dauernde Leiden sie mit der Mutter gemeinschaftlich getragen und gelindert hatte. Hierdurch am Krankenbette gleichsam einheimisch geworden, übernahm sie jetzt um so williger die Pflege ihrer Pathe. Wir wollen jedoch nicht verschweigen, daß sie im Born'schen Hause zwei Augen dankbar anblickten, in deren Blicken sie für Alles, für Launen und Eigensinn der Patientin reichen Ersatz fand.

Wilibald, der einzige Sohn und künftige Chef des Born'schen Hauses, war ohnlängst aus England zurückgekehrt, hatte seine Mutter krank, und das holdste weibliche Wesen, was ihm je begegnet war, als ihre Pflegerin gefunden. Je öfter er sie sah, je mehr Tugenden, je mehr Liebreiz entdeckte er an Emma, und der Gedanke, sie dereinst zu seiner Gattin zu erwählen, fand alsbald Raum in seinem Busen. Der Gedanke wurde zum glühenden Wunsche, der Wunsch zum festen männlichen Entschlusse. Seine Mutter — das wußte er — hatte zwar andere Pläne mit ihm vor; sie kannte den Werth des Reichthums, sie schätzte und überschätzte vielleicht denselben — doch konnte man ihr ein gefühlvolles edles Herz nicht absprechen, und der Sohn hoffte im Stillen (was hofft die Liebe nicht!) sie allmählig für seinen Wunsch zu gewinnen. Von dem allen ahnte Emma nichts. Sie sah bloß einmal mehr als gewöhnlich nach der Uhr, wenn die Stunde herannahte, wo Wilibald seine Mutter zu besuchen pflegte; trat er in die Stube, so färbte ein höheres Roth ihre Wangen; aber sie räumte ihm sogleich den Platz am Bette ein und arbeitete ems-

ger in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers. Auch heute hatte sie ihn so gesehen, heute besonders hatte ihr Herz gepocht, als er zu ihr getreten war und gesagt hatte: „Liebe Emma! wird Ihnen das nächtliche Wachen auch nicht zu viel? Sie sehen ein wenig blaß aus — ich werde künftige Nacht Ihre Stelle einnehmen.“ Emma versicherte dagegen, daß sie sich nicht im Geringsten angegriffen fühle, auch war die Kommerzienrätthin gar nicht geneigt, Emma's gewohnte Pflege mit der ihres Sohnes zu vertauschen, und Emma blieb wie gewöhnlich bei ihr. Diese Scene des hentigen Morgens ging in der stillen Mitternachtsstunde wieder in Emma's Köpfchen vorüber: Wilibald — sie mußte es sich ganz heimlich gestehen — war doch ein guter und auch — schöner Jüngling! „Emma!“ — rief jetzt die Pathe, die nicht schlafen konnte, und unterbrach des Mädchens liebliche Gedankenreihe — „Emma! Du mußt mir einen Gefallen thun. Hier, nimm diesen Schlüssel,“ — sie nahm ihn aus einer an der Seite des Bettes befestigten Chatouille — „schließe hier im Nebenzimmer den großen Rußbaumschrank auf, und bringe mir aus demselben den dritten Schiefkasten linker Hand; es sind Papiere darin, die ich durchlesen möchte.“

Ohne Widerspruch, ohne die unpassende Stunde zu erwähnen, that Emma, wie ihr geheißen war. Sie zündete das Wachlicht an, öffnete die Thüre des Nebenzimmers, welches sehr geräumig und mit kostbarem altmodischem Geräthe angefüllt war, und trat zu dem bezeichneten Schranke. Das starke, lange Zeit nicht geöffnete Schloß wollte Emma's zarter Hand sogleich nicht weichen; klirrend sprang es nach wiederholten Versuchen endlich auf, als eben die Wanduhr daneben zwölf schlug. Den dritten Schiefkasten linker Hand — hatte die Freundin gesagt — Emma zog ihn hervor — aber — sie erschrad ein wenig — es war der rechte Kasten nicht, Gold und Juwelen bligten ihr daraus entgegen. Das vierte Fach denn! richtig! es enthielt Papiere. Vorsichtig wieder zuschießend brachte Emma der Kranken das Verlangte; unwillig aber schob diese den Kasten wieder zurück, murrend, es sey nicht der rechte. Emma trug ihn an seinen Platz zurück, öffnete die andere Flügeltüre des Schrankes und nahm rechter Hand den dritten Kasten. Ein Glück, daß sie's getroffen; die Kommerzienrätthin war nun zufrieden, blätterte ein wenig zwischen den Papieren, hieß darauf Emma, sie wieder in den Schrank zu schließen, empfing, als es geschah, den Schlüssel zurück, und schlief bald nachher ruhig ein. Auch Emma schlummerte und ein süßer Traum verklärte sie zum schlafenden Engel.

Emma war eine vaterlose Waise, und von Seiten des Glücks stiefmütterlich bedacht. Ihr verstorbener Vater hatte bei einer kleinen Stelle wenig für Weib und Kind zurückgelegt, kaum ein ererbtes Häuschen erhalten können. Manches Hauskreuz, drei Leichen geliebter Kinder, und endlich des Vaters eigene langwierige Krankheit brachten die Miller'sche Familie in Rückstand und obgleich alles Entbehrliche willig entbehrt wurde, um nur das Häuschen zu erhalten, so wäre dies im Drang

der Umstände doch nicht möglich gewesen, ohne ein Darlehen von 200 Thalern, welche die Kommerzienrätbin Born ihrer Jugendfreundin, Emma's Mutter, auf eine Handschrift lieb. Dieser Ausbülfe verdankte die bedrängte Familie die Erhaltung ihres Wohnsitzes, und es erhellt hieraus, warum sich Emma und ihre Mutter zu Segensdiensten gegen die wohlwollende Freundin verpflichtet fühlten.

Frau Miller, Emma's Mutter, war eine jener reinen, schönen Seelen, die, in siebenfacher Läuterung bewährt, Alles als eine Gottesgabe annehmen, und so auch das scheinbare Uebel in Heil verwandeln. Man durfte die schöne Matrone nur sehen, mit der reinen, faltenlosen Stirne, den frommen, klaren Augen, die doch der Thränen so viele geweint hatten, mit dem milden Zuge um Mund und Wangen, mit dem anspruchslosen, doch festen Gange, in ihrem einfachen saubern Anzuge; man durfte Frau Miller nur sehen, um wahre Hochachtung für sie zu fühlen. Auch Wilibald, der sie zuweilen bei seiner Mutter sah, fühlte sich davon durchdrungen, und um so mehr zu der Tochter einer solchen Mutter hingezogen.

Eine entzückende Aussicht dämmerte dem liebenden Jüngling nicht allzufern. Seine Mutter ging der Genesung entgegen. Fast von den Ärzten aufgegeben, siegte ihre gute Natur, und ihre Lieben durften hoffen, sie noch auf lange Zeit dem Leben wiedergeschenkt zu sehen. Emma war ihr unentbehrlich geworden; und hätte sie gleich ein fremdes, unbegütertes Mädchen wohl nie als Tochter aufgenommen, so hoffte er doch — ja er setzte es fast mit Gewißheit voraus, sie werde Emma gern als solche segnen. Schon verrieth der Blick und die Stimme der Liebe, schon manches leise gesprochene, aber nicht verhaltene Wort dem schüchternen Mädchen des Jünglings Herz; ein flüchtiges Erröthen, ein stummes Abwenden war zwar ihre ganze Antwort, doch diese war bedeutend genug für den glücklichen Wilibald. — Für den glücklichen Wilibald! — Armer Jüngling! — Dein Glück ist ein täuschender Traum!

Ein vertrautes Gespräch mit seiner Mutter gab Wilibald Gelegenheit, ihre Gesinnung ein wenig näher zu erforschen. Sie lächelte gütig bei seinen blöden Andeutungen, und vertraute ihm sogar, was für Geschenke sie Emma zu ihrem achtzehnten Geburtstage zugehadt habe. An diesem Tage hatte sie sich vorgenommen, zugleich ihr eigenes Genesungsfest zu feiern; da sie aber keine zahlreiche Gesellschaft liebte, so war außer den Hausgenossen nur Emma's Mutter dazu eingeladen.

Den Nachtmahl der vergnügten Mahlzeit, welche die Familie vereinte, sollten die für Emma bestimmten Geschenke verschönern. Die Kommerzienrätbin ging, ihrem Sohn unmerklich zuwinkend, ins Nebenzimmer, und führte den ihr folgenden Sohn an den Tisch, auf dem die Geschenke lagen. „Ist's so recht,“ — fragte sie — „ist's genug? — was meinst Du, mein Sohn?“ — „Liebe Mutter,“ — versetzte Wilibald — „ich will Ihrer Güte keine Vorschrift und keine Grenzen setzen, thun sie was sie wollen — ach — nicht so? Emma ist ihre Tochter?“ — „Schon gut,“ — lächelte die Mutter, — „ich merke, es ist dem jungen Herrn noch nicht genug — so will ich denn noch etwas hinzulegen.“ Mit diesen Worten trat sie vor den großen Rußbaumschrank, öffnete mit geübter Hand das starke Schloß, zog die dritte Schublade linker Hand hervor, und griff nach dem obersten Papiere. „Hm! wo ist denn die Handschrift?“ — sprach sie ein wenig verstimmt, als sie schon das dritte, vierte Blatt entfaltet und wieder zusammengelegt hatte. „Welche Handschrift, liebe Mutter?“ — fragte Wilibald. — „Die Miller'sche Verschreibung über die 200 Thaler. — Du weißt ja darum — die wollte ich noch zu Emma's Angebinde legen.“ — „O meine gütige Mutter!“ — sprach der Sohn, und küßte mit einer Freundesträne ihre Hand. „Hilf mir nur suchen,“ — fiel die Mutter verdrießlich ein, — „erst muß ich das Blatt haben, ehe ich es verschenken kann!“

Und sie suchten Beide; sie durchsuchten den ganzen Schrank und dessen Umgebung; sie vergaßen Nachtmahl und Gäste — umsonst! die vermißte Handschrift war

nicht zu finden. Als nun nicht das kleinste Fach, auch kein verborgenes, mehr zu durchsuchen übrig war — da verschloß die Mutter mit zitternder Hand den Schrank, lehnte sich bleich und immer bleicher werdend an denselben an, und sagte mit entsetzlicher Stimme und Geberde: „Niemand kam über diesen Schrank, als Emma; für keinen Menschen, als für die Miller'sche Familie, konnte die Handschrift Werth haben. Emma hat mir die Handschrift entwendet!“ — Mit einem Laut des Schreckens sank der Sohn zu der Mutter Füßen nieder, umschlang ihre Kniee, beschwor sie, sich zu fassen, sich zu besinnen, zu prüfen, bevor sie das Entsetzliche, das Unglaubliche laut werden lasse. Sie sah voll Mitleid auf den Sohn herab (denn sie durchschaute sein Herz,) aber sie wiederholte zugleich die Worte: „Es ist keine andere Möglichkeit — Emma — sonst Niemand!“

Da trat die Genannte in die Thür, ahnend, es sey der lieben Freundin, die nicht wiederkehrte, etwas zugestoßen. Versteint blieb sie vor der Gruppe stehen. „Um Gottes Willen! was ist geschehen?“ — fragte sie zitternd. — „Nichts! gar nichts!“ — antwortete die Kommerzienrätbin mit Stolz und Verachtung. — „Hier sind die Dir bestimmten Geschenke! ich hatte Dir noch ein anderes zugehadt — hier aus diesem Schranke — es ist mir aber gestohlen worden!“

Wer möchte die Scene schildern, die in Folge fernerer Erläuterungen hierauf folgte? — Vier Herzen guter Menschen wurden in den zartesten Tiefen auf das grausamste zerrissen, sie wurden durch Erbitterung und Kränkung getrennt, ach vielleicht auf immer und ewig!

O Wahrheit! Gotteslicht! warum hat dich die Lüge verfinstert, daß der Mensch vor dem Menschen wie vor einem dunkeln Räthsel stehen und zweifeln muß; was bist du? — So hatte sich denn Emma's achtzehnter Geburtstag, der mit so frohen Hoffnungen begonnen, höchst traurig geendet. Unberührt blieben die ihr von der Freundschaft und Liebe zubedachten Gaben auf jener finstern Stelle, unfern des unglücklichen Schrankes liegen, wo sie schon damals bei den Schlägen jener verhängnißvollen Mitternachtsstunde ein unheimliches Grauen angewekt hatte. Sie war verstossen von der ihr so theuern Familie; gekränkt an Tugend und Ehre, eines Diebstahls verdächtig, eines entsetzlichen Betrug; denn die Kommerzienrätbin hat im Zorn die Worte ausgestoßen: „Du hast auf meinen Tod gehofft! hast mit Gewißheit auf ihn gerechnet und auf diese Rechnung hin die Handschrift vernichtet, damit Ihr der Schuld quitt seyn möchtet!“ — Es war hart, es war bitter — und Emma sollte den bitteren Kelch der Verkenning bis auf die Hefen leeren. Mit der bebenden, fast versinkenden Mutter auf ihrem Stübchen angelangt, sank sie starr und kraftlos auf den Sopha. Da sammelte die Mutter ihre letzte Kräfte, und in ihrer ganzen Würde, in all' der Höhe ihrer Tugend trat sie vor die Tochter und sagte: „Ich beschwöre Dich bei Gott dem Herzenskundiger, bei ihm, vor dem die Finsterniß Licht ist: Kannst Du Deine Hände rein emporheben?“ — „O Mutter! Mutter! auch Du?“ — rief das unglückliche Mädchen, streckte ihre Hand krampfhaft zum Himmel und sank ohnmächtig in der Mutter Arme. Die Mutter küßte sie ins Leben zurück; „o meine gute, unschuldige Tochter,“ — sagte sie mit verklärtem Blicke — „ja nun weiß ich gewiß, Du leidest schuldlos — o so ist es ja gut! so haben wir ja einen Anwalt, einen Vater im Himmel, der zur rechten Zeit Alles offenbaren wird, geliebtes Kind! Ihm wollen wir vertrauen!“

Am folgenden Morgen kam ein Brief von Wilibald, worin er Mutter und Tochter beschwor, sie möchten den gestrigen Auftritt der sehr reizbaren, krankhaften Heftigkeit seiner Mutter zuschreiben, möchten verzeihen, wie man einem Fieberkranken verzeihe. Das unglückliche Papier müsse und werde sich gewiß noch finden, dann werde seine Mutter noch tiefer bereuen, was ihr schon jetzt im Herzen leid sey. Er schloß mit der dringenden Bitte, sie möchten doch ihm nicht zurechnen, wovon kein Gedanke in seine Seele komme. „Nur mit meinem richtigen Verstande könnte ich den Glauben an Emma's reine Tugend verlieren, und eher will ich in diesem unbegriff-

lichen Falle an eine positive Einmischung des Teufels, als an ihre scheinbare Schuld glauben.“

Der Brief war mit zitternder Hand, er war unter Thränen geschrieben. Emma verstand ihn nur zu gut. Sie lächelte schmerzlich: „Guter Willibald! — Verloren! — Alles verloren! aber Du meinst es gut! ich danke Dir!“

Die erste Sorge der Tiefgekränkten war, der Kommerzienrätthin die schuldigen 200 Thaler zurückzubehalten. Mit großer Anstrengung, mit herber Demüthigung vor reichen Verwandten, gelang es ihnen, die Summe zusammenzubringen, und ein Freund übernahm den Auftrag, die Sache zu berichtigen. Kalt und stolz aber ließ die Kommerzienrätthin zurückfragen: sobald sich die Verschreibung wiederfände, würde sie das Kapital zurücknehmen. Bis dahin habe sie keine gültigen Ansprüche an die Miller'sche Familie, und ein Geschenk von derselben anzunehmen, möchte man ihr nicht zumuthen. — „D es ist hart!“ — seufzte Emma, die zurückgeschickten Geldrollen mit Thränen benetzend. — „Hart, aber doch nicht ungerecht.“ — versetzte die Mutter — „denn sprich, was ließe sich auf die Antwort einwenden?“ — „Nichts, liebe Mutter, wir wollen still seyn!“

Wenn Dich, lieber Leser, die still duldende Familie dauert, so laß uns auch auf der andern Seite die Frau nicht verdammen, die uns wohl hart erscheint, die aber bei manchem Temperamentsfehler, bei manchen Eigenheiten, welche man oft an Personen findet, die nie einen Wechsel des Glücks erfuhren, doch in Grunde ein weiches Herz und viele Neigung zum Wohlthun hatte. Versetzen wir uns an ihre Stelle, wie sie an jenem Abende einzig mit dem Gedanken beschäftigt, dem lieben Mädchen, dem sie sich dankbar verpflichtet fühlte, eine unverhoffte Freude zu bereiten, zum Schranke tritt, und eben das vermisst, womit sie zu erfreuen dachte, eben die Handschrift, die für keinen Dritten (wäre auch der Fall denkbar gewesen, daß eine fremde Hand den festverwahrten Schrank geöffnet habe), den geringsten Werth haben konnte. Jene Mitternachtsstunde, Emma's längeres Ausbleiben beim Holen jener Papiere, alles dies flog ihr pfeilschnell durch den Kopf. Von Natur, und wohl noch mehr durch manche böse Erfahrung zum Mißtrauen geneigt, wurde ihr das unvermeidlich Scheinende schnell zur entschiedenen Gewisheit, und wie laut auch ihr Herz für Emma sprach, sie war längst gewohnt, des Herzens Stimme dem Ausspruch des Verstandes zu unterwerfen, und dieser sprach schuldig! — Extreme berühren sich in leidenschaftlichen Gemüthern am leichtesten. Wie bitter mußten ihre Gefühle gegen Emma werden, die sie so sehr geliebt, der sie im Herzen schon den Wunsch aufgeopfert hatte, ihren Sohn mit einer reichen Erbin verbunden zu sehen, der sie schon den Tochnernamen gab — wie mußte sie die Thatfache empfinden, die ihr Verachtung gegen ihren Liebling aufzwang!

„Mutter,“ — sagte Willibald an dem trüben Morgen, der jenem Abende folgte — „besinnen Sie sich! nahmen Sie selbst nicht in jener Nacht irgend ein Papier aus dem Kasten? — Ist nicht eine Verwechslung möglich? — O Mutter, lassen Sie uns noch einmal suchen!“ — „Gern, mein Sohn,“ — versetzte die Mutter — „obgleich ich darauf sterben wollte, daß ich kein Papier zurückbehielt, daß auch die Verschreibung in einem ganz andern Fache lag — aber dennoch, lieber Sohn, komm und suche selbst noch einmal!“

Nicht einmal, zehnmal noch suchte der Jüngling, dem der unerklärbare Vorfall das Paradies seines Lebens zerstört hatte, Alles durchsuchte seine bebende Hand, Alles durchforschte sein geübter Scharfblick, Schrank und Zimmer, auch das Cabinet der Mutter — das ganze Haus — jedes Blatt wurde aufgehoben, umgewendet, das Kleinste, das Unbedeutendste fand sich — das Vermisste nicht. — „Mutter,“ — sagte er endlich aufhörend und sich die Stirn reibend — „Sie haben doch von der Halsbandgeschichte gehört? — auch von jenem großen Redner, der in einem wichtigen Falle immerfort rechnete: Eins und Eins ist Eins; und an dieser fixen Idee wahnsinnig wurde! — Mir ist, als befände ich mich an seiner Stelle.“ — „Mir nicht,“ — versetzte die Mutter —

„ich bin Gottlob bei gesundem Verstande, und werde mich über eine bittere Erfahrung mehr im Leben nicht wahnsinnig denken. Genug denn des Kopfzerbrechens! Eine Thatfache ist nicht hinweg zu flügelu — genug denn! wir wollen zu vergessen suchen.“

Vergessen? nein! Die Kommerzienrätthin selbst konnte dies nicht, vielweniger Willibald. Jeder Tag, jede Stunde erinnerte Beide an Emma. Bei jedem häuslichen Geschäfte fehlte ihre thätige, ordnende Hand; bei jedem frohen Ereigniß ihre kindliche Mitfreude, bei jedem unangenehmen ihre mildernde Theilnahme.

Und dieser unangenehmen Ereigniß gab es im Verlauf der Zeit im Born'schen Hause gar manche. Die Mutter war mit der neuen Gesellschafterin, welche sie an Emma's Stelle wählte, nicht zufrieden, bald fand ein neuer Wechsel derselben statt. Dem Sohne gelang es nicht immer, einen tiefen Mißmuth vor der Mutter zu verbergen. Einen scheinbaren Grund desselben gab ihm der Fehlschlag einiger bedeutenden Unternehmungen, welche das solide Haus wo nicht kürzten, doch zum augenscheinlichen Schwanken brachten. Ueberhaupt wankte und schwankte in dem verhängnißvollen Zeitpunkte Alles — es schwankten die Throne von Europa. Der bisher ferne Kriegeschauplatz zog sich mehr und mehr in die Nähe unserer schönen Handelsstadt, und das lange Gefürchtete brach endlich über sie herein. Die weite Ebene der Umgegend wurde zum Schlachtfelde, und die Stadt selbst erfuhr alle Schrecknisse des Krieges.

Vor allen war die schöne Königsstraße der Raubgier der durchstreifenden, plündernden Horden ausgesetzt. In den Häusern derselben, auch in dem Born'schen, wühlten feindliche Hände und Bajonnette. Die Kommerzienrätthin war mit dem ganzen weiblichen Personal des Hauses in einen abgelegenen Theil der Stadt zu einer bekannten Familie geflüchtet. Es gefiel ihr zwar in diesem Hause gar nicht; sie dachte an Miller's! — wie wäre da die Aufnahme so anders, wie Alles so herzlich gewesen! — aber — das Mißverhältniß war einmal nicht zu ändern. — Willibald erhielt indessen die Ordnung im Hause mit männlicher Festigkeit so lange als möglich; endlich aber mußte auch er der Ueberlegenheit weichen; der Feind, nicht der Eigenthümer war im Besitz, und dieser kannte nur ein Ziel: wilde Zerstörung. Je sorgfamer die Klugheit der Raubsucht der Plünderer Schranken gesetzt hatte, um so wüthender durchsuchten und verwüsteten sie Alles, was sie in ihren Erwartungen täuschte. Schon waren die kostbarsten Mobilien zerschlagen, schon zogen die rohen Feinde durch die gesprengten Thüren aus Zimmer in Zimmer, spähend, was etwa noch verborgen seyn möchte. Jetzt stürmten sie auch in jenes etwas versteckte Nebenzimmer, in welchem das ältere Geräth und jener große Ruchbaumschrank stand. Dergleichen Entdeckungen waren ihnen willkommen: sie wußten aus Erfahrung, daß solche antike Schränke am besten geeignet sind, Kostbarkeiten zu verbergen. Mit gierigen Blicken umringten sie den Schrank; aber weder Schloß noch Thür wollte ihren geübten Angriffen weichen. Ohne jedoch dadurch zu ermüden, rückten sie mit hurtiger Gewandtheit alsbald den schweren Schrank von seiner Stelle, und in wenigen Minuten war die hintere Bekleidung desselben durch Bajonnettstöße zersplittert und gelöst. Zu ihrem großen Verdruß aber zeigte sich hier ein doppelter, undurchdringlich scheinender Boden — und der Zwischenraum verschloß nichts als — ein beschriebenes Papier. Eben hielt es der Räuber voll Aerger über das Licht, um es anzuzünden, da stürzte Willibald, der eben herein getreten, das Papier aus dem Schranke fallen sehen, auf den Plünderer zu: „Halt! Alles — nur dieses nicht!“ — rief er aus, ihm das Papier entziehend. Da fuhr ein scharfer Stoß durch seinen Arm — es schwindelte ihm — er lag im Blute.“

„Feuer! Feuer!“ — scholl es indem aus der Seitengasse herauf, und in den Nebengebäuden schlug die Flamme empor. Fluchend verließen die Feinde den Verwundeten und das brennende Haus.

Ruhig war es während dieser Schreckenstage in der stillen, wenig betretenen Straße geblieben, wo Emma und ihre Mutter wohnten, und die Begebenheiten hatten

fie nur in so fern berührt, als sie für Freunde und Bekannte und überhaupt für ihre Nebenmenschen zitterten. „Ach, wie mag es bei Born's aussehen?“ — hatten sie heute schon öfters einander gefragt. Da drang die Nachricht zu ihren Ohren: das Born'sche Haus stehe in Flammen! der Sohn sey erstochen! — Emma, so zart sie war, hatte in Augenblicken, wo es schleunige Hülfe galt, eine starke Seele; der Schrecken lähmte ihre Kraft nicht, ihre Füße trugen sie noch und nur von einem Gedanken befeelt, von einem Gefühle getrieben, an keine eigene Gefahr denkend, eilte sie durch die wogenden Straßen, bis zum brennenden Hause. Welch' ein Anblick erwartete sie hier! Wilibald mit Blut bedeckt, blaß wie eine Leiche, von zwei Männern herausgetragen! Eben eilte ein in der Nähe wohnender Wundarzt herbei: „Fort,“ — sagte dieser — „fort aus diesem Tumult! an einen ruhigen Ort — hier ist keine Hülfe zu schaffen!“ — „Zu uns! zu uns!“ — rief Emma, sich durch das gaffende Volk drängend — „folgt mir in die Klosterstraße!“ Da schlug der Verwundete die Augen auf, geweckt durch die liebe Stimme, die bis in seine Seele drang, doch schloß er sie sogleich wieder; die Lippen bewegten sich, aber noch hielt sie der Thymacht Band gefesselt. Fest hielt seine Rechte das Papier, das er dem Soldaten entrisßen hatte.

In Emma's Wohnung angelangt, erschöpften Mutter und Tochter alle Hilfsleistungen, welche Liebe und Herzengüte nur vermögen; und bald kehrte durch die damit vereinten Bemühungen des Wundarztes Wilibald's Bewußtseyn zurück. Sein erster Blick fiel auf Emma; der zweite auf die Schrift in seiner Hand. Es war die vermiste Verschreibung. Durch einen Spalt des mittleren Bodens war sie in jener Nacht, als Emma die verlangte Schublade suchte, beim Aus- und Einschieben in den verborgenen Raum durchgefallen, und ohne die Zertrümmerung des Schrankes wäre sie hier für immer unentdeckt geblieben; denn Niemand, auch nicht die Kommerzienrätthin kannte die geheime Einrichtung des alten Erbstücks. Wie ein Blitz aber fuhr in dem Augenblicke, als der Soldat das herausgefallene Papier aufhob und anzünden wollte, der Gedanke durch Wilibald's Seele: dieses Papier könnte, müßte Miller's Handschrift seyn! und mit welchen unaussprechlichen Gefühlen sah jetzt der dem Leben wiedergeschenkte seine Ahnung bestätigt!

Der angstvollen, verzagenden Mutter wurde sobald als möglich beruhigende Nachricht ertheilt, und als gegen Abend sich der Sturm des Schreckenstages gelegt hatte, als der Feind abgezogen und die Ordnung ziemlich wieder hergestellt war, da eilten Emma und ihre Mutter selbst in das Haus, wohin die Kommerzienrätthin gestücht war, und baten sie so herzlich, im Tone der alten, nie erloschenen Liebe, doch mit zu ihnen zu ihrem Sohn zu kommen, daß sie sich wunderbar erweicht und überwunden fühlte. Eine untrügliche Stimme in ihrem Herzen sprach: Emma ist unschuldig! Zwar sagte sie kein Wort, aber sie drückte Emma's Hand und ging mit. Wie wurde ihr schon unterwegs so wohl, als sie sich wieder wie sonst auf Emma's Arm stützte, wie leicht schlug ihr Herz, als sie in das bekannte, von äußerster Reinlichkeit geschmückte Stübchen trat! — Es gibt einen äußerlichen Schmuck der Tugend, einen Abdruck der innern Reinheit und des gottgefälligen Wandels, der nicht zu nennen, wohl aber wahrzunehmen ist in den Umgebungen. — Wilibald schlummerte eben. Die Mutter setzte sich an sein Bette und erwartete sein Erwachen. — „Sind Sie es, liebe Mutter?“ — sprach er bald darauf, sie anblickend. Sie schloß ihn in ihre Arme: „o mein Sohn! Gottlob, daß Du lebst! mag nun auch noch mehr verloren seyn, Du bist gerettet!“ — „Und noch Eins! Mütter!“ — versetzte Wilibald und zog die Handschrift aus seinem Busen — „ein großes, ein unschätzbares Kapital! dieses!“

„O Kinder!“ — sagte die erschütterte Frau, nachdem sie Alles vernommen — „o Kinder! o meine Freundin! wie muß ich mich vor Euch schämen! — Ach wie müßt Ihr mich gehaßt haben! — Aber glaubt mir, mein Herz hat am tiefsten geblutet!“ — Da umarmte sie die Freundin; da sank Emma in reiner herzlicher De-

muth ihr zu Füßen, und versicherte, daß sie nie aufgehört hätte, sie zu lieben. Alle weinten, Alle stammelten Dank — Dank dem Allmächtigen, der Schuld und Unschuld an's Licht bringt zur rechten Zeit.

Nur ein Theil des Born'schen Hauses war abgebrannt; der größere feuerfeste Theil bedurfte nur einer Verbesserung, um wieder wohnbar zu werden. Bis Wilibald's Arm geheilt und die Reparatur fertig seyn würde, richtete sich die vereinte Familie in dem kleinen Millerschen Hause ein, und obshon der Raum beschränkt war, gestand doch die Kommerzienrätthin: „sie habe nie so angenehm gewohnt.“ Die geliebten 200 Rthlr. lagen noch unberührt im Schranke, und längst waren die kleinen Summen, mit welchen sie Millers damals zusammenbrachten, von dem Ertrag ihres Fleißes erspart und bezahlt, und obwohl die Kommerzienrätthin die Handschrift gleich am Abende des Wiederfindens durchrisßen hatte, nahm dennoch Wilibald, in augenblicklichen Geldmangel versetzt, das kleine Kapital gern aus Emma's Hand als ein erwiedertes Darlehen an, um damit die ersten Bedürfnisse wiederherzustellen.

Und als nun ein halbes Jahr verstrichen, als jene Schreckenzeit nur noch der Gegenstand halbverschmerzter Erinnerung war, als Ruhe und Friede auf's Neue die Gegend beglückte, und das Born'sche Haus freundlicher und einladender noch als sonst, auf der schönen Königsstraße prangte, da führte der glückliche Wilibald seine Emma als Braut in dasselbe ein, und Arm in Arm folgten die beiden Mütter, die sich für den Abend ihres Lebens nicht mehr trennen wollten und in der schönsten Etage eine gemeinschaftliche Wohnung fanden. Emma brachte ihrem Gatten zwar keine irdischen Güter, aber dagegen einen Schatz von weiblichen und besonders wirtschaftlichen Tugenden zu, der mit merkbarem Segen seinen Wohlstand mehrte und in Jahr und Tag die erlittenen Verluste doppelt ersetzte.

Wenn Du, freundlicher Leser, einmal in der bekannten Handelsstadt durch die schöne Königsstraße wanderst, und erblickst in einem Fenster des hellen Eckhauses etwa einen jungen Mann, auf dessen blühendem Gesicht sich das Wohlbefinden des glücklichen Hausvaters malt, oder eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arme, die Dich an Raphael's Madonna erinnert, oder eine freundliche Großmutter, mit dem Enkel spielend, so denke, es ist eine der Personen, die Du in vorstehender Geschichte — so hoff ich — ein wenig liebgewonnen hast. Bist Du glücklich, so freue Dich, daß es der Glücklichen auf Erden noch Viele gibt; oder — wirst Du nicht glücklich — so sey Dir das Andenken an die überstandenen Prüfungen dieser Familie eine tröstende Hoffnung! —

Schnelles Reisen.

Aus London schreibt man: Das Dampfboot Harlequin langte am Mittwoch, von Boulogne in 11½ Stunden kommend, hier an. Einer der Passagiere war über seine schnelle Reise ganz erstaunt. Er hatte spät in Paris dinirt, war dann in der Diligence nach Boulogne abgegangen, hatte sich 5 Stunden in Boulogne aufgehalten und doch die Reise von Paris nach London in 39 Stunden gemacht.

Der Capitain eines Fischerschiffes warf vor einiger Zeit bei Port-en-Bossin, an der Westküste von Frankreich seine Neze aus; beim Herausziehen fand sich in einem derselben eine ganz mit Muscheln überwachsene Glocke von einer weißen Metallmischung, die wahrscheinlich einen großen Theil Silbers enthält, mit Kettes verziert, und 180 Pfund schwer ist. Nach alten Ueberlieferungen und Marinetaugebüchern dürfte diese Glocke einem Schiffe gehört haben, welches zur Zeit Wilhelm's des Eroberers, also im elften Jahrhunderte, in diesen Breiten Schiffbruch litt.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 22. Juni 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 25.

Ein Abenteuer an den Inseln des grünen Vorgebirgs.

Während des Einfalls der Franzosen in Spanien, im J. 1823, lag das von dem braven Kapitän Gonidec befehligte und nach den Antillen befrachtete Kauffahrteischiff, der Marsouin, einige Stunden unterhalb Bordeaux, unweit Paulliac, vor Anker. In dieser kleinen Stadt war damals eine große Anzahl Reisender versammelt, die sich auf den verschiedenen auf dieser Rhede liegenden Fahrzeugen einschiffen wollten. Man wartete nur auf einen günstigen Wind, um unter Segel zu gehen, und die Reisenden versammelten sich indes, ehe sie sich in ihre schwimmenden Kerker einschlossen, sehr oft auf dem Hafendamm, um das Dampfschiff von Bordeaux ankommen zu sehen, das sich hier gewöhnlich einige Augenblicke aufhielt, um einige Reisende ans Land zu setzen, und dann seine rasche Fahrt nach den Bädern von Royan verfolgte.

„He! guter Freund!“ — rief ein junger Mann, indem er auf einen Fischer zuging, der eben damit beschäftigt war, seine Netze zu reinigen — „könnt Ihr mir nicht den Namen der Brigg da drunten sagen, die sich in diesem Augenblicke dem Dampfboote gerade gegenüber befindet?“ — „Diese Brigg“ — antwortete der Fischer — „heißt Ventre de Loup, und ist nichts anders als der Teufel selbst.“

Der junge Mann lächelte ungläubig. „Der Herr ist ein starker Geist,“ — erwiderte der Fischer, dessen von tiefen Narben durchfurchtes Gesicht Zeugniß gab, daß er in seiner Jugend eine rühmlichere Laufbahn verfolgt hatte. „Ihr, meine Herren,“ — fuhr er fort — „die Ihr in Eurem Leben noch kein anderes Wasser gesehen habt, als das der Garonne, Ihr könnt die Ungläubigen spielen, so viel Euch beliebt; wenn aber ein alter Matrose, wie ich, der 25 Jahre lang Theer gerochen hat, das Maul aufthut, um zu reden, so muß man glauben, was er sagt. Jene Gebirge da unten, die jetzt wie Wolken aussehen, sind von Dämonen und Teufeln bewohnt. Gott verdamm' mich,“ — fuhr er, über das Lächeln seines Auditoriums ärgerlich, auf — „ich habe sie gesehen, so wahr ich in diesem Augenblicke vor Euch stehe, ich habe sie gesehen, wie sie in dunkler Nacht beim Toben des Sturmes, wie Blasen auf den brausenden Bogen tanzten und sprangen. Einmal, als wir unter Admiral Willeneuve, dem Gott vergeben möge, an den spanischen Küsten kreuzten, sah ich einen dieser bösen Geister hohnlachend an uns vorüber schweben. Ich sagte damals zu mir selbst, das ist ein böses Anzeichen, und so war es auch, denn zwei Tage später fiel die Schlacht bei Trafalgar vor. Bei Gott,“ — fuhr der Alte fort, indem er den Kopf schüttelte — „niemals werde ich den schrecklichen Tag vergessen! — So wahr mir Gott helfe,“ — hub er nach einer Pause wieder an — „da schwatzte der Kapitän der Brigg mit dem Ka-

pitän des Marsouin. Wenn ich nicht irre, will der Herr sich auf diesem Fahrzeuge einschiffen.“

„So ist's,“ entgegnete der junge Mann — „ich habe die Ueberfahrt am Bord des Marsouin bedungen.“ — „Wenn das ist, Herr, so folgt meinem Rathe, sonst laßt Ihr Gefahr, unterzugehen, und eine Beute der Haifische zu werden. Ihr habt ohne Zweifel etwas zum Einbrocken, laßt also lieber Eure 1200 Franken fahren, als daß Ihr Euch an Bord eines Schiffes begeben, dessen Kapitän Arm in Arm mit dem Teufel geht.“

In der That sah man den braven Gonidec in einiger Entfernung mit einem hochgewachsenen, starken, knochigen, schwarzhaarigen Manne sprechen, unter dessen dichten Braunen ein Paar feurige Augen hervorblitzten. Gang und Haltung waren die eines edlen Spaniers; er war in einen bis ans Kinn zugeknüpften blauen Oberrock gekleidet, unter dessen breitem Kragen nur ein kleiner Theil der hohen schwarzen Halsbinde hervorsah. Ein Hut mit übermäßig breitem Rand beschattete sein Gesicht, und schien nur zum Schutz gegen die sengenden Strahlen der tropischen Sonne getragen zu werden. Dieser eben beschriebene Mann hörte das, was Gonidec ihm sagte, aufmerksam an, allein es schien, als ob er zu gleicher Zeit auch auf das Brausen des Windes lausche, ob er nicht bald günstiger umsetzen werde.

In diesem Augenblicke kam eine Schaluppe, auf deren Vordertheil man in großen weißen Buchstaben das Wort Indus las, rasch auf den Hafendamm zu, und der Kapitän dieses Schiffes, das damals auf der Rhede vor Anker lag, der gefürchtete Rafet, der Schrecken und die Zierde aller Wirthshäuser in der Umgegend, der wahre Paris unter den Helenen von Pauillac, sprang ans Land.

„Gut, sehr gut, mein Lieber,“ — sagte er, auf Gonidec zuwendend — „daß Ihr euch mit dem wackern Martin befreundet“ (so hieß nämlich der Fremde, mit dem der Kapitän des Marsouin sprach); „das ist sehr klug von Euch; man kann nicht in der Zukunft lesen und nichts Besseres thun, als mit den Bukanniers in gutem Einverständnis leben, besonders wenn man sich in die gefährliche Nähe der Antillen zu wagen gedenkt. Was mich betrifft, ich liebe ihren Wahlspruch: leben und leben lassen. Ist's nicht auch der Eurige, Freund Martin?“

Gezwungen, das Stillschweigen zu brechen, das der Kapitän der fremden Brigg bis jetzt beobachtet hatte, beantwortete er diese Frage mit einer Höflichkeit, durch die ein sardonisches Lächeln schimmerte. Seine Aussprache war die eines Spaniers von guter Erziehung, und das Französische sprach er mit Leichtigkeit. — „Sie erzeigen mir viele Ehre, Kapitän Rafet,“ — sagte er — „mein Schiff ist unbedeutend; indes, ich darf es wohl sagen, obschon das Kommando der Louise nur dann wichtig ist, wenn der Pelzhandel gut geht, so bin ich doch mit meinem Schicksal zufrieden.“

„O! versetzte Rafet, indem er Martin scharf ansah, — „der Pelzhandel wirft schon etwas ab. Mein guter Gonidec,“ — fügte er, zu diesem gewendet, leichter hinzu — „ich wäre untröstlich, wenn die Ladung unserer Schiffe bestimmt wäre, unseren Freund zu bereichern. Doch es

ist Zeit zu frühstücken. Heute ist's an Euch, Gonidec, heute wird an Bord des Marsouin gefrühstückt. Zudem ist mein Koch krank, und ganz außer Stand etwas zu leisten. Der Schurke ging neulich ans Land und kam betrunken zurück wie ein Schweizer, oder wenn Ihr lieber wollt, wie ein englischer Lord. Ich verlor die Geduld, nahm den Lumpen beim Kragen und schüttelte ihn so derb, daß er kopfüber durch die Luke bis in den Schiffsraum hinab purzte. Ich glaubte, er sey todt, allein die Vorsehung wacht, wie man sagt, über solche Kerle, und so befindet er sich jetzt unter den Händen des Chirurgen, der ihn wieder zusammenslickt. Ihr seht also, ich muß, wenn ich gut frühstücken will, mich bei Freunden zu Gaste bitten."

Rafets Gespräch schien den fremden Kapitän zu belästigen, denn seine Lippen zuckten verächtlich; dennoch behauptete er sein Stillschweigen, während der Kapitän des Marsouin der Bitte seines Kameraden willfahrte. Rafet, der Martins Stillschweigen für Bewunderung nahm, fuhr fort: „Wißt Ihr, wie ich's gemacht habe, um den kleinen Schiffsjungen Pierrot, der mir in der dreifachen Eigenschaft als Barbier, Kammerdiener und Kellner dient, zum Gehorsam zu zwingen?"

„Nun,“ — sagte Gonidec — „ich denke, Ihr habt ihn in's Meer geworfen, oder ihn, wie Ihr ihm neulich drohtet, mit dem Kabeltau durchprügeln lassen.“

„Fehlgeschossen, Freund, ich habe ihm im Gegentheil ein sehr interessantes Abenteuer erzählt, das mir im letzten spanischen Kriege aufstieß. Ich will's Euch erzählen!“ — fügte er hinzu, indem er Gonidec und den Fremden unter die Arme faßte. Dem Letztern war leicht abzumerken, daß er sich sehr unbehaglich in dieser Gesellschaft fühle.

„Ihr wißt,“ — hub Rafet an — „daß unsere Truppen ganz Katalonien verwüstet hatten. Welch' eine herrliche Beute! Klöster, Schlösser, Kirchen, Alles fiel in unsere Hände. Es war ein köstlicher Anblick, die Klöster in Kasernen verwandelt und unsere braven Soldaten aus den silbernen Kelchen der ehrwürdigen Väter Malaga und Lacrymá Christi trinken zu sehen.“

Martin schlug bei diesen Worten ein Kreuz, und Rafet fuhr, ohne darauf zu achten, fort: „So kamen wir eines Tages vor ein gut befestigtes Schloß, das uns lange Widerstand leistete. Es hieß . . . hol's der Teufel, ich habe den lauderwälschen Namen vergessen. Endlich kriegten wir's doch, warfen Feuer hinein, und Alles, Männer, Weiber und Kinder, mußte über die Klinge springen, mit einziger Ausnahme eines Greises, des Hauptes der Familie, dem man das Leben gefristet hatte, damit er den Ort angeben sollte, wo er seine Schätze verborgen hatte. Ich sehe den armen Teufel noch vor mir, und, seltsam genug, seine Züge hatten große Ähnlichkeit mit den Eurigen, Kapitän Martin. Solltet Ihr's wohl glauben, Bitten, Drohungen, Versprechungen, Alles blieb fruchtlos, nichts konnte ihn bewegen, zu entdecken, wo er seine Dublonen vergraben habe. Da wir keine Zeit zu verlieren hatten, so befahl ich meinen Leuten, Patronen, Petarden, Haubitzgranaten um den eigensinnigen Hidalgo aufzuhäufen, der alle diese Zurüstungen gleichgültig mit ansah und die Zähne nicht von einander that. Dann ließ ich Feuer an das Pulver legen, und der Alte flog unter furchtbarem Krachen wie eine Rakete in die Luft. Ich habe indes vergessen, Euch zu sagen, daß es einem seiner Söhne glückte zu entkommen; dieser wird gewiß dafür sorgen, daß sein Stamm nicht ausstirbt, denn das wäre Schade, weil die Familie sehr alt war.“

Dem Lieutenant des Marsouin, der sich den Kapitän zugesellt hatte, entfuhr hier ein Ausruf des Erstaunens, hinter dem er seine Entrüstung über diese Abscheulichkeit verbarg.

„Was ich Euch da gesagt habe, ist Wort für Wort wahr,“ — fuhr Rafet fort — „so wahr ich Rafet heiße und mein Schiff der Indus. Wenn ich mich nur auf den Namen des Schloßes entsinnen könnte.“

„Ich kann Ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommen,“ — fiel der Spanier ein, an dem man gleich beim Anfange der schändlichen Erzählung Rafets eine tiefe Bewegung

bemerkte, die er nur mit Mühe unterdrückte — „hieß es nicht Guipuscoa?“

„Guipuscoa! richtig, Guipuscoa; aber Kapitän, wie zum Teufel kommt Ihr denn zum Namen dieses Schloßes?“

„Ah!“ — erwiderte Martin mit Nachdruck — „für jetzt genüge es Euch zu wissen, daß ich viele Franzosen getroffen habe, die, so wie Sie, den spanischen Feldzug mitgemacht haben.“

„Ah,“ — versetzte Rafet — „brave Leute können sich nicht oft genug begegnen; Ihr habt vielleicht die Geschichte von einem Andern erzählen hören. Um aber wieder auf meinen Schiffsjungen zurückzukommen, so habe ich diesen dadurch gänzlich umgewandelt, daß ich ihm versprach, ihn bei dem nächsten Herrn eben so in die Luft tanzen zu lassen, wie den Herrn des Schloßes von Guipuscoa. Ihr könnt Euch kaum denken, welche gute Wirkung diese Drohung bei meinem Pierrot hervorgebracht hat; er ist jetzt ganz umgewandelt. Bei der geringsten Nachlässigkeit brauche ich meinem Lieutenant nur einen Wink zu geben, so stehen dem Burschen alle Haare zu Berge. Mit jungen Leuten muß man streng seyn, und mein Pierrot weiß, daß sein Kapitän keinen Spaß versteht.“

Bei diesen Worten ließ Rafet seine Hand, zum Zeichen der Freundschaft, ziemlich stark auf die Schulter des Spaniers fallen, vor dem er alle Achtung zu haben schien. Martins Gesicht glühte in diesem Augenblick wie Feuer, und Zorn bligte aus seinen Augen; Rafet aber beeilte sich, diese Vertraulichkeit zu entschuldigen. — „Freund Martin,“ — sagte er — „verzeiht mir, da habt Ihr meine Hand, sie wird stets zu Euren Diensten bereit seyn. Ich weiß nicht, ich habe eine Ahnung, daß wir uns einst noch in den Antillen oder auf dem Ocean begegnen werden. Folgt meinem Beispiel, Gonidec, schließen wir ein Schutz- und Trugbündniß mit Kapitän Martin, der uns, wie ich hoffe, nicht vergessen wird.“

„Darauf könnt Ihr zählen, Kapitän Rafet,“ — versetzte der Spanier. — „Ihr behauptet einen der ersten Plätze in meinem Gedächtnisse, denn Eure Erzählung hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Wir werden uns sicher begegnen, möge nun die europäische oder tropische Sonne unserm Wiedersehen leuchten. Bis dahin Gott befohlen.“

Man trennte sich jetzt: Rafet und Gonidec gingen dem Städtchen zu, und Martin zog, als er allein war, ein Horn hervor, um seinem Schiff ein Zeichen zu geben, das zu weit entfernt war, als daß es seine Stimme hören konnte, so stark diese auch war. Sobald das Horn ertönte, sah man auch schon ein leichtes Boot durch die Bogen nach dem Hafendamm eilen. Die sechs Ruderer, welche in demselben saßen, waren den Bewohnern von Pauillac, die sich vor ihrem wilden Aussehen entsetzten, gar wohl bekannt; es waren die einzigen Matrosen, die man jemals an Bord der Louisa gesehen hatte.

Der Wind blieb indes immer ungünstig, und so sehr man auch hinsichtlich der Abreise geängstet wurde, so wagte doch kein Schiff die Anker zu lichten. Nur die Louisa kappte das Kabeltau in einer finstern Nacht und verschwand. Alle Welt erstaunte über diese plötzliche Abfahrt, denn bei so ungünstigem Wind unter Segel gehen, hieß sich den größten Gefahren aussetzen. Endlich erhob sich der mit Ungeduld erwartete Wind und die Kauffahrtschiffe konnten in See gehen; unter ihnen befanden sich auch der Marsouin und der Indus.

Bis zur Höhe der Inseln des grünen Vorgebirgs gingen diese beiden Schiffe mit einander, und die Reise war eine der angenehmsten, dann trennten sie sich. Einige Tage hindurch begegnete dem Marsouin kein Unfall, als aber Gonidec die Insel Antonio zu Gesicht bekam, bemerkte er eine Brigg, welche dieselbe Straße verfolgte, die er eingeschlagen hatte, und ein weit besserer Segler war. Die Nacht brach herein und man verlor die Brigg aus dem Gesicht, allein bei Anbruch des Tages wurde sie abermals in der Ferne sichtbar. Der Wind ward frisch, und Gonidec, der sich an Rafets Worte rückblickend der Piraten erinnerte, die in diesen Gegenden ihr Wesen treiben sollten, setzte alle Segel bei. Aber die

Brigg, welche alle seine Manöuvres bewachte, machte sogleich Jagd auf ihn und kam dem Marsouin immer näher. Bald ward man gewahr, daß man es mit der gefürchteten Louisa zu thun habe, denn das bekannte Horn Martins ließ sich hören. Die beiden Schiffe waren nur eine unbedeutende Strecke von einander entfernt, als von der Brigg der Ruf herüber tönte: „Hollah Marsouin, Hollah Kapitän Gonidec, Lieutenant Moricourt! streicht auf der Stelle die Flagge, oder ich spreng' Euch in die Luft!“

Flucht war unmöglich und jeder Widerstand nutzlos. Man mußte sich ergeben; die Schaluppen kamen, um den Kapitän nebst der Mannschaft und den Passagieren des Marsouin abzuholen und sie an Bord des General Riego zu bringen; dies war der eigentliche Name des Schiffs, das in Pauillac den friedlichen Namen Louisa führte. Als man den Fuß an Bord des Piraten setzte, erblickte Gonidec mit einem leicht begreiflichen Entsetzen einen mit Ketten an dem großen Mast aufgehängten Leichnam, der so schwarz und entstellt war, daß man ihn auf den ersten Blick für den eines Negers hielt. Gonidec konnte sich bei Betrachtung dieser schauerhaften Ueberreste eines Brauens nicht erwehren, und dachte eben an das traurige Schicksal, das ihm selbst vielleicht bevorstände, als ihn Martin freundschaftlich auf die Schulter klopfte und zu ihm sagte: „Nun, was denken Sie von meiner Flagge? Finden Sie nicht, daß ich seltsame Einfälle habe?“ — fügte er mit einem furchtbaren Lachen hinzu — „bei St. Jago, Kapitän Rafet sah nie besser aus, als mit diesem kupfernen Halsband.“

„Wie lange befindet er sich schon in diesem Zustand?“ — fragte Gonidec, der, obschon von Entsetzen durchdrungen, dennoch eine zuversichtliche Miene anzunehmen versuchte.

„Wie lange?“ — entgegnete der Pirat — nicht wahr, Sie finden ihn ziemlich schwarz? Die Wahrheit zu sagen, ich habe ein kleines Experiment mit ihm angestellt. Ich erprobte nämlich an ihm selbst das treffliche Verfahren, das er an Bord seines Schiffes eingeführt hatte, und dann ließ ich ihn an den großen Mast hängen. Doch das letztere ist in der That Ueberfluß.“ Martin fuhr noch eine Zeit lang in diesem ironischen Ton fort, dann aber ward er ernst und düster. „Kapitän Gonidec,“ — sagte er — „Sie sind mein Gefangener, so wie es vor drei Tagen Ihr Freund Rafet war.“ — „Ohne Zweifel wartet meiner auch dasselbe Schicksal?“ — „Nein, obschon Sie ein Feind unserer Nation sind, so führe ich doch keinen Krieg gegen Einzelne. Hören Sie mich, Kapitän Gonidec, ich bin ein Spanier und die Freiheit ist mein Abgott. Die Franzosen haben unser Land lange genug verheert, jetzt bedrohen sie auch noch unsere Rechte und Konstitution. Ich nehme also Ihr Schiff sammt Allem, was es enthält, weg. Beeilen Sie sich, Ihre ganze Ladung meiner Mannschaft zu übergeben, die, wie Sie sehen, ein wenig zahlreicher ist, als man in Pauillac glaubte.“

„Alles, was ich bestze, gehört Euch,“ — erwiderte Gonidec, den diese Niederlage gänzlich ruinirte. „Das ist noch nicht Alles,“ — fuhr der spanische Kapitän mit unerschütterlicher Kälte fort — „ich muß Ihnen noch lästiger fallen. Geben Sie mir Ihr Journal, daß ich meinen Namen und Charakter einschreibe.“

Der Pirat nahm das Journal und schrieb: „Heute, den 14. . . . 1823, wurde das Rauffahrtschiff der Marsouin, befehligt von Kapitän Gonidec, in der Nähe der Inseln des grünen Vorgebirges, von mir, Don Jose Martinez y Guipuscoa, Grand von Spanien, Kommandeur des Maltheserordens und Kapitän eines Korsaren-Schiffes im Dienste der Cortes, genommen. NB. Kein Mann der Equipage ist gehängt worden.“

Der Name Guipuscoa erklärte die Barbarei des Piraten gegen den unglücklichen Kapitän des Indus, und seine Milde gegen die Mannschaft und die Passagiers des Marsouin hinlänglich.

Große Cour in Washington bei dem Präsidenten der nordamerikanischen Freistaaten.

Von dem englischen Obersten Hamilton.

Ich ermangelte nicht, als ich in Washington ankam, dem Präsidenten Jackson in Gesellschaft eines Freundes meine Aufwartung zu machen.

Er sagte uns, daß er sich seit mehreren Tagen unwohl fühle, und da am nächsten Tage eine öffentliche Aufwartung stattfände, so wolle er sich heute frühzeitig zurückziehen, um für die Fatiguen einer solchen Cour Kräfte genug sammeln zu können.

Ich war des andern Tages bei dieser sogenannten großen Cour zugegen und fand sie interessant genug, um eine kurze Beschreibung derselben für meine Landsleute — ich meine damit die Europäer — aufzusetzen.

Bei meinem Eintritte waren schon zwei oder drei große Säle mit Menschen angefüllt. Noch nie habe ich eine Vereinigung gesehen, die sonderbarer und bunter zusammengesetzt gewesen wäre. Natürlich sah man hier Generale, Commodore, Beamte jeder Art, fremde Gesandte, Mitglieder des Kongresses &c.; doch alle diese verloren sich gleichsam in einem Schwarme von Weibern jedes Alters, von munteren 15jährigen Mädchen bis zu den grämlichsten Wittwen von 70 Jahren. Dazwischen drängten sich, zum Theil aus den entlegensten Provinzen herbeigekommen, Majors in Blousen, die einen sehr angenehmen Branntweins- und Tabaksgeruch verbreiteten; und hinter ihnen paradirten ihre Weiber in kattunen Kleidern, mit großen Ringen in den Ohren, und zeigten ihre braungebrannten Hälse und Nacken mit bunten Glasperlen behangen.

Ferner eine Menge wohlhabender Bauern, welche gleichfalls mit ihren Weibern und Töchtern aus allen Weltgegenden herbeigekommen waren, um ihrem Präsidenten die Aufwartung zu machen und sich an der Pracht dieser Gesellschaft zu ergötzen. Allen sah man es deutlich an, daß sie hier ganz an ihrem Plage zu seyn meinten. Außerdem hatte sich natürlich aus den Städten eine eben so große Menge reicher Kaufleute und kleiner Krämer, Schenkwirthe, Advokaten und Handwerker jeder Art eingefunden, und selbst der Janbagel schien Stellvertreter in diese glänzende Versammlung geschendet zu haben. Ich hatte mir wohl ein ungewöhnliches Menschengemisch vorgestellt; aber ich hätte doch das, was ich antraf, mir nicht träumen lassen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich Menschen sah, die nicht bloß mit dem Schweiß und Staube ihrer Tagesarbeit bedeckt waren, sondern gestillich diese rühmlichen Beweise ihrer Arbeitsamkeit die ganze Woche über für dieses Fest aufgespart zu haben schienen. Ich sah Schmiede, die offenbar grade vom Amboss kamen; ich sah Müller und Bäcker, die Jedem, der mit ihnen in unfreiwillige Berührung kam, eine Probe ihres Gewerbes zurückließen; was mir aber unter allen diesen Erscheinungen am meisten auffiel, war eine Gruppe von Irländern, die an einem Kanale arbeiteten. Diese Leute, die sehr viel auf Freiheit und Gleichheit zu halten schienen, hatten sich offenbar vorgenommen, ihr Vorrecht auf eine recht grelle Weise geltend zu machen, denn sie erschienen so schmutzig als möglich, und ich sah es deutlich, daß sie sich ein Vergnügen daraus machten, sich unter die angesehensten Personen zu drängen und dieselben auf die unartigste Weise mit Rippenstößen zu regaliren.

Man kann sich in der That nichts Unangenehmeres vorstellen als ein solches Menschengedränge. Die Hitze in den Sälen war ganz unerträglich, ein widriger Geruch verleidete einem das Athemholen. Ich wollte jedoch, ehe ich das Haus verließ, dem Präsidenten für das Wohlwollen danken, das er mir bisher erwiesen hatte, und machte den Versuch, mich durch die Menschenmasse bis zu ihm hinanzudrängen. Dies war aber eine mühselige Arbeit, die nur langsam von Statten ging; ich konnte nur von Zeit zu Zeit ruckweise vorwärts kommen und mußte nicht einmal, wo ich den Präsidenten zu sehen hätte, bis ein Bekannter, dem ich zufällig begeg-

nete, mir sagte, daß ich denselben im letzten Saale antreffen würde.

Endlich glückte es mir, bis dahin zu gelangen. Der arme Mann war in einem leidenden Zustande, und es kostete ihm sichtbare Anstrengung, die Pflichten dieses Tages zu erfüllen, welche ich für die lästigsten und unangenehmsten halte, die mit seiner hohen Würde verbunden sind. Die Verhältnisse zwangen ihn, mit Menschen zu sprechen, denen er nichts zu sagen hatte, und Leuten die Hände zu drücken, bei deren Berührung einige Vorsicht in mehr als einer Beziehung nicht übel angewendet gewesen wäre. Er verrichtete jedoch sein peinliches Geschäft auf eine angenehme Weise mit lächelndem Munde.

Mit den Weibern war er besonders artig und zuvorkommend, und das mag ihm (die erwähnten grämlichen Wittwen ausgenommen) am wenigsten Ueberwindung gekostet haben, mitunter sogar eine wahre Erholung gewesen seyn. Denn wenn irgendwo, so verdient hier das Geschlecht den Namen des schönen. Die Gebildeten, oder vielmehr diejenigen, welche wir in Europa Damen nennen würden, zeichnen sich besonders durch einen wirklich reizenden Teint aus, während man bei den von der Luft mehr gebräunten Frauen und Mädchen vom Lande nicht selten Gelegenheit hat, die wahrhaft antike Schönheit der Formen zu bewundern.

Um so weniger läßt sich bezweifeln, daß hier wie überall die Weiber ihren Einfluß geltend zu machen wissen, und wenn es dem Präsidenten gelingt, durch seine Artigkeit das schöne Geschlecht für sich zu gewinnen, so kann es ihm nicht fehlen, nach Ablauf seiner Amtszeit wieder gewählt zu werden.

Nachdem ich mich bei dem Präsidenten auf eine schickliche Weise beurlaubt hatte, drängte ich mich, so gut es gehen wollte, wieder durch die Haufen durch und war froh, dieses nie gesehene Schauspiel verlassen zu können. Ich muß jedoch hinzufügen, daß ich später die gebildeten Frauen in Washington nur mit wahrer Indignation von diesem demokratischen Feste sprechen hörte. Und wie wäre das auch anders möglich! Selbst jedem feinfühlenden Manne muß es höchst peinlich seyn, sich in Gesellschaft von dem schmutzigsten Pöbel herumstoßen zu lassen. Die Regierung eines Staates, die eigentlich auf der Herrschaft des Pöbels gegründet ist, kann aber solche unanständige Vorgänge nicht vermeiden. Der Präsident der vereinigten Staaten weiß sehr wohl, daß er sich in der Gunst des Pöbels erhalten muß, wenn er wieder gewählt seyn will. Um die wohlhabenden und gebildeten Leute braucht er sich weniger zu kümmern, denn diese bilden wirklich eine nur unbedeutende Minderzahl. In allen Ländern besteht das eigentliche Volk aus verhältnißmäßig armen und unwissenden Menschen; in Amerika muß man aber gerade diese zu gewinnen suchen, wenn man das Unglück hat, von einem politischen Ehrgeize gepeinigt zu werden.

Es ist daher unmöglich, die hochmögenden Herren dieses Staates von einer solchen Cour auszuschließen. Jedem, dem die Lust ankommt, sich einzudrängen, muß der Zutritt gestattet werden. Der General Jackson fühlt sehr wohl, daß er die Gunst des Volkes einbüßen würde, wenn er das Unglück hätte, auch nur den geringsten dieser erlauchten Gäste zu beleidigen. Bei allen europäischen Nationen ist diejenige Klasse der Einwohner, die an der Spitze der Staatsgeschäfte steht, die erste; in Amerika hingegen nehmen die Aermsten und Ungebildeten diese Stelle ein. Wohlstand und Geist müssen sich vor Dummheit und Lumpen beugen; die Gebildeten und Aufgeklärten sehen sich genöthigt, scheinbar den Vorurtheilen der rohen Menge zu huldigen, ja sie müssen sich sogar bequemen, deren Sitten, oder vielmehr Unsitzen anzunehmen, wenn sie zu irgend einem Einfluß gelangen wollen.

Ueberhaupt ist mir diese sogenannte neue Welt in mancher Beziehung wie eine sehr verkehrte Welt erschienen, die Wurzeln des politischen Baumes schwanken in der Luft, während die Aeste und Zweige auf die unnatürlichste Weise den Boden durchwühlen.

Als ich in jener Abendgesellschaft des Präsidenten war, hatte mein Diener im Vorsaale auf mich gewartet. Am andern Tage erzählte er mir von einem Ausfritte, der unterhaltend und bezeichnend genug ist, um ihn noch mitzutheilen. Die Dienerschaft des Präsidenten, beauftragt, Erfrischungen in die Gesellschaftszimmer zu bringen, hatte kaum den ersten Saal erreicht, als in wenigen Augenblicken Alles, was sich auf den Schüsseln und Tellern befand, verschwunden war. Sie mußten sich entschließen, wieder an die Schenktrische zurückzukehren, um sich von Neuem zu versehen; wurden aber zum zweitenmale auf die nämliche Art abgefertigt. Endlich überzeugten sie sich, daß es ihnen ohne gewöhnliche Vorkehrungen unmöglich gelingen könnte, die Erfrischungen bis in die inneren Zimmer zu bringen, weil alles Genießbare von den wilden Republikanern im Vorzimmer augenblicklich verschlungen ward. Der Hausmeister, ein Irländer, dachte sich einen etwas ungewöhnlichen Plan aus, um seine Erfrischungen wenigstens theilweise an den rechten Mann zu bringen. Er bot die ganze Dienerschaft des Hauses auf, bewaffnete sie mit Stöcken, ließ sie die Aufwärter umgeben und befahl ihnen, während des Marsches in die Zimmer so tüchtig mit ihren Waffen in der Luft herumzuarbeiten, daß der hungrigen Horde die Lust zur Plünderung verging. Dieses Mittel glückte, die Erfrischungen kamen wirklich, aber begleitet von dem Geschrei, dem Spott und dem Lachen derjenigen, denen sie für diesmal entgangen waren, endlich an dem Orte ihrer Bestimmung an.

Nach diesen wenigen Zügen wird man sich einen ziemlich deutlichen Begriff machen können von der würdigen Weise, in welcher diese freien Republikaner das freigewählte Oberhaupt ihres erhabenen Freistaats zu ehren wissen!

Zur Warnung.

Man schreibt aus Fürstenu im Osabrückischen vom 10. Juni. Folgender Unglücksfall, welcher einen neuen Beweis liefert, daß die Vorsicht im Umgange mit Schießgewehren nie genug empfohlen werden kann, und welcher, da Beispiele dieser Art warnungsreicher als Lehren zu seyn pflegen, daher aus diesem Grunde hiemit im weitern Kreise veröffentlicht wird, — hat sich hier leider zuge tragen.

Am gestrigen Tage nämlich, wo außerhalb der Stadt das gewöhnliche jährliche Schießen nach der Scheibe von den hiesigen Bürgersöhnen stattfand, hatten sich zwei 19-jährige Knaben auswärts wohnender Eltern, welche bei hiesigen Einwohnern conditioniren, aber zur Schützen-Compagnie als nicht Bürgerkinder nicht gehören, mithin keinen Antheil am Schießen nehmen durften noch genommen haben, mit hinaus begeben und in einiger Entfernung von dem Schützenplatze eine geliebene Pistole geladen, um dieselbe zu ihrem Vergnügen abzufeuern. Wie nun der Eine damit beschäftigt ist, mit dem eisernen Ladestock den Pfropfen auf das Pulver zu stoßen, greift der Andere die Pistole an, um solche dem Erstern aus der Hand zu nehmen. Während dem der Eine die Pistole festhält, der Andere dieselbe loszureißen bemüht ist, geht der Schuß heraus. Der eiserne Ladestock, welcher noch in dem Laufe befindlich gewesen ist, fliegt dem, der die Pistole durch Reissen an sich bringen will, in den Winkel des rechten Auges, drückt das Auge aus dem Kopfe und durchbohrt seiner ganzen Länge nach neben dem Wirbel auf dem Kopfe den Schädel und bleibt in dem Deckel der Kappe stecken.

Der Unglückliche, welcher gleich darauf besinnungslos zu Boden gestürzt ist, hat nach Verlauf von 24 Stunden, anscheinend ohne Schmerzgefühl gehabt zu haben und ohne daß er wieder zur Besinnung gekommen ist, seinen Geist aufgegeben.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 29. Juni 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 26.

Heiliger Liebe Triumph.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

Ein Erkerzimmer im Hause des reichen Fulbert's, des geachteten Kanonikus von Paris, umschloß eine ernste Gesellschaft, die aus drei Männern bestand, deren Namen die Weltgeschichte sämmtlich würdig gefunden, der Nachwelt genannt zu werden, wenn auch jedweden aus gar besondern Motiven, den wegen ernster und wahrhaft christlicher Religiosität, den wegen der unbestechlichen harten Wahrheit, mit welcher sein scharfer Griffel die Historie seiner Zeitgenossen niederschrieb, und den dritten wegen der rosigten und grausenvollen Schicksale seiner Liebe, die geraubte Seligkeiten mit langer Tantalusmarter hüßen ließ, welche ihn jedoch berühmter machte als seine beiden Freunde und Schüler in ihrer reinen Hoheit. Das enge, aber recht sonnenhelle Zimmer, gefüllt mit den Waffen geistiger Kämpfer, einer reichen Bibliothek, Folianten am Boden, mathematische Werkzeuge und Skripturen auf den Tischen und in den Fensterbrüstungen, zeigte den Ernst der Gelahrtheit; aber gemischt zwischen dem trockenen, kalten Schmuck, fand das Auge Manches, was die Individualität und das geheimere Seelenleben des Besitzers aussprach in seinen Ziffern, die damals noch er allein zu lesen verstand, damals noch kein Verrath besaß; so hing an der schmalen Wand zwischen den Fenstern ein schönes Gemälde des heiligen Antonius, aber auf demselben Nagel, der den Heiligen trug, schwebte das Segment eines abwelkenden Kranzes von blauen Cyanen, und wer die Reliquie näher zu betrachten gewagt, würde zwei lange seidene Haarfäden von dunkelster Färbung entdeckt haben können, die der raube Stengelkranz wie ein heimlicher Dieb festgehalten, als er den schönsten Platz verlassen, den je eine Blume geziert. So sah man auf dem Marmortischlein unter dem Bilde ein Kreuzförmiges von Ebenholz und Silber, doch dicht davor stand die liebliche kleine Marmorgruppe, Hymen und Amor, kämpfend um die lodrende Fackel, welche einem von ihnen entfallen am Boden liegt; und dicht neben der Gruppe, gleichsam als Allegorie der Allegorie, dufteten in einer bauchigten Krystallphiole eine halbaufgeblühte Centifolie, von der herrlichsten Gattung, wie sie nur in den schönsten Gärten der Provence zu finden, und ein Drangenzweig mit seinen Silberflocken, frisch im frischen Quellwasser, wie eben gebrochen und eben als redender Selam gesendet zu Wohl, Dual und Entzücken zweier Herzen. —

Die drei Männer waren Meister Pierre Abelard, damals einer der berühmtesten Lehrer der Hochschule zu Paris; wer kennt ihn nicht und seine Heloise? — und seine vornehmen Scholaren, Konrad von Passau und Otto, späterhin von Freisingen genannt, die trefflichen Söhne des Markgrafen in Böhmen.

Erschöpft von den anstrengenden Übungen der Dialektik machten Lehrer und Schüler jetzt eine Pause, und blickten von ihren Manuskripten auf, die Augen zu stärken an dem abendlichen Sonnenschein, welcher so einla-

dend durch die schmalen Scheiben der Fenster herein funkelte.

„Was ihn wiederum festgehalten haben mag?“ — begann Otto, indem sein dunkelblaues schwermüthiges Auge auf den fernen Markt, den das Gewühl der heimkehrenden Arbeiter füllte, hinunter streifte. „Er, sonst wie ein Verdürstender stürzend zum Quell der Wissenschaft, versäumt schon zum drittenmale eure Lektion, Herr Peter, Er, sonst der Erste von uns in diesem Heiligthume. Und es ist doch nicht die heilige Theologie, zu deren Studium der junge Sinn eine eigene Stimmung bedarf, will er nicht Spott treiben mit ihr; ist es doch nicht die kalte Mathesis, die dem jungen, feurigen Herzen nicht zu jeder Zeit zusagt, nein! ist es doch die munterste Wissenschaft, welche wir hier treiben, die lebendig machende, die Dialektik, ohne welche alles Eingefammelte kalte Asche und todte Kohle bleibt, welche das Wissen zu Gedanken umschafft, sie in Ordnung stellt, wie ein wohlgerüstet Kriegsheer, die uns die Macht verleiht, mitten in die Welt zu treten in dem blanken Rüstzeug unserer stillen Studien, zu verfechten unserer Seele geheimgeborene Meinung, zwischen die neidischen Widersacher den Hagel der Sophismen zu schleudern, und mit dem Dreizaß der Logik die plappernden Heroen der Ratheder todtwund in den Sand zu werfen. Wie ich unsern jungen Landsmann kenne, müßte ihn gerade darum diese Lektion des großen unbezwinglichen Meisters anziehen, festhalten, begeistern für immer, und ich bin darum wahrhaft bekümmert um den guten, liebwürthen Heinrich!“

„Weltlauf, Menschenstirn!“ — fuhr der finstere Konrad auf, das dunkle, düstere Auge rasch vom Buche erhebend, und mit seiner tiefen Stimme, die besonders klang zu dem bleichen, jugendlichen Gesichte, den Bruder unterbrechend. „Was gibt's da viel zu verwundern? Freilich kennst Du den Ehrgeiz nicht und die Eitelkeit, denn die Zelle des Schloßkapellans war Dein Spielplatz und der größte Foliant seines spärlichen Bücherschreins das Ross, auf dem Du rittest. Der Spanheimer trägt zwar in junger Brust manchen Schatz, von seinem Großvater, dem frommen Engelbert, und dem gelahrten Großohm, dem Magdeburger Hartwich, auf ihn vererbt, und wenige Junfer im deutschen Vaterlande mögen darin ihm gleichkommen: doch daß er nicht berufen zum Licht, dem er sich zudrängt, erkannte mein Auge in den ersten Wochen seines Hierseyns. Wer da will seyn ein Ritter der Weisheit, wer da will werden ein Fürst der Geister, muß nicht Gefallen haben am Tand und Prunk der Welt, muß geizen mit der Zeit, welche auf zügellosem Ross an uns vorübersprengt und die Niemand zurückruft, muß die kostbare Stunde nicht vergeuden am eitlen Ritterspiel und den Künsten, an welchen die Welt sich ergötzt und welche den Lüsten der Gewalthaber zu fröhnen bestimmt.“

Der Lehrer hatte lächelnd den edeln Schülern zugehört; mit einem leichten Spott auf seinem schönen, männlich freundlichen Antlitz sagte er: „Ei, ei, lästert also ein Babenberger, ein Sohn der tapfern Markgrafen

von Oesterreich, das Ritterthum und die Rittertugend? Weiß ich doch, daß Ihr Beide wohl geübt seyd im Waffenspiel, wenn Ihr auch seit Jahren schon das Seidenwamms und den metallenen Kriegspuz vertauschet gegen das schwarze Faltenkleid und das Mäntelchen der Demuth, welches geschickt macht, dereinst von der spitzigen Bischofsmütze überglänzt zu werden, und sich zum Cardinalpurpur umzufärben, oder gar die heilige Tiara zu gewinnen."

"Auch der Streiter der Kirche muß geübt seyn im Schwertschlag und Lanzenwurf" — antwortete Conrad mit Hitze, die nur durch die Ehrfurcht für den geliebten Lehrer gemäßiget blieb — "denn in einer Zeit des Uebermuthes und Unglaubens, wie die unsrige, könnte es nöthig werden, daß auch der Bischof die Brust schnüren müßte in Erz, um Dom und Altar zu vertheidigen, ein Feuerengel vor dem Paradies, ein Cherub vor der Himmelspforte; und glaubt mir, gelahrter Herr, Markgraf Leopolds Söhne würden nicht zagen, schwölle ein Meeresstrom ungläubiger Christusshänder heran zu den Stufen des Heiligthums, welches sie zu beschützen gewürdigt. Aber wir sprachen nur von dem unnützen Spiel mit dem scharfen Stahl, worin Leben und Leib gefährdet wird um ein Goldfettlein oder gar einem eitlen Dirnlein zu Gefallen, wo Leib und Leben eingesetzt wird, um dem Gözen der irdischen Ehre zu dienen, wo tapfere Thoren nicht für Gott und Vaterland, sondern um ein elendiglich Kleinod aus Damenhand sich die Hälse brechen. Ich sah es voraus, wie es gekommen, als der Spanheimer einen Monat lang unter uns gewandelt, und solch' überschwenglichen Eifer laut werden ließ. Die ächte Geistesgluth zischt nicht auf in Zackenflammen, die sich in Qualm auflösen, der wolkenan wirbelt; still glimmt sie, am Scheit langsam zehrend, und wohlthätig wärmend wie das Kaminsfeuer. Dort im Kärntnerlande, in Graf Bernhards stiller Burg, wohnte der Versucher dem Jüngling fern, Friede im Lande gab dem jungen Gemüth Langweile, seinem schwärmerischen Sinnesflug kein Ziel, und die Wissenschaft nutzte ihm als Zerstreuung und Phantasiespiel; in der Welt von Paris, im Glanz der Majestät, geschmeichelt von dem gutmüthigen Könige und der leutseligen Königin, hielt das Gold nicht Probe, und er wird ein Abtrünniger, mag seine Schaam sich auch sträuben, wie sie will."

"Nicht Alle können Alles" — entgegnete Abelard mit freundlichem Ernst — "und die Wege zur Glückseligkeit sind gar mannigfaltig. Wollte alle Welt sich der Weisheit widmen oder dem ernstesten Studium, würde das Leben in todter Einförmigkeit seine höchste Schönheit vermissen, würde der Lehrstand den Hungertod sterben und die Weisheit im eigenen Brunn ertrinken. Mir ahnet, was unserm jungen Freunde auf dem Herzen drückt, dem Stärkern sendet der Himmel die schwerere Prüfung, und geht er stehend daraus hervor, so ist seine Glorie die glänzendere, denn Tugend ohne Opfer ist nicht Tugend. Ich kenne Weisere und Aeltere, als er ist, die dem Feinde erlagen, welcher ihn bedrängt, und doch nicht zur Reue über den Fall kommen können bei aller ihrer Weisheit!" — setzte er mit einem halbverschluckten Seufzer hinzu, indem ein höheres Roth seine Wangen übergoß. —

Conrad sah verwundert in das Gesicht des hochverehrten Mannes und kämpfte noch mit einer gewagten Frage; da rief aber Otto lebhaft: "Höret Ihr, wie die Thür fällt? Höret Ihr den Tritt auf der Steige? Ich kenne ihn, es ist der Heinrich, und Dein hartes Urtheil, Bruder, wird zu nichte werden."

Der junge Graf von Ortenburg trat ein. War Paris damals durch seine Hochschule dem geistigen Europa ein Wallfahrtsort geworden, so leuchtete der Pariser Königshof nicht weniger als die Schule der Ritterlichkeit, und wurde dadurch ein Sammelplatz der edelsten Jugend des Südens, wo Männlichkeit und Leibes Schönheit um die schönsten Preise rangen. Der junge Graf, obgleich ihn höhere Zwecke hergerufen und nie die Absicht in seiner Brust wach geworden, in diesem glänzenden Kranze eine ausgezeichnete Blume zu seyn, machte dennoch unverschuldetes Aufsehen. Und wie sich jetzt Abelards

Augen auf den Eintretenden hefteten, ward es dem durch seine Liebe zur Wissenschaft wie durch seinen Feuersinn für Kunst und Schönheit berühmten Franzosen klar, daß diese Theilnahme der Pariser an dem jungen Deutschen eine natürliche sey. Graf Heinrich stand in den Blüthenjahren seines Geschlechts und kein früher Giftthau hatte ein Blütenblatt welf gemacht. Väterliche Zuneigung seines Pflegevaters, herzige Liebe seiner Pflegemutter, der edlen Kunigunde, hatten Alles in ihm und an ihm gepflegt und entwickelt, aber strenge deutsche Zucht wirkte zugleich jeder Verderbung und Vorreife entgegen. Die Frische der Gesundheit strahlte aus dem edeln Angesicht, aus dem kräftigen Muskelspiele der schlanken Gestalt, doch eine kindliche Milde im hellblauen, runden Taubenaug und in dem zierlichen Munde gab seinen Zügen einen wunderbaren Reiz, der ihm die Frauenherzen gewinnen mußte, und selbst dem Reide des rauhen Männer-Gemüths die Krallen stumpfte.

Graf Heinrich neigte sich mit scheuer Ehrfurcht vor dem Lehrer, und reichte dann den beiden Freunden nacheinander die Rechte zutraulich, indem zugleich eine sichtliche Verlegenheit das sanfte Roth seiner Wangen bis zum dunkeln Karmin umfärbte.

"Verzeiht mir!" — sagte er herzlich, die Augen vor den sechs forschenden Blicken flüchtend auf die Papierrollen des Arbeitstisches. "Drei volle Tage habe ich Euch versäumt, eine Schuld, die mich schwer drückt, und mich zu strengster Pönitz verdammte."

"Wohl haben wir Dich vermisst in Trauer und Sorge!" — antwortete Otto, die Hand, welche in der seinigen geblieben, herzlich drückend.

"Wer kann's Dir verargen?" — fiel Conrad scharf und spöttisch ein. "Bei uns ist es trift und die Stunden schleichen Schneckengang. In König Ludwigs Schlosse fliegt die Zeit auf Schmetterlings-Fittichen. Im Hörsaal gibt es Schweiß und Geistesmarter, dort tobt die Fanfare und die Tanzmusik und das witzige Scherzwort und die süße Galanterie alle Gedanken nieder, und das holde Nichtsthun rückt Frühroth und Sonnen-Untergang dicht zusammen. Dein blauesammetnes Junkerleid sitzt dazu bequemer als der saltige Schulrock, das Barret mit der langen Schwungfeder drückt weniger wie unser Scholarenkappel, und läßt schmucker über dem braunen Gelock. Wer kann Dir's verargen, daß Du nachholen müchtest, was Du auf der eben Sonnenburg entbehrt; daß Du die ernste Anstrengung auf die späteren Jahre versparest, und der Rausch Dir willkommen ist, der die Sinne in Paradieseslust und Königsträume einlullt?"

"Ein Rausch, so ist es, Konrad!" — antwortete Heinrich ernster und fester den Spötter anschauend. "Ein Rausch, der verfliegen wird, verfliegen muß. Aber zu scharf tadelt Dein Stachelwort den Freund und Landsmann. Wohl bin ich in ein Netz versponnen, gegen dessen feine Fäden meine Kraft sich vergebens sträubt. Warum gab mir der König Lothar, unser edler Vetter, solch einen Geleitsbrief mit, dessen Zauber den mir fremden Ludwig einen willkommenen Freund; die herrliche Königin einen unentbehrlichen Gesellschafter in mir finden ließ? Soll ich die unerwartete Gastlichkeit mit schroffem Undanke lohnen? Darf ich der überschwänglichen Freundlichkeit im knabenhaften Eigensinn unnatürliche Kälte entgegensetzen?"

"Hättest Du's gemacht wie wir!" — seufzte Otto. "Einen Büchling am Throne im Audienzsaale, und dann keinen Schritt wieder zu den Marmorstufen. Der kluge Odysseus ließ sich binden an des Schiffes Mast, als man dem Sirenen-Eiland vörüberfuhr."

"Halbheit schändet den Mann!" — sagte Konrad unwillig. "Schwert oder Federkiel, Buch oder Harnisch, Kirche oder Turnierkleid! Nach Deinem Wort hattest Du gewählt, ehe Du in Paris eintriffst."

"Und wer sagte Dir, daß ich wankelmüthig den Vorsaß umgeworfen?" — fragte Graf Heinrich nicht ohne höhere Wärme. "Was kannst Du tadeln am Ritterkleide, das ich nach Hofesitte tragen mußte? Ein Knabe noch, ja noch ein unmündig Kind, sah ich an des frommen Ohm's Hand die heilige Erde, trat mit dem kleinen Fuß

in die Spuren, die der Welterlöser nachgelassen, als er auf Erden ging, wusch die zarten Hände in des Jordans heiliger Fluth. Da sah ich auch stattliche Männer, verlüpft vom Scheitel bis zur Sohle in Eisenstück, das blanke Schwert immer zur Hand, als sey es ein Glied ihres Leibes geworden. Auch sie nannten sich Diener und Gemeine der Kirche, und beim Himmel! sie brachten der Religion schwerere Opfer als der Psalmist und der Mönch und der Messpriester je dem Heiligsten gebracht. Meinst Du, der herrliche Gottfried, der da keine Krone tragen wollte, wo der Erlöser die Dornenkrone getragen, wäre kein guter Sohn der Kirche gewesen? Mit jenen Erinnerungen spielte der Knabe, in ihnen schwelgte der Jüngling, sie schienen mich zu laden, zu rufen mit heiliger Stimme zu einem goldenen Ziele, wenn auch nimmer der eitele Wahn in mir keinen konnte, dereinst wie ein Bouillon die Welt mit meinem Ruhme zu füllen. Aber verzieh nur nicht so spöttlich die breiten Augbraunen; wohl weiß ich, unser Vaterland hat solcher schlagartigen Helden in jedem Gau genug und bedarf mehr die geistigen Muster der Demuth und der Abstinenz und der strengen Wissenschaft, in der es zurücksteht vor den Nachbarvölkern. Auch sollst Du gar bald das alte Gefallen an mir finden, nur diesen königl. Geburtstag noch, zu dem mich Huld und Freundschaft geladen; dort laß mich den eiteln Prunkjunkern zeigen, daß auch jenseits des Rheins männliche Kraft und ritterliche Kunst zu Hause, laß mich der Ehre des Vaterlandes Genüge thun, dann sollst Du allen ritterlichen Schmuck, all' meinen Waffenputz selbst in Deine Truhe verschließen, und ich will den Schlüssel nicht früher wieder fordern, als bis ich ein Mann nach Deinem Herzen geworden."

Conrad hatte während der warmen Rede des schönen Jünglings seine Augen fest auf ihn gerichtet gehalten, aber immer bedenklicher wurden seine Mienen, immer finsterner ward sein Blick.

"Spanheimer, gib mir noch heute Dein Schwert und Deinen Helmbusch in Gewahrsam!" — sprach er mit einer Feierlichkeit, die Alle stübig machte. "Ich bin an einem Sonntage geboren, und sehe einen schwarzen Schleier über Deiner wolkenlosen Stirn. Meide diese Festtage, besteige kein Roß mehr. Ich habe Dich lieb gewonnen, wie man den Landsmann in der Fremde fester an's Herz legt. Thu' mir's zu lieb, und gürt' kein Schwert mehr um Deine Hüfte. Ein Grauen läuft kalt über meine Brust, sehe ich Dich lächelnd dastehen in Deiner Leichtfertigkeit."

"Ja, ja, er sah schon oft Künftiges zu seiner eigenen Qual!" — flüsterte Otto, wie von geheimer Furcht ergriffen.

"Verstöret mir mit Euren Pöffen nicht dieses heitere, sorgenlose Gemüth!" — fiel Abelard ein, freundlich den Arm um des Grafen Schulter legend. "Er ist beim heiligen Denys stark genug an Leib und Seel, sich selbst die Bahn zu brechen, welche seinem Leben zusagt. Horcht! da läutet's von St. Eustache und der sprachkundige Prior erwartet Euch."

Die fürstlichen Jünglinge sprangen auf, und verließen fast erschreckt über die Verspätung das Gemach, und der Graf holte tief Athem, als wäre seine Brust entlastet worden durch die Entfernung der anlagenden Freunde. Hastig trat er auf Abelard zu, und des Lehrers Hand mit beiden Händen ergreifend und krampfhaft pressend, sprach er mit ungewohnter Heftigkeit: "Ja, sie haben Recht, die frommen, bieder sinnigen Prinzen, Recht mit ihrem Unwillen und Vorwurf. Ja, ich selbst bin nicht mehr, der ich kam. Mein Muth ist gebrochen in einer unerklärlichen Unruhe. Ich hänge zwischen Himmel und Erde verlassen, ausgestoßen. Unzufrieden mit mir selbst peitscht mich eine innere Angst durch die Säle des Schlosses, durch die Gassen, und, als läge ein schweres, heimliches Verbrechen, Mord, Kirchen-Schändung auf meiner Seele, schaue ich zu den Wolken empor, den rächenden Wetterstrahl fürchtend und hoffend, weil er meine Marter endigen würde im Augenblick der Strafe. Diese Angst trieb mich her zu Euch, mein väterlicher Freund, mein geistiger Vormund. Ihr seid ein weiser Mann, Ihr kennt die Geheimnisse des Menschenherzens,

die Krankheiten der Seele. Rathet, helft, Meister Peter! Ist es die fremde Luft, ist es die ungewohnte Schwelgerei der königlichen Tafel, ist es der blendende Glanz der Königsstadt? Nennet mir meine Krankheit, nennet mir aber zugleich das Heilmittel; sey es noch so bitter, ich werde es nehmen aus Euer lieben Hand."

Abelard lächelte. "Und wenn ich nun spräche" — fragte er forschenden Blicks — "sattelt zur Stunde Euer Roß, hüllet Euch dicht in den Reisemantel, und spornet den Bauch an der Erde Euer gutes Thier hinaus, fort bis zu den Bergen Eurer Heimath? Es ist die Malaria von Paris, die Euch krank gemacht; Flucht ist die einzige Arznei für dieses Uebel. Wenn ich so spräche?"

Der Graf senkte die Blicke zu Boden. "Fort von hier" — stotterte er halblaut — "fort von dem Born der Wissenschaft, zu dem mich das tiefste Sehnen gezogen? Was würde Otto denken und der starrsinnige Konrad? Wie würde ich ihnen wieder begegnen dürfen in den deutschen Gauen? Und wie würde mich der Ohm, der strenge Bernard, empfangen, dem ich diese Reise gegen seinen Willen abgetrottelt, abgetrotzt, der mich lieber daheim behalten als Erbe der Spanheimischen Güter, da sein einziger Sohn, Vetter Bruno, früh Mönch zu Sanct Paul geworden im kindlichen Gelübde für des Vaters Heimkehr aus dem Lande der Ungläubigen?"

"Beruhigt Euch" — fiel Abelard ein im Tone des Scherzes — "die Fülle und das gesunde Roth Eurer Wangen widerspricht meiner Vermuthung, Euch schüttelt nicht das Fieber der Malaria; wir müssen das Uebel tiefer suchen. Ihr klaget über Beklemmung und Angst; und fandet Ihr nirgends einen Ort und mit ihm eine Stunde, wo Ihr vergaßet, was Euch bedrückt, wo Euer Unmuth zerfloß in dem süßesten Wohlbehagen, wo Ihr selbst die Zeit vorüber flog, wo Ihr nicht dachtet an heut' und gestern, nicht an Buch oder Schwert, nicht an Ohm und Vaterland, nicht an die Freunde und mich?"

Heinrich sah ihn groß an, wie unwillkürlich sagte er dann: "Ja, ich besinne mich; im stillen Gemach der mütterlichen Königin war es zum öftern so, die Nähe der hochherzigen Adelaide wirkte solch' Wunder an mir."

"Aber die Königin sah Euch nie allein," — fiel Abelard mit Hast ein und drückte die Hand des Jünglings fest; — "die holde Constanza, das schönste Kind Frankreichs, der Stern von Paris, sie war immer zugegen. Jüngling, lüge mir nicht; oder gibt es wirklich männliche Jungfräulichkeit in jenen nordischen Ländern, und wußtest Du nicht, daß Du liebst, und wie die Reider Deines Glückes längst es aussprachen, geliebt wirst von dem zartesten und schönsten Mägdelein dieses Königreichs?"

Wie vom Wetterstrahl wirklich getroffen wurden die Glieder des schönen Jünglings erschüttert, alle Farbe wich aus seinem Gesicht, mit starren Augen sah er einen Augenblick auf Abelard, als sähe er ein mitternächtigt Gespenst in ihm, dann schossen helle Thränen aus seinen Augen und mit einem Angstlaut warf er sich an des Lehrers Brust.

"Ein Mann und Thränen? Ein Mann von Deinem Werth, Deinem Anspruch und Zagen, wenn er die Perle fand, um welche Tausende nach ihm Gut, Leben und selbst die Ehre hinwerfen würden?" — fragte Abelard betroffen.

"Fort muß ich," — stammelte Heinrich, aus des Freundes Arm erschöpft in einen Sessel gleitend — "ich fühl's, ich muß. So laßt mich mein Gesicht verhüllen in des Mantels Saum, ehrwürdiger Herr, schauet mich nicht an, wenn ich jetzt scheide für immer — o für immer! Ja, Ihr spracht Wahrheit, ich fühle es, höre es, sehe es, und zergehe in Schaam, seit Ihr mein Herz mir aus der Brust genommen, und das besaßte vor mir hingelegt."

"Thörichter Jüngling," — entgegnete Abelard ernst — "lästere nicht die Gottheit, nicht die Natur, nicht die Urseele der Schöpfung, nicht das ewige Licht der Höhe und nicht die heilige Flamme der Tiefe, welche Leben erschaffen und Leben fortragen durch alle Ewigkeiten in

Einer glühenden Kette, die vom Wurm bis zum Seraph reicht, der am Throne der ewigen Liebe Wache hält. Was ist Kunst und Wissen ohne Liebe? Demant und Karfunkel ohne Licht, das ihrem Krystall das Spiel der Bunderfarben entlockt? Waren die Weisen, die Dichter Griechenlands und Roms unbewusste Mönche, nein! Die Schönheit der Aspasia und Glycerion dicitirte ihnen die Ode und den Hymnus, der noch heute unser Herz erglühen macht, ihr Familienglück begeisterte die riesenkühnen Volkredner zur Vertheidigung des Menschenrechts, und nicht in dumpfger Zelle, sondern mitten im Gedränge des Weltlebens schöpften sie jene Erfahrungen, die uns als Gesetze des höchsten Verstandes gelten. Dürftest Du, Jüngling, welchen Impuls die Liebe dem Geiste gibt, wie durch sie auch der feinste Keim sich wundersam in der Seele entwickelt, daß wir staunen ob der schnell uns unbewußt aufgeschossenen Pflanze, wie sie leicht macht das Tagewerk und jedwedes Mühen, wie sie lobt und spürt und spürt und lobt zugleich und im berausenden, endlosen Wechsel, Du würdest Dich selig preisen, daß Dir des Schicksals Günst so früh die Zauberblume auf die Brust gelegt, welche dem Körper ewige Jugend bringt, das Herz zu dem Höchsten und Unmöglichen erstarft und dem Geiste die Fittiche der Unsterblichkeit leiht, die Zauberblume, die zu finden Millionen ihr ganzes Leben abringen, und ohne die das Daseyn ein Thal der Verwünschung und der Tod König wäre auf Erden."

Graf Heinrich hatte in wachsendem Staunen den Feuerworten des Lehrers zugehört; immer glühender hafteten seine Augen auf dem Angesicht des Glühenden, das ihm nie so holdselig erschienen, und auf der erblaßten Wange entfaltete sich eine immer hellere Aurora.

„So dürftest Du?“ — fragte er scheu. — „So wäre Flucht nicht meine Pflicht?“

„Stürze Dich mit Deinen jugendlichen Gliedern in das frische Wellenbad!“ — rief Abelard. — „Und kämest Du um in dem glänzenden Strudel, Dein Tod wäre beneidenswerth.“ — Er ergriff das Krystallglas mit den Blumen. — „Sieh hier das Symbol der glühenden Herzensneigung, der zarten, vertrauenden Hingebung, hier das duftige Zweiglein der Braut, das Bild der heiligsten Myrte. Du kannst vielleicht beide gewinnen mit Einem kühnen Griff, und ein törichter Knabe wärest Du, wenn Du nicht das Leben einsetztest um diesen Preis. O wehe dem, der zu wählen hat in grausamer Wahl unter beiden Blumen, die nur vereint den Drachen verschrecken, welcher des Lebens Schatz bewacht. Ein Mann von Eis erfand das Wort: Entsetzen! Es ist die Hölle, in die Niemand freiwillig sich stürzen mag. — O gehe hinaus, Du Glücklicher, laß mich allein, denn Deine Thorheit hat mich krank gemacht für eine lange Nacht. Püze Dich mit Sammetstoffen und Goldketten, siege zu Deiner Constantia, erzwinde von ihr mit heißem, festen Gesändniß den Spruch der Seligkeit, und denke, daß jede verlorene Stunde sich rächt mit Marter und Qualen fruchtloser Reue.“

Er hatte bei diesen heftigen Reden den verwirrten Jüngling fast gewaltsam zur Thür geschoben, und als diese sich geschlossen, schöpfte er tief Athem aus der schwerbeklommenen Brust, drückte die Blumen an seine Lippen, und flüsterte, indem er das Anster glühende Auge wie im keimenden Bahnhais an den Wänden umherstreifen ließ, als suchte er einen vermissten Gegenstand: „Was ist des Menschen stolzer Verstand? Was ist die gepriesene Gerechtigkeit des Fatums? Dem Knaben wirft das Schicksal die Perle vor die Füße, und er wagt, die bebende Hand nicht auszustrecken. Der Mann klimmt am Abgrunde hin, wirft sich hinab in die Charybdis um das köstliche Kleinod, und zerschellt am Fels. O Heloise!“ (Fortsetzung folgt.)

Der erste russische Lanzier.

Bekanntlich hatte einmal das französische Heer einen ausgezeichnet tapfern Krieger, Namens Latour d'Arvergne,

der jede höhere Beförderung, als die zum Grenadier, ablehnte, doch sich den Titel des ersten französischen Grenadiers erbat, und ihn auch empfing. Nach vielen Beweisen von Muth und Treue starb er auf dem Schlachtfelde. Der Platz, welchen er eingenommen, blieb fortan leer, und es ward für immerwährende Zeiten angeordnet, daß jedesmal, wenn die Compagnie, wobei er gedient, sich versammelte, sein Name gerufen wurde, als ob er noch da sey, worauf ein Anderer antworten sollte: „Ge storben auf dem Bett der Ehre.“ Als ein Seitenstück konnte man einen russischen Lanzier betrachten, der im großen Kriege mit Frankreich diente, und durch Kühnheit und Todesverachtung so viel Aufsehen machte, daß er auch der erste russische Lanzier genannt wurde. Es war kein geborner Russe, sondern ein Siebenbürger deutscher Abstammung, Namens Schindler, und hatte freiwillig unter einem Lanzierregiment Dienste genommen. Der Großfürst Konstantin, einmal Zeuge seiner Entschlossenheit, machte ihn aber zu seinem Ordnonanzoffizier. Als solcher folgte ihm Schindler vor der Schlacht bei Culin. Der Großfürst, die Stellung der Feinde besichtigend, vernahm kleines Gewehrfeuer, und sagte: Schindler möchte doch hureiten, um zu sehen, wer da feuere. Schindler hatte schon früher die Erlaubniß gehabt, sich zwei Männer aus dem Regimente zu wählen, zu seiner Begleitung auf ähnlichen Fahrten, deren es mehrere gab. Sie hielten gewöhnlich in seiner Nähe, und bei obiger Aufforderung nahm er sie zur Seite, und ritt von dainen, der Richtung nach, aus der man die Schüsse hörte. Nach vorsichtigem Umherstreifen kommt er dem Schießen immer näher, und trifft auf den Rücken eines feindlichen Detachements, dessen Fronte im Feuer zu seyn scheint. Er horcht mit Bedacht, und läßt seine beiden Lanziers in einem Walde, dessen Ausgang er endlich erreicht hatte, faßt den nächsten Vorposten in's Auge, und reitet auf Schußweite dem französischen Infanteristen entgegen — auf Soldatenglück. Als er angekommen, erfolgt, was Schindler voraussah, der Franzose legt an, zielt und drückt los, ohne jedoch zu treffen, und in diesem Augenblicke sprengt der „erste Lanzier,“ mit verhängtem Zügel auf den Gegner ein, der nicht so rasch wieder mit dem Laden fertig werden konnte, haut ihm eine Kerbe in die Schulter, daß ihm die Flinte entfällt, worauf er ihn am Kragen packt, ihn zu sich emporzieht, quer über den Sattel wirft, und im Carriere zurückfliegt, während die ganze Vorpostenlinie hinter ihm drein schießt. So bringt Schindler den blutenden Franzosen zum Großfürsten, dem er den Bericht zuruft: „Hier ist einer von den Kerlen, die da drüben schießen. Er mag selbst rappor-tiren. Ich verstehe ohnehin kein Französisch.“

Und solche Aufgaben hatte er oft zu lösen. Ihm wurde ein feindlicher Offizier drüben gezeigt, ein Husar, oder wer es seyn mochte, den sollte er holen. Schindler spornete dann sein Pferd, und das Leben weniger achtend, als einen Nagel im Hufeisen, hieb er sich zu dem Bezeichneten durch und brachte ihn todt oder lebendig heraus.

Wer möchte nicht wünschen, dieser neue Roland, dieser Löwe im Kampf, hätte auch einen, seinem Werth angemessenen, Lohn gefunden. Aber Schindler, lange Zeit des Großfürsten Konstantin Liebling, fiel endlich in Ungnade, und nun war es um des Tapfern Glück geschehn. Die Veranlassung war seltsam, und Schindler nicht von aller Schuld dabei freizusprechen. Er hatte nämlich einen außerordentlich starken und lang gewachsenen Knebelbart, worin er sich gefiel. Ein Engländer, auf Reisen nach Warschau kommend, wo nach dem Frieden Schindlers Regiment in Besatzung lag, äußerte sich gegen den Großfürsten unvorthellhaft über diesen Bart, meinte, er sey zu auffallend, verunziere den Mann. Da erhielt Schindler den Befehl, ihn abzuschneiden, gehorchte aber nicht, ungeachtet der Großfürst den Befehl einigemal wiederholte. Schindler hatte eine zu große Vorliebe für seinen Simonsbart, mußte sie aber auch in einer Entfernung aus seinem Regimente büßen.

Blätter

für

Cherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 6. Juli 1835.

(Beilage zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 27.

iger Liebe Triumph.
v. Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

rttsfest des Königs wandelte Paris zu einem
den Menschenmeere; die weite Stadt mit ih-
ogethürmten Häusern und geräumigen Plätzen
eng und klein wie ein überfüllter Bienenkorb, in
welchem die jungen Stämme sich mit den alten um die
Wohnstätte drängen, und in welchem das dumpföhnende
Gesums und Gemurmel den nahen Ausbruch des Kampfes
um Platz und Recht verkündet. Eingezogen von ihren
Schlössern waren die Würdeträger des Königreichs; ein-
geritten waren von ihren Ritterfüßen in den fernsten
Provinzen die mächtigen Vasallen mit zahlreichem Geleit,
in welchem die Eitelkeit eines Jeden den Nachbar zu
überbieten suchte; die Fremdlinge und Reisende in Frank-
reich eilten zur Hauptstadt, solch' merkwürdigen Tag ein-
zeichnen zu können in die Reisemappe und das Tagebuch,
und gleich stürmisch rauschenden Waldbächen, die vom
Gebirg alle sich zu dem See im Thale hinabstürzen,
wogte der Schwall des Landvolks zu den Thoren herein,
Männer, Weiber und Kinder, den meilenlangen Weg
nicht scheuend, mit Lebensmitteln vorsichtig beladen, um
auch ohne Dach und Bett während des Festes auf den
Märkten und Wällen lagern zu können.

Vor der Herberge zur Lilie, in welcher der Graf
von Ortenburg seit seiner Ankunft gewohnt, saß eine
untere Gesellschaft, die ihren Tisch unter Gottes blauen
Timmel gestellt, weil im Hause auch nicht ein Kämmer-
ohne Gast geblieben und selbst die Schenkstube
aufgemach der fremden Knappen und Waffen-
orden. Die Gesellschaft war in hochpatrioti-
sch bedacht gewesen, den Tag des geliebten
als möglich zu begehen, denn die Sonne
t gar hoch, und doch lag schon manche zer-
e am Boden, und die Art, wie die er-
slente ihren Witz an dem vorüberziehenden
Bauernvolke üben, gab Zeugniß von der
er, welche auf König Ludwigs Wohl be-
rden.

Rittersmann, dicht in einen schlichten Ner-
brauner Farbe gewickelt, der unten nur
nten Reiterstiefel, oben nur das frische Ge-
nem schwarzen Sammetbarett sichtbar wer-
te die wilde Zechkompagnie, indem er eili-
3 aus der Herbergspforte zu dem Tische trat.
d, so früh schon hinter der Kanne?" — rief
die Verstummen mit ernstem, doch keines-
n Tone, und ein graubärtiger, aber derber
ob sich sofort von der Bank, und stellte sich
nie zur Parade.

nichts zu sagen, Gnaden;" — antwortete der
im tiefen Bass, lächelnd den rauhen Schnauz-
chend — „ja, wär's so ein Frühtrunk, wie man
drau bekommt, halter, da hieße es aufgepaßt;

aber in dem Kännlein hier ist weder Oestreichischer, noch
Ungar oder gutes Rheinblut, nur leichtes fränkisches Ge-
tränk, man trinkt sich immer nüchterner, und es bleibt
halt ein Gotteswunder, wie sich die Leute dabei ins
Vergnügen und irdische Himmelreich hinauf schwindeln
können."

„Lästere nicht," — zürnte der junge Ritter, die fei-
nen Augenbögen zusammenziehend — „ein besserer Platz
wäre für Dich im Stall, die Kasse anzuschirren und das
Eisenzeug bereit zu halten. Schlägt die eilfte Stunde,
und findest nicht Alles in Ordnung, so fürchte meinen
Zorn." — Er ging und ein hübscher Edelknabe, welcher
ein Kästchen trug, folgte trippelnd den männlichen Schrit-
ten des Herrn.

„Seinen Zorn?" — lachte der alte Waffenknecht. —
„Ich möchts versuchen, denn es wäre mir neu. Er hat
ein Gemüth wie das jüngste Lamm auf der Weide, und
hat noch Niemanden weh gethan so mit Wort wie mit That.
Aber die Kasse stehen schon blau gestriegelt, und Rüst-
zeug und Schild funkeln wie der stille See, auf den die
Sonne brennt. Ein deutscher Waffenmeister kennt seine
Pflicht, und thut Nachts seine Arbeit, wenn er sich Mor-
gens verlustiren möchte."

„Also das war Euer deutsches Gräsklein, von dem
unsere Herren gestern beim Nachtmahl so großes Wesen
gemacht, und mit finstern Gesichtern koseten ohne Ende
und fast bis zur Mitternacht?" — fragte mit höhnischer
Miene ein Normann, der mit dem deutschen Wehrmann
dieselbe Bank theilte. — „Und der schwächliche Junker
mit dem kleinen Flaumenbart will sich wagen in die Stech-
bahn? Rathe ihm ab, Kamerad, vernagele seinem Streit-
roß den Huf, daß er dabeiin bleiben muß. Hast Du mei-
nen Herrn gesehen, den Grafen Himindal von Falaise?
Du würdest zur nächsten Kirche gehen und zu Deinem Hei-
ligen beten um die Knochen Deines Junkers, denn nimmt
ihn mein Herr, der von seinen nordischen Ahnen, den
thurm hohen Riesen des Eises, die übermenschliche Natur
ererbt hat, vor seinen Speer, so mag er an der Barriere
die Scherben seiner gebrochenen Puppenglieder zusamen-
suchen." Der alte Gebhard stand hastig auf, und ein
Schlag seiner Ferse warf die Bank um, und den Nachbar
mit ihr auf den Boden, daß er die Beine sparlend zum
Himmel streckte. „Prahlmäuler gehören in den Sand," —
sagte er — „ist Dein riesiger Herr mit dem unchrist-
lichen Namen darin Dir gleich, wird er vielleicht noch
heut' wie Du in der Demuth Lektion bekommen."

Der normannische Knecht war wiederum aufgesprun-
gen, und hatte eine Kanne ergriffen, mit der zerbrech-
lichen Waffe in Begleitung eines wüsten Fluchs die Be-
leidigung auszuwegen, und der deutsche Wappner stellte
sich fest und hob beide Fäuste zu Wehr und Angriff, da
slog ein hochgeschürztes, schwarzäugiges Mägdlein vom
Hause her zwischen die Beiden, und riß dem Angreifer
die Kanne aus der Hand.

„Wollt Ihr Unglück anrichten, und lüftet Euch nach
einem harten Lager im Thurm, während die ganze Welt
Feiertag hält?" — rief sie mit einem Silberstimmchen. —
„Habt Ihr vergessen, daß der hochwürdige Herr Bischof

Gottesfrieden ausrufen lassen und harte Strafen gestellt auf jeden Friedensbruch, weil solche Unzahl fremder Leute zur Stadt gekommen? Und ist Euch der Wein verkauft, bleibt doch das Geschirr unser Gut, und Euer Gezänk soll meines Vaters Eigenthum nicht in Verruf bringen. Habt Ihr Appetit zu Beulen und Blut, so verschiebt's bis morgen, steigt hinauf auf den Marterberg und nehmet Eure eigenen groben Fäuste dazu."

"Du bist ein schmucker Friedenssprecher, Jeannet, und könntest Mittags einen Marschall abgeben in der Stechbahn;" — rief ein Mann, der sich durch einen mächtigen Schwarzbart auszeichnete, indem er zugleich dreist den Arm um des Mädchens üppigen Wuchs warf.

Hestig machte sich das Mädchen los von ihm. "Hat der Beul' Euch vergessen gemacht, was ich Euch gestern und ehegestern und ein Jahr lang alle Tage gesagt, Monsieur Jonzac?" — fragte sie schnüppisch. — "Er hört wohl nicht gut, weil ihm seine Bären und Löwen Tags und Nachts Musik machen?"

"Meine Bären und Löwen sind zahmer als Du," — antwortete der Mann mit Ingrim, welcher jedoch durch sächliche, innere Betrübniß milder aufrat; — "wer ihnen täglich gut zuspricht, dem sind sie dankbar zugethan. Jeannet, Deine Sprödigkeit, Dein Haß wird mich dahin bringen, daß ich mit meinem eigenen Leibe die wilden Bestien füttere."

"Thut's Monsieur Jonzac," — fiel sie spöttisch ein — "dann will ich versprechen, ein schwarzes Brustband um Euch zu tragen volle sechs Monden lang. Laß Er seine Finger von meinem Arm! Wie mag man sich einbilden, daß eine Pariserin sich streicheln lassen möchte von einer Hand, welche die rauhen Kleinen der Bären eingewiegt, und zu jeder Stunde mit wildem Gethier caressirt? Pfui, alle Rosenwässer von Toulon und Grasse könnten solche Finger nicht lieblich genug machen, daß eine Dirne, die etwas auf sich hält, und keinen Mangel hat an schmucken Tänzern, ihren Ring darauf schieben möchte."

Mit munterer Weise wandte sich die Kecke dann von dem verstummenden Verber zu dem grauen Gebhard, der, nachdem sein Feind mit boshafter Miene davon geschlichen, sich wieder gesetzt, und im leichten Wein seinen Groll vertrunken. "Aber sagt mir, mein guter Freund," — sprach sie — "was Euern Ritter bewogen, so früh und zu Fuß und ohne gut Geleit in die Stadt zu rennen? Neugier spricht nicht aus mir, nur Sorge um das schmucke, junge Blut. Die Mutter erzählte gar oft, wie manche Gräueltathen an solchen Festtagen in den Seitengäßchen und Kirchenwinkeln geschahen, und wie gar eigens darum ganze Familien von Spitzbuben in die Stadt einwanderten, und in Kompagnie verwegen und schlaun Gut und Leben bedräueten. Euer Herr ist so sittig und fromm, gar nicht wie die Edelsunker bei uns, beinahe zu still und bescheiden, wenn das seyn könnte, und dabei so hübsch und leutselig, daß es Jedermann leid seyn würde, geschähe ihm im Gedränge etwas Uebles."

"Sorgt nicht, Junger;" — lachte der Gebhard — "er hat seinen Degen am Herzen unter dem Mantel, und Gott ist über ihm. Das sind für einen deutschen Junker der Freunde und Leibeswächter genug."

"Ist sie doch auch wie all' die Andern," — murrte Jonzac in seinen Schwarzbart — "es darf nur neu, nur aus der Fremde seyn, so fängt's die Weiberherzen weg und verrückt ihr Köpfschen."

"Neugier spricht nicht aus mir," — fuhr die schwägende Kleine fort — "aber wissen möchte man doch, wohin der Graf so früh wanderte, und warum zu Fuß, da heute Jeder von Geschlecht und Rang nur zu Roß erscheint, und was vielleicht in dem zierlichen Kästchen verborgen, das der Page ihm so sorglich nachtrug? Vielleicht gar ein Morgenbesuch bei einem schönen Hoffräulein oder einer geschälligen Bürgersfrau? Gesteht's nur, alter Freund!"

"Kästert nicht! Schalt der Graf nicht so zu mir?" — lachte laut der Graufopf. — "Mein Herrlein ist aus eigenem Mehl gebacken, und wie der Adom, ehe der Herr die böse Eva erschaffen. Ich glaube nicht, daß er weiß, wie ein Fräulein küßt, oder wie man's macht, um ein Mägdelein zu gewinnen."

"So dumm?" — stieß Jeannet hervor, verbesserte sich aber sogleich und sagte: "So unwissend und schon so ein stattlicher Rittersmann? Wer's glarht, kommt einen Goldgulden; denn was er nicht sagen die großen, frommen Augen, und wir wif behalten's aber für uns. — Doch das Käst" setzte sie dringend hinzu.

"Das Kästchen birgt einen gar köstli" antwortete der Waffenknecht mit Wicht, ist von Cedernholz gemacht, frisch am Libanon liegt ein ächter Saracenendolch, dar ihn die Heiden, der Stahl von Damaskus, springt und stieße man ihn auf einen Panz peltem Eisenblech, der Griff von Elfenbein, Dein Nacken und mit bunten Edelsteinen befelnd und schimmernd in allen sieben Regenbe wie Deine Schelmenaugen."

"Wenn's Euer Junker sagte, hörte ich's lachte die Dirne. — "Aber wem will er denn mit Wunderwaffe zu Leibe?"

"Sein Dhm hat das kostbare Stück selbst e in Palästina, und der Graf trägt's zum Könige, e burtstaggesehen."

"Das untersteht sich das Herrlein, und fürchtet eine ungnädige Zurückweisung von der Majestät?" — fragte erstaunt der bärtige Löwenwärter. Jeannet lachte laut auf. "Da sieht man, daß Ihr Euch nur auf die Augen Eurer Bestien versteht!" — höhnte sie. — "Schauet bei Gelegenheit in des deutschen Junkers Gesicht, und wenn er den Blick auf Euch richtet, fest und leuchtend, daß man meinet, es ginge bis in's Herz hinab, und doch so sanft und mild, nicht wie Sonnenbrand, sondern wie Mondlicht, dann werdet Ihr gewiß werden, daß selbst eine Majestät ihm keine abschlägige Antwort zu geben vermöchte, und selbst der wüthigste Bär in Eurem Zwinger zahm wie ein Schooßhund werden müßte vor solchem Augenstrahl. Noch heute früh sah er mich auf diese Weise, als ich ihm den Jubis, Waizenbrod und frische Milch, hinaustrug; Jonzac, es war ein Glück, daß er nichts bat zugleich, denn hätten auch die elstausend Jungfrauen dabei gestanden, ich würde nicht den Muth gehabt haben, ihm irgend etwas abzuschlagen."

So schlüpfte die Muthwillige zum Hause zurück, verfolgt von dem finstern Blicke des Schwarzbartes.

"Du freiest um die, braver Löwenbändiger?" — fragte Gebhard, indem er ihm die harte Hand auf die Achsel drückte. — "Hübsche Blume, aber viel zu viel Muthwille, viel wildes Wasser. Würbe ein deutscher Waffenknecht um sie, würde er die Riemenpeitsche zurecht machen, um sie nach der Hochzeit zur Hand zu haben. Du dauerst mich, Du stämmiger Waidmann."

"Ehe Ihr Euch einlegtet, war sie anders," — murrte Jonzac gedankenvoll — "wohl spröde wie all' die ju Art, aber nicht spitz wie ein Pfeilstachel, nicht höh wie eine Affentage."

"Mir hat dennoch ihre Sorge um den Grafen Blut warm gemacht," — entgegnete Gebhard da die Gänle selbst gesattelt stehen, werde ic und Edelknaben aufsitzen lassen, und dem Her reiten bis zu dem Plage am Schloßthore, wohin bestellt."

"Der königliche Zwinger ist geschlossen für mit kein Unglück geschähe, wenn das neugierige voll zudrängte;" — versetzte Jonzac aufstehend Bestien haben Futter bis Abend, und erlaubst so führe ich des Grafen Streitros mit dem nisch. Sollte ich auch dem deutschen Junke weil er mir die Jeannet abtrünnig macht, so doch ein, ich weiß nicht was, zu ihm, als hä seinen Schweiß zu lecken gegeben, womit mar thigsten Hatzhund gehorsam macht."

In dem alten Schlosse des Grafen von seinen nächsten Umgebungen hatte sich, als in dem punkte der königlichen Festlichkeiten, Alles versa was auf Hobeit und Rang Anspruch machte, un Glanz und die Fierde Frankreichs erschien heute im n lich das Auge blendenden Lichte. In der großen Prunk-

halle, wo unter dem Wappenschild mit dem goldenen Schiff der Königsthron sich erhob, waren die Fürsten und Ritter, die stolzen Vasallen versammelt, und harrten dem König, ihm den Glückwunsch auszusprechen, und die Frauen und Fräulein ohne Zahl an den beiden Seiten gereiht, verbanden gleich farbigen Blumenguirlanden den heiligen Sitz gleich himmelentzweit mit dem verwegenen Männergedränge, die Genien von dem festen Anspruch und dem Schmuth, von deren Gifte in jener Zeit gar vielen Herzen dieser Lehnsträger schwellen und

eten auf die leere Mitte des Saales standen der vornehmsten, der ältliche Eudo von Clermont, der ärtliche Robert von Valois, der junge, eitle Karl von Flandern und der riesige Himindal von Falaiss, die auch nicht wie jene andern drei dem Königs-erwandt und verschwägert, doch durch seinen Waf- und die Furchtbarkeit seiner Rittersugend es indet wagen durfte, sich vorzudrängen im Festsaale, gewöhnt war, voran zu seyn bei jedem Kampfe die Feinde des Königreichs.

Seht da die Prinzen von Oestreich; — spöttelte junge Maurienne — „sie haben sich den Schulstaub abgeputzt und sich auf das glatte Parquet gewagt. Sehet, wie scheu sie stehen in ihrer schweren, faltigen Tracht, scheu in's Blaue gaffen, und von den breiten Hüften der Madame de Saint-Fond fast verdeckt werden. Ob sie auch eine Lanze brechen wollen, oder einen Contretanz mitmachen? Ich schenke dem fünfzig meiner Bauern, der sie zu solchem Wagestück verführen möchte, denn es geht mir über jedes Vergnügen, die steifen Purzelbäume solcher deutschen Bären zu sehen.“

„Das dritte Blatt fehlt,“ — fiel der rothbärtige Robert ihm in die Spottrede — „wo ist der schwächliche Fant, der sich schelten läßt einen Grafen von Ortenburg, Sonnenberg, Morburg und Pettau, vom Stamme der Spantheimer, aber einhergeht wie ein Landjunfer aus dem Winkel der ärmsten Provinz? Scheuet er sich, seine unbekanntnen, barbarischen Namen ausrufen zu lassen vom Marschall? Ehre seiner jungen Klugheit, thäte er also.“

„Ich sah einen trefflichen Gaul von acht ungarischem Geblüt führen am Schloßthore, umringt von einem stattlich aufgeputzten Geleit;“ — sagte der riesige Normann. — „Auf meine Frage nach dem Herrn nannte man mir die barbarischen Titel, an welchen sich so eben Eure Zunge geknallt, und als ich, nach meiner Weise vor jedem Turnier, mir die Stechbahn besah, fand ich in einem der Gezelte eine Prunkrüstung ausgefrant, die ihres Gleichen sucht in allen Waffenkammern der Normandie und Bretagne, und die Schrankenwächter besetzten das Schild mit den drei rothen Löwen im Goldfelde an

„Ehrentafel!“ — jauchzte Maurienne. — „Den fremdlichbart in den Stand zu setzen, wird mir ein Vergnügen werden, wird mich die steifen Ge- die unser harren, vergessen lassen.“

unterbrach seinen kindischen Jubel Herr Eudo. „Ist Eure Schnäbel an dem jungen Fant, der die Wolken zwischen uns herabstiel, weil er die Augen der Damen auf sich zieht, weil sein frommes, be- Wesen manches Herz unter dem vollen Busen nicht, das Eure Eitelkeit bereits auf die Liste berungen gezeichnet,“ — sagte er mit dumpf Stimme. — „Liebe lehren ist Hochgenuß so ehrenen Mann wie für das liebekundige Weib, gesfrüchte, ohne Fleck und Wurmfisch, sind en wie die Goldfrüchte der Atlantis. Auch den zudringlichen Fremdling mit den Augen über mein Haß ist nicht kindischer Neid um e Schäferstunde, mein Haß ist ernste Sorge Recht. Meine Getreuen bewachten den Thron lange, und mein Verdacht wuchs durch die Königin Adelaide hat der Savoyarden und Kühnheit, und der roßige frische Bursch vor als ein wackerer Lieutenant erscheinen, wenn sie auf ihren Louis schauet, der täglich mehr einem burgun-

dischen Weinfasse gleich wird. Wir gönnen ihr die stillen Freuden, aber der kleine Prinz ist schwächlicher Natur, die Aerzte prophezeihen ihm kein hohes Alter, und da käme uns, den Erbfolgern, ein junger Rufak im Königsneste nicht eben gelegen und angenehm. Werft den gefährlichen Fremden in der Stechbahn nieder, vielleicht treibt die Scham ihn dann zurück in seine rauhen Berge, und das kleine Spiel Eures Reides führt zum gewichtigen Zweck; doch seyd versichert, fehlen Eure Lanzen, werden wir strengere Mittel suchen, die süßen Stunden dieses frömmelnden Knaben durch einen Wetterstrahl zu stören, dessen Donnerschlag ihn belehren soll, wie Frankreichs Fürsten einen Abenteurer zu zermalmen wissen.“

Die Flügelthüre, welche in das Innerste des Pallastes führte, ward aufgestoßen, ein Marschall rief: „der König!“ plötzliche Stille trat ein, und Aller Augen wandten sich auf den Fleck, wo die höchste Familie des Reiches sichtbar wurde. Aber wie ein dumpfes Murren gleich den Stimmen der unsichtbaren Luftgeister dem Drakane vorangeht, so wuchs ein seltsames Getöse unter den versammelten Großen, als, nachdem der König und die Königin, ihre Tochter, die sechzehnjährige Constantie in der Mitte, eingetreten waren, der deutsche Graf, den kleinen Louis an der Hand, dicht ihnen nachtrat, und zunächst dem Throne seinen Platz nahm. „Toller Geck,“ — rief der Herzog von Clermont — „Du steigst auf die Gletscherspitze, und fürchtest die glatte Eiswand nicht?“ — „Unerhört,“ — zürnte Graf Valois — „des Hofes Ordnung mit Füßen getreten, dem Fremden erlaubt, was kein französischer Fürst gewagt; laßt uns hinan zu ihm, fortreißen den Verwegenen, und ihn zurückstoßen auf den Platz, der ihm zukommt. Wo duldet ein Franzose je den Eingriff in seiner Ehre Recht?“ — Doch Himindals Donnerstimme ließ jetzt sein: „Es lebe Ludwig, Frankreichs König, und Heil seinen Tagen!“ ertönen, und das Gemurr seiner Nachbarn erstarb unter dem hallenden Zuruf der Edeln, welche dem Monarchen einstimmig Glückwunsch und Dankwort fast ohne Ende entgegenwarfen.

Der König bestieg den Thron, und der Kronherold lud sämtliche Edeln zu den Festen des Tages, und verkündete die Ordnung der Lustbarkeiten. In scherzhaften Reimen rief er zuerst die Damen auf, sich ihre Ritter zu erkiesen, so für das ernste Turnspiel wie für das lustgebärende Bankett, und von den Fräulein geringern Ranges und jüngern Geschlechts stieg er hinauf bis zu den Blüthen der vornehmsten Familien. Jetzt scholl der Name der Prinzess von seinen Lippen und der noch nicht gewählten Kämpen Herzen klopfen hoch. Constantia senkte die schönen Augen zum Purpurteppich, dessen eingewirkte Blumen die Liebliche trugen gleich ihrer Königin, das seine Morgenroth auf den Wangen des herrlichen Kindes wandelte sich zu dunkeln Purpurrosen, und kaum hörbar trug ein Hauch ihrer zarten Lippen den Namen Heinrich von Ortenburg zu der horschenden Versammlung. Ueberrascht schwieg Jedermann; auch der deutsche Graf, der bescheiden und fast verhüllt von den weiten Behängen des Thrones gestanden, schien betroffen, erschrocken, bleichen Gesichts, doch wie angestoßen durch die plötzliche Stille im menschenvollen Raume, trat er zum Sessel der Prinzess, bog das Knie, und man sah die Hand der königlichen Jungfrau zittern, als sie die blau und weiß gefärbte Schärpe um seinen Nacken hing. Karl von Maurienne drängte sich vor und Eifersucht und Unmuth schien eine Unbesonnenheit gebären zu wollen, da sprach der Herold den Namen der Königin aus, Adelaide rief den jungen Better zu sich, und verwirrt durch die unerwartete Ehre, schloß Graf Karl die böswillige Lippe, und verschob den Ausbruch seines Grolls auf eine gelegenerere Stunde, und als jetzt eine rauschende Fanfare auf dem Vorsaale zum Beginn des Ehrenkampfes einlud, jeder Ritter seiner Dame sich zugesellte, um sie zu den Tribünen der Stechbahn zu geleiten, da vergaß man Haß und Unwillen und die Kränze der Galanterie bedeckten den Dorn, der in manchen Herzen einen schmerzenden Stich nachgelassen.

Man wird uns gern die Beschreibung dieses berühm-

ten Turniers erlassen; denn wer hätte nicht in alten Chroniken wie in den Romanen des vorigen Jahrhunderts zur Genüge die umständlichen Gemälde eines solchen Ehrentages ritterlicher Männlichkeit kennen gelernt? Nur das Eigenthümliche dieses Turniers dürfen wir dem Leser nicht vorenthalten.

Ein ungeheurer Raum am Rande der Stadt war eigens zu diesem Ritterspiele erwählt und bereitet worden. An der nördlichen Seite des länglichen Vierecks der Stechbahn sah man die Tribünen der Gäste des Hofes, in ihrer Mitte die königliche Loge, mit beispielloser, fast überladener Pracht an Teppichen und Goldstoff und Silberschmuck ausgeziert. Die südliche Seite der Bahn nahm eine lange Reihe kleiner Gezelte ein mit bunten Fähnleins und Wappenschilden geschmückt, jedes für die Bequemlichkeit eines Kämpfers eingerichtet, daß er sich wappne darin und bei möglichem Unglück darin Hilfe finde von seinen Dienstleuten. Die schmalen Seiten in Ost und West blieben dem Volke zum Zuschauen erlaubt, und auf wolkenhohen, schmucklosen Gerüsten drängten und drückten sich hier Bürger und Landleute, doch von mächtigen Hellebardieren in Ordnung gehalten und vor jeder Ungezientheit gewarnt.

„Wer doch auch ein Edelfräulein wäre,“ — sagte die kleine Jeannet aus der Lilienherberge, unruhig auf ihrem Sitze zwischen den Freundinnen rückend — „sehst doch nur die lange Reihe der eisernen Männer, und die prächtigen Helmsfedern und die schnaubenden Pferde, und Reiter davon siehet auf uns, wagt Blut und Leben für uns. Es ist zum Todtärger! Für unsersgleichen klopfen sich höchstens ein Paar Junftgesellen die Augen blau, und eine Handvoll schmutziges Haar ist der eckle Preis, den solche Faustkämpfer uns zu Füßen legen.“

„Tröste Dich, Mühmchen!“ — versetzte eine Nachbarin. — „Schauen die eiteln Junker auch heute am Mittag nicht auf uns, wenn die Dämmerstunde kommt, schleicht Mancher von seinem Fräulein, und steht um uns geduldig Schildwacht hinter dem Thorweg trotz Wind und Regen.“

„Hu! wie das kracht!“ — schrie eine jüngere Freundin, und hielt in kindischer Furcht die Hände vor das Gesicht.

„Es ist der reiche Grafensohn von Mayenne,“ — entgegnete die Vorige. — „D wie blutet der arme Junker! Psui über den ungeschlachten, thurm hohen Reiter, der seine ockigen Gliedmaßen so unverschämt mißbraucht, als wenn es große Kunst wäre, daß ein gehörnter Stier ein schlankes Windspiel an die Wand wirft.“

„Doch möchte ich des Thurm hohen Dame seyn,“ — fiel Jeannet ein. — „Wie ihn Jedermann anstaunt und in Scheu zurück sich beugt, wenn er auf dem dampfenden Hengste an den Planken herunter rauscht! Ich würde seine breiten Schultern nicht fürchten, und erzählten auch die Knechte bei uns, daß er aus einem Geschlecht stamme, welches weithin gewohnt im Nordlande, wo ewiger Winter ist und die Vornehmen sich Schlösser bauen mitten in die himmelhohen Eisberge hinein, und von wo seine Väter erst seit hundert Jahren in unser schönes Land gekommen auf langen Segelkähnen; ich wollte ihn schon in Zucht halten, und es müßte eine besondere Freude seyn, solch einen Riesen mit dem kleinen Finger tanzen zu lehren.“

„D spotte nicht!“ — sagte die Jüngste. — „Der Himmel könnte Dir zur Strafe einen solchen Freier schicken, der Dich erdrückte im ersten Verlöbnißkusse.“

„Aber Jeannet, wo ist denn der fremde Junker, von dem Du so viel Gerede gemacht?“ — fragte die Andere.

„Siehst Du ihn nicht halten auf dem lichtbraunen Pferde, in der graublauen Rüstung mit Goldblumen besetzt? gleich dort vor dem vierten Gezelt?“ — erwiderte aufgeregt die Tochter des Lilienwirths.

„Der da?“ — fragte die Freundin gezogen zurück. — „Ey, und der da hat Dein Herzchen angeregt, das sich eben noch einen ungeschlachten Riesen gewünscht? Sitzet er doch steif wie eine todte Puppe im Sattel, und

sein Auge kimmert sich wenig um die Kämpfer und starret gedankenlos auf den Federbusch am Stenschild seines Gauls hinab, und die lange Lanze lehnet friedlich an seinem Steigbügel. Der siehst mir wab aus, als wollte er sich Kränze holen auf dem Sandfleck.“

„Wär er nur geschickt,“ — antwortete stug — „und hielte sich still, bis der silber geworden und sich lahm geritten; denn liegt schon der Dreizehnte, dem er heute dorben, und den Tanz dazu, da er mit we hinfend sein Leinenhäuschen sucht.“

Etwas weiter hinab in der Reihe Dame, zwar nur in schlichter schwarze doch ausgezeichnet und der Männer Blicke den edlen Schnitt eines blühenden Gesu einen tadellosen Wuchs, der in der Entf Formen dem Ideale weiblicher Schönheit linkerseits dicht hinter ihr stand ein jun dicht hinabgebeugt zu ihrem Ohr, daß sei auf dem üppigen Reichthume des glänzen braunen Haarschmuckes wiegte.

„Und Du glaubst, daß die feurigste Liebe Deinem Lieblinge glühe?“ — flüsterte die D „Dann ist seine Neigung anderer Art als die und seine Gluth ist tief versteckt, und weniger fe weniger gefährlich.“

„Es ist der erste Keim, der sich nur langsam an fremde Sonne wagt, weil ihm noch Blatt und Blume fehlt;“ — antwortete leise der Mann. — „Das Kind jaget noch schüchtern vor dem Simson der Leidenschaft, der plötzlich auf seinen Spielplatz trat. Als ich zuerst vor dem Paradiese Deiner Schönheit stand, Heloise, war ich erschüttert, verstummt, ohne Gedanken und Wort, eine Säule von Eis wie er, aber bist Du auch meine erste Liebe, kannte der Mann doch schon den gefährlichen Gott und seine Wunder, und das innere Feuer schmolz schnell die Säule von Eis und heraus sprang eine geharnischte Minerva, und befahlde kühn das schönste Meisterwerk der Natur, dessen Besitz ihr Neid keinem andern Wesen zu gönnen vermochte.“

„Horch, da ruft der Herold den Ritter der Königs tochter; — sagte Heloise.

„Er ist es selbst,“ — antwortete mit lebhafter Bewegung Meister Abelard. — „Bist Du schon so weit gekommen, mein guter Heinrich? Glück zu! Die zartfüßige Göttin von Knidos möge Dich schirmen und wie den Aeneas unbefährdet aus dem Gefecht führen.“

(Fortsetzung folgt.)

Völkerrunde.

Der Reisende Auldjo, der vor Kurzem über seine Erstigung des Vesuv drucken eben ein neues Werk unter dem Titel: „Besuch in Konstantinopel“ herausgegeben, darin unter Andern: Die türkischen F sich, wenn keiner von ihren Landsleu gern mit einem Franken, namentlich daß es ein neuangekommener A fässiger Bewohner von Pera ist. Zuckerwerk, Mahalabé, an, Schleier, Jaschmahs, zurück, w thaten; nicht eine dieser Schön sönlichem Reiz, sich mit einigen welche sie umgaben. Indessen w hatten schöne, dunkle Augen; doch gel des rosigten Scheins der Ges nehm, und die Sitte, ihre Lippen z genlieder zu schwärzen, gibt ihren Ge hafte Blässe. Ihre Haut ist indeß an und gar manche der kleinen, weißen Hän sah, würde den Neid mehr als einer „d der großen Almack-Bälle in London erregt.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 13. Juli 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 28.

Blumenkranz

auf

Julius Bläfers Grab

von

Hermann Wollheim.

I.

Des Malers Liebchen.

Des Abends Glocke sang vom Dom
Durchs stille Thal daher;
Der Maler saß am blauen Strom,
Das Herz war ihm so schwer.

Er liebt in heißer Sehnsuchtsqual,
Und weiß nicht wen, noch wie:
Denn seines Liebchens Ideal
Er fand's auf Erden nie.

Er saß und malt' in Phantasie
Der Riegekannten Bild,
Wie's in der Seel' ihm heilig schwebt,
So hold, so engelmild;

Die Wange, wie von Rosenhauch,
Den Busen frisch, wie Thau,
Die Lippe gleich des Abends Gluth,
Das Auge himmelblau.

Und wie das Bild vollendet war,
Schaut er's in stiller Lust,
Beneh't's mit einem Thränenpaar,
Drückt's heiß an seine Brust.

Und wirft es in die sanfte Fluth,
Und sah es treiben drauf:
„So werde du zu Fleisch und Blut,
„Und komm' zu mir herauf.

„Du tiefer blauer Lebensborn
„Wo ew'ge Liebe thaut,
„Belebe mir das holde Bild,
„Und sende meine Braut.

Da klang's wie Aeolsharfenzug
Vom Bach zu ihm hinan;
Da weht der Schilf- und Wasserdust
So wonniglich ihn an.

Und schnell entschlüpft er dem Gewand
Und taucht ins kühle Bad,
Ihm ist, als ob sein Liebchen ihn
Hinabergerufen hat.

Und wie er labungsvoll durchstreift
Die Fluthen glatt und weich;
Und wie ihm immer wohler wird,
Als wie im Himmelreich;

Da schmiegt sich, wie ein liebend Weib,
Die Well' an seine Brust,
Umfängt ihm warm den schlanken Leib,
Wiegt ihn in seel'ge Lust.

Der Zephyr küßt den Nacken ihm,
Die Rosen hauchen Duft,
Der ganze Himmel tanzt um ihn
Tief in der blauen Luft.

Und wie auf Wolken schwebt er hin,
Und schaut, und weiß nicht was;
Und mächt'ger zieht die Welle ihn
Dahin durch's kühle Raß.

Da wird's ihm mehr und immer mehr,
Als wär's die holde Maid,
Er sinkt an ihren Busen hin,
Und war dem Tod geweiht.

Des Abends Glocke sang vom Dom
In feierlichem Laut;
Der Maler ruht im blauen Strom
Bei seiner ew'gen Braut.

Heiliger Liebe Triumph.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

Die Stechbahn war leer, als der deutsche Graf, durch den Ruf aus seinen Träumen geweckt, sich festsetzte, die Lanze erhob und seinem schlanken Streitrosse die Sporen eindrückte, daß es stieg und mit einem kühnen Satz über die Barriere seinen schwergeharnischten Herrn mitten auf den Plan versetzte. Ein lauter Beifall der Zuschauer begrüßte das feste Reiterkunststück, und als der junge Fremdling jetzt zu dreien Malen die Ronde machte durch den Plan, und dreimal vor der Königsloge mit wunderbarer Leichtigkeit sein Pferd herumwarf und mit freiem Anstand salutirte, da erhob sich rundum ein freundiges Geflüster, wie des Waldes Laub sich rieselnd im Abendhauch bewegt; doch Ein Herz, das unschuldigste gewiß, vielleicht aber das heißeste unter den Tausenden, schlug in marternder Angst und das klarste Augenpaar senkte sich, als wollte es die hangende Seele bergen in den kaum entfaltenen Psychenbusen, und die rauhen, herausfordernden Trompetenstöße, welche jetzt ertönten, machten die zartesten Glieder zucken in unverhehlter Furcht vor den nächsten Minuten. — Graf Robert von Balois ordnete seine Zügel und hob die Lanze, doch Ritter Himindal, der zu Fuß neben ihm stand, fiel ihm in den Zaumriemen. „Haltet Euch still, Graf“ — rief er — „denn mir gebührt der erste Gang, da mein zuletzt der Platz geblieben. Nach mir steht Euch der Gang frei.“

„Werdet Ihr uns noch einen Fegen übrig lassen von ihm, um unser Mütchen zu kühlen?“ — fragte unwillig Robert zurück.

„Bei meinem Schwert, er reitet wie der jugendliche Odin, meiner Väter Gott!“ — versetzte der Normann, fest den Blick auf die Bahn gerichtet. — „Ich schaute

niemalen einen bessern Reiter und ein köstlicher Ross unter ihm. Laßt uns erproben, ob er ein Thorsensohn und ob auch Thors Götterstärke in der festen Gestalt ein Nest gefunden. Der Mann gefällt mir, und ist jetzt gar ein Anderer als droben im Königssaal. Darum soll ihn mein Speer nur ein ganz Weniges erschüttern, und Euch und ihm genug verbleiben zu einem zweiten Stechen.“ —

„O Gott!“ — schrie ein feines Stimmchen vom Gerüst — „da ist der Riese dennoch in der Bahn, und hat dazu ein frisches Pferd und eine andere Rüstung. Die heilige Mutter schirme das arme Grafenkind!“ — Und ein schwarzbärtiges Angesicht drehte sich unten aus dem Gemühl zu dem Sitz hinauf, und zwei funkelnde Augen suchten mit bösem Zornblick die Schreiende, fanden sie aber nicht, da sie ihr Köpfechen hinter den Freundsinnen verborgen.

„Ihr seyd bleich geworden, Meister Abelard?“ — sprach auf der andern Seite eine Dame. — „Bangt Ihr so arg für den geliebten Schüler? Ha wie stolz der unbeflegte Recke sein Streitross steigen läßt und es wild macht durch Zaum und Sporn. Und welche verächtliche Blicke der Mächtige auf seinen stillen Gegner hinabsendet! Meister Pierre, Eure Hand hebt auf der Brüstung. — Wahrlich,“ — setzte sie flüsternd hinzu — „Eure Dame hätte Ursach' zur Eifersucht. — O wie mag das Herz des Fräuleins beben,“ — fuhr sie dann mit wiederum erhabener Stimme fort — „welches vielleicht mit ihm einen Bund geschlossen, den Niemand kennt als Gott und sie.“

„Holla, Jungfrau,“ — sprach der Kanonikus Fulbert, der seiner Rechte zur Rechten saß — „mäsiget die Stimme, ich bitte, und gebt keine Gedanken zum Besten, welche der Sittsamkeit selbst im Geheimzimmer kalt erlaubt seyn dürften. Ich merke, Du studierst mir zu viel und ich werde meine Bibliothek verschließen.“

„Lieber Onkel,“ — entgegnete Heloise schelmisch — „wir Mädchen bedürfen der Bücher nicht; der Mond ist unser Lehrer, die Rose erzählt uns von ihrem Abenteuer mit der Nachtigall, und was meine Turteltauben mir vorplappern, ist eine seltsame Weisheit, die ihr Männer nicht zu übersetzen versteht, wenn Ihr auch das Sanscrit ohne Anstoß buchstabirt.“

Trompetenstoß und Waffengerassel zog ihren Helenenkopf herum zur Bahn. „Herrlicher Bursch!“ — rief Abelard wie außer sich. — „Habt Ihr's gesehen? Heloise! Mein Graf wankte nicht um einen Zoll breit, aber der stolze Normann fuhr aus den Bügeln, sein Rapp strauchelte von des Stoßes Gewalt, und nur die Kraft, mit der er sich aus dem Sattel warf, rettete ihn vom wirklichen Sturze. Bravo, mein Heinrich, das gibt Respekt, und die hochmüthigen Herzogsöhne werden Dich künftig ungeschoren lassen.“

„Doch was bedeutet das?“ — fragte Heloise mit Haß. — „Auch Euer deutscher Graf ist vom Pferde gesprungen, und der Normann ruft nach den Kolben!“

„Die Marschälle, der König selbst werden es hindern;“ — versetzte Abelard mit hörbarer Angst — „sollen doch nur Scherzspiele und Waffen der Courtoisie den Festtag feiern; mörderischer Kampf auf Leben und Tod würde den Freudentag bestrecken.“

„Und warum?“ — fiel Fulbert ihm ins Wort. — „Lasset die Herren sich immer ein Bißchen die Hälse brechen zum Gaudium der Bürgerleute, denen ihre Stiefel für gewöhnlich die Rippen eintreten. Glaubt mir, die schmutzige Bande dort unten, die Wasserträger, die frummgebogenen menschlichen Kameele, und jene gebräunten Erdumwähler, sie hungern morgen noch einmal so leicht und gern, haben sie heute einen Prunkfunker öffentlich zerbläuen sehen. Und wie möchte der Plebs diese geborenen Herren, diese Tyrannen schon in der Windel dulden, wenn er nicht zuweilen sähe, wie sie das Leben einsetzen der Ehre ihres Schildes wegen, wenn er in ihrer Waffen- und Reiterkundschaft nicht einen Schutz für seine Hütten gegen den Landesfeind zu haben vermeinte? Freilich ist das auch Alles, was sich von dieser Ordo der goldenen Ringe und vom *claro angusto* erzählen läßt.“

„Die Knappen haben die Streitkolben herbei getragen,“ — rief Abelard — „der König ist aufgestanden, aber seine Hand winkt nicht verbotend. Ist das französische Gastlichkeit?“

Sein zürnender Ausruf verlor sich unter dem Getöse, welches der neue Kampf dort unten gebar. Wie die dumpf hallenden Schläge des Eisenhammers im Gebirge das Echo wecken, so tönte wechselnd, ohne Einhalt, Schlag auf Schlag der schweren Streitärte auf den Schienen und Schilden der Ritter. Die beerzten Füße gruben sich ein in den Sand, die Körper drückten sich in sich zusammen, um die ganze Kraft dichter zu drängen, immer gewaltiger griffen die Arme aus, die Zierrathen der Helme, der Panzer flogen umher wie die Glieder des Adlers auf der Stange vor den sichern Schüssen der Schützen, jeder Schlag schien ein Todesbote, und unter Todesschauern zuckten unwillkürlich die Zuschauer, so wie die schwere Kolbe niederschlug. Jetzt klang mit kreischendem, schrillernden Tone der getroffene Schild an des Spanheimers Schulter und fiel in Stücken gespalten zu Boden, ein Mitleidsschrei begleitete das Wanken des jungen Waghalses, aber noch war der Schrei nicht verklungen, da sah man den riesigen Normann taumeln, mit beiden Händen hatte Graf Heinrich die Kolbe geschwungen, nieder trachte der Schlag, und weithin flog der goldene Lindwurm, die Helmzier des Falaisers, zersprungen fiel der kolossale Helm zu beiden Seiten auf die Schultern seines Herrn, die Eisenkeule entsank der gewaltigen Faust, und mit brechendem Knie erhielt sich der Besiegte kaum aufrecht, indem er den Balken der Barriere erfaßte. Aber auch Graf Heinrich hatte seine Kolbe fortgeworfen, die Eisenhaube sich vom Haupte gerissen, und war hinzu gesprungen, den Feind zu unterstützen, und einen wundersam ergreifenden Anblick bot es, wie auf den Trümmern des Eisenhuts das bärtige Gesicht des Normanns, der Kopf eines Hercules in wirrem Kraushaar und blutend die Stirn, mit weiblicher Milde in den Zügen, mit dem Ausdruck der Liebe in den Blicken den Sieger anschauete, dessen feines, fast noch bartloses Gesicht einen Stempel scheuer Demuth und knabenhaften Schmerzes trug, der es zum Räthsel machte, wer der Sieger geblieben, ob der Donnergott oder der Ganymed, der ihn unterstützte. — Der Zuruf, den solcher Kampf sicherlich verdient, kam nicht zum Ausbruch; schauete man den Besiegten, hatte der eitle Patriotismus kein *Io Triumpe!* für den Fremdling, oder waren die Herzen zu bewegt von dem Bilde jugendlichen Edelmuths und männlicher Hochherzigkeit; nur ein leichtes, doch wohlthuendes Geflüster durchlief die Tribunen, und so wurden Augen und Ohren der Menge hingezogen zu der königlichen Loge, in welcher die sechzehnjährige Prinzessin ihrer Freude jede Fessel abstreifte, mit Händeklatschen und lautem Bravo ihren Ritter begrüßte, bis die königliche Mutter das aufgeregte, außer sich gerissene Kind in ihre Arme zog, und die unschickliche Entschleierung des Gefühls unter verweisende Worte der mütterlichen Zärtlichkeit zu hüllen versuchte.

Graf Himindal von Falaise wurde fortgeführt; der Spanheimer bestieg sein Ross, und hielt in der Mitte des Plans, bis der dreimalige Trompetenstoß des Herolds neue Gegner gerufen, aber keine gefunden. Langsam ritt er alsdann aus der Bahn, bescheiden das Auge senkend, und nahm seinen Platz vor seinem Gezelt wiederum ein, durch ersten Blick das Zugejauchze seiner Pagen und Knechte unterdrückend, die sein Pferd umstellten, und Schärpe und Knie verstoßen mit den Lippen berührten.

„Der Ritter der Königin Majestät!“ — schallte jetzt des Herolds Stimme, und Charles von Maurienne zeigte sich in den Schranken; doch wie auch sein Tigervoss stolz galoppirte und mit zierlichem Huf den Sand auswarf, man sah auf des Reiters Antlitz den Eindruck des ersten Kampfes, dem er eben zugeschauet. Aber ein unsichtbarer Talisman schirmte des eiteln Franken Haupt vor Schimpf und der deutschen Streitkolbe. Als er hielt in Mitte der Bahn, und mit erzwungener Keckheit umher sah, als rief sein Auge den Feind, da senkten alle Ritter ihre Lanzen, daß die Fähnlein den Boden berühr-

ten; der Ritter der Königin durfte von keiner Speerspitze getroffen werden, und nach einigen Minuten bliesen die Trompeter das Turnfest ab, die Ritter schwangen sich vom Sattel, und die Schrankenwächter rissen den Theil der Barriere ein, welcher die königliche Loge von der Stechbahn geschied. Und heran schritten drei graubärtige Herren, durch die Hermelinmäntel ihren hohen Rang aussprechend; und sie zogen die Schwerter, und verkündeten dem Herrscher Frankreichs den Ausspruch der Turnierkönige, und als Louis huldreich gewinkt, sprachen sie erst dem Herold das Dreiblatt ihres Urtheils vor. Und der Herold sagte den ersten Dank laut dem Grafen von Ortenburg und Sonnenberg zu, dem Ritter der Königstochter; den zweiten Dank dem Grafen von Falaise, dem Ritter der Herzogin von Clermont; den dritten Dank dem Ritter der Königin, dem jungfräulichen, unberührten Maurienne, der bei dem Spruch hocherröthete. Als die gekrönten Ritter sich der Königin genähert, als Constantie sich herab beugte zu dem knieenden Heinrich, und sie den Preis, eine große Goldmünze mit des Vaters Bildniß, in reiche Steine gefaßt und von einer schweren Goldkette getragen, um seine Schultern hing, und ihre zarten Finger sein Lockenhaar streiften und auf seinen Schultern einen Augenblick nur ruheten, da zuckte es ihm bis tief in das Herz, bis tief in das Hirn hinein, er warf den Blick kühn in die Höhe, traf auf der königlichen Jungfrau Auge, in welchem die wahre, die kindische Herzensfreude funkelte, und Beide hatten nichts gesprochen, und waren dennoch einig, gebunden und verbunden in diesem Augenblick. Ein kostbares Schwert, ein Silberhelm waren die andern Preise, und zum Prunkzuge ordnete sich jetzt König, Hof und Ritterschaft, hinaufzuziehen von dem Plan zum Schlosse, wo das Bankett bereitet, und nach ihm das glänzende Tanzfest beginnen sollte. — Fast die letzten unter der stürmischen Menge, verließen Abelard und Heloise das Gerüst. „Du glühst wie eine Granatblüthe, Pierre!“ — flüsterte sie, als der schöne Mann sie auf der steilen Treppe unterstützte. — „Gewiß wärest Du gern zwischen die Prunkherren gefahren, Deinen Schüler zu hergen in stolzer Liebe.“ „Nein, nein!“ — antwortete Abelard — „brennt mein Gesicht, so ist es in Scham und Reid. Was bleiben wir Blücherhelden den Frauen im Angesicht solcher Männerthaten?“ — „Schöner ist der Elfenfürst als der Gnomenfürst; den Klügsten zu beherrschen, wo heut das Leben höhern Stolz?“ — entgegnete sie lächelnd, und Abelard preßte sie dreist an sein Herz.

* * *

Graf Himindal lehnte bequemlich an einem Pfeiler der großen Königshalle, der ihn fast verdeckte, jedoch Raum genug ließ zu unterhaltender Beschauung. Eine schwarze Seidenbinde umgab die Stirn des furchtbaren Gastes, doch sein krauses goldgelbes Haar quoll verhüllend über das Band, wie Meereswellen den gefährigen Erddamm zu überströmen suchen. Das Heldengesicht erschien blässer als am Morgen, wie leidend, doch dadurch milder und menschlicher.

Erstaunen auf allen Zügen trat Robert von Valois aus dem Kranze der Tanzenden zu ihm. „Ihr fehltet beim Bankett und jetzt erscheint Ihr zum Tanz?“ — fragte er besorgt. — „Erlaubt Eure Wunde solche Anstrengung?“

„Der Waffenschmied klopfte schon manche Beule aus meinem Eisenzeug,“ — antwortete Himindal mit Humor — „und der Harnisch blieb ein guter Schlachtkumpen. Sollte eine elende Schramme am Kopf den Mann zum Invaliden machen? Glaubt Ihr, ich gönnte meinem Sieger die Freude, mich daheim im Bett zu wissen, während er hier neue Triumphe sammelt?“

„Warum nahmet Ihr auch das junge Thier; es war ein Unfall zum Verzweifeln, und warum riefet Ihr nach der Kolbe, welche die rohen Deutschen am liebsten und darum am besten handhaben?“ — fiel ihm eifrig Valois in das Wort.

„Besser eben nicht, aber glücklicher,“ — versetzte Himindal bitter. — „Und wenn es Euch so leid war, und Verzweiflung brauset ja aus in verwegener That,

warum rächtet Ihr denn des Waffenbruders Fall nicht mit Lanze und Schwert?“ — setzte er scharf hinzu.

„Wir waren betäubt von dem Unglaublichen, erschüttert, erstarrt!“ stotterte Robert.

„Und thatet gut daran“ — lachte Falaise — „denn der Schlag, welcher meinem Stierschädel eine Beule schlug, hätte Eure dünne Stirnplatte, sammt Allem drunter, wie ein frischgelegtes Ei zusammengequetscht, daß der beste Medicus nicht erkannt haben würde, ob der blutige Brei einem Herzoge oder einem vagirenden Sackpfeifer gehört. Glaubt Falaise's Wort, in dieser Schäfermaske wohnt eine Wundermacht, die Eisen bricht und das stärkste Herz bezwingt, und hat die germanische Jugendblüthe einige Duzend solcher Ruben aufzuweisen, mag Frankreich seine Grenzen in Ost wahren, daß nicht Germann und Normann in seinem Herzen zusammen stoßen und Alles leib-eigen machen, was gallisch redet.“

„Euer Spas ist schlecht und klingt nach dem Wundfieber,“ — versetzte Graf Robert mit Unwillen.

Der junge Maurienne sprang erhitet hinzu. „O Himindal!“ — rief er hoch aufgeregt — „der Teufel hole Eure Unvorsichtigkeit. Den besten Zug edler Rappen aus meines Vaters Stalle gäbe ich darum, Ihr wäret heute nicht so ungeschickt gewesen. Bin ich denn nicht der nächste Verwandte des Throns? Nennet mich nicht schon lang In- und Ausland den künftigen Gespons der Königstochter? Und heute muß ich zuschauen, wie dieser ungeleckte Fremdling sich geberden darf, als sey er der Zwillingsbruder der Lillie von Paris.“

„Kolbensschläge, Kolbensschläge!“ — lachte der Normann. „Bücket Euch fein, Prinz, so treffen sie nicht.“

„Ich trat zu Constantie und bat sie um den Tanz,“ — fuhr Charles fort; — „sie verwies mich mit Muthwillen an ihren Ritter, dem sie heute ganz gehöre, wie der Oberhofmeister ihr erklärt; der deutsche Fant nannte sich ihren Dienstmann, und überließ ihrem Befehl sein Bleiben oder Scheiden. Da sprach sie: Vetter, Euer Pferd schritt heute so blank aus der Bahn, wie es hinein gekommen. Hättet Ihr auch ein solches menschliches Ungethüm niedergeschlagen für Constantiens Ehre, so theilte sie vielleicht. Suchet Lohn bei der Mutter, ist's doch gar nicht schön, daß Ihr um der Tochter willen Eure Dame vergesst.“

„Ein Ungethüm?“ — fragte Falaise. „Sie meinte uns, und das ist etwas unfein von dem rothigen Kinde. Aber schauet, da rauschen sie durch den Reigen. Bei meinem Bart, der deutsche Knabe macht sich gleich wacker auf dem Sande und auf der Tanzbahn. Zwar wirft er die Beine nicht in hundert Schwerefeln wie die Barone an der Seine und Rhone, aber er drehet sich anständig und leicht, und hält vor allen sein Dämchen so fest und sicher, daß man es der Kleinen nicht verargen kann, wie sie sich's wohl seyn läßt in seinen feinnigen Armen, und wie das Vertrauen aus ihrem Auge redet, das in Sicherheit an ihm haftet. Prinz Charles, ergötzet Euch doch an dem Barentanze; geht Euch doch dertei über alles Vergnügen! Bravo, mein Deutschmann! Wer den Himindal niederschlug, darf es schon wagen, um ein gekröntes Hauptlein zu freien.“

„Seyd Ihr unsinnig, Graf?“ — fragte verwirrt der Prinz. „Könnt Ihr ohne Haß Den betrachten, der Euch beschimpfte, und den Unbesiegtten, den berühmtesten Ritter Frankreichs um seine Krone brachte? Keiner von uns könnte so kalt d'rein schauen nach solchem Unfall.“

„Es ist ein Unterschied zwischen uns,“ — antwortete der Normann, spöttisch die bärtigen Lippen verziehend; — „Eure Vorfahren wohnten bei den Fröschen im Sumpf oder bei den Nachteulen im Steinest; meine Ahnherren hauseten im Eisberg hoch, wo ihn die Wolken küssen, und das Nordlicht leuchtete, wenn sie die erstarrten Kleider wuschen im Hekla-Geiser. Ihr fürchtet Alles was so stark, oder gar stärker ist als Ihr; der Normann freuet sich des würdigen Feindes; Gecken lieben den Geck, der Mann liebt den Mann, bei dem es der Mühe lohnt, die Maanheit und das Leben einzusetzen.“

Maurienne wollte beleidigt auffahren, da rauschte der Herzog Eudo mitten durch das Gedränge, und fragte mit Aengstlichkeit: „Wo ist unser Herr, der König?“ —

„Am Würfelbrett im Speisezimmer!“ — wurde geantwortet. — „So springt zu der Tribüne, Robert! Die Trompeter sollen mit doppelten Lungen blasen, die Pauker auf die Eselsfelle schlagen, als wollten sie die Todten erwecken. Es ist Brand in der nahen Hahnengasse, eine Brunst, die gefährlich zu werden dränet. Aber das Schloß ist sicher, geschieden vom Feuerplaz durch des Hofes hohe Mauer. Darum soll der König nichts wissen;“ — wandte er sich zu den Tänzern, die sich herbei gedrängt; — „sein Fest soll ihm nicht verderbt werden; Niemand lasse sich stören bei dem Tanze oder bei dem Becher; es wohnet nur schlechtes Bürgervolk, niederes Gefindel in dem Gäßchen, das sich selber helfen mag.“ —

Der Knäuel der Gäste löste sich wiederum, die Musik tönte doppelt laut und verlockend, und jedes Paar trat wieder in seinen Plaz. Nur Constantie sah mit wunderbarem Blick ihren Führer an. „Höret ihr das Geschrei, das Getöse draußen?“ — fragte sie mit sichtlicher Erschütterung. „Die Trompeten übertönen es nicht. Dort der Jammer, und hier — ? O bringt mich zu der Mutter-Königin, guter Graf.“

Graf Heinrich führte sie rasch an den Pfeilern hinab. „Ihr erlaubt?“ — fragte er, als sie zu der Estrade gekommen, von wo die höchsten Damen dem Tanze zuschauteten, und als er noch einen seelenvollen Blick getrunken, flog er durch den Saal zurück, und verließ ohne Aufschub das Schloß.

* * *

Welch eine Scene empfing den deutschen Jüngling, als er mit seinem grauen Gebhard, den er im Schloßhofe gefunden, im Eilmarsch, dem Menschlichkeit und Mitleid spornte scharf, zu dem Plaze des Schreckens und ungeheurer Verwirrung gelangte. Eine lange Reihe kleiner Häuser stand in lichten Flammen, schon halb verzehret, zusammengestürzt zum Theil, eine furchtbare Hitze verbreitend und durch erstickenden Qualm jeden Retter verschreckend. Die Bewohner waren mit Weib und Kind ausgezogen, ihr Theil von den Volksfesten einzunehmen, und so war die Brunst unbeachtet zu dieser vernichtenden Größe gewachsen. An Löschung war nicht zu denken; das ganze Stadtquartier war verloren, wenn nicht der Abbruch einiger Gebäude die Feuerzeile zerschnitt. Doch welche Gewalt stand auf dem Plaze, den verweigernden Eigenthümern Zwang anzuthun? Die Herrscher und Machthaber wiegten sich ja oben im Schlosse auf des Tanzes Bogen, und tödteten die Erinnerung mit heißem Weinblut. — Graf Heinrich verspäudete sein Ritterwort für die Bezahlung, und die Häuser wurden niedergeworfen, und das zerstörende Element hielt an in seiner Verwüstung und verloderte in sich selbst ohne neue Nahrung.

Das Entsetzen war beschwichtigt, beschworen; aber ein neuer Jammer umdrängte jetzt den Grafensohn, warf sich auf ihn, da seine Besonnenheit das Vertrauen der unglücklichen Bürgerleute gewonnen hatte. Ein Schwarm jener Elenden, denen die Flamme in einer kurzen Stunde alle Habe, sogar das Dach und das Lager geraubt, und die für die nächste Nacht auf die Dekonomie des Waldthieres angewiesen waren, zog undurchdringliche Kreise um ihn; Weiber winselten, Kinder wimmerten, verzweifelnde Männer stießen wüste Flüche aus. Er vertheilte unter sie, was er an Gelde, an werthvollen Schmuckstücken bei sich trug; er versprach ihr Vertreter, ihr Fürsprecher bei dem wohlgesinnten Könige zu werden; er rieth ihnen sich in der Stadt zu vertheilen, bei Verwandten, bei Zunftgenossen, bei barmherzigen Bürgern in den Klöstern für die Nacht Zuflucht zu suchen, und schöpfte freier Athem, als er aus dem erstickenden Gedränge sich losgemacht, und jetzt in der Gasse hinaufging, deren Ruinen, noch immer in Dampf gehüllt, und von Flammenzungen erleuchtet, welche aus rothen Kohlen, wie die Menschenmacht höhneud, hie und da aufschossen, jetzt, da die Gefahr zu Ende, sein Gemüth erst in tiefsten Schauern bewegten.

Horch, klangen dort nicht Menschenstimmen inmitten der Vernichtung? Eine Stimme, noch Eine heiser, schrecklich wie Sterbelaut! Hier war es, hier, wo herabgestürztes Gebälk die Oeffnung des Kellers versperrt! — Der Graf, sein Gebhard, und einige wackere Bürger leg-

ten Hand an, der heiße Schutt ward fortgeräumt, und ohne Bedenken eilt der Spanheimer, einen brennenden Spahn in der Hand, die Steige hinab. Eine Mutter fand er, den zarten Säugling an der Brust, zwei andere Knaben zwischen ihren Knien, alle erschöpft in Angst und Todesnähe, alle betäubt durch den Qualm, der hinabgedrungen. Er faßt die Kindlein alle drei, bepackt Schultern und Arme damit, beschwört die Mutter, ihre letzte Kraft zu wecken und seinem Schritt zu folgen. Schon ist er oben, wo ihn der jagende Waffenknecht freudig empfängt und ihm die Kleinen abnimmt, aber wehe, die Mutter findet sein Rückblick nicht. Man schreit ihm zu, daß der Rest des Hauses wanke und sich neige, daß die verschlossene Flamme neuerdings lodere in der Tiefe des Gebäudes, und seine letzten Stützen verzehre! Er hört nicht, er springt zurück in den dunkeln Schlund, ohnmächtig liegt das Weib auf der Steige, auch sie trägt er löwenstark hinaus an Gottes Luft, und hinter ihm prasselt das Gebäude zusammen. Wie herzet das Weib die Kindlein, als sie zum Leben erwacht; wie steht der muthige Jüngling belohnt in dem Publikum, wie thut es ihm so wohl, sich gepriesen zu hören schlicht und herzlich von dem Munde der Helfer und Zeugen seiner That. Aber die völlige Besinnung kehrt jetzt der Mutter, die Kinder an ihr Herz gepreßt, schauet sie umher, und die Erinnerung, ihr kein tröstender Engel, schlägt die Krallen der Hölle in ihre Brust. Sie hat den Mann mitten im Feuer gesehen, stürzend unter der zerschmetternden Wand; nichts ist gerettet von Hab' und Gut; sie ist eine Fremde aus ferner Provinz, ohne Blutsfreunde und Bekannte; dem Feuertode entrissen sieht sie die schwerste Noth, Hunger und Schmach geworfen auf sich und die lieben Häupter ihrer Kinder; so wird ihr Dankwort ein wahn-sinniger Verzweiflungsschuch, sie verwünscht ihre Rettung, ihren Retter, und will sich mit ihrem Säuglinge zurückstürzen in die heiße Lohe, von der der Windstoß, als käme er über ein Lavafeld, glühende Dünste ihr entgegen trägt.

Graf Heinrich frieret fieberhaft mitten in der Gluth bei der Mutter Jammer, er beschwört heftig ihren Wahnsinn, er will der Kinder Vater seyn, ungläubig stößt sie ihn aus ihrem Bege, den Retter nicht mehr kennend, laut spottend ob der bekantten Lieblosigkeit der Vornehmen; der Graf durchsucht seine Kleidung, Alles ist leer, kein Goldstück, Ring oder Spange mehr zu verschenken, um ihr zum Pfande seines Versprechens zu werden. Da faßt seine Rechte den Turnierpreis, des Königs Goldbild, von kostbaren Steinen umkränzt an schwerer Goldfette. Das unschätzbare Kleinod reißt er vom Halse. „Da trage es zum Goldschmied des Königs; er wird Dir mehr dafür geben, als Du besahest, und Jahrelang wirst Du mit Deinen Kindern zehren können von dem Erlös.“ — So drückt er ihr den Schatz in die Hand, ruft unmuthig: „Zweifle nie wieder an Christensinn unter dem Ritterleide!“ — und eilet hinweg, indes die Umstehenden sprechen: „Der ist nicht bei uns geboren! Der kam weit über die Berge, wo auch die Herren an Gott glauben und den jüngsten Tag fürchten!“

(Fortsetzung folgt.)

M i s s z e l l e.

Einer der größten Diamanten in der Welt ist der „Kohinnur“ oder Lichtberg, welchen Runjet Singh dem Erkönige von Kabul abpreßte. Man kann sich nichts Herrlicheres denken, als diesen Edelstein; er ist vom schönsten Wasser und halb so groß als ein Ei. Er wiegt 3½ Rupie und soll vierthhalb Millionen Gulden werth seyn. Er befindet sich in einem Armbande und hat neben sich noch zwei Diamanten von der Größe eines Sperlingseies. Runjet Singh besitzt auch einen großen Rubin, der 14 Rupien wiegt und auf dem die Namen einiger Könige, wie Aurengzeb etc. eingeschnitten sind. Außerdem besitzt er noch einen Topaz, der halb so groß ist als ein Billardball, und für den er 20,000 Gulden bezahlte.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 20. Juli 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№. 29.

Heiliger Liebe Triumph.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

Im Schloßthore stand Graf Heinrich unentschlossen und zögernd. Er war bis hieher geschritten, ohne zu denken wohin. Nur Konstantiens Bild hatte ihn geleitet wie der Wunderstern die Könige des Morgenlandes. Zwischen den Pechkränzen, welche in großen Pfannen am Schloßportal brannten, kehrte ihm die volle Bestimmung. Sein Seidenwamms trug den Schmutz der Brandstätte, sein Sammetmantel hing zerfetzt an den Schultern, geschwärzt war die Hand vom verfohlten Balkwerk, das sie weggeräumt, Aschenstaub fühlte er auf dem braunen Lockenhaar und im Gesicht. So konnte er nicht zum Königsthron zurückkehren, und tief seufzend, daß er gehen sollte, ohne einen Scheideblick von der lieblichen Königstochter, wandte er sein Gesicht und rief nach seinem Waffene knecht.

Doch kaum war sein deutsches Wort durch die Nacht erklingen, so sah er sich umringt und festgehalten. Es waren die Grafen von Mayenne und Champagne, begleitet von einem Halbduzend Hofdienern, ausgeschiedt ihn zu suchen und ohne Säumen zu dem Könige zu führen. Ist es auch eben nicht Hofsitte, das fremde Verdienst anzuerkennen oder gar laut zu preisen, dieses Mal hatten die Pariser Ritter, vielleicht überrascht durch die Schrecken der Nacht, Gerechtigkeit geübt. Der König Louis wußte Alles; Gardisten hatten des deutschen Grafen Thaten gesehen, einige Neugierige von den geringern Hofleuten waren den Schritten des Spanheimers gefolgt; von ihnen kam der Wunderbericht von des Fremden Besonnenheit, Umsicht, Großmuth, Kühnheit und Opferung für gemeines Bürgerleben in das Schloß, in die Vorzimmer, in den Saal, bis zu dem geweihten Spielgemach des Königs, und Jedermann ergoß sich in Lobpreisungen, und der König befahl, den hochherzigen Grafen aufzusuchen, und wie er sey, zu ihm zu führen.

Es geschah also; trotz alles Sträubens, trotz der heftigsten Widerrede, sah sich der Graf mitten in die glänzende Gesellschaft versetzt und schamroth stammelte er Entschuldigungen, zürnte zugleich, daß man ihn gewaltthätig in solchem Aufzuge vor die Augen der Majestät geführt. Dem gutmüthigen aber bequemen König standen Jähren in den Augen, als er etwas unbehülflich dem Grafen näher trat, und seine runden Hände auf des schlanken Jünglings Schultern legte.

„Held auf dem Turnplan, Held im Sturm der Elemente“ — sagte er — „Du trägst das schönste Prunkkleid unter uns Allen, und Jeder von uns, König und Knapp, muß Dich beneiden darum. Du bist mein Stellvertreter dort unten gewesen, und hast mein Amt in Ehren gehalten, hast geschützt, gerettet, getröstet. Thöricht wäre es, einen Solchen nicht fest zu binden an mich und mein Haus. Sey von dieser Stunde an Käm-

merling meiner Königin, und verrichte Dein Amt sofort, Deiner Herrin gegenüber sitzend, beim nächtlichen Mahle, zu welchem schon die Trompeten das erste Zeichen gaben.“

Die Mehrzahl der Versammelten flatschte Beifall, aber auch heimliches Gemurr des Neides mischte sich d'rein, und einige böse Augen blitzten von fern auf den Jüngling, der bescheiden sich über die Hand der Königin beugte.

„Eure Großthat, Heinrich, hat ein zartes Gemüth in furchtbarste Angst versetzt!“ — flüsterte die milde Fürstin. „Sucht unsere Konstantie und beruhigt sie. Sie floh aus der Hitze des Saales, aus dem Gedränge dieser eifigen Larven zum Garten. Der Freund kennt ihre Lieblingsplätze, sucht das Kind, und führet die Beruhigte herauf in unsere mütterlichen Arme.“ — Heinrich küßte nochmals und feuriger und fester die mütterliche Hand; mit überseligen Empfindungen, doch mit Beklommenheit und Schen, deren Grund er nicht wußte, eilte er zu einer Seitentreppe, die ihn unbelauscht von fremden Blicken, so glaubte er, zu dem Garten führte, wo er seines Herzens Idol finden sollte, wo, wenn der Himmel seinen Thaten einen Lohn zugesprochen, er gewiß war, ihn überschwänglich zu empfangen.

* * *

Ist es nicht zuweilen, als wenn die Natur gleich einem theilnehmenden Wesen den Menschen umfänge, in Harmonie stände mit seinen Empfindungen, seinen Schmerzt heilte wie seine Seligkeiten, mit ihren Jubelstimmen lockte zu seiner Freudenstunde, mit grellen, grauenvollen Zeichen ihm voraus andeutete, daß ein böser Dämon den Schlangenblick auf ihn geheftet und ein Unheil sich langsam auf seiner Straße aus dem Boden erhebe?

Schon nahete die Nacht, aber eine angenehme Dämmerung lag über den weiten Gärten, welche das Schloß umgaben, wie bunte Steine die Perle im Ringe umfassen. Die Luft wehete lau; sie trug den Hauch der gesunkenen Sonne noch in sich, und die Brust des Menschen athmete in ihr tief und schwer, und erfreute sich der leichten Windstöße, die aus Osten kamen. Der Rauch der erloschenen Feuersbrunst lag wie ein Nonnenschleier über der Stadt. Vor sich her stießen ihn die Winde und trieben ihn einem schweren Wettergewölk entgegen, das im Westen, breit und schwarz, langsam dem Winde entgegen sich erhob, indes im wolkenleeren Ost ein schwaches Schimmerlicht die Bahn andeutete, auf welcher der volle Mond sich dem Saume des Horizontes näherte, als wolle er, ein Kämpfer mit offenem Visir und unbeslecktem Goldschilde, dem grauenhaften Ungethüm in schwarzer, wolkiger Verlempung, diesem Riesen in Westen den Kampf bieten.

Graf Heinrich durchschritt den Garten, ungestüm, unruhig, oft still stehend und mit einem schweren Athemzuge die Brust leichternd. Der große Garten lag öde und still; nur hie und da schlich ein einsamer Gast an den Blumenbeeten hin, oder eine Kammerfrau mit dem Galan schlüpfte am Gebüsch vorüber mit unhörbaren Gespensterschritten. Im Winkel des Gartens stand ein uralter Kastanienbaum, mit seinem weitgesenkten Zweig-

werk einen großen Raum benachsend. Kugellichte Akazien bildeten einen Kreis um den greisen Fürsten des Gartens, und Rosengesträuch füllte die Zwischenräume, und schloß das Versteck wie dichtes Mauerwerk. Blumenbeete verdeckten den Eingang; die bescheidene Reseda webte einen berausenden Duftteppich, narkotischer athmete die Nachtviole, und zwei hochgeschossene Lilien trugen auf grünen Armen glänzende Schneefelche, die den reinen Busen weit aufthaten in der erquicklichen Nachtkühle, und mild gebogen nach Ost, als erwarteten sie den glänzenden Bräutigam, betäubende Wohlgerüche aushauchten, wie die Sultantin, die sich geschmückt und gesalbt für ihren königlichen Geliebten.

Die Königs-Tochter saß auf der Marmorbank unter der Kastanie; im tiefen Schatten barg sie die Furcht um den Mann, dem ihr Herz sich hingeeben, ohne daß es bis jetzt das Wort gestanden, barg die Schrecken ihrer Phantasie, welche mit grausigen Bildern, mit Feuertod und Flammenopfer spielte; und zu ihrer Pein kam der innere, stachelnde Vorwurf, daß sie selbst ihn in die neue Gefahr gejagt, und wenn der Kühne d'rin umkam, sie selber seine Mörderin geworden. Da erklang ihr Name am Eingange der Laubböhle, da sah sie seine Gestalt zwischen den grünen Säulen der Akazien, und auf flog sie, gegen ihn heran, und hätte sich fast in seine Arme geworfen. Seine Anrede hielt sie ab von der Unschicklichkeit.

„Prinzeß!“ — sprach er respektvoll — „die Königin verlangt nach Euch und sendet mich.“

„Und die Gefahr ist vorüber und auch Ihr seyd glücklich da?“ — stammelte das liebe Kind. — „Neben mir, mit mir, über mir schwebte ein Engel und der dräuende Tod trat zurück vor dem lieblichen Schutzgeist!“ — antwortete Heinrich. — „Tod? Und er dräuet Euch, Eurem lieben Haupte? D erzählt!“ — bat bewegt Konstantie. Und als er erzählt, kurz gedrängt, mit Hast, denn sie war ihm näher getreten, er ihr näher getreten, und weißer als die Lilien schimmerte ihr Nacken, ihre Brust durch das Halbdunkel herauf, heller wie das Leuchtwürmchen auf der Reseda funkelten ihre Augen, und es dünkte ihm die Zeit zu heilig, der Augenblick zu werth für solch' unwichtige Kunde, wie er mit Widerwillen sein Eigenlob aussprechen mußte; und als er zu Ende mit der Erzählung, da stand sie dicht vor ihm, er sah dicht vor sich die jugendliche Helenenbrust sich heben in Ebbe und Fluth der Empfindung, ihr Gesicht reichte gerade bis an sein Herz hinauf, und jetzt drückte sie wie in einer kommenden Ohnmacht ihre Wangen an seine Brust, und er mußte sie umfassen, daß sie nicht zu Boden sank, denn mit gebrochenem Laut flüsterte sie: „Haltet ein, Graf! Ich sehe Euch im Gewölbe, und der Eingang stürzt zusammen und Ihr seyd versperrt für ewig.“ — In demselben Augenblick gedachte er plötzlich des Kleindes, was vorhin auf dem Fleck gehangen, wo er jetzt den süßen Druck des Engelköpfchens fühlte. Und erschrocken sank er in das Knie, und sprach, wie er ihr Abbitte zu thun habe, da er hingeeben, was er bis zum Sterbelager nicht hätte vom Herzen lassen sollen; und als sie forschte, erzählte er das letzte seiner Abenteuer, die leichtsinnige Vergendung des kostbaren Turnierpreises, und rief schmerzlich: „Nein, Ihr könnt mir nicht vergeben, daß ich Euch vergaß in jener Minute, vergaß den König und die Ehre, und Alles was an diesem Schatz vom Schicksal so sinnig geknüpft worden.“

Er hatte seinen Kopf auf ihr Knie gelegt, indem sie durch seine Heftigkeit zurück gedrückt ihren Sitz wiederum eingenommen. Mit der zarten Hand hob sie seinen Kopf auf, mit der andern strich sie die wirren, halbversengten Locken ihm aus dem Gesicht. „Thörichter, lieber, edler Mann!“ — sagte sie mit Innigkeit. „Sollte Konstantie schelten, weil Du so gut, so menschlich warest? Hörte Vater König davon, er würde Dir ein anderes kostbares Kleind schenken, denn auch er ist gut wie Du und mitleidig, kann er auch nicht mehr so herrlich sechten wie Du. Aber Deine Brust soll nicht ungeschmückt bleiben.“ — Sie lösete eine Goldkette mit seiner Kapsel von ihrem Halse. — „Nimm dieses Heiligthum. Ein Stück des

wahren Kreuzes ist darin verborgen. Seele und Leib beschützet es gegen jedweden Feind und in jeglicher Beförderung. Ein Glaubensritter, ein Blutsfreund der Mutter, brachte es selbst mit von dem Marterberge des Erlösers.“ — Und als sie sich über den knieenden Jüngling bog, ihm selbst das kostbare Geschenk über den Nacken zu hängen, da bligten heller als die Demanten und Rubinen an der Kapsel die beiden Augenpaare dicht vor einander, und ihr verwandtes Licht schoß in und durch einander, die Bestimmung schwand Beiden, und mit unvollständigem Wechsel laut ihre Namen sprechend, näherten sie sich schwankend einander, sie sank, er fing sie auf, und ihre heißen Lippen fielen in einem seligen Vergessen zusammen.

Eben hob sich der Vollmond über den Horizont und sein rothgelber Strahl strich gerade durch die Eingangslücke auf den heimlichen Platz. Aber nicht zu heiligen die fromme Myserie stieg er so rasch, nein, es war nicht der silberne sanfte Schild, der Freund der Liebenden, der schwermüthige einsame Segler der Luft, es war der rothglühende, ungeheure Feuerball, der an Mordbrand und Thaten des Entsetzens erinnert. Erschreckt durch die plöbliche Helle fuhren die spielenden Kinder auseinander, aber der Schrecken verdoppelte sich, wuchs bis zum Ungeheuren, als jetzt die Rosenwände lebendig wurden, wildes Gelächter ganz nahe und rundum erklang, und vor dem Eingange mehrere Männergestalten als sperrende Kolosse sichtbar wurden, und Spottreden und Drohworte, Krieg und Gefahr für Ehre und Leib ansagten.

Konstantie sank mit einem Angstlaut an Heinrichs Schulter, aber er sprang stark empor, im linken Arm hielt er die Jungfrau, den rechten streckte er dräuend den Nachtgestalten entgegen.

„Seyd Ihr berauschetes Gesindel, das wider das Gebot in den Garten schlich!“ — sprach er mit ruhiger Würde — „so bergt Euch in den Busch, ehe Euch die Barde der Wächter erreicht, denn Euer ruchlos Geschrei hat hier die Königs-Tochter beleidigt. Seyd Ihr aber arglistige Raubbuben, die nach Schätzen suchen im Dunkel, so scheude Euch mein Name, denn ich bin der Spanheimer, der Sieger im Turnier, und dieser Dolch in meiner Hüfte ist genügende Waffe für Euresgleichen.“

Ein neues Gelächter hallte als Antwort, und mit Staunen erkannte jetzt der deutsche Graf im wachsenden Lichte des Mondes die Vornehmsten des Hofes in seinen Widersachern. Der Herzog Eudo von Clermont that sich kund als ihren Anführer, und trat mit entblößtem Schwert ihm entgegen.

„Jämmerlicher Prahler und Heuchler!“ — sprach Eudo mit hämischen Zügen. „Entlarvt bist Du, und stehst da in schändlichster Blöße. Ergib Dich und laß Dich binden und führen zu der niedrigsten, schmutzigsten Höhle des Thurmes; denn dahin gehören Deines Gleichen.“ —

Heinrich ließ den Dolch funkeln im Schimmer des Nachtregentens. „Ihr seyd trunken, Herr Herzog!“ — entgegnete er verächtlich. „Morgen will ich Euch fragen, ob Ihr wißt, was Ihr in dieser Stunde geredet. Ist Euer Gedächtniß todt dafür, soll auch todt das Meine seyn, denn Eure grauen Haare ehrt man in meinem Vaterlande, wie Sem die Blöße ehrte des taumelnden Waters.“

„Willst Du noch unser spotten?“ — tobte der Herzog — „Hochverräter, Majestätsverbrecher, gib Dich, oder unsere Degen fahren ohne Gnade und Erbarmen durch Deinen Leib.“ — Mit einem lauten Hülsruf warf sich Konstantie vor ihren Retter und suchte ihn zu bedecken.

„Halt da!“ — sagte der Graf mit weithallender Stimme. „Was Ihr sprachet, fordert Blut; und Ihr müßt mir stehen dafür, wie ich Euch. Wer mich, den Ungerüsteten, zu betasten wagt, beim Sanct Michael! den trifft mein Stilet, und ich weiß mit ihm das Herz zu finden. Aber voran, Ihr wahnwitzigen Herren, zum Könige, zum Herrn dieses Landes hinauf! Die nächste Minute lehre, wer dort schamroth stehe, Ihr oder ich.“

Mit gezieltem Dolche, Konstantien im Arme, drang er vor und man gab ihm Raum, denn durch den Hülsruf der Prinzeß und den weithallenden Wortwechsel herbeigelockt, hatte sich eine Menge Hofgesinde und Fremde um die Laube versammelt, und die französischen Edelleute wagten in solcher Zeugengegenwart keine offene Gewaltthat, doch folgten sie dem edlen Paare auf dem Fuße, und traten fest mit ihm zugleich in die große Festhalle ein.

Zur Nachttafel war Alles bereitet, der Hof stand paarweise an den Wänden, die Herrscher in der Mitte des Saales, man erwartete nur die Ankunft der Prinzeß, um den Zug in die Speisehalle zu beginnen, wo das Fest des hohen Tages glänzend geendet werden sollte. Da brach wie Winternacht mitten in den Sonntag die seltsamste Scene herein, und verschluckte die Freude von allen Stirnen. Konstantie, bleich mit gelöstem, wirren Haar, flog voran den Kommenden, und warf sich an der Königin Brust, ihr Gesicht bergend wie das Kücklein, das dem Stöße des Habichts zu entfliehen versucht. Erhigt folgte ihr der deutsche Graf, sein Zornesgesicht, sein blankes Stilet zogen alle Blicke auf ihn, wie er hastig daher schritt und gerade auf den betroffenen zurücktretenden König zuing. Doch zwei Schritte von dem Monarchen bog er das Knie und kreuzte die Arme über der Brust.

„Herrscher Frankreichs“ — sprach er ernst und mit dumpfer Stimme — „der Fremdling flüchtet an Deinen Thron, berührt ihn, so wie der Verfolgte die Hörner des Altars betastet, und fordert Gerechtigkeit und Schutz der Gastfreundschaft. Rasende haben mich beleidigt, mein Geschlecht, mein Wappen; ich fordere Deinen Spruch, Dein Gericht, Deine Entscheidung.“

„Wer könnte sich unterstehen, zu kränken den hochgeehrten Helden des Tages, den Retter unserer Bürger, unsern Freund?“ — fragte der König. Aber übermüthig unterbrach das königliche Wort der Herzog Eudo, der ebenfalls mit seinen Begleitern sich genähert.

„Kenne ihn nicht so, betrogener Fürst!“ — donnerte des Herzogs Stimme — „ein Freund der Hölle ist es, ein Sonn des Satan, der sich in diese schmeichelnde Gestalt gekleidet. Höllenkünste gaben seinem Arme der Sieg über die Stärksten, Höllenkünste verblendeten das Königskind. Ja, ich klage ihn als einen Schänder der Majestät; er hat Dein Wappen besleckt und die Krone des Reichs, blinder Louis, er ist der Verfänger, der Entehrer Deiner Tochter.“

Als wäre ein Wetterstrahl mitten in den Saal gefahren, so schoß Jedermann zusammen wie vom Entsetzen des Todes berührt; Konstantie that einen feinen Schrei, als wäre ein spitziges Eisen in ihr Herz gefahren, und Graf Heinrich stand wie erstarrt und bleich gleich einer Leiche.

„Wir ahneten die Unthat“ — rief fest Graf Valois — „und folgten dem Verbrecher, und waren Zeuge, wir Alle, auch hier Toulouse und Jerome von Brioux.“

„Ich warb um Konstantien“ — rief Maurienne dazwischen — „ganz Frankreich sah und wußte es. So hat er mich vor Allen beschimpft, und ich fordere das Gericht der Pairs über ihn, und hoffe von ihrem Ehrgefühl die schwerste Buße. Ist auch das besleckte Königskind nicht mehr würdig der Werbung des Hauses Savoyen und aus unserm Wunsch gestoßen, so kann doch nur Blut den Stoß an unser Schild versöhnen.“

Das Schlusswort dieser furchtbaren Anklage weckte den Spanheimer aus seiner Erstarrung, Feuerrosen flogen über seine Wangen, und seine Augen schossen Blitze auf den Feind.

„Haltet ein, verrätherisches Geziicht! Es ist für Einen Mann genug der Verläumdung und Frevelklage!“ — rief er. „Hier liegt mein Handschuh! Kampf auf Leben und Tod, Mann für Mann, oder drei zu Einem! Wie es Euch beliebt. Schurkische Lügner verlitgt die ehrliche deutsche Waffe zu Duzenden.“

„Wer möchte sich beslecken mit Dir!“ — antwortete höhrend Herzog Eudo. „Deine Hand wie Dein Kopf

sind dem Henkerbeile verfallen. Den Blutspruch der Pairs über Dich.“

Heinrich bebte an allen Gliedern, alle Muskeln seines Leibes zuckten in verhaltener Wuth. Er faßte mit der Linken den ehrwürdigen Bernhard, den Abt von Clairveaux, der ihm am nächsten stand, und legte die Rechte auf das Kreuz, welches an des Erschrockenen Hals hing.

„Höre mich König, höret mich Ihr Edeln dieses Landes, höre auch Du mich, tief gekränktes Königskind, das ohne mein Verschulden mit mir leidet durch diese Hölischen!“ — rief er mit sichtlicher Erschütterung. „Hier auf das heilige Zeichen, auf die Brust des Heiligsten unter uns lege ich meine Rechte, und schwöre, daß ich verdammt seyn will hier und dort, wenn nur ein Gedanke in meiner Seele lebte, der den Gräueln verwandt war, die Jene sich auszusprechen erlaubten in unbegreiflicher Schamlosigkeit, und der Herr des Himmels wende sein Antlitz von mir auf ewig, und genommen sey mir mein Theil an des Erlösers Gnadenwerk, wenn ich gelogen.“

König Louis holte tief Athem und trat erleichtert den Klägern näher. „Wer glaubte nicht solchem Schwur?“ — fragte er gegen die Versammlung gewendet. „Ihr Herren habt Euch getäuscht; aber mit Strenge werden wir morgen untersuchen, wie eine solche Anklage möglich geworden, und wehe Jedem, der freventlich und im Muthen willen durch eine Abscheulichkeit, die unser Herz und unsere Ehre so schwer berührt, dieses Fest gestört, das wir hiemit aussagen.“

„Was Schwur, was morgen Königsgericht!“ — rief der Herzog Eudo mit Grimm. „Fünf Große des Reichs stehen als Zeugen des Auges und Ohres dem namenlosen Fremden gegenüber. Wer wagt da zu zweifeln an der Sünde? Wo ist ein verbrecherischer Schurke, der sich nicht losschwöret vom Galgen und Block, wenn keine Flucht ihm möglich? Unser ist dieser Verbrecher; in den Thurm muß er, und nicht der König kann richten, wo es die Ehre der Krone gilt, sondern wir, wir, König Louis!“

Der pblegmatische Regent schien durch das übermüthige Wort gewaltsam aus seinem gewohnten Gleise gestoßen; er streckte beide Arme weit vor sich hin und die wohlbeleibte Gestalt heftig hin und her bewegend, rief er: „Was fallen, dürst Ihr also reden mit Eurem Gesalbten? Eure Schwert an den Boden, Eure Knie in den Sand! Wollt ihr die Eisen meiner Leibgarden kosten, Eure Strafe stracks zu empfangen für den giftigen Gram, den Ihr dem Vaterherzen brachtet an seinem Festtage?“

Trozig trat der Herzog näher und faßte mit der Rechten des Königs Arm. „Graf von Paris“ — sagte er scharf — „hast Du vergessen, daß unsere Väter es waren, welche die Krone auf Hugo Capets, Deines Ahnherrn, Scheitel gesetzt? Was die Väter schenken, können die Söhne nehmen. Graf von Paris, taste nicht an unsere Rechte, damit Du morgen bleibest, was Du heute bist.“

Der König sank hochroth vor Zorn in seinen Sessel, aber Himindal de Falaise, der riesige Normann, der bislang still zur Seite gestanden, warf sich jetzt in die Mitte des Saals, nachdem er zuvor seinem Nachbar den Degen von der Hüfte gerissen. Bleich wie der Tod war sein Antlitz, aber desto feuriger bligten seine rollenden Augen, und die Empörer wichen vor dem Furchtbaren zurück, in dem etwas Unnatürliches lebendig geworden.

„Ist denn die Sonne eine zerbrochene Laterne, und die Erde ein Fegen von Gottes Nachtrock?“ — fragte er mit einer Stimme, welche die Pfeiler bebden machte.

„Ist der König ein Herr in Frankreich oder ein Knecht jener übermüthigen Gesellen, die sich Ritter und Fürsten schimpfen und die Ehre nicht kennen und haben, da sie die Ehre nicht achten an ihres Gleichen? Weißt Du, dieser Louis, was der König meiner Väter gethan, wenn seine Diener sich also gerührt? Sein Hammer hätte die schnatternden Entenköpfe eingeschlagen, Kopf an Kopf; es ist eine lustige Jagd, die Entenjagd an Norwegens Küsten. Hebe die Hand, König, und wir wollen ihn, wie es im Nordland Sitte; Keulenschläge, Keulenschläge, daß das Hirn spritzt und die Zungen stumm werden und demüthig im Sande zittern. Du schweigst, König? Ein

König bebt unter seinem Hermelin?“ — Er lachte wild auf, und warf den Degen zu dem Grafen Heinrich hinüber, zog sein Schwert, und schlug mit ihm ein Rad, daß Alle aus seinem Bereiche entwichen. — „Unsere Freundschaft ist frisch, junger Deutschmann“ — fuhr er fort — „aber ehrlich und derb geschlossen. Mach' Dich auf mit mir und schlage vorweg. Es ist nur eine Fuchsjagd, aber jeder von uns wird sich ein Duzend rothe Bälge für den Winter mit nach Hause nehmen. Vorweg, mein deutscher Junge! Schande Dir und mir und dem Könige, wenn der Tagesheld, der den Himindal warf, sollte fallen in Knabenhände. Vorweg, wer nicht mit uns ist, mit dem Könige und Frankreich, der ist wider uns, und Himindal ist zu seinem Schnitter ernannt von jenem runden, freundlichen Königsmanne.“

Der Abt Bernhard faßte den Arm des Wüthigen, und Süger, Ludwigs weiser Minister, der Vertilger der Leibeigenschaft und Schöpfer des souveränen Königthums, flüsterete dem König zu: „Erhebt Euch Sire, und sprecht, diesem Kampfe zu bezeugen, dessen Ausgang unsicher ist. Die Früchte sind noch nicht reif, aber vielleicht drängen die Thörichten gegen ihren Vortheil sich selbst zum Ziele, und stürzen in die eigene Wolfsfalle. So wie die Sachen liegen, ist sogar das Recht auf ihrer Seite, denn über Hochverrath richteten seit grauer Zeit nur die Païrs im Lande. Darum spricht, Sire, ehe es zu spät werde.“

Doch ehe noch der erschütterte, verschüchterte König sich so weit gesammelt, um der drängenden Lage gemäß ein Königswort zu sprechen, war der Spanheimer Graf entschlossen vorgetreten, stieß mit dem Fuße den am Boden liegenden Degen von sich und warf den Dolch dazu, den er im Gürtel trug.

„Was zaget mein König, was freischen die edeln Frauen, was will mein hochherziger Vertheidiger wüthen gegen seine Landsleute um eines Fremdlings willen?“ — sprach er mit Ruhe und Demuth. „Wehe über mich, wenn ich also die Gastfreundschaft, die mir geworden, vergolten sähe. Man hat meinen Handschuh nicht gehalten, man hat meinen Schwur einen Meineid genannt. Aber über meine Richter waltet ein Gott, der einen Pharaos schlug und Korahs Söhne verurtheilte. Der kleine, weise Mann zur Linken meines Königs sprach, seit grauer Zeit läge das Recht auf der Seite meiner Feinde. Ehre der Zeit, Ehre dem Gesetz! So übergebe ich mich denn dem Gericht der Païrs; die Ersten des Reichs, edelgeboren wie ich, mir gleich an Adel und Alter des Geschlechts, werden richten wie Richter des heiligen Kreuzes, die Schirmherren des Rechts und der Unschuld laßt dann verfügen über mich nach dem Gebrauche des Landes. — Und Ihr, theure Königin“ — setzte er hinzu, indem er zu Frau Adelaide trat und seine Knie vor ihr bog — „verzeihet dem Schuldlosen, daß er solchen Jammer über Euch gebracht; o es wäre besser, nie geboren zu seyn, als die Ursache heißen von der Urane einer Konstantie.“ — Die Prinzessin reichte ihm die Hand und richtete mit unaussprechlichem Ausdruck den feuchten Schmerzensblick auf ihn. Adelaide aber legte die Rechte auf des Grafen lockigte Scheitel und sagte fest: „Wer könnte der Unschuld zürnen? Ich kenne Euch, Heinrich, und Gott kennet Euch mehr wie ich.“

„In den Thurm also mit dem Beklagten!“ — rief jetzt Herzog Eudo dazwischen, dem das Rührspiel zu lang geworden, und der noch immer fürchtete, seinen Raub zu verlieren. Da erhob sich jedoch König Ludwig mit ungewöhnlicher Beweglichkeit. „Da sey Gott für!“ — sprach er mit Festigkeit und Würde. „Diese Sorge ist die unfreie, und wir wollen ihn Euch schon bewahren in ritterlicher Haft bis zum Tage Eures Spruches.“

Wiederum tönte das wilde Lachen des riesigen Normanns durch den Saal, und er unterbrach kecklich des Königs Worte. „Bravo, Du graubärtiger Königsmann!“ — schrie er mit heiserer Stimme. „Man spricht, Du säßest an Gottes Statt? O über den Mannequin, mit dem jene Reidhardtens Federball schlagen! — Nicht die Helmschmücke, welche dieser deutsche Bursche auf meinem Kopfe zerschlug, gäbe ich für Deinen goldenen Königshut. Und dieser brave Bursche selber, dort ein Hünensohn, ist hier ein Kind, unverständlich, fromm bis zur Unmündigkeit

und Sünde. Auf die Engelein baut er oben, auf die Großmuth hier unten. Verdammte, daß sein Blut nicht heiß sprudelt wie Hefelager, es hätte eine Hege gegeben, wie es die Nordlandsrecken von jeher gern gehabt. Hui, wie hätten die Frankreicher tanzen sollen. Hui, so hebt doch die dürrn Beinlein, Ihr Fastnachtsnarren!“

Er säbelte mit dem freien Arm durch die Lüfte, und suchte den zweiten Arm aus des starken Priesters Händen los zu machen, doch die Kraft des Kranken erlosch, die rollenden Augen streiften unsät durch die Menge, seine Worte wurden undeutlich und stammelnd, seine Knie brachen ein, sein männlich-schönes Gesicht erblich und sein Haupt sank gegen die Brust, und hätten nicht einige der zunächst stehenden Gäste den Abt Bernhard unterstützt, so wäre es diesem nicht gelungen, den ohnmächtigen Koloss vor schwerem Falle zu schirmen.

(Fortsetzung folgt.)

Spinnen entscheiden das Schicksal Europas.

Bekanntlich gibt die Spinne das beste Wetterglas ab. Spinnt sie ihre Fäden sehr kurz, so bedeutet das stürmisches und unbeständiges Wetter; sind sie lang, so kann man auf gutes trockenes Wetter rechnen. Als ein solches Wetterglas entschieden im Jahr 1795 Spinnen das Schicksal Europa's. Ein Franzose in Holland, Disjonnal, war in Utrecht ins Gefängniß gekommen, weil er bei dem Aufstande vieler Holländer gegen den Erbstatthalter, Prinzen von Oranien, im Jahre 1787 an der Spitze derselben gestanden hatte. Fünf und zwanzig Jahre sollte er im Gefängniß sitzen. Schon war er über sieben Jahre darin gewesen; allein es hatte sich während dieser Zeit Vieles geändert. Die französische Revolution war ausgebrochen, und in Folge derselben und namentlich der Hinrichtung Ludwigs XVI. bekriegten die Fürsten die französische Nation. Endlich gelang es den Franzosen bei starkem Frost über Hollands Grenzen vorzurücken. Aber da kam im Dezember 1794, plötzlich entsetzliches Thauwetter. Schon wollte der französische Feldherr, Pichegru, gegen Erlegung einer bedeutenden Summe Geldes Holland wieder verlassen, zumal da er fürchten mußte, wenn die Holländer die Dämme durchstechen sollten, welche die Meereswogen zurückhielten, von den Wasserfluthen bedrängt und eingeschlossen zu werden.

Nun hatte sich jener Disjonnal in den sieben Jahren seiner Gefangenschaft mit den Spinnen in seinem Kerker befreundet und ihnen abgelernt, wenn gutes Wetter zu erwarten sey. Mit Sehnsucht harrete er der Ankunft der Franzosen, da nur sie ihn von der fünf- und zwanzigjährigen Gefängnißstrafe befreien konnten. Es gelang ihm, dem General Pichegru einen Brief zukommen zu lassen, worin er demselben versicherte: daß, in Folge seiner Beobachtungen der Spinnen, das schönste trockenste Wetter anhaltend zu erwarten sey. Am 16. Januar 1795 erhielt Pichegru den Brief; da begann er, die Verhandlungen mit den Holländern in die Länge zu ziehen, und bald trat eine fürchterliche Kälte ein. Alle Seen und Kanäle froren, mit den holländischen Schiffen zugleich, ein, so daß man das noch nicht erlebte Schauspiel sah: eine Flotte von Reiterei erobert. Die französische Kavallerie saß von ihren Pferden ab und nahm die Schiffe, und die französische Armee marschirte über die gefrorenen Gewässer vorwärts. Die Städte Hollands öffneten die Thore; und so schlug am 28. Jan. auch Disjonnal's Rettungskunde. Die Franzosen nahmen Utrecht, und sein Kerker ward sogleich geöffnet. Was durch diese Eroberung Hollands erfolgt sey, und was ohne diese vielleicht nicht geschehen wäre, sagt die Geschichte; und es ergibt sich daraus abermals, daß oft Großes, was geschieht, an sehr kleinen Fäden hängt.

Düsseldorf, Montag den 27. Juli 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№. 30.

Heiliger Liebe Triumph.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

In der Herberge zur Lilie saß Graf Heinrich wieder in demselben Zimmer, das er seit seiner Ankunft in Paris bewohnt, denn der König hatte seinen Spruch durchgesetzt, und seine Haft war weder streng, noch schimpflich. Ein Kommando königl. Leibwächter lag unten im Hause einquartiert, und ein Hauptmann derselben hielt Wacht im Vorzimmer. Drei Tage waren hinabgeschlichen seit jenem Tage, an welchem aller Glanz des Menschenlebens unterging, und alle Schrecken und jede Schmach, die auf ein irdisch Haupt gesammelt werden können, die Glorie und die Dornenkrone zugleich auf Heinrichs Scheitel geworfen worden. Der junge Heldensohn saß düster und sinnend in seiner Einsamkeit, ergeben zwar in sein Schicksal, aber unruhig in der Ungewisheit.

Die beiden Prinzen von Oestreich traten ein, und zeigten dem Hauptmann den Freipaß des Ministers; wie slog Otto an des Freundes Brust, wie mitleidig drückte auch der finstere Konrad ihm die Hände!

„So zweifelt Ihr nicht an mir“ — sprach Heinrich mit tiefem Gefühl — „und kommt mir eine Freude zu bringen in meine Einsamkeit, und auch Du, scharflichtender Konrad?“

Markgraf Konrad drückte des Landsmanns Hand stärker noch. „Du achtetest meiner Warnung nicht“ — sagte er ernst — „und wichest von dem Pfade, den Du Dir erwählt; die Eitelkeit der Welt verlockte Dich, die Reize einer weiblichen Puppe verwirrten Dein Hirn, darum mußt Du büßen, daß der Saul zum Paul werde. Aber das gebrochene Herz, der gedemüthigte reuige Stolz ist dem Herrn angenehm, und der Freund sieht Dich lieber auf diesem Marterbrett, als auf dem hohen Sattel Deines Streitrosses; komme es, wie es sey, Du bist gerettet hier wie dort.“

Hestiger drückte der herzige Otto ihn an sich, als jagte des harten Bruders Rede schwarze Grauen über sein Gebein.

„Recht so, Konrad“ — entgegnete aber der Spanheimer. „Komme es, wie es sey, das Schicksal und die Welt soll einen deutschen Mann an uns finden. Und Freund Otto“ — setzte er mild lächelnd hinzu — „wenn Dein Beruf zum Historiker an den Tag tritt, so gedenkst Du auch vielleicht meiner in Deinen Geschichtsbüchern, setzest dem Freunde ein kleines Denkmal, ob auch nur zwei kurze Zeilen Dir übrig sind für ihn.“

„Die Geschichte ist nur ein großes endloses Trauerspiel.“ — antwortete Otto schmerzlich; — „wohl dem, der keine Rolle darin bekam, denn nur die vergessenen wurden, waren die Glücklichen.“

„Und wie steht's in Paris?“ — fragte Heinrich.

„Es ist wie ein Konzilium und Du bist das Dog-

ma, um welches man streitet;“ antwortete Konrad spöttisch und bitter. „Deine Ankläger lassen durch ihre Klienten die gränlichsten Dinge von Dir umhertragen; man erzählt von Zauberkünsten, mit denen Du das Königskind verlockt, wie Du damit den unbefiegten Normann bezwungen, und zur Absicht gehabt, durch sie Frankreichs Thron für Dich zu gewinnen.“

„Die kurzichtigen Thoren!“ — seufzte Heinrich in schmerzlicher Erinnerung und mit rötheren Wangen.

„Es hat sogar Faustkämpfe gegeben um Dich“ — fuhr Konrad fort — „denn die Ritterschaft ist zerspalten; die geringern Junker halten zu Dir, denn ihnen kommt es immer gelegen, wenn der Uebermuth der Herzoge und Grafen einen Hemmschuh trifft, und was die Ritter unter sich besprechen, wird zum Lieblingsthema ihrer Diener und Reisigen, und reichen bei diesen die Worte nicht aus, muß die Faust logisch einschreiten. Schimmer aber ist es hergegangen in den Herbergen der Bürger und Zünftler, denn alle Händler der Hahnenstraße stehen mit Leib und Leben für ihren großmüthigen Helfer in der Flammenmacht, und dräuen mit Rebellion, wenn man Deine Sicherheit befährden wollte.“

„Sie sollen nicht, sie sollen mich meiner Buße überlassen!“ — rief Heinrich heftig aus. „Ist es doch genug, daß Thränen, heilige Thränen um mich fallen; sähe ich Blut fließen um mich, ich könnte verzweifeln.“

„Und doch ist schon ein herrlich Leben durch Dich verderbt worden;“ — entgegnete Konrad streng — „der tapfere Normann, der erste Ritter Frankreichs, der Dich verteidigte im Königszaale, ist letzte Nacht in dem Herrn entschlafen. Dein Keulenschlag hatte sein Hirn verletzt, so sagen die Wundärzte, er schonte sich nicht im Gefühl seiner Mannskraft; sein Fieber wurde verdoppelt durch die Aufregung und Erhitzung des Blutes im Wortstreite mit dem Herzog Eudo; er verfiel in Raserei, und starb in ihr, indem er beständig nach Dir rief und Dich zum Schwertkampf ermunterte.“

„D entfänglich!“ — stöhnte der junge Spanheimer mit leichenbleichem Angesicht und aus tiefster Brust heraus. — „D unsühnbare Schuld! und der edle Feind war mein Freund geworden, und ließ für mich das schöne Leben, und ich raubte seinem Lande den köstlichsten Schatz! O wer kann dieses Bild tilgen aus meiner Seele? Wer diesen Dorn mit seinen unzertrennlichen Widerhaken aus meinem Herzen ziehen?“

Der milde Otto suchte seinen Freund zu beruhigen, aber ein neuer Besuch unterbrach ihr Gespräch, und mit Verwunderung sahen sie den Meister Pierre Abelard im Vorzimmer erscheinen, einen Siegelring dem Hauptmann vorzeigen, eifertig in das Gemach treten, und dreist die Zwischenthür hinter sich verschließen.

„Was waget Ihr?“ — fragte der Graf sich ermannend den Eintretenden, der nach Athem schöpfte, und von körperlicher wie geistiger Anstrengung gleich ermattet schien.

„Nichts, mein theurer Herr,“ — antwortete mit Hast und abgestoßen der Befragte; — „der Siegelring des Königs, mir von der Königin eigener Hand gegeben, öff-

nete Euer Gefängniß und gibt mir das Recht, zu befehlen gleich ihr, wo ich eintrat."

"Und was befehlt die herrliche Frau?" fragte Heinrich aufgeregter.

"Ihr sollt den Muth nicht verlieren, wenn auch eine abscheuliche Botschaft Euer Ohr berühren möchte; Ihr solltet Euren Freunden vertrauen, solltet geduldig die Nacht erwarten, und versichert seyn, daß bis dahin List und Gewalt Euch den Pfad zur Flucht eröffnen und Euch frei machen würde. Einen Liebesgruß solltet ihr mitnehmen in Euer Vaterland, und dort den königlichen Freunden verzeihen, daß die Unreise der Gesetze dieses Landes ihnen nicht vergönnte, offen für den Sohn, für den Freund zu handeln."

In heftiger Bewegung stand Heinrich auf, und trat dem Sprecher näher, mit finstern stehenden Blick zugleich sein Auge fassend. "Ihr seyd ein Franke, Meister" — sagte er im Tone des Mißtrauens — "und wollet den Deutschen fangen. Aber weicht von mir mit Eurer Versuchung. Die Königin Frankreichs konnte nie einen solchen Befehl aussprechen, und kein Spanheimer würde einem solchen Schimpfspruche gehorchen, und spräche ihn die heilige Geneveva selbst, sie, die den Thron von Paris beschützt."

"Sehet doch nur diesen Ring an, theurer Junker;" — fiel Abelard ängstlich ein — "er macht jedes meiner Worte zu einer unbezweifelten Wahrheit. Hättet Ihr dazu das schmerzliche Gesicht der Königin Mutter gesehen, diese Maria dolorosa mit dem Schwert im Herzen, Ihr würdet in Ehrfurcht einer solchen Noibe gehorsamen."

"Und wie kann die Mutter wollen, daß ich flüchtig würde, da an meinem Bleiben die Ehre ihres schuldlosen Kindes hängt! Wäre Flucht nicht Geständniß der Schuld für mich und die Liebliche?" — fragte Heinrich.

"Ihr solltet dessen nicht gedenken;" — versetzte Abelard drängend — "so sprach der König, so sprach sie selbst. Konstantiens Unschuld bedürfe keines Zeugnisses; ihre Ehre stehe in der heiligen Jungfrau Schutz, und werde rein erscheinen auch ohne Euer Verderben. Aber Euer Leben solle nicht ein Opfer werden des scheußlichsten Complots; Ihr solltet mit Eurem Blute nicht das ganze Leben der unglücklichen Prinzessin zu einer langen Gewissensqual umwandeln, Ihr solltet nicht den Mörderfluch auf die Brust des unbefangenen Kindes werfen."

"Mörderfluch?" — sprach Heinrich flüchtig. — "So ward mein Urtheil gesprochen? Tod vielleicht? Aber doch will's Gott, ohne Schande."

"Deute früh sprach der Gerichtshof der Pairs;" — antwortete Abelard bedend. — "Gottesgericht soll Eure Schuld oder Unschuld an den Tag bringen. Im königlichen Zwinger solltet Ihr morgen, unbewehrt, ohne Eisenwerk und Stahl kämpfen — o es ist unmenschlich und schändlich ohne Gleichen! kämpfen mit dem großen asiatischen Löwen, der noch nicht lange herübergebracht und bislang jeder Zähmung gespottet. Sänket Ihr zerrissen von den Klauen des Unthieres, so schloß sich das Urtheil mit höhrender Weise, so sey die heimliche Sünde klar und das beleidigte königliche Blut gesühnet mit Blut. Ginget Ihr als Sieger aus dem Burgzwinger hervor, so sey der Klagebrief vernichtet und Eure wie des Königs Kindes Ehre gereinigt."

Stumm hatte Heinrich den grausen Spruch vernommen, indeß Otto einen Schreckensruf, Konrad ein Wort des Abscheues ausgestoßen.

"Ihr sehet nun selbst, theurer Graf," — schloß Abelard — "daß Ihr fliehen müßt; bleiben hiesse Gott versuchen, wäre Selbstmord, Frevel, den kein Fegfeuer ver tilgt. Seyd daher bereit, sobald die Mitternacht da, Euren Befreier zu folgen, möchten sie erscheinen durch Thür, Fenster oder Wand, möchten sie kommen verkappt im Harnisch mit Schwert und Fackel, oder als schleichen des Gespenst auf leisen Sohlen mit Strickleiter und Rettungsseil."

Mit wunderbarer Ruhe erhob Heinrich sein schönes Haupt, das in tiefen Gedanken gesenkt gewesen. Sein Auge, licht und leuchtend, blickte einen Augenblick nach oben, dann sprach er fast freundlich und ohne irgend eine

Spur von Befangenheit: "Meister Pierre, Ihr habt erzählt, wie der gute König, der die Gesetze seines Volkes schirmen sollte, seine Augen zudrücken will in der Stunde meiner Flucht, wie die edle Königin mütterlich mir Hülfe zu senden entschlossen. Aber nicht habt Ihr gesagt, Meister, was Constantia sprach, was Constantia that, als sie die Schauerwärde des Gerichtsspruchs vernommen."

"Die Prinzessin sank neben dem Fenster in die Knie, faltete die zarten Hände, und hob das blasse Engelsgesicht zu dem Blau des Himmels, Rettung stehend von dort;" — antwortete Abelard.

"Siehst Du," — sprach Heinrich lebhaft und mit glänzenden Blicken — "sie empfand wie ich, sie dachte meine Gedanken. Nur in Gottes Hand liegt unser Schicksal, nicht in Bereich irdischer Mächte; schicket Er seine Heiligen, zu schirmen mein Haupt, so ist der Himmel versöhnt und hat vergeben; erscheint kein Gesandter von da, so büße der Schuldige hier, um dort rein zu erscheinen vor des Ewigen Throne."

"Und welche Schuld trägst Du?" — fragte Abelard unwillig und aufgebracht. — "Es ist eine Knabenschwäche, eine kindische Eitelkeit, die Dich spielen läßt mit dem Leben, das nicht wieder geweckt wird wie in der Zeit der Wunder. Ist es denn ritterlich, sich wie ein römischer Sklave hinabwerfen zu lassen in den Burgzwinger, dem Volke ein schimpfrendes Gladiatorspiel zu geben? Mir scheint es ritterlicher, sich solcher Barbarei zu entziehen, die gegen Christenthum und Adelfasel sich auflehnt, ritterlicher, diese elenden Widersacher vor den Augen des ganzen Europa's an die Gränze zu laden auf Leben und Tod, und zu züchtigen mit Mannesfaust. Aber Deine Schwärmerei soll Dir nichts helfen, mit Gewalt wird man dieses Haus stürmen in nächster Nacht, und den wahnwitzigen Märtyrer auch gegen seinen Willen entführen, und Ihr, meine edlen Markgrafen, werdet bei der Schwertarbeit nimmer fehlen."

"Heinrich wird ohne das zur Flucht bereit seyn;" — antwortete Konrad. — "Der Gewalt, der ungerechten Uebermacht entrinne, schändet nirgend; und von dem großen, gelben Kater sich freiwillig verspeisen zu lassen, wäre doch ein so lächerliches Stücklein, daß alle Fürsten unseres Vaterlandes von einem Deutschen die Mähr nicht glauben würden, wenn auch der Bischof von Paris sein Wappen unter das Fabelblatt gehangen."

Mit verfinsterten Augen und gerunzelter Stirn fuhr da Graf Heinrich empor und sprach mit dem Tone fester Entschlossenheit: "Wer wagt es, zu wagen und zu bestimmen, was ein Mann soll, dessen Leichtsinn so schweres Wetter über ihn gesammelt? Und waret Ihr es nicht, Meister Abelard, der wie der Versucher zu mir trat, dessen glühende Zunge mir Bilder sprach, die meine Sinne in Taumel warfen und ausgoßen über meine Seele die giftigste Berausung? Ohne Euch wäre ich zaghaft geblieben, ein scheuer Knabe, der nicht kannte die Frucht der Erkenntniß, und vielleicht unversehrt wie der Nachtwandler hingegangen wäre am Abgrunde. Ihr riefet mich an, Ihr löstet die Binde meiner Augen, und die Ehre eines schuldlosen Königs Kindes ist besudelt worden, ein ritterlicher Ehrenmann wurde des Todes Raub, und ich selbst gehe den Gang, den die Verbrecher gehen. Wie könntet Ihr, der Ihr mein schwarzer Dämon waret, glauben, ich solle nochmals Euren Versucherworten mich hingeben? Konstantia hat gesprochen ohne Zunge, und verflucht sey darum jede Hand, die sich erhebt, gegen meinen Willen zu thun in dieser heiligen Sache, verflucht sey jede Lippe, die sich noch Einmal öffnet, zu rathen, wo längst und unwiderrüflich beschlossen."

Bedend und verstört sah Abelard auf den Erzürnten, über dessen Wesen sich ein überirdischer Ausdruck gegossen, daß er das Antlitz und die mächtige Stellung eines zornigen Erzengels zeigte, und ehe der tief im Gewissen Getroffene sich gesammelt, öffnete der Hauptmann der Leibwache die Thür, und meldete, wie man einige Abgeordnete des Rittergerichts sich nähern sehe, und es wohlgethan scheine, vor ihrem Eintritt den Grafen zu verlassen.

Mit schmerzlichen Geberden folgten die Freunde dem Rathe des klugen Soldaten, und die strengen Boten fanden ihren Gefangenen gefaßt und beachteten mit un-

verhehlter Bewunderung die Gelassenheit, mit welcher derselbe seinen grausen Urtheilspruch aussprechen hörte.

König Ludwig, der Dicke genannt, hatte, gleich den meisten wohlbeleibten Menschen, jene Gutmüthigkeit, die an den Leiden Anderer Theil nimmt und ihr Bedauern laut an den Tag legt, aber auch jene scheue Bequemlichkeit, die thatlos sich darein findet und scheu die Hände in den Schooß legt, wenn die mögliche That für Andere ihre eigene liebe Gewohnheit auf das Spiel setzen möchte. Der Abt Sürger von Sanct Denys, sein erster Rath und vielleicht der umsichtigste Staatsmann seiner Zeit, widerrieth dem Könige jeden Gewaltschritt gegen den alten Gebrauch, wenn dieser auch noch so schroff der christlichen Welt zuwider sich zeigte. Waren auch der Adel und die Reichswalden bereits durch die Aufhebung der Leibeigenschaft verlegt und geschwächt worden, so dünkte es ihm doch nicht an der Zeit, das Idol seines Wirkens, die souveräne Monarchie, dreist hervortreten zu lassen, und dadurch vielleicht das bereits Gewonnene zu befähren. Unterlag der deutsche Graf als Opfer des Hasses, so konnte man vielleicht auch den Haß des Volkes durch das Anschauen dieser Gräueltat wecken, und ihm diese übermüthigen Vasallen zum Ziel vorwerfen; ging der Verurtheilte wunderbar aus der Gefahr hervor, so standen die Ankläger gefährlicher da, als der deutsche Graf im Zwinger der wilden Thiere.

Diese Ansichten des Ministers bewogen den König, der Sache ihren Lauf zu lassen, und die heftigen Vorstellungen der Königin Adelaide nicht zu berücksichtigen, sondern Mutter und Tochter an Gott zu verweisen, als den besten Socius in solch' verzweifelten Sachen. So nahte sich der Schreckenstag.

Schöner hatte die Sonne sich nie aus ihrem Bett erhoben, reiner hatte man nie ihren goldenen Morgenstrahl sich aus dem Aurorafeld der östlichen Himmelsblume entwickeln sehen, und erquickender Lufthauch zog vor ihr auf und säuberte die dumpfige Stadt, und vertheilte die Wohlgerüche der Sommerfelder durch die engen Gassen, wie man dustende Wasser sprengt und Weibrauchwolken verhaucht in kirchliche Gewölbe, wenn sie zu einem heiligen Fest bestimmt worden.

Die Stadt Paris schlief noch, wenige ihrer niedrigsten Einwohner ausgenommen, Bettler, welche den Kehrriech durchwühlten nach verllorener Beute, Wasserträger, welche ihre Fässer füllten, und Hirten, welche mit dem Peitschenknall die trägen Stallmägde weckten. Aber auch in der Königsburg war außer den wachhabenden Garden schon ein Mann munter, ein Mann, dessen Amt seltener Weise heute von besonderer Wichtigkeit war: es war der schwarzbärtige Jonzac, der Kommandeur der königlichen Menagerie. Mitten im schaurigen Burgzwinger befand sich der kräftige Mensch, Vorbereitungen treffend zu einem Feste, das unter dem jetzigen Herrscher selten geworden, der mit seinem weichen Herzen nicht einmal an den gewöhnlichen Thierhagen Geschmack finden wollte, die doch zu jener Zeit die Stelle der Stallparade und Festprologe der Theater einnahmen, mit welchen man heut' zu Tage die Anwesenheit fremder Großen zu ehren versucht.

Der Burgzwinger des Pariser Königsschlusses lag seitwärts vom Hauptgebäude und füllte mit seinen Umgebungen den ganzen Seitenhof. Er bestand in einem ausgemauerten Rondel, welches drei Manneslängen tief in der Erde lag, und mit einem Eisengitter außerhalb umkränzt erschien. Die Hälfte des Kreises umgab ein Theil des Schlosses, zwei Thürme und ein Mittelgebäude, an dem ein großer Altan hing; die andere Hälfte des Kreises umging freier Raum, bei solchen Thiergefechten dem Volke preisgegeben.

Eifrig hatte Jonzac unten in der Tiefe mit Besen und Rechen gearbeitet, der Sandboden war geebnet und in netten Figuren verstrichen, und der Schweiß des Fleißigen lobte ihn. Ein Geräusch in den unterirdischen Zugängen ließ ihn horchen, und als jetzt eine Eisenthür schwer zufiel, und sogleich nachher ein dumpfes Gemurr erscholl, das aus der Gegend kam, wo die wilden Bestien ihre Käfige hatten, so schauete er gespannt nach dem

Zugange, der halb geöffnet in die Souterrains eine vom Dämmerlicht beschleierte Einsicht gewährte.

Es bewegte sich etwas Lebendiges in dem Gewölbe, und schon hob Jonzac mit der Linken den Rechen und suchte mit der Rechten das lange scharfe Messer, welches er immer am Gürtel trug, zur Nothwehr, sollte einmal durch Nachlässigkeit der Knechte ein Thier losbrechen. Aber wie erstaunte er, als eine feine Mädchengestalt durch die halboffene Thür herauslog, und zwei schwarze Augen wie irr und verstört in dem Raume herum schaueten. Jetzt erblickten die Augen ihn, und die Dirne sprang zu ihm heran, - faßte seinen Arm und barg sich mit einer sinken Wendung hinter seinem Leibe. Eben so schnell drehte er sich zu ihr, faßte sie mit beiden Händen an den runden Schultern und fragte: „Jeannet, bist Du es oder spukt Dein Gespenst gegen allen Gebrauch bei Tagesanbruch?“

„D sprecht, lieber Freund,“ — fragte sie stammelnd zurück — „liegt das braune Thier fest an der Kette, oder kann es mir nach?“

„Gatter und Kette sind gar gut,“ — antwortete der Wärter lächelnd — „und der alte Herr Urian wird Dir nur seinen freundlichen guten Morgen gesagt haben. Aber gleich ihm bin ich verwundert über den frühen, kßlichen Besuch.“

„Ich mußte Euch sprechen, Jonzac,“ — antwortete das Mädchen verwirrt und abgestoßen — „Noch kennt kein Gebot; Eure alte Mutter traf ich schon wach vorn im Schlosse, und sie wies mich hieher.“

„Und was sucht denn das schönste Kind am Pont Saint Michel zu solcher Zeit in meiner Unterwelt? Weiß ich doch, daß der Geruch meiner Einquartirten ihr sonst zuwider war wie die Schwefeldämpfe aus des Teufels Schornstein,“ — sagte Jonzac neugierig und spöttisch zugleich. Das Mädchen schöpfte tief Athem, und schauete dann rings umher, als müsse es sich vorher besinnen und sammeln.

„Was mich her treibt?“ — fragte sie dann, und Jonzac bemerkte erst jetzt durch die wieder aufblühenden Rosen der Wangen, daß sie vorher recht bleich gewesen, bemerkte erst jetzt bei näherer Beschauung, daß sie im leichten Nachtzuge war, und ihr schönes rabenschwarzes Haar unter dem blauen Kopfstuch verwirrt und ungeschlochten hervor hing. „Was mich her treibt?“ — wiederholte sie. — „D ist mir doch, als müßtet Ihr's wissen. Christenpflicht, Nächstenliebe, o es fehlt mir das Wort, was so recht eigentlich Euch sagen könnte, was mich daher gejagt.“

„Jeannet,“ — fiel der Mann ein — „hätte ich's gerathen? Wäre über Nacht Euch mein Schutzpatron im Traume erschienen, und hätte gescholten mit Euch über Eure Härte gegen einen Mann, der es redlich meint, der ohne Euch ein elend Leben lebt, und Ihr gefoltert von Neue hättet eingesehen, welch' ein Herz Ihr verschmähet und kämet daher, um — —“

„Nein, nein, Euer Schutzpatron hat sich nicht incommodirt,“ — rief die Kleine — „und ganz andere Dinge haben den Schlaf von meinem Bett vertrieben. Die Soldaten, welche schon drei Tage unsern Junker bewachten, weil ihn böse Leute sollen verläumdnet haben bei dem Könige, zechten gestern bis spät in die Nacht und wir mußten aufbleiben, sie zu bedienen, denn sie sind gar grobes und hochmüthiges Volk, und meinen, wir Bürgerleute wären Staub an ihren dicken Sohlen. Und da — o es ist gräßlich auszusprechen! — da jubelten sie laut, daß morgen ihr Dienst zu Ende ginge, weil der deutsche Betrüger, der mit der Prinzess hätte davon laufen wollen, im Burgzwinger den wilden Thieren zum Frühstück vorgeworfen würde, und die Bocksbärte freueten sich obendrein auf das Zuschauen solches herrlichen Spektakels.“

„Ja, ja, sie logen nicht,“ — antwortete Jonzac kalt und fast tödtlich — „Du siehst, Püppchen, ich decke hier schon den Tisch, und wenn Dein Junker, Du nennst ihn ja so, kein heiliger Daniel ist, so wird er mir in dem warmen Magen meines Leviathans wiederum aus diesem Saale herauspazieren.“

Das Mädchen stand: inen Augenblick wie erstarrt,

dann rief sie laut: „Ist es denn möglich? Kann man mit so einem lieben, jungen, vornehmen Herrn umgehen wie mit einem Hunde oder Hammel? Und auch Ihr wollet solcher Gräueltthat theilhaftig werden? Nein, das hätte ich nimmer gedacht von Euch.“

Der Wächter schoß einen finstern Blick auf sie, dann trat er an die Steinwand des Rondels und schob eine hölzerne Klappe zurück, hinter welcher ein verbes Gitter von Eisenstangen sichtbar wurde. Und kaum war das Licht in den Käfig gefallen, so schoß ein ungeheures, gelbes Ungerthüm, ein köstlicher Königslöwe gegen das Gatter, stieß die Schnauze hindurch, zeigte die weißen Fangzähne und die rauhe, blutrothe Zunge, erhob jetzt ein furchtbar Gebrüll, das die Ohren betäubte und die Herzen erbeben machte, sträubte die Mähnen, schlug mit dem kräftigen Schwweif, that einige gewaltige Sätze in seinem engen Gewölbe, und fuhr auf's Neue brüllend gegen das Gitter, mit seinen scharfen Klauen hindurch fahrend, als suche er begierig den Raub.

Schreiend war Jeannet in die Knie gesunken und hielt das Gesicht mit den weißen Händen bedeckt. „Armer Leviathan,“ — sprach Jonzac, indem er die hölzerne Klappe wiederum vorschob — „Hunger thut weh; aber Du mußt Dich noch einige Stunden gedulden; dafür bekommst Du alsdann aber einen Leckerbissen, wie Du noch nie geschmeckt, einen gräßlichen Braten und süßes Prinzenblut; ich möchte Dein Tischgenosß seyn, um zu erfahren, ob solche Kost von anderer Natur ist als wir gemeinen Menschenkinder, haben doch die hohen Herrschaften beständig ihr edel Blut auf der Zunge und in ihren Scripturen, und verläugnen dadurch kegerisch den Adam der Schrift.“

„Hungern läßt Du das Thier, damit es noch gieriger zuschnappt?“ — fragte das Mädchen mit Entsetzen, mühsam die Worte herauspressend.

„Wie natürlich!“ — antwortete kalt der Löwenwächter — „denn erkens ist es so der Befehl, und zweitens ist es menschlicher. Hätte die Bestie den Wanst voll, könnte es ihr einfallen, sich mit dem Junker einen Spaß zu machen, und mit ihm zu tätscheln, wie die Kage mit der Maus. So thut's ein Satz, ein Schnapp, und der arme Teufel ist hin.“

„Mensch, Mensch, und Du hast gefreit um mich?“ — rief Jeannet — „und ich hätte neben Dir wohnen sollen, Du, härter und unbarmherziger als selbst das hungernde Raubthier! Und doch kann ich's nicht zugeben, daß Du gar ein Theilnehmer wirst an der Mordgeschichte. Nein, Du bist ja sonst ein ganz guter, ehrlicher Kerl, wie der Vater mir vorgepredigt und die Trinkgäste oft gesagt. Nein, Du sollst ein gutes Werk thun, sollst an des Löwen Stelle einen Hund oder sonst ein Thier unterschleiben. Wenn Dir an meiner Freundschaft gelegen, so sollst Du es thun. O Jonzac, lieber Jonzac, kennstest Du den deutschen Junker wie ich, Du würdest Dich lieber selber in den Löwenkäfig stürzen, als die wilde Creatur auf ihn hegen.“

Jonzac sah sie durchdringend an, und je mehr ihre kleinen Hände seinen Arm in tiefster Angst quetschten, je mehr ihre schwarzen Augen durch Thränenperlen sich trübten, desto düsterer wurden seine Blicke. Verzerrt lachend sprach er: „Ich hätte Deines Vaters Tochter klüger gehalten, Du närrisches Ding, Du! Mein Posten ernährt seinen Mann, und meiner Mutter Sohn ist klug, thut seine Schuldigkeit und macht sich nicht lächerlich obend'rein durch solch' gar zu seltsamen Faskingsstreich. Und was kimmert mich obend'rein Dein Junker. Sollte ich sorgen für sein Heil, während er mir das Mädchen noch abspenstiger macht, die zu meinem Unglück in meinem Kopf und Herzen sich eingesponnen wie der Seidenwurm? Wär's noch ein Landsmann, ein offener, frohherziger Frankreicher, dem das Herz auf der Zunge und der innerste Gedanke im Auge sitzt. Aber so ist es nur ein Deutscher, wortfarg und verschlossen wie ein Grab, im Gesicht keinen Zug, der verriethe, was er drinnen will, kalt und steif und ungeberdig, so lange er nüchtern, hat er sich aber vollgezecht, ein dummer Grobian, der keine Raïson annimmt, und zuschlägt auf Feind und Freund. — Ein Henckler ist dieser obend'rein,

und wie er das unschuldige Königskind durch seine verstellte Frömmigkeit betrogen, so mag er auch Dich wohl verlockt haben, und wüßte ich's, beim heiligen Saint Denys, ich ließe wie durch Zufall alle meine Käfige offen, daß Leu und Bär und Wolf und Pardel sich um den Ischariot rissen wie Gassenbuben um ein gesundes Semmelbrod.“

Das Mädchen hob sich aus ihrer bittenden Stellung, und Zerkürschung und Schwäche schienen plötzlich von ihr gewichen. „Es ist schändlich“ — sagte sie mit Heftigkeit — „daß Ein Mann in Paris so etwas zu argwohnen wagt von der Tochter des Lilienwirths, und Ihr verdientet, daß ich meinen Brüdern von Eurer Schmähung sagte, die der Schwester Ehre rächen würden, wie sich's geziemt. Aber Ihr sollt erfahren, daß ich besser bin, als Ihr meinet, und daß ich nicht an mich denke, wenn es Christenpflicht gilt. Sehet, meinen Finger lege ich auf dieses Herz, das Ihr geschmähet, und schwöre bei der heiligen Jungfrau, daß des deutschen Ritters Hand nie meinen Arm oder Nacken berührt, wie es die unverzämbten Pariser Hofherren wohl zu wagen pflegen. Sein Morgen- und Abendgruß klang mir wie die Stimme eines himmlischen Schutzgeistes, welche Segen verflüdet, und wenn sein Blick in mein Auge fiel, mußte ich es niederschlagen, denn es war mir, als sähe er tief in meine Seele hinein, und erkenne meine kleinste Sünde, meinen verborgensten Wunsch dort inwendig. Und wenn mehr zwischen dem frommen Herrn und mir je geschehen, so sollen alle Heiligen und selbst die Mutter des Herrn sich von mir wenden, wenn ich ihrer bedarf.“

Jonzac trat erschüttert zu ihr und umfing ihren Leib mit dem kühnen Arm, denn schöner hatte er das Mädchen noch nie gesehen. „Jeannet,“ — sagte er verzückt zugleich — „nimm nicht so hoch, was der Unmuth gebar.“ — Mit Ernst schob sie seinen Arm zurück.

„Willst Du gut machen,“ — sprach sie herrisch — „so thue, was Dir möglich. Füttere Deinen Löwen, daß ihm alle Speise widert. Stopfe ihn voll bis zum Bersten; meines Vaters Fleischkammer soll's Dir bezahlen. — Hörst Du, Jonzac, voll gib ihm! Das Uebrige müssen wir dann dem Himmel überlassen. Und sieh' Jonzac, wenn der Junker gesund aus diesem Zwinger hervorgeht, dann will ich — ja, Jonzac, dann will ich — Dein Weib seyn, sobald ein Jahr verlaufen, und die Schreckensmähr vergessen worden.“

Wie eine gebeugte Hindin lief sie davon, indem sie das Antlitz züchtig mit dem Tuche verhüllt hatte, und der Löwenwächter stand verdutzt in seinem Zwinger, denn es dächte ihm, eine Stimme aus den Wolken habe gesprochen, und doch ging er mit hängendem Kopfe und traurigem Angesicht zu seinen Jöglingen, denn es war ihm gar seltsam um's Herz, und wer je geliebt, der weiß es schon; der Bändiger und Hüter des Leviathan und der Bärenmutter kam sich selbst in diesem Augenblick vor wie ein Kind, das die Ruthe empfunden.

(Fortsetzung folgt.)

H o h e s A l t e r .

Katharina Fitzgerald wurde unter der Regierung Eduards IV. von England an den Grafen von Desmond verheirathet, und tanzte noch mit dem Herzog von Gloucester, nachmals Richard III. Sie wurde 144 Jahr alt. Ihre Schönheit und Lebhaftigkeit des Geistes wurden allgemein bewundert, und in der Lebensperiode, wo alle Frauen für unfähig gehalten werden, zur gesellschaftlichen Unterhaltung beitragen zu können, als sie schon das hundertste Jahr zurückgelegt hatte, tanzte sie noch und nahm Theil an den heitersten Gesellschaften. Sie wohnte zu Inchiquin und bezog ihr Witthum von mehreren nach einander folgenden Grafen von Desmond, bis sie, da deren Vermögen immer geringer wurde, in große Dürftigkeit gerieth. Doch der Alterschwäche wegen achtend, machte sie noch in ihrem 104. Jahre eine Uebersahrt über den Kanal von Bristol, reiste nach London und brachte ihre Beschwerden unmittelbar vor den König Jakob I. Sie fand ein günstiges Gehör und erreichte ihren Zweck.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 3. August 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 31.

Heiliger Liebe Triumph.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Schluß.)

Kein weltlicher Gerichtshof, nein, ein Gottesgericht sollte gehalten werden in dem Königsschlosse, unmittelbar sollte der große Weltenschöpfer selbst seine Hand zeigen, herausgreifend aus seinem ewigen Dunkel und durch ein Wunder sprechend für Unschuld oder Schuld des Beklagten. Und dazu waren die Beklagten keine gemeinen Leute, sondern dem höchsten Stande zugehörig. Durch Beides glaubten sich die Einwohner der Stadt Paris berechtigt, als Zeugen aufzutreten in dieser Tragödie, und des Königs sämtliche Leibwachen waren zu schwach, dem Zudrange der stürmischen Bürgerschaft Einhalt zu thun. Ein wahres Menschenmeer hatte den Platz überschwemmt, als die bestimmte Stunde nahe war, und diese Menschenfluth bedeckte nicht allein die Fläche des Bodens, nein, sie stieg hinauf von Ast zu Ast bis zu den Spitzen der Bäume, sie schwoh hinauf an den Wänden und Pillaren der Gebäude bis zum höchsten Giebel und Giebs, ja bis zu der steilsten Zinne des Thurmes hinauf. Wo irgend ein Fenster, ein Luftloch war, da sah man menschliche Gesichter; wo ein Vorsprung, ein Zierrath des Baumeisters, sah man eine Menschengestalt in der seltsamsten Stellung und dem gefährlichsten Anflommen, und der Rand des grauenvollen Zwingers wurde solchergestalt umdrängt, daß das mächtige eiserne Gitter schwankte unter der Anstammung der Vordersten und die einzeln aufgestellten Hellebardierer Mühe hatten, sich vor dem Heruntersturz zu wahren.

Auf dem hohen Balkon saß vorn der König, mißmuthig herabschauend in das wüste Gedräng und betäubende Gelärm, finstere Blicke von Zeit zu Zeit auf die Stelle sendend, wo die drei Ankläger nahe unter ihm prunkten mit triumphirenden Gesichtern; aber die Blicke waren kalte Blitze, die königliche Macht war gebeugt unter dem grausen Gesetz einer barbarischen Vorzeit, und die Scham über seine Ohnmacht erkannte sich leicht auf Ludwigs Angesicht, doch mischte sich manchemal ein ungewohnter Zug von Nachlust hinzu, wenn der König zurück sah, wo seitwärts und mehr zurück die Königin saß, ihr schwarzgekleidet Kind im Arm, und da die grausame Sitte die Tochter zwang, eine Zuschauerin dieser Blutscene zu seyn, das Kind in mütterlicher, kühner Sorge mit dem dichten Schleier verhüllend, bergend wie die Mutterhenne das Küchlein an ihrem Busen, und so die Kläger betrügend um einen Theil der Marter.

Horch, da tönte von dem Thurme zu Notre Dame die neunte Stunde, und mit jedem Schlage schmolz das Gelärm in der Volksmasse, und mit dem letzten erstarr das leiseste Geräusch, und man hörte nur das leise Schnaufen der Tausende und aber Tausende, welches einem taktmäßig gegen die Ufer wallenden Meeresfluthen nicht unähnlich klang. Ein langer dumpfer Posaumentos verkündete den Anfang des

Gottesgerichts, und die in Neugierde angespannten Augen sahen unter dem Balkon die Pagen und Waffenknechte des deutschen Grafen erscheinen und sich mit seinem Schilde und Panzer den fürstlichen Anklägern gegenüber stellen. Doch zum Erstaunen des Volkes waren diese deutschen Wappner nicht in die Farbe der Trauer gekleidet, wie es bei derlei Trauerscenen gewöhnlich war, sondern vom alten Gebhard an bis zum kleinsten Stallhuben glänzte des Spanheimers Geleit in Scharlach und Gold, schmuck und reich, als kämen sie zur Brautwerbung, und manche der Göldlinge der fränkischen Fürsten murrten laut darob, und sprachen von Troz und spötelnder Verhöhnung des unsichtbaren Weltenrichters.

Aber ein zweiter, langgezogener Posaumenton schuf neue Stille und des Königs Herold trat unter den Balkon, rief nochmals aus Anklage und Urtheilsspruch, und setzte hinzu mit langsamer Sprache und zum Himmel erhobenem Stabe: „So walte denn diese Ordalie, und sey heilig und unwiderruflich wie Feuerprobe, Kreuzgericht und Bahrrecht. Schimpf und ehrlos Begräbniß dem Beklagten, wenn er erliegt; aber ebenfalls Schimpf und Henkerstod dem Ankläger, wenn der Beklagte unverletzt hervorgeht aus dem Kampfe. Und Strafe an Leib und Gut, wer zu stören wagt, was hier geschehen wird im Namen der heiligen Dreieinigheit!“

Der Minister Segür heftete einen ernsten, scharfen Blick auf die Kläger, aber Herzog Eudo sah stolz und verächtlich auf den Herold und lächelte alsdann zu seinen beiden Freunden hinüber. Des Ministers wie des Herzogs Gedankenspiel ward jedoch von einem Tumulte unterbrochen, der aus dem Innern des Schlosses sich zu nähern schien. Eine Frauensperson drängte sich durch Lakaien und Trabanten unwiderstehlich, denn ihr Jammergeschrei stieß jede Befehdung von ihr zurück; sie hielt einen Säugling im Arm, an der Hand riß sie ein größeres Kind mit sich fort, bis sie vor den Sitzen der Ankläger und unter den Balkon des Königs gekommen, wo sie erschöpft in die Kniee sank.

„Haltet ein!“ — rief sie mit einer grollen, weithin hörbaren Stimme. — „Höre mich, König, ehe es zu spät ist und Ihr das Verderben herabgelockt über Euer Haupt und über diese Stadt. Erschienen ist mir die heilige Genoveva, und die Schäferin hat mich finster angeblickt, und mein Haupthaar gefaßt und mich hieher geschleift, und also spricht sie zu Euch: Wehe Dir, Ludwig, und wehe Euch, Ihr Gewaltigen dieses Landes, wenn Ihr schlachtet diesen Reinen und Himmlischen, der da ist ein Engel, wandelnd auf Erden in Menschengestalt, zu helfen den Unglücklichen und zu erretten den Versinkenden. Habt Ihr vergessen, wie er durch die Brunst des Feuers ging, das unsere Häuser verzehrte? Habt Ihr vergessen, wie er unverseht in die Flammen stieg, und die Mutter errettete aus dem Schlunde der heißen Hölle und die Kinder in's Leben trug? Hier steht die Mutter, hier die Kinder! Und hier sehet die Gabe, die sein Mitleid uns schenkte! Die Kette ward verkauft, die Kleinen zu speisen, das goldene Königsbild

aber soll Zeugniß ablegen von seiner Großmuth und Engelmilde, denn den höchsten Preis, den er mit Blut gewonnen, gab er der Armuth. Darum lass'et ihn frei und tastet seinen heiligen Leib nicht an, daß Ihr nicht wiederum sündigt an einem Lieblinge Gottes, wie das Volk gethan zu Jerusalem, wie der Bluthund Herodes gethan an Johannes, und daß nicht die Erdbeben von Golgatha und die Pest Judäa's das Volk verderben."

Ein verderbliches Gemurmel wuchs auf aus einem Haufen des Volkes, als das Weib solch' Zeter geschrieen, Herzog Eudo aber sprang wild auf und schrie: „Was will die Wahnsinnige? Ist ihr Held ein Engel oder Heiliger, so wird er sich selbst zu retten wissen ohne solch' lumpigen Beistand. Herold, thut Eure Pflicht; straft den, der die Ordalie zu stören wagt.“ — Und selbst legte der Herzog Hand an das Weib, und schleuderte sie dem Herold entgegen, der gehorsam sie festhielt und das letzte Zeichen gab, nach welchem ein dritter Posannenstoß die Lüste und die Herzen erschütterte.

Aufgerissen wurden jetzt die Flügel des Eifenthores unten im Zwinger, und zwei Männergestalten traten heraus auf den Sand. In dem Vordern erkannte man den Grafen Heinrich, und ein lautes Ah! des Erstaunens und der Ueberraschung empfing den Eintretenden. Irig doch auch seine Erscheinung wahrlich etwas Ueberirdisches an sich. Nicht ein Bußgewand oder der schlichte Rock des Uebelthäters deckte des Jünglings schönen Leib, nein, ein enges köstliches Festkleid, wie frisch gefallener Schnee, umgab die edlen Formen, die Glieder leuchtend in Fülle, Ebenmaaß und Jugendkraft, nur die Goldkette mit dem geweihten Kleinod, von Konstantiens Hand in jener schweren Schicksalsstunde ihm gereicht, schmückte die Brust, und von dem reichen, hellbraunen Lockenhaar umwaltet, blickte das große Auge ernst, aber milde, wie bemitleidend, in die Höhe einen Augenblick hinauf zu dem harrenden Menschenknäuel und wandte sich dann zu seinem Begleiter zurück.

Dieser erschien abstechend von dem Spanheimer wie Tag und Nacht. Wenn er auch noch jung war, so bog sich doch sein Nacken bereits, sein Gesicht trug ein düstres, bräunliches Kolorit, und sein Gewand war priesterlich; die Nächsten erkannten in ihm mit Verwunderung den Markgrafen Konrad von Oestreich. Graf Heinrich umfing ihn jetzt inniglich und herzte ihn.

„Dank für Dein freundlich Geleit, Du Getreuer!“ — sprach er dazu mit Wehmuth. — „Sorge für meine braven Leute, sende Bottschaft von mir in das Kärntherland zu dem Dhm Bernard und der Muhme Kunigunde, und nun scheid, und laß' mich treten vor Gottes Auge und mich werfen in seine Hand.“

„Scheiden?“ — fragte der Markgraf, und seine Gestalt dehnte sich und ward länger und ritterlicher. — „Meinst Du, Better, ich sey nur herabgestiegen, den herben Abschied zu verlängern, und wenn der Tod kommt, zurück zu flüchten hinter die sichere Eisenwand? Nein, dazu hat mir der Bischof auf mein Ansuchen in letzter Nacht nicht gegeben die kleinen und großen Weihen und mich eingegnet zum geistlichen Amte.“ — Er küßte das Barret und zeigte die Tonsur. — „Ich bin Presbyter, und stehe an meinem Plage fest, und sollte Dir etwas Schreckliches begegnen, so sollst Du nicht sterben, ohne daß ein Diener der Kirche neben Dir bete.“

„Mann!“ — rief schauernd der Graf — „Du sprichst sinnverwirrt. Bedenkst Du nicht, daß es hier keinen Kampf gilt mit einem vernünftigen Feinde, daß Du derselben Gefahr Dich muthwillig hinwirfst, die mich bedrängt. Müßte ich nicht um Sie, um der Ehre willen, würde ich in dieser grausen Höhle nicht einen Augenblick weilen, und was Du beginnst, heißt Gott versuchen.“

„Daniel saß unter den Löwen in ihrer Grube, und sie schonten seyn, und die drei Männer gingen durch den Feuerofen und blieben unversehrt;“ — antwortete der Prinz von Oestreich mit feierlichem Tone; aber mit Festigkeit setzte er hinzu: „Sollen diese mit Sitte und Erziehung prunkenden Barbaren sehen, wie ein Deutscher einsam verlassen sich in den Tod wirft, und kein Freund und Landsmann ihm zur Seite blieb, treu und uner-

schrocken sein letztes Wort auffassend als ein Heiligthum? Ritter und Priester sind Dir zur Seite, und Keiner wird weichen, bis der Schluß des Himmels klar geworden.“

Bittend, beschwörend hob Heinrich die Hände, aber schon hatte der Markgraf die ehernen Pforten zugeschlagen, und ein neues Ereigniß fesselte des Grafen Aufmerksamkeit. Laut riesen viele Stimmen am Geländer oben seinen Namen, und mehrere lange Knotenstricke flogen zu ihm herab. „Herauf, edler Herr!“ — rief man. — „Fasset das Seil und kommet zu uns! Wir sind die Bürger aus der Hahnengasse, und lassen unsern Retter nicht eines solchen Mißethäterstodes sterben. Herauf, edler Herr; unsere Leiber sind Eure Mauern, und uns Alle soll man schlachten, ehe ein Glied von Euch zwischen die Zähne ihrer Bestien gerathen darf.“

Graf Heinrich stand betroffen und gerührt; die Trabanten oben rotteteten sich und drangen auf die Empörer ein, und schon begann der kleine Krieg um ihn, da wirbelten dumpf und schauerlich die Trommeln, Alles stutzte, und jetzt kreischten drei hohe Trompetenstöße, und zahllose Stimmen verschmolzen zu Einem einzigen Schrei, dem sogleich eine furchtbare Stille folgte, wie wenn der gelende Todeslaut einer Schiffsmannschaft das plötzliche Sinken des geborstenen Fahrzeuges begleitet, und nun die Wellen sich schließen über dem Wasserschlunde, und die See sich ebnet und kein Zeichen des verloschenen Daseyns auf der nassen Wüste nachbleibt.

Der Markgraf war dicht an der Mauer des Zwingers in die Kniee gesunken, und betete laut; der Spanheimer stand vor ihm, drückte die heilige Reliquie, die an seinem Halse hing, an den Mund, und hielt die Augen fest auf den Ort gerichtet, wo mit den Trompetenstößen zugleich sich, von unsichtbaren Händen bewegt, ein Theil der Zwingerwand zur Seite geschoben. Jetzt rasselte auch das Eisengatter in die Höhe, und Heinrich befahl seine Seele dem Himmel, denn heraus fuhr ein ungeheures Thier mit hochgesträubten gelben Mähnen und schlagendem Schweife; es war Leviathan, der afrikanische Löwe.

Mit Einem wüthigen Sprunge war der Löwe aus seinem Kerker bis mitten auf den Sandplatz gerathen, hier aber stand er stutzig und wie gefesselt; die ungewohnte Helle — die Sonne trat so eben um den dunkeln Schloßthurm auf die Ausrfläche und übergoldete den ganzen Zwinger — blendete des Thieres Augen, und das Gesumm und Geschwirr, welches durch die Menschenmasse gespenstisch zog, fuhr erschüchternd in seine Ohren. Aber welches Herz hätte nicht fieberisch gezuckt, welche Brust nicht den Athem zurückgequetscht! War es doch die ungeheure Naturkraft, die ungesättigte Blutgier, der allgemeine Schrecken der afrikanischen Wälder und Wüsten, der vernichtende Feind alles Lebendigen, frei jetzt und fessellos und muthwillig frevelnd ein Mensch ihm hingeworfen! — Und jetzt faßten die rothgelben Augäpfel das blendende Bild seines Gegners auf; der Rachen öffnete sich geifernd, die Mähne schwall, und ein kurzes abgestoßenes Gebrüll schien die Freude nach Beute kund zu thun; zur Seite wendete das Raubthier jedoch zuvor den mächtigen Leib, und in kurzen Sätzen, den furchtbaren Kopf hoch haltend, beschrieb es einen Halbzirkel an den Steinwänden hin, warf sich dann wieder in den Mittelraum, und legte sich hier gestreckt und kauend nieder, zum Sprung sich anschickend, in den rollenden Feueraugen und dem schlagenden Schweife die todbringende Absicht andeutend. Der entsetzliche Augenblick war da, Heinrich preßte noch einen Kuß auf die heiligen Kreuzesplitter seines Kleinodes, dann tritt er langsam dem niedergekauerten Thiere entgegen, das Menschenauge fest gerichtet auf das Auge des gefährlichen Feindes. Und wunderbar, so wie er vorschreitet, schiebt sich langsam der Löwe zurück, Fuß für Fuß, immer die gefahrdrohende Stellung behaltend, sahen die Augenlieder bewegend und kneifend, und seltsam knurrend wie ein zürnender Jaghund.

Da erglühten Heinrichs bleiche Wangen plötzlich, seine Blicke leuchteten, und mit Hast dicht gegen den Löwen tretend, die Hände feindselig ausstreckend ruft er:

„Nieder mit Dir, du seelenloses Geschöpf, und gib Zeugniß für die Unschuld im Namen des Gekreuzigten!“ — Und hochauf fährt der Löwe, stößt einen dumpfen gräßlichen Angstlaut aus, und erhebt sich wie in verzweifeln-der Vertbeidigung auf seine Hinterpfoten. Da erfaßt der Graf kühn und riesenstark, nicht achtend die blendenden, weißen Hautzähne, die Vorderzähne des Thieres, und wirft es mächtig rücküber in den Sand, und als der Löwe erschreckt und wie verstört sich umwälzt im Staube, greift er in die goldenen Mähnen, schleift die ungeheure Bestie bis zu dem offenen Käfig, stößt den gedemüthigten Feind hinein und reißt mit starker Faust das Fallgatter herunter, das sogleich den Feind einschließt.

Eine Minute lang hatte dieser wundersame Zweikampf gedauert, eine zweite noch herrschte die Erstarrung, welche Angst, Bestürzung, Erstaunen über das Volk geworfen; dann aber brausete eine wilde Freude los mit einem wilden Gelärm, das die Erde aus ihren Fugen zu reißen, den krystalleuen Dom der Himmel zu zersprengen drohete. — Hier sprangen an ihren Seilen die Bürger der Hahnengasse in den Zwinger hinab, und umringten den erschöpft und wie ohnmächtig in des Markgrafen Armen liegenden Spanheimer, nannten ihn einen Heiligen, einen Märtyrer, küßten seine Hände und Kleider, und hoben ihn auf ihre Schultern, ihn zu tragen zu des Königs Throne. Dort oben auf dem Balkon stand be- bend in Wonne der alte Herrscher, Thränen im grauen Bart, und rief den Namen Heinrich mit Vaterkönen, und an seiner Schulter lehnte durch aufgelöste Angst gebrochen Adelaide die Königin, und zu den Füßen Beider kniete das schöne Königskind, in wortloser Seligkeit die gefal- teten Hände aufhebend gegen die Eltern, deren heiße Thränen herabthaueten auf die reichen Locken des von der Schande befreiten Kindes. Und unter dem Balkon stürmte das Volk wie ein tausendarmiger Tod die Sitze der Ankläger, tausend Fäuste griffen nach den betäubten Gewalthabern, tausend tödliche Waffen flirrten über den fürstlichen Häuptern, und in den Staub gerissen, mit zer- setzten Kleidern, in schwacher unnützer Wehr blutend, al- ler ihrer Hobeit baar, sahen der stolze Herzog von Cler- mont und die Grafen Valois und Maurienne schauernd dicht und dichter einen gräßlicher Tod über sich, als ihr Reid dem Feinde bereitet; aber der kluge Segür, die Freude kaum verbergend über die Erniedrigung der Haupt- gegner seiner königlichen Staatspläne, warf die mächtige Leibwache zwischen das Getümmel, und riß, Namens der Majestät, die dem Henkertode Geweihten aus den vor- eilig richtenden Klauen des wüthigen Volkes.

War nicht dieses * dieselbe Halle, wo vor wenigen Tagen das Fest des Herrschers gefeiert, wo der deutsche Graf an Konstantias Seite ein Vorgefühl des Himmels genossen, wo ihr Blick ihm ihre Seele ausgesprochen, und alle Räthsel der großen Lebensmysterie seinen klaren Geist mit Traum und Sehnsuchtsdrusch zu verwirren ge- droht? — Eine Feier wehete auch jetzt diesen Saal, aber wie gar anders war sie gestaltet, wach ein gar an- derer Geist wehete durch sie und weilte gebietend über ihr! — Der König stand auf den Stufen seines Thro- nes, Zorn und Liebe, Segnung und Vernichtung stritten in den Zügen seines ehrwürdigen Antlitzes; auf einem Sessel dicht neben dem höchsten Herrn saß die Königin, durch unendliche Freude schwach, und an sie geschmiegt schauete Konstantia, reinsten Schönheit Ideal, verklärt durch den Triumph der Unschuld und das Hochgefühl heiliger Liebe, mit Blicken voll Seligkeit auf den Ge- liebten, der herbeigetragen von Bürgern und Rittern, und begleitet von jauchzenden Frauen und Kindern, bleich wie eine Lilia, mit ermatteten Augen und schwan- kend wie die Silberpappel im Winde, vor dem Könige stand. Nieder von dem Purpurteppich stieg der König und umfing den Grafen wie ein Vater den Sohn, aber zuerst wandte sich sein Wort zu den Anklägern, die in ihrem schimpflichen Zustande jetzt von anderer Seite her- zugeführt wurden.

„Aus meinen Augen mit diesen Unholden“ — rief der empörte Vater — „hinaus mit Allen, die den Dold

führten gegen das Herz ihres Königs, indem sie die un- befleckte Ehre unseres Kindes zu schmähen gewagt. Es bedarf keines Gerichtes über sie, denn sie sind gerichtet durch ihren eigenen Spruch. Segür, ich überlasse sie Dir; Du wirst sie nicht schonen, die Hyder Vasallentrog und der Drache Barbarei sind Dir gleich gebässig. Mag sie der Zahn der wilden Bestien im Zwinger zer- reißen, mag sie des Henkers Beil auf den Block werfen; nur ohne Aufschub vertilge sie, daß wir löschen, was wir diesem Gaste schulden.“

Graf Heinrich wollte Einspruch thun, aber schon lag Konstantia zu den Füßen des Vaters. „Kein Blut um mich!“ — flehete sie. — „Kein Blut! Ist Dein Kind Dir nicht neugeboren, Vater, und Du wolltest seine reine Wiege beschmutzen?“

Der König schauete unentschlossen auf den Minister, doch dieser lächelte mit seinen scharfen Zügen, und hielt das Auge fest gerichtet auf den todesbleichen, in thieri- scher Wuth die Lippen blutig beißenden Herzog Eudo. „Kein Blut“ — sagte Segür — „Blut ist Cadmus Saat, und straft den Sämann. Aber die Ehre sey ge- nommen den Verbrechern, verlieren sollen sie Würde und Land, ihr Schild werde gebrochen, ihr Lehn sey herren- los und sie selbst flüchtig außerhalb der Gränzen Frank- reichs ewiglich. Und damit nicht kehren könne solcher Frevel, vertilge des Königs Spruch zugleich jene Fuß- tapfen alter Barbarei und heidnischer Gebräuche, hebe auf das Gericht der Vasallen, welches ein Wurm ist im herrlichen Apfel des Königthums; wo die göttliche Sal- bung ist, da ist die Weibe. Ein Gott, Ein König und Ein Gesetz, so sey es in Frankreich, und gleiche Strafe, wie sie diesem hier geworden, auf eines Jeden Haupt, der das erste Recht der Krone wiederum antastet.“

Die Verurtheilten kirschten, und unter den Herren der Ritterschaft sah man so viel bleiche wie unmuthige Gesichter, doch schwiegen Alle. Heiterer wandte sich jetzt der König Ludwig zu Tochter und Freund. „Strafen ist Dorn, Löhnen ist Rose der Königskrone!“ — rief er, und faste Heinrichs Rechte. — „So nimm sie denn hin, die Dir der Himmel selbst geschenkt. Nimm sie, mein Eidam, denn nur Du bist ihrer würdig.“

Ueberraschend zeigte sich die Wirkung dieses könig- lichen Gnadenwortes. Jene Jugendgluth, die früherhin des Grafen edles Angesicht so lieblich gemacht, strömte plötzlich wieder aus den feinen Wangen, dem runden Kinn und der hochgewölbten Stirn; sein Mund schwoll in einem geheimen Lächeln, seine Augen flammten in Licht- tern der Seligkeit hinauf auf das himmlisch-holde Wesen, dessen zarte Gesichtszüge deutlich und unverhehlt das gewonnene Glück aussprachen und den Willen, es hin- über zu tragen auf den Erwählten, und ihm den schö- sten Theil davon zu spenden. Da sank er auf Einmal zum Erschrecken Aller, einem Todten gleich, zwischen den Armen des Königs zu Boden.

Konstantia fuhr im Schreck erstarrt zurück, jede Hand griff zu, zu retten, zu helfen; aber der Kampf zwischen Geist und Sinn, der wie ein Keulenschlag den Jüngling niedergeworfen, dauerte nur die Zeit zweier Athemzüge, und aufgerichtet von den Helfern stand er wieder da mit offenen Augen und freiem Athem, aber jene irdische Ent- zückung, jene irdische Schönheit war schon von seiner Ge- stalt hinweggenommen. Die weiße Haut seines Gesichtes hatte eine überirdische Durchsichtigkeit bekommen, die Augen waren hell, aber gleich fernem milden Sternglanze kam diese Helle wie aus tiefem Raum, die Stimme tönte klar, aber wie aus weitem Thale herauf, und die ihm nahe standen, wichen erschüttert einige Schritte von ihm, denn er glich einer schönen Leiche, die ein Wunderthäter erweckt.

„Prüfungen sendet der Himmel denen, die sich ihm zu weihen entschlossen“ — sagte er. Andacht, Schmerz der Entsagung und Entschluß klang hindurch. — „Schwer war die Prüfung, denn die Erde warf das Spiegelbild des Himmels in des Menschenauge, und sein Wanken, sein Fall ward darum verzeihlich; die ewige Gnade ließ ihn deshalb nicht verderben, war auch die Buße fast zer- störend. — Doch welcher so dem Tode verfallen stand, darf nicht rühren eine irdische Hand; wen so die Mut-

ter des Herrn gehet am Herzen ihrer Barmherzigkeit, der darf nicht ringen im irdischen Leben nach irdischer Liebe. Den Frevel an der reinsten Unschuld habe ich vernichten dürfen, Konstantien habe ich wiederum winden dürfen die Glorie um das schöne Haupt; das sey die einzige irdische Erinnerung, welche ich lohnend mitnehme von hier. — So lebt denn wohl, Alle, Alle, und lasset mich, soll ich lebend scheiden!

Der König, die Mutter und der Hof schwiegen bestürzt und tief ergriffen von des Jünglings Rede; nur Konstantie streckte den weißen Arm aus nach ihm; während bog er sich nach ihr hinüber, seine kalte Hand berührte kaum ihre Fingerspitzen, aber eine brennende Thräne fiel von seinem Auge auf ihre Hand, und als das schöne Königskind sie zurückgezogen, weil der Tropfen brannte und stach, da war der deutsche Graf schon durch die Nächsten geschritten, schon verschwunden hinter der Flügelpforte — und ohne Rückkehr.

* * *

Eine weiche Frühluft streicht durch die Straße, der Himmel ist mit leichtem Gewölk besogen, und läßt einen freundlichen Reisetag ohne Schwüle und ohne Sturm und Schlacker vermuthen. Wer unterbricht die friedlichen Anstalten? Wer stürmt durch den schon geordneten Zug mehrerer Sänften und wohlbepackter Saumrosse, die vor dem Gasthose zur Lilie Platz genommen? — Ein langer dürrer Mann ist da, weit ausholend mit den magern Gliedern, die Lüste zersäbelnd, und aus den kleinen, gekniffenen Augen Dolche schießend. Er tritt in den Gasthof, und bestiehlt den mitgebrachten Stadtwächtern, die Thüren zu besetzen und Niemand aus noch einzulassen. Der Wirth tritt ihm verwundert entgegen; die kleine Jeannet, etwas verstört und bleichwangig, fragt, was der Einfall bedeute, und der schwarzbärtige Jonzac, den der Eindringliche in gar wichtigem Gespräch gestört, faßt ihn gewaltig an der Schulter, und rath ihm im derben, verständlichen Tone, mit Besonnenheit zu walten im fremden Eigenthume.

„Fulbert bin ich, Kanonikus von Paris;“ — ruft der dürre Mann mit Stolz und Zorn; — „wer wagt mich zu hindern, wo ich mein Recht suche, und wo die höchste Obrigkeit der Stadt mir Erlaub gab und ihre Diener zu meinem Befehl gestellt? Ohne Säumnis redet; wo ist der saubere Fremde, der sich nennt einen Grafen von Sonnenberg und zu Ortenburg?“

Verwundert und ohne Antwort zeigte ihm der Wirth den Weg zu dem Gemach des Grafen Heinrich, und der Kanonikus stürmte ohne Anmeldung hinein. Graf Heinrich saß in Reiskleidern, gedankenvoll und säumend; er harrte der Ankunft der beiden Markgrafen von Oesterreich, die ihn auf seiner Reise zu begleiten versprochen, und stutzend trat er dem seltsam sich eindringenden Gaste entgegen.

„So hat mein gutes Glück mich noch zu rechter Zeit eintreffen lassen“ — rief laut schnaufend der erhitzte Kanonikus; — „verberget sie nur nicht, mein Herr, gebt sie heraus, denn List und Trug wären umsonst.“

„Was suchet Ihr?“ — fragte Heinrich ruhig.

„Weg mit dem Gleisnerrmantel der Heuchelei;“ — entgegnete Fulbert heftig; — „hat sich König und Volk von dem verschmigten Ausländer täuschen lassen, mich betrügt man nicht.“

Eine leichte Röthe überflog des Grafen Gesicht, doch fragte er mild und ruhig nochmals: „Und auf welchem Grunde ruht diese bittere Beleidigung?“

„Ihr waret sein Freund, er war stets von Euch des Lobes voll, Ihr besaßet sein ganzes Vertrauen;“ — riefte die Stimme des Kanonikus fort; — „darum waret Ihr auch seines geheimsten Bubenstücks Theilnehmer. Warum sonst diese geheime Reise beim ersten Morgenroth? Wozu die Sänfte von Maulthieren getragen? Gleiches Geschick, gleiche Schuld theilt gern Mantel und Hülfe. Der Meister hatte keine Mittel, sie hatte kein solch' bedeutend Gut im Säckel, um ohne Eures Reichthums Beistand eine weite Reise zu wagen. Hier verborgen sind sie darum, und ich will sie fangen, um an einer Rache ohne Gleichen mein beleidigt Gemüth zu fühlen.“

Mit Unmuth hob der Graf stolzer sein Haupt und sprach mit Würde: „Zum letztenmal, mein Herr Kanonikus, wen suchet Ihr bei mir?“

„Meister Abelard ist fort“ — stotterte Fulbert — „mit ihm meine Richte, die schöne Heloise. Die Nacht hatten sie zu ihrer Flucht gewählt, aber früh genug warf die Furcht vor meinem Zorn eine alte Magd mit zu Füßen. Schändlich hat der Hausgenosß meine Güte betrogen: aus dem Lehrer des unbefleckten Mädchens ward ein Verführer, Seele und Leib hat er vergiftet, ihre Ehre ist hin, und mit ihr die meinige, und Gut und Blut segt der Dhm daran, ihn in dem Genuß der geraubten Frucht schrecklich zu stören. Die Flüchtlinge sind noch in Paris, so berichten meine Späher, und ich wette, sie hören meine Stimme mit Beben.“

Ein Schauer fuhr durch Heinrichs Glieder, er hob die frommen Augen zum Himmel auf und sprach: „Dank Dir Gott der Gnade, daß Du Deinen Engel sandtest, ehe die finstern Mächte Gewalt nahmen über mich.“

Mit Ehrfurcht gebietender Haltung erhob er dann ein weißes Gewand von seinem Sessel, und zeigte dem Kanonikus die Kufulle des Cisterzienserordens. „Gebräuchet Euer Recht“ — sagte er ernst — „und durchsuchet dieses Haus; doch mich lasset frei von Euren schändenden Berührungen, denn wir gehören dem Dienst der Kirche, und dieses Mönchskleid wird uns zum Schilde dienen gegen Euch. Ist der arme Meister gefallen so tief, wie Ihr ihn beschuldet, so wollen wir beten, daß ihm der Himmel Zeit gebe zu Reue und Bußwerk.“

Fulbert stand verdutzt; da kam ein dienender Bube und meldete, wie man die Spur der Flüchtlinge entdeckt, und wie sie schon um Mitternacht durch das Thor nach Bretagne zu, ihre Reise begonnen. Fulbert verließ wuthknirschend das Gemach, traurig blickte ihm Graf Heinrich nach, des Meisters reines Bild war ihm besetzt worden durch diese Botschaft, und auch diese Erinnerung, die er in seiner Klosterzelle zu pflegen gehofft, mußte er vertilgen aus seinem Herzen, aber sich ermutzigend, trat er zum Fenster und streckte die Hand aus dorthin, wo die Zinnen der Königsburg die niedern Häuser überragten. „Nur wir sollen zusammen bleiben, der Himmel, Du und ich!“ — sagte er, und als sähe er sie, fragte er lebhafter: „Bist Du schon wach, Du zartes Königskind? Und hauchst Du ein Scheidewort herüber zu mir, dem scheidenden Seelenfreunde? Ja, Du darfst es, denn das Wort Deines Abschiedes ist rein wie Deines Mundes Hauch; eine heilige Liebe hat uns gebunden, an der die Erde kein Theil gehabt, und die des Leibes Schwäche nimmer besiegt; und käme der Tod in dieser Stunde über Dich und mich, unsere Liebe dürfte mit uns gehen vor den Thron, wo ein Ewiger richtet. So triumphire wie ich, Du milder Engel, den ein Weib gebar, damit an ihm sichtbar werde auf Erden die Allmacht und die Wundergnade, und der Uebermuth erkennen mußte, er sey Staub und Asche.“

Zu Morimond nahm er das Mönchsgewand. Bald ward er Abt zu Billars, später Bischof zu Troyes. Sein Vaterland sah er erst wieder, als er auf den Wunsch des Rheims Bernhard das Kärntherland betrat, um eine neue Abtei des Cisterzienserordens einzuweihen, die zu Heinrichs Gedächtniß der liebende Dhm gestiftet, und die seines Löwenkampfes wegen der Sancta Maria de Victoria geheiligt worden. — Das Königskind aber lebte ein stilles Leben mitten im Getümmel des Hofes, aber das Leben schien dennoch ein freundliches, denn man sah sie oft sprechen mit einem Unsichtbaren, der bei ihr ging, und überall neben ihr saß, wenn sie allein war, und dann glänzte ihr Auge wie in den endlosen Himmelsraum hinein. In der Habnengasse ließ sie ein Spital erbauen und regierte es selbst, und flocht sich dort eine Krone aus Barmherzigkeit und Dankesthränen, und den Löwen Leviathan besuchte sie gern, und das Thier hatte seine Wildheit vergessen und empfing sie mit frohem Gemurr und leckte ihre Hände; doch um die Braut des Löwenzingers wagte kein anderer Mann zu werben, und sie hat auch an Niemanden wiederum irgend einen Preis ausgetheilt.

Düsseldorf, Montag den 10. August 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 32.

Die Nacht auf St. Helena.

Wie flüstern die Weiden so traurig
In Longwoods einsamem Thal?
Wie hellt es so magisch und schaurig
Des Vollmonds silberner Strahl?
Er schaut von dem lustigen Bogen
Aufs Grab, des Helden, im Hain,
Und ruhiger schäumen die Wogen
Des Meeres am Klippengestein.

Wohl war er gefürchtet im Leben —
Da Kronen schmückten sein Haar!
Und rings sah man Alles erbeben
Vor seinem siegenden Nar!
Gefürchtet im Purpurgewande —
So wie im Schlachtengewühl,
Erfämpft er die herrlichsten Lande
Und Throne waren sein Ziel!

Man sah ihn nicht weichen noch wanken —
Erfämpfen wollt er die Welt,
Er hob die vermess'nen Gedanken
Bis hoch zum Sternengezelt!
Jetzt schläft er so ruhig und stille —
Entfernt von Freude und Schmerz,
Es deckt nicht die prächtige Hülle
Des Purpurs das muthige Herz.

Doch horch, Trompeten erklingen
Jetzt leis' und dumpf übers Meer,
Und sieh, wie auf lustigen Schwingen
So naht ein kriegerisches Heer.
Wohl sind es des Kühnen Genossen —
Die er zum Kampf einst geführt,
Sie schweben auf dunstigen Rossen
Zum Stein, der den Hügel nur zielt.

Und leise, wie Flüstern der Geister,
Ertönt es rings in dem Hain,
Da seh'n sie den Feldherrn und Meister
Im bleichen Vollmonds Schein;
Er zeigt sich im einfachen Kleide —
Das ihm der Neid nicht geraubt,
Es schmückt statt der Krone Geschmeide
Ein kleines Hütchen sein Haupt.

Er spricht zu den kühnen Getreuen —
Und Wehmuth glänzet im Blick:
„Ihr rufet mir, muthige Leuen,
„Die Heldenzeiten zurück;
„Wo stehend mein Adler sich zeigte
„In Westen — Norden und Süd',
„Wo Alles sich demuthsvoll neigte
„Mein Lorbeer glorreich geblüht!“

„Ich seh meines Ruhmes Gefährten!
„D könnt mein Herz noch erglühn —
„Auch dich den so Treuen — Bewährten
„Latour d'Uvergne so kühn!
„Latour d'Uvergne mein Ritter,
„Der einst so muthvoll mich schüzt',
„Als mir in dem Schlachtengewitter
„Der Tod entgegen geblüht!“

Er spricht es und blickt dann so milde
Im weiten Kreise umher;
Doch wie von dem Ketbergefilde
Der Mond sich taucht in das Meer,
Da winkt er — die dunstigen Schatten
Verschwinden leicht wie die Luft,
Und über die blumigen Matten
Schwebt er zur ruhigen Gruft!

E—t.

Die Amazone.

Amalie von Waldo hatte, durch Liebe geheilt, auf Bitten ihrer Eltern, deren einzige Tochter sie war, sich entschlossen, das Jagdkleid und den Jagdspieß mit dem Weiberrock und dem Myrthenfranze zu vertauschen. Jung, schön, und voll männlichen Muthes, war sie dem Grafen Dohna längst das Ziel seiner heißesten Wünsche gewesen. Sie wurden durch ihren Besitz gekrönt, den er durch ein glänzendes Beilager auf seinem Gute Zemen feierte, und zu welcher Feier der ganze benachbarte Adel eingeladen war. Auf's Höchste beglückt durch die ihm gewordene Gattin, war er die Seele der Gesellschaft, in der sie aber, die liebliche Herrin, bei der das männliche und weibliche Schöne in zarter Form verwoben war, alle Herzen bezauberte. Anziehendes Aeußere, Grazie in ihrem, wenn auch zuweilen bemerkbaren, männlichen Benehmen, Geist und Herz fand man bei ihr vereint. Mit der Metamorphose ihres aus jugendlicher Neigung gewählten Standes, war sie ganz die schöne lebenswürdige Herrin geworden, die Liebe geben und nehmen zu ihrem Beruf, und wahre Weiblichkeit zu einer der ersten Tugenden des Weibes zählte.

Die Feste der Vereinigung dieses seltenen Paares hatten geendigt, die Illuminationen und Feuerwerke waren verloschen, und Alles eilte, auf's Angenehmste unterhalten und erfreut, der auf kurze Zeit verlassenen Heimath entgegen. Nur wenige Tage noch, so sollte die Gräfin auch ihren geliebten Gatten von dannen ziehen sehen, dem ein wichtiger Prozeß, in Betreff seiner weitläufigen Güter, nicht einmal gestattete, „die schöne Zeit der ersten Liebe,“ die in der prosaischen Welt sogenannten Flitterwochen, bei der jungen Gattin zuzubringen. Zögernd und eilend und wieder zögernd, riß er sich aus

der Heißgeliebten Armen und bestieg den Wagen, der ihn diesem einsam gelegenen Schlosse, jetzt seinem Lieblingsaufenthalte, entführte, indem er mit Blicken voll Sehnsucht das Auge der im Fenster ihm Lebewohl winkenden Gattin suchte, und aus dieser Sphäre gerissen, nun ihnen Einhalt that. Von gleichen Gefühlen durchdrungen, lag Amalie noch immer im Fenster, als bereits der Abend seine Schatten über die Gegend zu verbreiten begann. Mit Liebe zu ihrem Gemahl, doch mit keiner Furcht erfüllt, überschaute sie die herbstlichen Fluren, über welche sich ein feuchter Nebel hinzog, und ihr die Gebilde in Mannigfaltigkeit vorüberführte. Ein heftiger, kalter Wind, der über die Stoppeln des Feldes wehte und die Scheiben zittern machte, vermochte sie nur, das Fenster zu verlassen, und sich zum freundlich einladenden Kamin zu begeben. Ihr zur Seite saß die Kammerfrau an ihrem Stickerahmen, der sie, indem sie einer anziehenden Lektüre huldigte, zuweilen begütigend nachsah, und mit wahren Kennerblicke schon aus der Ferne die Abweichung von den vorgezeichneten Mustern anzeigte. In allen Vorfällen des Lebens durch Liebe waltend, war sie auch hier die liebende Meisterin, deren Talente die Dienerin voll Untergehung anerkannte.

Den regen Geist der Gräfin konnte jedoch Lektüre nicht fortwährend beschäftigen. Nach eingenommenem Thee, den ein Bedienter zur anbefohlenen Stunde servirt hatte, entlockte sie dem Pianoforte liebliche Töne, um den Eindruck des dunkeln Herbstabends zu mildern, der sich mit Rabenschwärze um das Schloß und dessen Umgegend gelagert hatte. Der Sturm, der heulend durch den Wald wüthete, die starkebemoosten Eichen in ihren Grundfesten erschütterte und die schlanke Fichte entwurzelte, trieb den eisigen Regen an die klirrenden Fenster. Doch solcher Naturszenen gewohnt, gab sie sich dem Zauber der Musik hin, der mit seiner ganzen Stärke sie ergriffen zu haben schien. Vielweniger aber war sie dazu geneigt, den Gerüchten von der Unsicherheit der Gegend durch Räuber, welche die Kammerfrau, nach beendigtem Spiel, voll Zagen ihr mittheilte, Glauben beizumessen, welche Erzählung sie auch so wenig beunruhigte, daß sie gegen Mitternacht sich in ihr Kabinet zur Ruhe zurückzog und die Kammerfrau nach dem entfernten Vorsaal schickte.

Und dennoch war diese Gegend seit grauer Vorzeit ein Sitz des Schreckens gewesen und immer geblieben, von dem die Gerüchte eintönig wiederhallen: denn sie ward wirklich von einer Räuberbande unsicher gemacht, welche noch vor Kurzem den unbewachten Landmann überfallen, Meiereien geplündert und verwüstet, und es jetzt auf das herrschaftliche Schloß abgesehen hatte. Ein Geweihter ihres Bundes hielt sich als Diener im Schlosse auf und hatte seinen Kameraden über Alles, das ihm zu erfahren möglich gewesen war, Bericht erstattet. Durch diesen Unedlen war es den Räubern kund geworden, daß der Graf bedeutendes Vermögen besitze und vorzüglich viel Gold-, Silbergeräthe und Pretiosen zur Feier seiner Vermählung hierher gesandt habe. Dieß zu rauben, sey jetzt der dienlichste Zeitpunkt, da der Graf abwesend sey, und bei seiner Abreise geäußert habe: solches bei seiner Zurückkunft nach einem freundlicher gelegenen Gute, dem Wittwenfuge seiner verstorbenen Mutter, schaffen zu lassen und daselbst seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Der Elende hatte unter dem Vorwande, bei einem Landmanne in der Nähe ein kleines Geschäft abzumachen, diese Weisung einem im Walde lauernden Räuber gegeben, und den Hauptmann beschwören lassen, noch in derselben Nacht das Schloß zu überrumpeln, indem das schon so übel sich anlassende Wetter dies Unternehmen zu begünstigen schiene. Er aber wolle von innen die nothwendigen Vorkehrungen zu ihrem Empfange treffen, und ihnen den Eingang erleichtern. Nach dieser Unterredung hatte er sich auf's Schleunigste in's Schloß zurückbegeben, und sich zu seinem ihm angewiesenen Posten als Pförtner während der Nachtzeit verflücht, auf dem man ihn auch zur gehörigen Stunde fand, als der Haushofmeister mit einigen Bedienten die Runde machte.

Mitternacht war vorüber — als die Gräfin durch ein verdächtiges Geräusch in ihrem Nebenzimmer er-

wachte; dabei tobte das Wetter noch furchtbarer als zuvor und schien sich zu vereinen, ihr Erwachen zu einem der grauenvollsten Momente dieser Nacht zu machen. Das Geräusch, dem sie bedachtsam ihr Ohr leih, scheint sich zu nähern, und rauhe männliche Stimmen durchkreuzen sich. Sie stugt — doch schnell wirft sie ihr Negligee über und eilt, mit der Nachtlampe in der Hand, der Thüre des Schlafkabinetts entgegen, als, bei Oeffnung desselben, heller Fackelschein ihr Auge blendet, und sie einen Räuberhaufen, unter Anführung eines Hauptmanns, erblickt, der an Größe und Wildheit, ausgelassener Unverschämtheit und Blutgier, ihr als ein Dämon der Nacht erscheint. Den Eindruck des ersten Schreckens verbergend, tritt hier die Amazone in der wahren Bedeutung dieses Namens auf und gibt ein Beispiel männlicher Geistesgegenwart und Entschlossenheit. In dem Moment, da der Anführer der Bande, der furchtbare und in diesen Gegenden Polens berühmte Ignaz, Befehl gibt, auch sie, wie die Dienerschaft zu morden, bittet sie um Gnade für nur wenig Augenblicke, indem sie, da sie doch schon einmal sterben müsse, ihnen nur noch ein Geständniß thun wolle, welches ihnen von großer Wichtigkeit sey. Diese Frist wird ihr bewilligt und — der Plan der heldenmüthigen Frau ist gemacht! „Schenkt mir das Leben!“ — ruft sie der Bande zu — „und ich lohne Euch durch eine Entdeckung, die durch ihren Werth Eure kühnsten Wünsche übersteigt. Weit entfernt, daß Eure Ankunft mich entsetzt, bin ich vielmehr erfreut, Euch zu sehen! Willkommen! Ich hoffe in Euch meine Retter aus einem verhassten Ehejoch und diesem Waldneste zu sehen. Ich ziehe mit Euch, und verlasse einen Gatten, der, dem niedrigsten Eigennutze fröhrend, mich ohne Liebe, durch Familienverbindungen, an sich riß, den ich verabscheue und —“

„Ein Märchen, ein Märchen, um uns zu äffen!“ — schrie ein Theil des raubgierigen Haufens. „Stopft ihr den Mund, der Plaudertasche, und haut sie nieder!“ — ertönte es fast einstimmig. Aber des Hauptmanns, der indess näher getreten war, gezogener Säbel, mit dem Aufschrei um noch augenblickliches Erbarmen, muthig abwehrend, ruft sie aus: „Kameraden, traut meinen Worten! Ich verlasse meinen Gatten, mit dem ein Leben für die Zukunft mir eine Hölle dünkt, und ziehe mit Euch! Ich will Euch Alles ausliefern, was nur von Werth sich in diesem Schlosse befindet, und sogleich den Anfang in Eurer Gegenwart machen.“

„Das wolltest Du, Herzensweib?“ — rief der Hauptmann. — „Darf ich Deinen Worten trauen, so laß Dich umarmen! Und willst Du dann, nach Erfüllung Deines Versprechens, die Meinige, die Gattin des berühmten und gefürchteten Ignaz werden, so schlage ein und gib mir einen Kuß, Du bist meine Braut!“ — „Gern und willig!“ — entgegnete Amalie — „denn wisse, das Schicksal selbst scheint uns vereinen zu wollen, wisse: daß ich Amalie von Baldo, die Tochter des Herrn von Baldo auf Stara bin, in der dortigen Gegend „die Amazone“ genannt!“ — Staunen und Freude wechselten in den Blicken des Hauptmanns; die Bande schwieg. — „Hier den Kuß der Weihe!“ — rief jetzt die Gräfin, indem sie ihren Purpurmund den gierigen, ekelhaften Lippen Ignazens darbot, der sie bereits umschlungen hielt, und ihr einen wahrhaft räuberischen Kuß gab. „Weib! ich folge Dir in die Hölle!“ — rief er entzückt — „führe uns zu Deinen Schätzen, öffne Kisten und Kasten, doch beile Dich, denn schon ist der erste Hahnenruf erschollen! Folgt mir, Kameraden!“ — rief er seinen Leuten zu — „doch Einer bleibe auf der Wache und rufe zuweilen den Bruder Pförtner an.“

Unter diesem verstand er den treulosen Bedienten, der, um keinen Argwohn zu erregen, seinen Posten nicht hatte verlassen dürfen, als er, unbemerkt von den Bewohnern des Schloßes, der Räuberhorde Schloß und Riegel öffnete. Hierdurch hatte die Vorsehung über die Gräfin gewacht, die mit einer lodrenden Fackel in der Hand voranschreitend, den entzückten, sie oft herzenden Ignaz zur Seite, zuvörderst nach den Gemächern ihres Gemahls sich begab. Die gierigen Blicke der Banditen

auf die Kostbarkeiten des Zimmers erstarrten vor dem Glanz des Goldes, das die Gräfin jetzt aus dem Bureau in gezählten Rollen hervornahm und ihnen mit dem Befehl übergab: daß Niemand etwas zu sich stecken, sondern Alles in dem großen Saal niedergelegt werden solle, bis die Schätze daselbst zusammengehäuft, besser fortzuschaffen seyn würden. Sie könne den ganzen Werth genau angeben, und verlange nachher, bei der Ankunft in der Höhle, genaue und strenge Theilung. Diesem Befehl folgte die Bestätigung des Hauptmanns, mit der Bedrohung der Todesstrafe für den Uebertreter. Jetzt wurden alle Schubläden des Bureau's, selbst die verborgensten, welche mit den kostbarsten Brillanten angefüllt waren, geleert, Silber-, Kleider- und Waschränke geöffnet, Wand- und Glathüren entriegelt, Koffer aufgeschlossen, und das zusammengepackte Gut von den Räubern, die wie Bienen hinz- und herliefen, nach dem Saale getragen und auf einen Haufen gebürdet. Ihre kostbare Garderobe, ihre glänzende Toilette, Kleidungsstücke, Shawls, Saloppen, Gold- und Silberschmuck, Brillanten packte die Gräfin mit geschäftiger Eile zusammen, und übergab sie dem, immer mehr in Erstaunen gerathenden, Haufen mit Erneuerung des ihm gewordenen Befehls. So ging es von einem Zimmer in's andere. Die Gräfin, den Schlüsselbund und die Fackel in der Hand, war bemüht, ihrem gegebenen Versprechen auf's Genaueste nachzukommen, und hatte, nachdem die Zimmer und Säle größtentheils durchstrichen und geleert waren, das Zutrauen der Räuber in einem ausgezeichneten Grade gewonnen. Ausbrüche der rohesten Freude und erneuerter Bewunderung störten jedoch nicht die noch immer geschäftige Frau, welche mit wahrer Muth Alles zu betreiben, und sich schon im Voraus über den ruinirten Gatten zu freuen schien. Einzelne, an den Haufen und den ihr gewordenen Geliebten gerichtete Fragen: „Ob sie nun wohl ihrem Versprechen nachgekommen sey?“ wurden von jenem mit lärmenden Belobungen, von Ignaz aber mit Zärtlichkeit erwidert. Schon wagten es Einige, dem sich bald vereinigenden Paare Glück zu wünschen, welches Ignaz mit stürmischer Freude, Amalie aber mit schelmischem Lächeln aufnahm, indem sie Kostbarkeiten auf Kostbarkeiten zusammenraffte, um, wie sie es dem lachenden Haufen voll Bedächtigkeit versicherte, ihrem künftigen Gatten einen recht tüchtigen Brautscatz mitzubringen. Mit jeder Minute wuchs die Bewunderung für sie, und mancher der Räuber konnte sich nicht enthalten, ihr ein Hurrah! zu bringen, und ihre Hand als die seiner künftigen Hauptmännin mit einem Kusse zu beehren. Die Zimmer waren nun größtentheils von allen Sachen an Werth entleert, und man schickte sich an, sich nach dem großen Saale zu begeben, um die gesammelten Schätze zu übersehen, und dann mit diesen den Abzug aus dem Schlosse nach dem nahe gelegenen Walde vorzunehmen.

Als man dort angelangt war, und die Gräfin mit flüchtigem hellsehendem Blick die Schätze gemustert hatte, sagte sie mit Schalkheit und Zutraulichkeit, als sey sie bereits ein Mitglied der Bande, gegen diese gewandt: „Viel meine Freunde und Brüder, viel habe ich Euch bereits in diesen hier aufgehäuften Sachen, Gold- und Silberhaufen gegeben, aber nur ein kleiner Theil sind sie gegen meines habgierigen Mannes im Keller aufbewahrten Schatz, welchen auszuliefern ich sogleich bereit bin, wenn Ihr mir dahin folgen wollt, um ihn selbst in Augenschein zu nehmen. Beweise meiner Aufrichtigkeit und Ergebenheit zu Euch, als Eure künftige Gebieterin, habe ich Euch bereits gegeben; durch die Entdeckung dieses Geheimnisses aber hoffe ich alle meine Versprechungen zu krönen! Glaubt Ihr nun, daß nach diesem Allen, was Ihr gehört und gesehen, ich der erhabenen Aussicht, zu welcher das Schicksal mich erfors, würdig bin?“ — „Heil Dir und Deinem redlichen Herzen, edle Herrin, Heil Dir und Deinem biedern Bräutigam, unserm Hauptmann!“ — rief dagegen die Bande, und „Herrliches Weib, Krone meines Daseyns!“ — rief Ignaz, gleichsam den Ausrufungen der Horde seine Sanction gebend — „ich geleite Dich zu dem Reiche des Plutus und unsers gemeinsamen Glücks!“

Amalie, welche während dessen nach allen Seiten freundlich nickte, schritt nun, wie im Triumphzuge, über die Leichen ihrer ermordeten Diener dem Vorhof und dann durch weite, öde Hallen dem Gewölbe zu, in welchem, nach ihrer Angabe, der Schatz sich befand, und zu welchem eine Fallthüre führte. Diese ward geöffnet, bei derselben aber ein Räuber zur Wache postirt, während die ganze Bande der Amazone die bedeutende Anzahl von Stufen hinunter folgte, ohne daß, auch nur im Geringsten, sich ein Argwohn ihrer bemerkt hätten; denn die an der Fallthüre aufgestellte Wache galt nur einem Angriff von Außen. Ungelant in das tiefe, dunkle Gewölbe, das vom Fackelganz auf das Schauerlichste erhellt wurde und ein wahrer Aufenthalt des Schreckens war, eilte Amalie nach dem tiefsten Winkel desselben, einer versteckten Thüre. Schlangen zischten, durch das Licht aufgeschreckt, ihnen entgegen, Molche hüpfen in reichlicher Anzahl ihnen über den Weg, und der nasse, feuchte Boden und die triefenden Wände waren nichts weniger als dazu geeignet, ihnen den Weg zu erleichtern. Befende jedoch und ohne irgend ein Anzeichen von Furcht oder Eckel, befreite die Gräfin selbst die Thüre von dem daran haftenden Moose und fing nun an, den Schlüsselbund in Bewegung zu setzen, um den Schlüssel zu finden, der die Thüre zu öffnen im Stande wäre. Mehrmals ging sie die ganze Reihe derselben durch, aber keiner paßte. Voll Mergerniß und Unwillen begann sie zum drittenmal dieses undankbare Geschäft, allein alle Versuche waren und blieben fruchtlos. Ein deshalb unter den Räubern rege gewordenes Gemurmel strafe sie mit einem strengen, großen Blick, indem sie sagte: „Schweig, verzagende Elende, und laß mich handeln! Ich bestimme mich, zu meinem nicht geringen Leidwesen, daß ich den rechten Schlüssel, den mein Gatte, wie ich sehe, nicht diesem Ringe beigefügt hat, in seinem Bureau aus Unachtsamkeit vergessen habe. Ich eile, ihn schnell zu holen, und Euch aus diesem Schreckensorte zu befreien. Wenige Augenblicke Geduld, und der Sieg ist unser!“ — Kaum gesagt, war sie mit Bligesschnelle die Stufen hinan, um dem Kabinete ihres Gatten zuzulaufen und, wie sie's auch dem Wache haltenden Räuber zulüsternte, den vergessenen Schlüssel zum Schätze zu holen. Nachdem sie einige Minuten weggeblieben, kam sie voller Hast, mit dem helltönenden Ausrufe: „Ich hab' ihn, ich hab' ihn!“ der Fallthüre zugehauert, stieß aber in dem Augenblick mit den Kräften der Nothwehr und der Verzweiflung den Räuber in die Fallthüre hinein, der polternd hinabstürzte, und den man unten für die Gräfin hielt, und — verriegelte diese mit allen Riegeln von Außen. Einer unnennbaren Angst und drückenden Last, die ihr das Herz zusammenpreßten, entledigt, stürzte die heldenmüthige, wenn gleich auf's Höchste angegriffene Frau mit der lodernen Fackel durch den Vorhof einer nahegelegenen kleinen, mit Stroh gedeckten Scheune zu, welche sie von allen Seiten anzündete, und die bald in lichterlohen Flammen stand. Ihr kühnstes, einem Weiberherzen kaum zuzutrauendes Wagemuth war gelungen. Amalie, die wahrhafte Herrin, hatte gesiegt, durch Geistesgegenwart, Klugheit und Muth — und die Räuberhorde war gefangen!

Die umliegenden Dorfschaften gewahrten nicht sobald die Flammen, als die Bewohner derselben sogleich die Sturmglocken läuteten und in unzählbaren Haufen der Gegend des Schlosses zueilten. Durch diesen Lärm erschreckt, und da keiner der Räuber sich sehen ließ, war der treulose Diener, der Pförtner, entsprungen und hatte das Thor des Schlosses so weit offen gelassen, daß das Volk ohne Widerstand hereindrang und sich der Flamme näherte, wo die Gräfin ermattet niedergesunken war. In wenig Worten schilderte sie den Vorgang der Sache. Voll Mitleid, aber auch zugleich voll hoher Bewunderung, hob man die geliebte Herrin vom Boden auf und geleitete sie nach dem Schlosse. Noch immer läuteten die Sturmglocken, noch immer strömte ein neuer Haufe Volks herbei, welcher, von dem Vorgange unterrichtet, sich freute, die Bande, welche so lange die Gegend beunruhigt hatte, mit Einem Schlage gefangen zu sehen. Der Gerichtshalter ließ sogleich alle Zugänge des Schlosses besetzen, besonders aber die Fallthüre und die Gegend

des Gewölbes in besondere Obacht nehmen, während er selbst mit einigen sichern Leuten als Schutzwache bei der Gräfin blieb, die in einem leichten Schlummer bald wieder die Ruhe gefunden hatte, welcher sie so sehr bedurfte.

Des andern Tages ward die Bande, unter starker Begleitung, nach einer nahe gelegenen Stadt abgeführt, wo sie, nebst ihrem Hauptmann, den Lohn für ihre Thaten empfing. Ignaz, das Schrecken der Gegend, war so seiner unheilbringenden Sphäre entrissen, und durch ein heldenmüthiges Weib gefangen worden, das in dem ganzen Umkreise, an den Ufern des Niemen, von der minder aufgeklärten Klasse als ein Wesen höherer Art betrachtet und in Gefängen gepriesen wurde.

Bald waren auch die, von der Gräfin mit so vieler Klugheit hingeopferten Schätze wieder dem Ort ihrer Bestimmung anvertraut, und sie befand sich in ruhiger Gemüthsstimmung, als, nach einiger Zeit, der ungeduldige Gatte auf den Flügeln der Liebe dem Schlosse zuelte, und schon in der Ferne durch die sich verbreitenden Gerüchte von den Vorgängen daselbst und dem unnachahmlichen Muthe seiner Gattin unterrichtet wurde. Die Gefühle der Achtung, Dankbarkeit und Liebe gegen sie hatten keine Gränzen, als er, nach mehrwöchentlicher Trennung, sie umschlang, und sie seinen Lobeserhebungen, an ihre Weiblichkeit denkend, bescheiden auswich. Bald jedoch verließ dies edle Paar, das der umliegende Adel als ein Muster ehelichen Glücks nannte, diese verrufene Gegend und der Graf zog dem freundlichen Wittwenstuhle seiner verewigten Mutter zu, wo Beide noch lange in friedlicher, beseligender Eintracht lebten, und in ihren nachkommen Söhne von hohem Muth und Töchter, mit allen Reizen edler Weiblichkeit geschmückt, hinterließen, welche in ihrer Tugend und Rechtschaffenheit, durch Liebe beglückt, schon hier sich einis seltenen Glückes erfreuten.

Der General Razler und Friedrich der Große.

Wenn es wahr ist, daß Alles interessirt, was große Geister vollbringen, so muß folgender Austritt unstreitig allgemeinen Beifall finden.

Der brave General Razler war einer der größten Kavalleristen seiner Zeit, besonders in der königlich preussischen Armee, und das ganze Regiment liebte ihn wie seinen Vater. Wenn er einen Gensd'armen empfindlich strafen wollte, so sagte er bloß: „Ich werde Dich abgeben müssen!“ und baten seine Kameraden nicht für ihn, so erfolgte diese Bestrafung wirklich. Er war so uneigennützig und menschenfreundlich, daß er in Kriegszeiten im Sachsenlande sogar seine Wohnung bezahlte, und so wenig stolz, daß er im Winter oft stundenlang ritt, um einen kranken Soldaten zu besuchen. Er lebte still, und freute sich, wenn seine Offiziere an allen Vergnügungen Theil nahmen.

Mit dem Könige stand er auf einem ganz besondern Fuße. Als er das Regiment empfing, sagte der König: „mein lieber Razler, ich gebe Ihm das Regiment, weil ich Jemanden dabei haben will, der nicht so galant ist wie die Andern.“

Razler antwortete: „Dann haben Sie glücklich gewählt; denn ich bin so wenig galant, daß ich einen Tanzmeister werde annehmen müssen, um mich in Berlin zeigen zu dürfen.“

Nach einiger Zeit fragte ihn der König: „nun, Razler, wie ist Er mit seinen Offizieren zufrieden!“

Razler erwiderte: „recht gut, Ew. Majestät!“

Der König fuhr fort: „aber Herr, es sind ja fast lauter Pettitmaitres!“

Razler meinte darauf: „des Nachmittags vielleicht, Ew. Majestät; beim Exerciren aber und auf dem Pferde sind es tüchtige Offiziere. Das Uebrige geht uns Beide nichts an. Sie thun, was ich befehle, und werden, wenn es einmal Zeit seyn wird, gewiß dahin gehen, wohin ich sie führe. Mehr können Sie und ich nicht verlangen!“

Dem König fuhr die Antwort ein wenig in die Nase, zugleich mit der so eben genommenen Prise Schnupftabak; er äußerte: „nun, morgen werde ich sehen, was sie können; morgen um die Zeit soll das Regiment auf dem Plage exerciren.“

Ganz früh versammelte der General die Offiziere und sagte zu ihnen: „Gestern hat mir der König das gesagt, und so habe ich ihm geantwortet. Ich hoffe, Sie werden heute zeigen, daß ich die Wahrheit gesagt. Machen Sie Ihren Leuten begreiflich, daß sie schlechterdings nicht thun sollen, als wenn der König auf dem Plage wäre; sie sollen nur auf mich und mein Kommando hören.“

Der König erschien früher auf dem Plage, als das Regiment. Wie es ankam, schalt er und sagte: „die Herren haben gewiß nicht ausgeschlafen?“

Der General legte dem Pferde die Zügel auf den Hals, zog mit der einen Hand die Uhr, mit der andern die Schreibtabel heraus, ritt auf den König zu und sprach: „Sehen Ew. Majestät, hier steht Ihre gestern gegebene Ordre, und so viel ist an der Zeit: wir hätten also noch 20 Minuten länger schlafen können.“

Der König schnitt ein verdrießliches Gesicht und gab den Befehl zum Exerciren. Nun suchte er das Regiment beim Manöuvriren konfus zu machen. Er ritt zu den auf den Flügeln reitenden Offizieren und sprach mit ihnen. Kaum sah dieß der General, das Regiment selbst kommandirend, so rief er mit lauter Stimme: „Seyen Sie doch so gnädig, Ew. Majestät, und reiten Sie aus dem Point de vue, denn diesen darf der Offizier nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verlieren.“

Der König gab eine schräge Richtung zum Angriff, befahl, wie lange Schritt, Trab, Galopp geritten werden, und wie weit der Anfall (Choc) gehen sollte. Razler versetzte: „Ganz wohl, Ew. Majestät, nach ihren angestellten Points de vue haben wir nunmehr eine falsche Stellung; indessen, das thut gar nichts, wir wollen schon hinkommen.“ Zum Regiment sprach er ganz laut: „Gensd'armes, reitet vernünftig, hört und seht nur auf mich, und sonst auf keinen Menschen.“

Der König ritt dicht vor dem Regimente her. Kaum hatte der General angefangen zu traben, so setzte sich der König, indem er sich gegen die linke Eskadron hinstieg, in Galopp, und rief dabei aus: „Wollen Sie wohl reiten?“

Die Eskadron galoppierte ihm nach. Im Augenblicke war Razler da und schrie: „Kerls, laßt Euch nicht irre machen, und hört auf mein Kommando oder der Teufel soll Euch die Hälse brechen!“

Die Eskadron hielt an, und die Attaque ging gut zu Ende. Nach dem Exerciren lobte der König die Attaque: „das Regiment hat unvergleichlich geritten, mein lieber Razler!“

Dieser antwortete ganz verdrießlich: „das kann ich eben nicht sagen; des Obersten Holz Eskadron ließ sich irre machen.“

Der König sagte freundlich lächelnd: „Daran war ich Schuld, nehm' Er es nur nicht übel.“

Hier fiel ihm der General Razler in's Wort: „Ei zum Teufel! da hätten die Leute so klug seyn und sich nicht daran kehren sollen. Beim Exerciren und in der Kirche muß immer nur Einer sprechen.“

Als der König die abgeessenen Gardes du Corps einzeln besah, sagte er, um doch etwas zu tadeln: „die Hüte sind nicht gut gestuft.“

Der General lächelte und sagte: „Seyen Sie nur so gnädig und geben mir einen Probehut; ein Hut ist leichter zuzustufen als ein Kopf.“

Düsseldorf, Montag den 17. August 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 33.

Bemerkungen

über die

Düsseldorfer Kunstausstellung des Jahres 1835.

I.

Im Allgemeinen.

Das Anziehende des Gegenstandes, die Lebendigkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung, das ist es, was bei der romantischen Kunst ergötzt, während die Würde des Gegenstandes, der Ernst und die Simplizität der Darstellung, uns bei der historischen erhebt. Diese zerfällt in die profane und biblisch geschichtliche, und gibt nicht das Schicksal des Individuums, sondern sie verewigt jene klassische Momente, welche entweder bei einem einzelnen Volke oder für die ganze Menschheit von Einfluß waren; sie erwähnt das Individuum nur da, wo es zur Erklärung nothwendig und selbst dann erfordert sie, daß der Held einen historischen Charakter besessen, oder dieser wenigstens so aufgefaßt werden kann. In Bendemanns trauernden Juden ist es ein historischer Gedanke, welcher als Charakteristik der ganzen traurigen Gefangenschaft gilt, während sein Jeremias die Schlusscene eines historischen Dramas ist. Die Romantiker, der leichtsinnig dahinstürmende Waldbach, welcher bald seinen Wanderstab durch die Paradiese des Zauberlandes, bald durch die Einöde von Gott und Menschen verlassener Sandwüste setzt, hat, wie es scheint, hier ausgesungen, ihre reizenden Klänge verstummen wenigstens für jetzt; aber ernst und mächtig rauscht der Strom der Zeit und führt den Beschauer zu erhebenden Betrachtungen. Die romantische Richtung, wenn auch modern, ist dennoch nicht schwach oder krankhaft; sie hat einen innern poetischen Gehalt und eine historische, stilisirende Außenseite. Dem bezaubernden Kuß der Liebe verdankt sie ihr Entstehen, und ihre Geschichte liegt in dem weiten Gebiet des Schicksals. Grazie und Farbenreiz schmücken ihre äußere Erscheinung. Sie nimmt ihre Bilder aus den Sagen und Geschichten aller Völker, in denen sich Liebe und Heldensinn verbinden, und aus jenen Epochen des Mittelalters, die, wenn auch in der Weltgeschichte ohne Einfluß, doch den einzelnen Helden oder Völkerschaften charakterisiren. Schärfer noch trennen sich beide Richtungen in ihren Grundzwecken; diese ergötzt unser sinnliches Auge, unsere Phantasie, während jene einen ernsten moralischen Zweck zum Grunde hat. Der letztern entgegen steht die Genremalerei, die das volksthümliche Leben ihrer Zeit, mit allen seinen kleinen Eigenthümlichkeiten naiv oder komisch, um zu belustigen, auffaßt. Naturwahrheit und Charakteristik sind ihre Hauptschönheit. Witz und Humor die Würze, die sie schmackhaft macht. Selbst die Satyre verschmäht sie nicht. Noch mehr als diese huldigt die Portraitmalerei ihrer Zeit. Der Künstler ist zu bedauern, der von fremder Laune und von

fremdem Geschmack abhängt. Lebendige und wahre Auffassung, ungezwungene Anordnung und eine natürliche Farbe sind die Tugenden eines guten Portraits.

Die Kunst ist eine Welt und reizender noch und schöner als die wirkliche. — Mit unbegrenzter Heiterkeit schaut der Landschaftler von der Höhe in die sonnigen Thäler, sich selbst vergessend, weil er staunend beim Kampf der Elemente; in einsamer Wüste beschleicht ihn Melancholie und senkt sein Haupt gedankenvoll zur Erde. Menschliches Schicksal und menschliches Treiben betrachtet er nur als Staffage, gleich dem sorgenfreien Wanderer, der begeistert von der schönen Erde, das unbeachtet vorübergehen läßt, was sein Entzücken stören könnte; und so versetzt er uns in eine gewisse Stimmung, in der wir das Leben für schöner halten, als es ist; er wirkt auf unser Gemüth und doch spricht er keine Handlung aus, bei der wir unsern Verstand gebrauchen müssen, um sie erkennen. Die vegetirende Natur erzeugt und vernichtet ohne zu hassen noch zu lieben, daher kommt es, daß wohl keine Gattung der Malerei, so nothwendig wie die Landschaftsmalerei, Natur und Poesie verbinden muß, um ihren Zweck zu erreichen. Diese und die Genremalerei sind die heutige volksthümliche Kunst. Die Zahl dieser Künstler ist hier groß, doch ihre Bilder bieten wenig Verschiedenheit. Im Ganzen werden die entfernten Gegenstände zu deutlich gezeichnet und modellirt und dann die Vorgründe durch eine kräftige Farbe dem Auge so nahe wie möglich getrieben, wodurch eine gewisse Härte entsteht und optische Wirkung verhindert wird.

Das Leben der Thiere, die Eigenthümlichkeiten ihrer Gestalt, ihre Kraftäußerungen, sind würdige und der Darstellung fähige Gegenstände, d. h. wenn der Künstler sie uns auf eine poetische Weise vorführt. Blumen und Fruchtstücke u. dgl. ergötzen uns durch eine täuschende Natur und geschmackvolle Anordnung. Schöne Formen und Linten verleihen hier, wie überall, einen besondern Reiz.

II.

Ueber einzelne Bilder.

A. Historische.

Bendemann, Eduard, aus Berlin.

Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem.

Wie wir schon bemerkten, ist es die Schlusscene eines historischen Dramas. — Die kräftige großartige Gestalt des Propheten auf den Trümmern des gefallenen Jerusalems in tiefster Trauer zur Erde starrend, die ehemals sein Stolz, jetzt nur Zerstörung seines heiligen Jerusalems bietet, Zerstörung, die Elend, Jammer, Verzweiflung über sein Volk brachte und diesem gewaltigen Propheten die Klagen entlockte:

B. 8. Der Herr hat gedacht zu verderben die Mauern der Tochter Zion; er hat die Richtschnur darüber gezogen und seine Hand nicht abgewandt, bis er sie vertilget; die Zwiner stehen kläglich, und die Mauer liegt jämmerlich.

B. 9. Ihre Thore liegen tief in der Erde; er hat ihre Kiegel zerbrochen und zu nichte gemacht. Ihre Röh-

nige und Fürsten sind unter den Heiden, da sie das Gesetz nicht üben können, und ihre Propheten kein Gesicht vom Herrn haben.

B. 10. Die Aeltesten der Tochter Zions liegen auf der Erde und sind stille, sie werfen Staub auf ihre Häupter und haben Säcke angezogen; die Jungfrauen von Jerusalem hängen ihre Häupter zur Erde.

B. 11. Ich habe schier meine Augen ausgeweinet, daß mir mein Leib davon wehe thut; meine Leber ist auf die Erde ausgeschüttet über dem Jammer der Tochter meines Volks, da die Säuglinge und Unmündige auf den Gassen in der Stadt verschmachteten.

B. 12. Da sie zu ihren Müttern sprachen: Wo ist Brod und Wein? Da sie auf den Gassen in der Stadt verschmachteten wie die tödtlich Verwundeten, und in den Armen ihrer Mütter den Geist aufgaben, wie es in seinem Trauergesang Kap. 2. heißt.

Links dem Beschauer sitzt eine alte Matrone zusammengekauert, das Haupt in den Schooß verbergend, gleichsam als vermöchte sie nicht zu schauen den Jammer ihres Geschlechts. — An diese schmiegt sich eine Jungfrau Trost, suchend bei einer Mutter, die versunken in dem großen allgemeinen Elend, für persönliches, spezielles Leid kein Mitgefühl zeigt. Weiter rechts steigt ein junges Weib, ihr sterbendes Kind auf den Armen tragend, die Stufen hinauf; in ihrem Antlitz sowohl wie in ihrer ganzen Haltung spricht sich der Wahnsinn aus. Vor dieser liegt ein todt'es Kind.

Rechts dem Beschauer sitzt ein junger schwer verwundeter Krieger; man sieht, seine letzte Stunde hat geschlagen und nur wenige Minuten noch, und das Schicksal seines Volkes, wogegen er vergebens gekämpft, liegt hinter ihm. Ein kleiner Knabe kniet vor ihm und schaut ihm ängstlich traurig in's Gesicht. Mehr im Hintergrunde tragen ein junges schönes Mädchen und ein Knabe die Leiche eines Greises; ganz im Hintergrunde das zertrümmerte hier und da noch rauchende Jerusalem.

Die Composition ist sehr geistreich und großartig, wenn die Figuren auch nicht aneinander gereiht sind, wie ein Ueberflüssiger in der Düsseldorf' er Zeitung sich auszudrücken beliebte. Alles ist stilvoll gezeichnet und gemalt und der Ausdruck der Köpfe, so wie der ganzen Figuren, meisterhaft und individuell. Das einzige nach unserer Meinung Mangelhafte oder vielmehr Unvortheilhafte liegt in der Beleuchtung, wo wir mehr optische Wirkung wünschten; besonders störend scheint uns die wahnstimmige Frau zur Linken, welche wir lieber in Halblicht sähen, der Totaleindruck würde dadurch bedeutend erhöht worden seyn.

Clasen, Lorenz, aus Düsseldorf.

Die ersten Christen, Farbenskizze.

Der Künstler hat hier eine geheime Versammlung von Christen zu Anfang des Christenthums, während der Verfolgungen, dargestellt. Eine Felsengrotte dient zum Zufluchtsort, wo sie sich durch Lesen heiliger Schriften erbauen.

Von der Hauptfigur, einem ehrwürdigen Greise, vorlesend aus dem Buch aller Bücher, geht die Belebung über's ganze Bild aus; die Begeisterung des Jünglings, der sinnige Ausdruck und die innere Freudigkeit bei den weiblichen Figuren, der ernste, tief auffassende Sinn des kräftigen Mannes, dies sind die Hauptcharaktere des Bildes.

Ein sehr schwieriger Gegenstand, indem nur wenig äußerliche Motive anwendbar und dem Künstler nur ein bestimmter Ausdruck in den Köpfen und eine tief gefühlte zarte Bewegung der Gestalten bleibt. Wenn auch die Charaktere nur noch schwach angedeutet sind, was bei einer größern Darstellung sich gewiß verlieren wird, so ist das Ganze doch geistreich und originell aufgefaßt. Die Farbe zwar harmonisch, doch zu matt, welchen Vorwurf wir auch in Hinsicht auf Beleuchtung, Wirkung, machen müssen.

Daeger, Ernst, aus Hildesheim.

Madonna mit dem Kinde.

Ein kleines, überaus anmuthiges frommes Bildchen. Die heilige Mutter kniet in der Unschuld ihres Herzens vor dem schlafenden Christusknaben. Die einfache Ferne,

der heitere Himmel, die schlafende Unschuld und das fromme Gemüth der Betenden, alles so weit entfernt von Prunk und Eitelkeit, ist eine tief empfundene Harmonie einer reinen Seele. Weniger gefällt uns die Farbenskizze, Christi Erscheinung beim Weltgericht; solche Gegenstände müssen nach unserer Meinung großartiger aufgefaßt werden. Die Auferstehung Christi von demselben ist ein schon bekanntes Bild, welches schon im vorigen Jahre die hiesige Ausstellung schmückte.

Götting, J. P., aus Nachen.

Der heilige Franziskus.

Der Heilige kniet vor einem Kreuzifix, das ihm von einem Engel vorgehalten wird. Die Composition ist gewöhnlich, der Engel nicht schön genug, die Farbe etwas zu matt.

Grablegung Christi.

Es sind dies erhabene Gegenstände aus der christlichen Geschichte, deren Darstellung eine großartige Auffassung und tiefe Empfindung erfordert; bei diesem letzten Bildchen, was vielleicht auch nur Farbenskizze seyn soll, vermiffen wir jene gänzlich; auffallend unglücklich in der Bewegung ist die im Vorgrunde knieende, dem Beschauer den Rücken zuzehrende Figur, so wie die der Maria. Die Farbe ist schön und harmonisch.

Shlé, aus Frankfurt a. M. in Cassel.

Die heilige Elisabeth.

Almosen austheilend, steht die Heilige umgeben von Armen, vor dem Thore ihrer Burg. Talent ist in diesem Bilde nicht zu verkennen; eine falsche Richtung, edle Charaktere gewöhnlich, und gewöhnliche widerlich darzustellen, läßt den Beschauer kalt. Einzelheiten in diesem Bilde sind recht schön.

Ittenbach, Friedrich, aus Königswinter.

Die ersten Jünger Jesu.

Wir hielten diese Skizze lange für denselben Gegenstand, den wir in dem schönen Bilde Schadow's ausgeführt fanden, als uns der Catalog überzeugte, daß sie die Stelle im Evang. Joh. K. 1. B. 38 bedeute. Obgleich das Ganze hübsch gemalt ist, so finden wir doch, daß die Composition bei aller Verschiedenheit der Aufgabe nur eine Reminiscenz ist.

Köhler, Christian, aus Werben.

Die Findung Moses.

Mitleidig neigt sich die Tochter Pharaonis zu dem weinenden Knäblein, das nach der Mutter verlangend, seine Arme ausstreckt, und ihre Jungfrauen eilen herbei, und schauen mit Verwunderung auf den gefundenen Säugling. Links im Bilde, mehr im Hintergrunde, sieht man die Schwester des Ausgesetzten, ängstlich das Schicksal des Bruders erforschend. So einfach der Moment der Handlung ist, solch hohen Grad von Bedeutung erhält er durch die Folge der Geschichte. Die Composition ist großartig und gediegen, Zeichnung und Farbe sehr schön, die Behandlung frei und kräftig. Grazie und Schönheit der Formen werden selbst den entzücken, der mit dem Gegenstand unbekannt ist.

Lasinsky, Gustav, aus Koblenz.

Petri Befreiung aus dem Kerker.

Wie uns die Schrift sagt, geschah diese zur Nachtzeit durch den Engel des Herrn. Hier tritt Petrus furchtsam über die Schwelle in den Vorhof, wo die Hüter des Gefängnisses, rechts und links schlafend, gelagert sind. Der Engel macht mit der Hand eine Bewegung, welche zu sagen scheint: Fürchte Dich nicht, Alles ist ruhig. Es ist die Skizze zu einem größern Bilde. Die Composition ist eigenthümlich; in der Zeichnung könnte manches feiner seyn, besonders die beiden Hauptfiguren. Die Beleuchtung geht vom Engel aus, und die Wahl der Farben verspricht eine natürliche Wirkung. Von demselben Künstler zwei Apostel, welche schöner gedacht als gemalt und gezeichnet sind. Das andere Bild, Tell's Tod, sahen wir schon auf der vorigen Ausstellung.

von Der, Theobald, aus Münsterland.

Tod der heiligen Elisabeth.

Kaum ist der Tod der frommen Wohlthäterin kund geworden, und die Armen, die sie in ihrem Leben unterstützte, drängen sich in das Gemach der Verstorbenen,

trauernd und weinend wie um ihre Mutter. Mit vieler Wahrheit zeichnete der Künstler die verschiedenen Aeußerungen der Liebe, der Anhänglichkeit und der Betrübniß, die sich unter den Umstehenden, worunter sich auch ein Priester und eine Freundin der Verstorbenen findet, ausdrücken. Es ist ein reiches, schön komponirtes Bild, worin besonders die Köpfe von Fleiß und Geschicklichkeit zeugen.

Plüddemann, Hermann, aus Colberg.

Nolands Tod.

War schon auf der vorjährigen Ausstellung.

Kethel, Alfred, aus Aachen.

Bonifazius predigt den Sachsen das Christenthum.

Der kräftige, von der Wahrheit tief durchdrungene Geist des heiligen Bonifaz, ersten Apostels der Deutschen, sehen wir hier, wie er mit energischem Beginnen, die den Sachsen über alles heilige Götzeneiche fällt, das Reich des Heidenthums zerstörend, und das des Christenthums auf gereinigtem Boden zu pflanzen. Noch zeigt sich bei den Sachsen der Zorn über die ihnen frevelhaft scheinende That, doch des göttlichen Beistandes gewiß, predigt der Apostel die vom Herzen zum Herzen gehenden heiligen Worte und alte in Irrthum ergraute, junge kräftige Krieger fallen auf die Knie und falten willenlos die Hände. Nur der Götzpriester entfernt sich mit Zorngrimme. Dem Apostel zur Seite stehen zwei seiner Jünger, der eine Gott dankend für den glücklichen Erfolg, der andere in frommer Betrachtung versunken. Großartige Composition, lebendige originelle Auffassung der Charaktere; natürliche Malerei; und nur die unruhige Haltung des Bildes, die theils in der Wahl der Farben, theils in dem Mangel an Totalwirkung ihren Grund findet, schwächt den Eindruck. (Fortf. f.)

Der alte Ziethen.

Aus der Schrift: „Bilder aus Berlin's Nächten“ von L. Schneider.

(Die Nacht vom 21. auf den 22. Juli 1756.)

Unmuthig schritt der Generalmajor Ditto von Schwerin, ein Vetter des Feldmarschalls, im Zimmer auf und ab. Lange schon waren die Lichter bis über die Hälfte herunter gebrannt, und die leeren Rheinweinflaschen auf dem kleinen zweibeinigen Marmortische in der Ecke bewiesen, daß die beiden Generale, die sich im Zimmer befanden, das vertraute Gespräch schon lange geführt und noch immer sich nicht trennen konnten.

Schwerin, der seit dem Jahre 1748 den königlichen Dienst quittirt und als Landmann auf Dargebell bei Anclam gelebt hatte, war ein schöner, groß und regelmäßig gebauter Mann. Die sorgfältige Frisur jener Zeit umgab die freie offene Stirn. Das große herrliche Auge wurde von edlen Brauen beschattet, und jede Bewegung, jede Stellung zeigte den kühnen Krieger — den schönen Mann.

Der andere General war viel kleiner als Schwerin. Die hohen Schultern ließen fast keinen Raum für den Hals, und der einfach glatt gekämmte Schopf, der hinten bis beinahe auf den halben Rücken fiel, ließ das Gesicht offen, dessen stark aufgeworfene Lippen und Habichtsnase den mächtigen Schnurrbart einflämmten. Aber in den Augen lebte ein Feuer, ein Ausdruck, eine Willensstärke, die Jedermann unwillkürlich anzog. Der General trug die rothe Husarenuniform des Regiments Ziethen und war — Ziethen selbst.

„Wenn ich nur wüßte, was der Alte von mir will? Da sitz' ich nun schon vier Tage in dem widerwärtigen Berlin, komme auf seinen ausdrücklichen Befehl hierher, und wollte Gott, es hätte sich schon ein Mensch um mich bekümmert.“

„Wir sind Beide nicht mehr Mode bei Hofe, lieber Schwerin! Es überrascht mich, daß Du Dich darüber so bekehrdest. Bei Tein, bei Katholisch-Hennersdorf und Hohenfriedberg, da kannte man uns und wußte uns zu finden, aber jetzt — jetzt ist das Alles anders.“ — Da bei seufzte Ziethen tief auf.

„Wenn der Alte übrigens denkt, er kriegt mich herum, so irrt er sich. — Er hat mich zu sehr beleidigt. — Unverdient so bitter gekränkt zu werden, das thut weh — aber ich habe mein Ehrenwort als Cavalier gegeben, nie wieder den Degen vor der Front meines Regiments zu ziehen.“

„Deines Regiments? — Du vergißt, Schwerin, daß Du den Dienst quittirt hast.“

„Nie werde ich das Regiment Anspach und Bayreuth Dragoner anders nennen, als mein Regiment. Ich kommandirte es bei Hohenfriedberg, wo es 67 Fahnen, 5 Kanonen und ein Paar Pauken eroberte. Damals war ich mein lieber Oberst Schwerin hinten, mein lieber Oberst Schwerin vorne. Und das Regiment, mit dem ich einen solchen Coup ausgeführt, sollte ich anders als mein nennen? Nimmermehr!“

„Und doch hat der König vier Jahre nachher das Regiment ein besoffenes Regiment genannt und Dich in Gegenwart der ganzen Generalität geschuhriegelt wie einen Kammerlaquai.“

„Ja, das hat er, und mich hat er damit aus einem Dienst gebracht, der mein ganzes Leben war. Aber ich habe ihm geantwortet wie ein Edelmann. Der Teufel soll mich holen, wenn ich wieder den Degen vor der Front meines Regiments ziehe. Und ein Schwerin hält sein Wort.“

„Ich habe dem König kein solches Wort gegeben; aber seit dem letzten Manöver, zwischen Spandau und Pichelsdorf, wird mein Name auch nicht mehr bei Hofe genannt. Ich bin so gut wie aus der Rangliste gestrichen. Ich exerziere mein Regiment nicht mehr — ich trage das Tigerfell nicht mehr — ich nehme keine Rapporte von meinen Offizieren mehr an, und hoffe, Dich bald 'mal in Anclam besuchen zu können, wenn das so fort geht.“

„Sag' mir nur, um Gotteswillen! wie ist das aber mit Dir gekommen? Dein Regiment ist ein wahres Muster für die Armee und der König hielt doch immer große Stücke auf Dich.“

„Ja, wie das so zu kommen pflegt. — Die Sache schreibt sich eigentlich vom vorigen Jahre her. Ich war in Potsdam zur Tafel geladen, und da war der — der — nun, Du weißt schon, wen ich meine — ich spreche seinen Namen nie aus. Ich merkte, daß sie etwas mit mir vor hatten, denn bei Tafel brachten sie das Gespräch auf das Entwerfen von Dispositionen. Da schwagten sie Alle erschrecklich viel von strategischen Verhältnissen — von maskirtem **Deployment** en echiquier — und weiß der Teufel, von was für verfluchtem Zeug noch Alles! — Wie nun die Reihe an mich kam, und der Alte mich mit seinen Augen anglozte, und dabei schnupfte daß es ihm immer in's Gemüthe fiel — da war ich kurz angebunden, und meinte: Hol! der Teufel alle Dispositionen! Wenn ich den Feind vor mir sehe, und bin nicht blind, daß ich das Terrain sehe, so mache ich meine Disposition auf der Stelle, und dann: „Vorwärts marsch!“ Das nahmen sie mir Alle gewaltig übel, und der Alte zuckte die Achseln.“

„Federfuchser sind sie Alle, Maulhelden aus dem schreibenden Hauptquartier. Das sieht ihnen aber ähnlich, daß sie Dich in die Tinte reiten wollten. Aber das kann doch die Ursache nicht seyn, daß Du Dich nicht mehr um Dein Regiment bekümmerst? Was ist denn das für eine andere Geschichte, von der Du vorhin sprachst, da bei Spandau?“

„Das war so ein Stückchen von dem hergelaufenen Kerl, von dem Ungar, dem Radyschtzander. Der Kerl hat es einmal auf mein Regiment gemünzt, das er gern kommandiren möchte, und setzt dem Könige einen Floh über den andern in's Ohr! Wir hatten acht Tage Feldmanöver angesagt bekommen, und gleich am ersten Tage, wie ich mit meinem Regiment eine Attaque von der Stelle mache, krieg' ich meinen Hundselohn. Der König sagte mir vor der ganzen Generalität: „Das ist ein loddriges Einbauen! Geh' Er mir aus den Augen, ich will Sein Regiment gar nicht mehr sehen! Verstehst Er mich?“

„Nun, und was antwortetest Du?“

„Nichts; ich steckte meinen Säbel ein, kommandirte

„Kehrt!“ und ritt mit meinem Regimente ruhig vom Manöver fort nach Berlin.“

„Das hast Du gewagt? Menschenkind, bist Du rasend? Und der König hat Dir nicht auf der Stelle den Säbel abgefordert und Dich kassirt?“

„Nein, er hat kein Wort gesagt. Das Manöver mußte geändert werden, und ich war ihm aus den Augen gegangen, damit er mein Regiment nicht mehr zu sehen brauchte.“

„Das nimm mir nicht übel, Zietzen, das war stark! — Aber recht und wie ein braver Soldat gehandelt, der da fühlt, was er ist und was er gethan hat. Na, ich wollte, ich könnte es dem Alten einmal so recht von der Leber weg und in den Bart hinein sagen, wie mir's um's Herz ist — er sollte sich wahrhaftig wundern.“

Da klopfte es an der Thür.

„Wer, zum Donnerwetter! stört uns denn heute noch in aller Nacht?“ — Die Thür öffnete sich und der König Friedrich II. trat ein.

„Bon soir, Messieurs.“

Wie versteinert standen Zietzen und Schwerin. Der Erstere war vom Sopha aufgesprungen, und stand in ehrerbietiger militärischer Haltung neben Schwerin, der sich den Rock zuknöpfte und dessen Augen den Boden suchten.

„Ich war bei Ihm, Schwerin — suchte Ihn in Seinem Hause; aber da sagte man mir, daß Er bei Seinem Freunde Zietzen wäre. Habe jetzt viel zu thun, und möchte nicht bis morgen warten; wollte Ihm nur sagen, daß Sein Regiment morgen Marschordre bekommt, und daß Er sich rasch nach Pasewalk macht, damit die Marschordre nicht früher in der Garnison ist, als der Chef.“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich habe nicht mehr die Ehre, in Allerhöchster Dero Diensten zu stehen.“

„Er kann sich auch wegen der Reisekosten bei meinem Militärintendanten melden. Kommt ein Bißchen unverhofft, die Marschordre, Herr Generalmajor, nicht wahr? Aber kann nichts dafür. — Da sind Frauensleute daran schuld. Die Pompadour hat nicht geruht, bis sie die Veränderung im Ministerium durchgesetzt, und meine gute Cousine von Oestreich will mich nun, mit Hilfe der Franzosen, zu einem Marquis von Brandenburg machen, aber so haben wir nicht gewettet. Wir wollen sie büßten, nicht wahr, Zietzen?“

Mit fester und sehr ernster Stimme erwiderte Zietzen: „Zu Befehl, Ew. Majestät! Ich werde aber diesmal nicht mit dabei seyn, denn meine Gesundheit ist durch die letzte Campagne zu sehr geschwächt, und da ich auch schwerlich im Stande seyn werde, die nöthigen Dispositionen vorher zu entwerfen, so bitte ich unterthänigst um meine Quiescenz.“

„Hör' Er 'mal, Zietzen, Er müßcht mit mir — sey Er stille — ich sage Ihm, Er müßcht! Er sollte sich was schämen, weiß Er das?! Seinen König um den Abschied zu bitten, wenn die Oestreicher, Russen, Sachsen und Franzosen ihm auf den Pelz wollen.“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden —“

„Sey Er stille — wir reden nachher noch zusammen; jetzt will ich erst mit Schwerin da reden — der ist auch müßsch, und trägt mir es wahrscheinlich nach, daß ich ihm den pour le merite um den Hals gehängt habe.“

„Ew. Majestät — ich müßsche nicht — aber ich kann nicht ferner die Ehre haben, Ew. Majestät zu dienen, weil ich kein besoffenes Regiment kommandiren will.“

„Ist denn das so etwas Erschreckliches, besoffen zu seyn? Sag' Er 'mal, ist Er noch nie besoffen gewesen, Schwerin?“

„Zu Befehl, Ew. Majestät, schon öfter, als Fähnrich beim Regiment Schwendy.“

„Na, steht Er wohl! — Und nun ziere Er sich nicht länger.“

„Aber, Ew. Majestät, ich habe mein Ehrenwort gegeben, meinen Degen nicht wieder vor der Front des Regiments zu ziehen, und ich bin Kavaler.“

„Wer verlangt denn von Ihm, daß Er den Degen

ziehen soll? Kommandire Er mit der Reitpeitsche! Wenn Er nur kommandirt, womit, ist mir sehr egal.“

„Ja, wenn Ew. Majestät so meinen?“

„Versteht sich, meine ich es so. Wo ein Schwerin kommandirt, da brauche ich weiter keine Sorge zu haben. Na, also? — Geb' Er mir die Hand. Fege Er die Oestreicher mit der Reitpeitsche vor sich her, desto besser! — Sein Regiment wird sich recht freuen, Ihn wieder zu sehen. Ist doch ein schönes Regiment — grüß' Er es von mir. Wenn Er morgen auf der Parade die Parole: Hohenfriedberg, hört, so denke Er nur daran, daß der König von Preußen Ihn eine Aufmerksamkeit erweisen will.“

Der König schwieg und setzte sich auf das Sopha, indem er mit dem Krückstock Figuren auf den Boden zeichnete. Schwerin stand mit ganz verklärtem Gesicht da, denn er war mit Leib und Seele Soldat. Ost genug hatte er seine Uebereilung schon bereut, und war innig froh, trotz seines gegebenen Ehrenworts, wieder an die Spitze seines Regiments treten zu können. Zietzen aber stand schweigend da, und wartete, bis der König sprechen würde. Peinlich war die Stille für alle Anwesenden.

Endlich sprang der König auf, ging rasch auf Zietzen zu, faßte ihn am Kollet, und knöpfte, während dem er sprach, einen Knopf nach dem andern zu.

„Weiß Er denn schon, Zietzen, daß ich den Kerl, den Radschützander, heut Abend zum Teufel gesagt habe? — hat eine miserabile Conduite hier geführt, der Filou — bin aber hinter seine Schliche gekommen! — Jetzt ist er fort, und läßt sich hoffentlich nie wieder in meinen Staaten sehen.“

Ich gratulire, Ew. Majestät, daß Allerhöchstdieselben sich einen bösen Hoffschranzen und Speichellecker vom Halse geschafft haben. Wenig ehrliche Kavaliere hätten mit dem schlechten Kerl fortzuden können, wenn er es wirklich dahin gebracht hätte, ein Regiment zu erschleichen.“

Aber mit Seiner Conduite bin ich auch nur sparsam contentirt, Zietzen. Er ist ein Hitzkopf — Er kann Sein Maul nicht halten — man kann gar nicht gehörig mit Ihm einen Diskours führen — Er wird gleich grob. — Hätte Ihn gestern gern bei Tafel gehabt, wie die Rede auf die Affaire bei Moldau-Lein kam. — Da meinten die Andern — Ihr hättet viel fortune dabei gehabt — ich meinte aber, Ihr hättet ein großes mérite dabei gehabt, und bin davon so penetrirt, daß ich express komme, um Euch noch vor dem Ausbruche des neuen Krieges für die Siege des alten zu danken. Es ist freilich übel, wenn meine Husarenregimenter in der Campagne fragen: Wo ist denn unser Vater Zietzen? und ich ihnen antworte: Zietzen liegt zu Hause auf der faulen Haut, weil er seinem Freunde ein rasches Wort übel genommen, und mault mit der ganzen Arme. Schlimm, schlimm! Ich hatte mir das so gedacht: Er avancirt zum Generalleutnant, ich gebe Ihm so ein 20 Schwadronen und 10 Bataillone zur Avantgarde, da würde es denn schon gehen — die Oestreicher kennen Ihn, und meine Cousine soll, wie ich höre, einen besondern Haß auf Ihn geworfen haben. Na, was meint Er? Wir kommen wieder in die Gegend von Moldau-Lein, da kann Er ja das Schlachtfeld wieder einmal besuchen, wo er sich so distinguirt hat.“

Wie ganz anders war der Ausdruck in Zietzens Gesicht nach diesen, mit dem eigenthümlichen Ton Friedrichs II. gesprochenen Worten. Verwirrt und gerührt faßte der verdiente General des Königs Hand und wollte sie küssen, indem Thränen in seinem Auge standen, aber der König zog ihn hierauf zu sich, umarmte ihn herzlich, klopfte ihm dann die Backen und sagte:

„Schäme Er sich, Generalleutnant von Zietzen, Er hat ja die Augen voll Wasser! Na, morgen kommt Er zu mir, und Er auch Schwerin! — Jetzt aber Kinder, hon soir, ich muß nach Hause, weil ich mir den Quant noch bestellt habe. Wir wollen noch ein neues Flötenduet mit einander blasen, und es ist schon spät — hon soir — hon soir!“

Düsseldorf, Montag den 24. August 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№. 34.

Bemerkungen

über die

Düsseldorfer Kunstausstellung

des Jahres 1835.

II.

Ueber einzelne Bilder.

A. Historische.

(Fortsetzung.)

Shadow, W. aus Berlin. Direktor der königl. Kunstakademie.

Die Jünger zu Emaus. Es ist dies die Scene, wo Christus nach der Auferstehung, ohne sich zu erkennen zu geben, mit zweien seiner Jünger nach Emaus geht. Der Meister hat hier den Augenblick gewählt, wo er ihnen die Schrift auslegt, und seine Jünger, ergriffen von der Heiligkeit seiner Worte, in jene Begeisterung geriethen, wo es, wie sie sich ausdrückten, in ihren Herzen brannte. Wahrhaft göttlich ist die schöne Gestalt unseres Heilandes, welche Hoheit, welche Milde spricht sein verklärtes Antlitz, seine edle Haltung aus! Es war der dritte Tag nach der Auferstehung, und noch war die Verheißung nicht erfüllt. Doch durch die salbungreichen Worte unseres Erlösers „musste nicht alles so kommen“ war ihnen Gewißheit geworden; neues Leben durchströmte ihren bang erwartenden Geist. Die innige Frömmigkeit und Freudigkeit des Jüngers zur Linken und die sich stärker äußernde Begeisterung des ältern, ist meisterhaft dargestellt.

Wenn wir auch den dem Beschauer zur Linken stehenden Jünger etwas kräftiger im Charakter gehalten wünschten, so müssen wir doch aufrichtig gestehen, daß uns das bei der ersten Anschauung durchaus nicht störend entgegentrat, uns hingegen der Geist des Bildes, die schöne Malerei und Zeichnung so beschäftigte, daß wir diesen Wunsch gerne unterdrückten.

Sohn, Carl, aus Berlin.

Das Urtheil des Paris. Farbenskizze. Nach der bewährten Meisterschaft des Künstlers dürfen wir auf ein gediegenes Bild hoffen. Bei Gegenständen dieser Art, wo die Figuren meist nackt sind, liegt Schönheit und Leben in weit zarteren Linien als in einer Skizze zu geben sind, weshalb wir uns unser Urtheil bis zur Vollendung des Bildes vorbehalten.

Ferner waren historische Bilder: Tod Adolphs von Nassau, von Lindenschmidt. Christusbild von Rhombert; Venus im Bade, von Hitz; Judith tritt aus dem Zelte des Holofernes von v. Schröter.

B. Romantische.

Bendemanns schönes Bildchen, Hirt und Hirtin, war schon auf der vorigjährigen Ausstellung; ebenso die Kirchgeherin von Blauk. Von letzterm jetzt eine Farbenskizze von vielem Verdienst, nach Uhlands Goldschmidt's

Töchterlein. Es ist einer jener Gegenstände, die im Gedicht durch die Verbindung Bedeutung erhalten, dahier in der bildlichen Darstellung, als einzelner Moment, nothwendig an poetischem Gehalt verlieren müssen. Die Figur ist edel, sehr schön gezeichnet und gemalt, und das Ganze hübsch angeordnet, aber der eigentliche Inhalt des Gedichts, die stille Liebe und das unbewusste Wiedergeleibtseyn, spricht sich nicht aus.

Grashof, Otto, aus Köln.

Ed (Romanze I.)

Die Komposition ist in den äußern Linien und in der Zusammensetzung nicht unangenehm, aber in der Auffassung der Charaktere mangelhaft und unrichtig. Don Diego ist zu wenig edel und zu kräftig und wohlgenährt, zu geschmückt und sorgfältig angekleidet. Die Bewegungen Eds sind unmännlich, der Kopf im Ausdruck leer, und der gerechte Zorn wird hier zum Knabentrog; nicht richtiger sind die Charaktere seiner Brüder. In der Malerei ist manches recht schön und sorgfältig gemacht, im Ganzen aber fehlt es, was wir bei einer gelungenen Komposition vielleicht nicht so sehr entbehren würden, an tiefem Studium der Natur.

Hübner, Julius, aus Breslau.

Kinder und Schutzengel.

Schon der Gedanke ist ungemein schön und poetisch, und er entfaltet sich hier so sinnreich und ungekünstelt zum Bilde, daß uns die Schönheit der Zeichnung und Malerei nicht mehr als Mittel zum Ausdruck, sondern das Ganze uns wie eine liebliche Erscheinung vorkommt, von der wir uns keine Rechenschaft geben können, wie sie unserm Auge sichtbar wird. Es ist die reizende Frische der aufblühenden Idee in dem ersten Momente der Begeisterung, lieblich, wie die neu entfaltete jungfräuliche Blume, an der noch die Thautropfen des Morgens hängen. Die überirdischen Gestalten der Englein, ihr geheimes Wachen bei der schlafenden Unschuld im einsamen Walde — doch wir wollen nicht versuchen, dieses Bildchen zu beschreiben, es möchte uns wie dem Knaben ergehen, der den gaukelnden Schmetterling verfolgt, seine Farbenpracht und seine zarten Flügel zerstört, ohne ihn zu haschen; aber unser kritisirendes Auge ergötzt sich an der Schönheit der Komposition, an der Feinheit und Korrektheit der Zeichnung, so wie der Malerei.

Steinbrück, Eduard, aus Berlin.

Die heilige Genoveva. Ein vortreffliches Bild! Wenn auch in der Farbe etwas grau, doch so meisterhaft durchgeführt und wieder im Einzelnen so vollendet, wie wenige. Wir können und wollen hier nicht von der Großartigkeit der Komposition, sondern vielmehr von einer tiefen Gemüthschilderung sprechen, die der Künstler, sowohl was den Kopf als die ganze übrige Bewegung des Körpers betrifft, so zu geben verstand, daß der ganze Zustand ihrer Seele, ihr Bewußtseyn ja ihre Gedankensfolge, ihre Unschuld, ihre Liebe, ihre Hoffnung wie handelnde Personen aus der Gemüthswelt, unserm geistigen Auge vorübergehen. Und so bietet die arme, verlassene, händeringende Genoveva, ihren schlummernden Schmerzensreich auf dem Schooße, ein Bild, das dem süß-

lenden Beschauer, je länger er verweilt, immer inhaltsreicher erscheinen wird.

Stilke, Hermann, aus Prenzlau.

Kaiser Maximilian auf der Martinswand. Der rettungslose Kaiser auf der steilen Felswand, unten die furchtbare Kluft, die ihn von jedem menschlichen Wesen trennt, ist ein poetischer Gegenstand. Seine physische Kraft ist gebrochen und das Vorrecht der Geburt übt auf die todte Steinmasse keine Gewalt aus. Eine edle Ruhe und Hingebung in sein Schicksal würde uns zum Mitleid und zur Bewunderung bewegen; aber der Künstler wählte für diesmal den unglünstigen Augenblick. Seine Hände krampfhaft gefaltet, blickt er verzweifeln in den Abgrund. Die Komposition ist nicht originell, das Ganze nicht historisch gehalten, sonst aber hübsch gezeichnet und gemalt.

Teichs, A., aus Braunschweig.

Scene auf der Burgzinne.

Bei allem Talent, das sich in diesem Bilde ausspricht, finden wir doch sowohl die Komposition als die Malerei fühllich und krankhaft. Es fehlt an tiefem Studium; so vieles scheint uns, besonders in den Gewändern, unverständlich; der Hintergrund und einige Nebensachen sind recht schön gemalt.

Volkart, W., aus Bochum.

Friethof und Ingeberg.

Der Gegenstand ist uninteressant; auch fehlt dem Ganzen die romantische Außenseite, zu wenig Jugendliebe und Jugendlust, zu wenig Wärme und Schönheit. Zeichnung und Farbe verrathen Fleiß und Studium, doch manches könnte ausgeführt seyn. Das Bild scheint uns noch unvollendet.

C. Genre-Bilder.

Becker, Jakob, aus Worms.

Tyroler und sein Mädchen.

Dieses Bildchen macht wenig Ansprüche, weder durch seine Größe, noch durch den Gegenstand, den es behandelt. Es ist einfach, aber sehr reizend, naiv gedacht, schön gezeichnet und fleißig ausgeführt. Ganz außerordentlich tief gefühlt und schön gezeichnet ist das andere Bildchen, die betende Familie im Walde.

Hasenklever, J. Peter, aus Remscheid.

Die Politiker, Nachtstück. Heftiger Disput in der Dorfschenke. Es ist Nacht. Einer der Gesellschaft ist eingeschlafen. Ein dürrer Schenkendemagoge, wie es scheint ein Hausvater, vertheidigt sehr hitzig seine politische Meinung, aber der feiste behagliche Wirth begegnet seiner heiseren Stimme mit verächtlichem Kennerblick und abspredhenden Handbewegungen; hinter ihm steht eine harthörige Person, besorgt eine Perle aus dem Redefluß zu verlieren. Ihnen gegenüber betrachtet ein Fuhrmann den Gang der Dinge mit Kaltblütigkeit und hält in seiner Hand die Düsseldorfer Zeitung. Thwahr, es ist ein geistreiches Bild, voller Charakteristik und Wahrheit. So sehr ausgeführt, so schön gezeichnet und gemalt und so richtig in der Lichtwirkung, würde es gewiß jedem Aktieninhaber beim Kunstverein freudig überraschen wenn — doch es wurde nicht angekauft. Der Sackpfeifer schön gezeichnet und wahres Sonnenlicht.

Heine, Wilhelm, aus Düsseldorf.

Der Landstreicher.

Hier fehlt, wie uns scheint, die letzte Lasur, doch das Bild ist reich an schön gezeichneten und gemalten Gegenständen. Die Komposition ist hübsch, die Charaktere meist wahr und individuell, das Ganze zeugt von den Fortschritten dieses jungen Künstlers.

Jordan, Rudolph, aus Berlin.

Die zurückkehrenden Lootsen.

Ist zwar recht schön gedacht und zum Theil auch gezeichnet, aber die Malerei ist trocken; es sieht etwas verunglückt aus. Von demselben ein Abend auf Helgoland. Der Alte schaut, sein Töchterlein neben sich und von ihren Armen umschlungen, auf das weite Meer. Er lebt der Erinnerung. Tausend Gefühle und Geschichten gehen bei der sinkenden Sonne, wie Jugendgespielen, seiner Seele vorüber. Es ist unstreitig das poetischste Genrebildchen der diesjährigen Ausstellung, reizend in der Farbe und

schön in der Zeichnung. Noch ein kleineres Bildchen von Jordan, die vergessenen Stiefel, ist recht komisch und naiv. Wie die armen Kinder sich plagen! die Stiefel sind fast größer als sie selbst.

Körner, Friedr. Alexander.

Kinder um ein Feuer beschäftigt.

Erstes Bildchen, gut gezeichnet und schön gemalt; mit vielem Fleiß durchgeführt.

Kustige, Heinrich, aus Berl.

Abend in Tirol.

Wenn die Ausführung der gemüthlichen Komposition entspräche, die schön gedachte Landschaft und einige Nebensachen besser gemalt wären, würde dies Bildchen sehr gefallen; vor allem schön gedacht und ausgeführt ist die Gruppe vor dem Hause. Der frierende Knabe, ein kleines Bildchen von demselben ist besser in der Idee als in der Darstellung.

Schrötter, Adolph, aus Schwedt a. d. V.

Eine Farbenskizze.

Zwar nur eine Farbenskizze, doch wir erkennen unsern Schrötter. Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit; wo er geht und steht, findet sein Talent irgend etwas für seine Kunst. Die Kindlein sind ungemein naiv, lebendig und charakteristisch.

Sonderland, J. Baptist, aus Düsseldorf.

Ein Fischmarkt.

Ein alter jovialer Fischer preist seine Waare einer einkaufenden Dirne, und sucht sie durch zärtliche Neckereien zum Ankauf zu bewegen, während auf eine sehr listige Weise ein Bube im Vorgrunde die Fruchtkörbe der jungen Schönen bestiehlt, und den Raub mit seiner jüngern Schwester theilt. Es ist das schönste Bildchen, was wir von Sonderland gesehen, sowohl in der Zeichnung als in der Malerei, welche letztere sehr kräftig und natürlich ist. Dessen andere Bildchen waren trocken und farblos.

Trautsholt, Wilh., aus Berlin.

Jdyllische Scene im Walde.

Der Schweinejunge schläft, eine Sau umarmend, in einer seiner würdigen Lage, um ihn die andern Säue, lächerlich und komisch in ihrer Bestialität versammelt. Die wirklich schöne Zeichnung und natürliche Malerei trägt besonders dazu bei, das Ganze interessant zu machen; wir hoffen indessen nicht, daß der Künstler fernerhin sein Talent derartigen unbedeutenden Gegenständen widmen wird.

Wappers, Gustav, in Antwerpen.

Das gefallene Mädchen.

Dieses Bildchen verräth eine große praktische Meisterschaft in der Behandlung, die Totalwirkung ist sehr schön, aber im Einzelnen ist es manierirt und unwahr; auch könnte die Komposition poetischer seyn.

Ferner waren recht hübsche Genrebilder: Baierrische Artillerie von Monton, welches sehr schön gezeichnet und lebendig komponirt, aber etwas grau in der Farbe ist; ein Wechsler von Holthausen, fleißig ausgeführt; eine Lautenspielerin von Jakob, recht schön gemalt; ein Kosakenzug von Lasuski, hübsch komponirt, aber kalt in der Farbe; ein betendes Mädchen von Steenbock recht schön; Tyroler Wirthshaus von Büffel, schön gezeichnet und komponirt, doch die Farbe zu grau; Abendgebet eines Kindes von Mündel. Zu den in der Idee unglücklichen Bildern gehörten: der Vogelfänger von Simonsee; der Entenjäger von Wingerder und der Geldmangel von Michaëlsen, welches letztere sich durch eine langweilige Komposition auszeichnet, obgleich in beiden Bildern manches recht schön gemalt ist.

(Schluß folgt.)

Die Gräfin Potocka.

Wenige Menschen sind je so ausgezeichnet vom Glück begünstigt, so mit dessen Gütern überschüttet worden als diese Frau, welche aus verächtlicher Niedrigkeit auf den Gipfel des Ranges und Reichthums empor gehoben

wurde; ihre Macht überstieg die manches souveränen Herrschers, denn sie besaß 30 Städte, 300 Dörfer und 600,000 Unterthanen in den fruchtbarsten Gegenden der Ukraine. Ein kurzer Ueberblick ihres Lebens wird unsern Lesern und besonders unsern Leserinnen nicht uninteressant seyn. —

In Folge der zahlreichen Revolutionen, welche dem Falle des griechischen Kaiserthums vorangingen, rühmten sich viele Familien Janari's, nahe bei Konstantinopel, von dem entthronten Kaisergeschlechte abzustammen. Die Sache ist glaubwürdig, aber durchaus unwichtig, und es nimmt sich daher Niemand die Mühe, sie zu bestreiten. — Einer dieser Nachkommen der alten Kaiser, ein Zweig der Familie Kantafuzeno's, trieb in einer abgelegenen Straße Pera's, der bekannten Vorstadt Konstantinopel's, das bescheidene Gewerbe eines Fleischers, aber trotz seiner Mühe, seines Fleißes konnte er dabei kaum den nöthigen Lebensunterhalt für sich, sein Weib und seine einzige Tochter Sophia gewinnen. Sophia hatte eben ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt und ihre aufblühende Schönheit erregte allgemeine Bewunderung.

Das Schicksal wollte, daß der arme Fleischer durch mehrere, rasch auf einander folgende Unglücksfälle an den Bettelstab gebracht werden sollte. Seine Frau klagte ihre Noth einem ihrer Verwandten, einem Griechen, der bei der französischen Gesandtschaft den Posten als Dragoman bekleidete, und dieser erzählte es wieder dem Gesandten, dem Marquis von Vauban. Der Marquis schenkte der verarmten Familie seine ganze Theilnahme, besonders aber Sophien, deren Schönheit der schlaue Dragoman mit den glühendsten Farben geschildert hatte. Durch Mitleid, durch Neugier, vielleicht auch noch durch irgend ein anderes Gefühl bewogen, besuchte der Marquis den Fleischer. Er sah Sophie, ward durch ihre Reize wie durch ihren Geist gleich sehr bezaubert und machte ihren Eltern den Vorschlag, sie seiner Sorge anzuvertrauen, und ihr zu erlauben, daß sie ihn nach Frankreich begleite. Die Armen, in welcher die Eltern lebten, mag sie wohl bewogen haben, sich von ihrem einzigen Kinde zu trennen; genug sie nahmen den Vorschlag des Marquis an und lieferten ihm Sophien für die Summe von 1500 Piastern aus. Noch an demselben Tage zog sie in den Pallast des Gesandten ein. Sie fand in dem Herrn von Vauban einen freundlichen, liebevollen Wohlthäter, welcher ihr Lehrer annahm und sie in jedem Zweige des Wissens unterrichten ließ, so, daß bald zu ihren natürlichen Reizen auch noch die eines reich gebildeten Geistes hinzukamen und sie mit unwiderstehlicher Anmuth begabten.

Wenige Monate später ward der Marquis nach Frankreich zurückberufen und in Begleitung seines orientalischen Schazes trat er den Weg in die Heimath zu Lande an. Um so viel als möglich die Mühseligkeiten einer so langen Reise zu vermindern, machten sie sehr kleine Tagereisen und erreichten, nachdem sie glücklich durch die europäische Türkei gelangt waren, Kaminiack in Podolien, die erste russische Festung auf dieser Seite. Hier beschloß der Marquis, einige Tage zu rasten.

Graf de Witt, ein Nachkomme des Großpensionärs von Holland, war Gouverneur der Festung und empfing seinen hohen Gast mit allen Zeichen der Achtung und Aufmerksamkeit; kaum aber erblickte er Sophia, als er sich auch sterblich in sie verliebte. Als er hierauf die zweideutige Stellung Sophiens zu dem Marquis von Vauban erfuhr, da er hörte, daß sie weder dessen Sklavin, noch dessen Gattin sey, sondern eine Art von Handelsartikel, den der Marquis für den Preis von 1500 Piastern erstanden hatte, da säumte er nicht, ihr seine Liebe zu erklären und ihr zugleich seine Hand anzubieten. Der Graf war ein schöner Mann, kaum dreißig Jahre alt, Generallieutenant in russischem Dienste und ein Günstling seiner Monarchin Katharina II. Die schöne Griechin wies das Glück, das sich ihr so unerwartet darbot, nicht von sich, sondern nahm das Anerbieten an, ohne nur einen Augenblick in ihrem Entschlusse zu wanken.

Es ließ sich leicht voraussehen, daß der Marquis von Vauban nicht darein willigen werde, sich von einem so theuern Gegenstande, den er auf rechtlchem Wege er-

langt und auf den er keinen geringen Werth setzte, zu trennen. Der Graf hielt es daher für rathfamer, zu einer List seine Zuflucht zu nehmen. Als der Marquis von Vauban eines Tages vor die Stadt geritten war, wurden die Zugbrücken aufgezogen, die Liebenden eilten in die Kirche und ein Priester vereinigte die Hände zum ewigen, gesekmäßigen Bunde. Als nun der Marquis an den Thoren der Festung erschien und Einlaß begehrte, ward ihm ein Bote entgegen geschickt, welcher ihn von dem, was sich während seiner kurzen Abwesenheit zugegetragen, in Kenntniß setzte. Dabei ward ihm sogar, um ihm jeden noch möglichen Zweifel zu benehmen, der gerichtliche Heirathskontrakt gezeigt.

Um Sophia vor den Vorwürfen des Leichtsinns, man könnte wohl sagen, der Undankbarkeit zu sichern, ließ der Graf de Witt dem Gesolge des Gesandten die Weisung geben, ihre Sachen zu packen und außerhalb der Stadt zu ihrem Gebieter zu stoßen. Bald sah der arme Marquis ein, daß es nutzlos sey, noch länger zu verweilen, wo er war; auch hatte er keine Hoffnung, daß seine Regierung von der russischen für den Raub seiner Matresse Genugthuung verlangen werde, und er ergriff daher die flüchtigste Partie, indem er sich über den Verlust der Ungetreuen tröstete.

Etwa zwei Jahre später nahm der Graf de Witt auf unbestimmte Zeit Urlaub und besuchte in Gesellschaft seiner Gemahlin die verschiedenen Höfe Europa's. Sophia's Schönheit, welche durch einen Anstrich orientalischer Schwärmerei noch einen neuen, ganz eigenthümlichen Reiz erhielt, war überall der Gegenstand glühender Bewunderung.

Das Ehepaar kam auch nach Polen, wo Graf Felix Potocki im Anfange der polnischen Unruhen an der Spitze einer zahlreichen Partei stand, die ihm sein Rang, noch mehr aber sein ungeheurer Reichthum gewonnen hatte. Der Graf Potocki war kurz zuvor einige Zeit aus seinem Vaterlande entfernt gewesen, hatte Italien besucht und war auf der Rückreise in Hamburg mit dem Grafen und der Gräfin de Witt zusammengetroffen, wo er sich sogleich leidenschaftlich in Sophia verliebt hatte. — In Polen war nichts leichter, als die Trennung einer Ehe zu bewirken. Graf Potocki machte sich diesen Umstand zu Nutze, traf alle nöthigen Vorbereitungsanstalten und trat dann eines Morgens zu dem Grafen de Witt in das Zimmer. „Graf,“ — redete er ihn an — „ich liebe Ihre Gemahlin und kann nicht ohne sie leben. Ich weiß, daß ich ihr ebenfalls nicht gleichgültig bin; ich könnte sie daher augenblicklich entführen, aber ich wünsche Ihnen mein Glück zu verdanken und für immer die Erinnerung an Ihre Großmuth zu bewahren. Hier sind zwei Papiere: das eine ist eine Scheidungsakte, der nur noch Ihre Unterschrift fehlt, denn, wie Sie sehen, hat ihre Gemahlin bereits unterschrieben; das andere ist ein Wechsel auf 2 Millionen Gulden, zahlbar nach Sicht durch meinen hiesigen Banquier. — Wir können daher das Geschäft ganz nach Ihrer Neigung freundschaftlich oder auf andere Weise abmachen.“ — Der Graf erinnerte sich ohne Zweifel seines Benehmens gegen den Marquis von Vauban und war klug genug, die Scheidungsurkunde zu unterzeichnen und den Wechsel zu nehmen. — Noch an eben dem Tage wurde die schöne Sophia Gräfin Potocka und Gebieterin eines unermesslichen Vermögens.

Tapferkeit und Vaterlandsliebe.

Als der schwedische Thronerbe Sigmund die von den Polen ihm dargebotene Krone angenommen, und während seiner Abwesenheit, nach dem Tode seines Vaters, sein Vetter, der Sudermann, sich des schwedischen Szepters listiger Weise bemächtigte, entstanden viele und blutige Kriege, welche die Polen mit den Schweden, anfangs um ihrem Könige zu dem ihm rechtmäßig gebührenden schwedischen Thron zu verhelfen, und nachmals auch wegen Bestätigung der fruchtbaren Provinzen Esthland und Liefland, mit abwechselndem Erfolg führten. Dester be-

Bestimmung der furchtbaren Provinzen Estland und Liefland, mit abwechselndem Erfolg führten. Dester zeigte die Polen gegen ihre Feinde eine ausgezeichnete Tapferkeit und nachahmungswürdige Vaterlandsiebe. —

Eine geringe Anzahl der polnischen Truppen bot öfter Tausenden der Schweden mit dem nachdrücklichsten Erfolge die Spitze, und kein seltenes Ereigniß war es, daß ein polnischer Hauptmann, in den Zeiten der Noth, durch seinen Ruhm und sein Privatvermögen allein eine Anzahl von Kriegeren auf die Füße stellte, die mittlerweile wenigstens dem Feinde mit dem Schwerte begegneten, um ihn bis dahin von den Gränzen des Vaterlandes abzuhalten, bis ein ordentliches Kriegsheer, das in Polen nicht leicht aufzustellen war, im Anzuge begriffen seyn würde.

In diesen Zeiten rüstete sich der Feind, mit seiner ganzen Macht in die polnischen Länder einzubrechen; der besorgte Sigmund III. ließ die Gränzschlösser, so viel in seinen Kräften stand, mit wohlbewährten Besatzungen versehen, denen er unternehmende und treue Männer an die Spitze setzte. Die Rätthe gaben dem Könige zu diesem Behufe viele tapfere und treubewährte Männer an, deren Anführung er die Schlösser und ihre Besatzung zuversichtlich anvertrauen könnte.

Unter andern war Kaspar Karlinkski dem Könige als ein Mann anempfohlen, auf den man in jeder Lage rechnen dürfte. Ihm ward also das feste Schloß Dlszyn zu Theil. Er, schon ein bejahrter Mann, war nicht wegen Reichthum und entscheidenden Ansehens, aber um so mehr wegen seiner Tugend und Tapferkeit, deren Beweise er oftmals, in jeder Noth seines Vaterlandes, an den Tag gelegt, unter seinen Landsleuten berühmt. Er befolgte willig des Königs Befehle, und verfügte sich unverzüglich auf den ihm angewiesenen Posten. Während dem rückte ein ansehnlicher Haufe der feindlichen Heerschaar bis zum Schlosse Dlszyn heran, und forderte den tapfern Karlinkski zur Uebergabe des Schlosses auf; jedoch vergebens, — er will nur seines Königs Befehlen Folge leisten, und ihm bis in den Tod die versprochene Treue unverfehrt erhalten. Der listige Feind unterstüzte seine Aufforderung mit den glänzendsten Versprechungen — einen Sitz im Senate — höhern Rang — große Ländereien — Alles versprach er, um sich nur ohne Gefahr der Weste zu bemächtigen. Doch Karlinkski verabscheute die Anerbietungen des Feindes und war eher bereit, für seinen König und sein Vaterland das Leben dahin zu geben, als die schuldige Treue verrätherischer Weise zu brechen. Der feindliche Anführer stellte ihm die ungleichen Streitkräfte und die Gefahr vor, die ihm bei seiner Weigerung bevorstehe; doch Karlinkski sah nur die Gefahr, die seinem Vaterland drohte. Nun überzeugte sich der Feind, daß er auf diese Weise nie etwas ausrichten würde, und des gewissen Sieges gewärtig, ließ er auf Dlszyn einen wüthenden Sturm laufen, und gleich den blutigierigen Tigern fielen die Feinde das Schloß an, doch mit dem nämlichen Erfolge. An den festen Mauern, an der Tapferkeit der Belagerten, und noch weit mehr an der bewährten Erfahrung des klugen Befehlshabers der Besatzung, zerstob die lose Wuth der Stürmenden. Der Feind sah endlich wohl ein, daß er keineswegs je etwas mit diesem tapfern Manne auf dem gewöhnlichen Wege würde gewinnen können; daher schlug er, um zu seinem Ziele zu gelangen, einen andern Weg ein, und wollte nun dasjenige mit List bewirken, was er nicht mit Macht ausrichten konnte. Er rüstete sich scheinbar wiederholt zum Sturme. — Die von Karlinkski ausgestellten Posten benachrichtigten ihn sogleich von diesem Schritte des Feindes, und er erteilte unerschrocken die zur Vertheidigung nöthigen Befehle. Vertrauend auf die gerechte Sache, auf den frischen Muth und die bewährte Tapferkeit seiner kriegerischen Schaaren, hoffte er zuversichtlich ein glückliches Ende des herannahenden Sturmes. Aber ein Teufel blies dem boshaften Feinde einen schrecklichen Gedanken ein. Er rückt mit seinen Truppen näher heran und immer näher. Nun ist er nur einen Schuß weit von Dlszyn entfernt. Plötzlich zertheilt sich die vordere Fronte der Feinde — ein bepan-

zelter Mann, mit einem Weibe an der Hand, das auf den Armen ein Kind trägt, tritt mitten aus der Schaar heraus. Die Belagerten sehen einander voll Verwunderung an, und Karlinkski, durch diesen neuen Anblick betroffen, sieht diesem wunderlichen Schauspiel mit unverwandten Augen eine Weile zu. — „Auf einmal bemächtigt sich seiner ein grausenvoller Schrecken. — „Allmächtiger, dies ist mein Sohn! dies ist mein Sigmund!“ — ruft er verzweilungsvoll aus, und fällt sinnlos zu Boden. Es war wirklich sein Sohn, den der Feind sammt seiner Amme ergriff, und vor seinen Schaaren zu tragen befahl, um auf diese Weise vor den Streichen vom Schlosse aus gesichert zu seyn, und unverwehrt die Mauern ersteigen zu können.

So gelingt nun die schandervolle List, der Feind steht schon hart an den Mauern, und macht eine unbezweifelbare Miene dieselben zu ersteigen; doch Keiner der Belagerten getrauet sich, die todbringende Büchse zu berühren. Inzwischen gewinnt der unglückliche Karlinkski seine Sinne wieder, um nur noch größere Qualen zu leiden. Er sieht die drohende Gefahr wohl ein, doch kein glücklicher Einfall kann ihn aus dieser mißlichen Lage befreien. „Wehrt Euch! wehrt Euch!“ schreit er seinen Kampfgenossen verzweilungsvoll zu, doch sie können den jammervollen Ruf ihres werthen Hauptmanns ohne Gefahr nicht befolgen, Alle durchdringt seine verzweifelnde Stimme bis in's Innere. „Schon verlor ich sieben Söhne im Kampfe für mein Vaterland, wollt ihr noch dieses Opfer aus den Händen des Vaters fordern?“ Doch erfolgte wiederholt ein stummes Stillschweigen, nur durch das klägliche Wimmern des Knaben unterbrochen. Nun besetzte den tapfern Karlinkski eine übermenschliche Macht; er ergreift mit zitternder Hand eine brennende Lunte. „Gott!“ — ruft er aus — „ich war früher Pole, als Vater!“ — zündet das den Feinden zugekehrte Geschütz an, und mit dem Knalle des Schusses, der zur Lösung der Vertheidigung wird, tödtet er seinen Sohn, tödtet viele der Feinde, die Stürmenden und die Bestürmten werden handgemein, Karlinkski siegt, und Dlszyn wird befreit.

Mütterliche Liebe der Spinne.

Wenn man eine Spinne unter Erdklößen trifft, bemerkt man oftmals einen seidnen Eiersack an ihrem Körper. Die Liebe der Spinne zu diesem Eiersack ist wahrhaft rührend; nichts, selbst das Leben nicht, gilt ihr diesem Säckchen gleich. Versucht man, ihr den Eiersack zu nehmen, so widersetzt sie sich; nimmt man ihn wirklich weg, so bleibt sie bewegungslos, wie angewurzelt und traurig auf einem Flecke stehen; gibt man ihn ihr wieder, so gibt man ihr das Leben zurück; schnell ergreift sie das Säckchen und läuft damit an einen sichern Ort. Der berühmte Naturforscher Bonnet warf eine solche Spinne in die Höhle eines Ameisenbären. Als ob des Thier die Gefahr geahnt hätte, suchte es sogleich die Flucht, aber war nicht schnell genug und die Zangen des Ameisenbären erfaßten den Eiersack. Die Mutter strengte alle Kräfte an, um sich dem gefährlichen Feinde zu entziehen, aber im Kampfe ward ihr das Kleinod entrispen und blieb in der Gewalt des Gegners. Statt nun ihr eigenes Leben zu retten, was sie durch die Flucht leicht hätte thun können, kehrte sie sogleich um, biß den Eiersack an, und kämpfte von neuem darum. Doch die Kraft des Gegners war zu groß, obgleich die ihre durch Verzweilung gesteigert wurde, und der Eiersack kam unter den Sand. Noch floh die Spinne nicht, sondern blieb still auf dem Flecke stehen, und ließ sich lieber lebendig mit ihren künftigen Jungen begraben. So weit lief es Bonnet nicht kommen, sondern befreite sie aus dem Rachen des Todes, konnte aber den Eiersack nicht von dem Ameisenbären losmachen. Sie schlich nun um das Grab der Eier herum, unbekümmert um die Gefahr und die Bemühungen Bonnet's, sie wegzujagen.

Düsseldorf, Montag den 31. August 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 35.

Ueber den Halley'schen Kometen

dessen Wiederkehr schon seit langer Zeit auf das Jahr 1835 angekündigt wurde, sind in öffentlichen Blättern schon so manche, theils sehr oberflächliche, theils ganz unrichtige Nachrichten verbreitet worden, daß es vielen Lesern vielleicht willkommen seyn dürfte, einige nähere und zuverlässigere Notizen über diesen aus großer Ferne zurückkommenden und schnell reisenden Himmelskörper zu finden. Für den Astronomen ist die Wiederkehr dieses Kometen ein höchwichtiges Ereigniß, denn dieser betrachtet und bewundert nicht bloß den Glanzschweif desselben, er findet vielmehr in seiner merkwürdigen Wiedererscheinung höchst wichtige Folgerungen für die Wissenschaft selbst. Kehrt dieser schon so oft und viel besprochene Komet in der jetzt berechneten Zeit und Bahn zurück, so feiert die neuere Astronomie wieder einen großen Triumph ihrer sehr mühsamen aber siegreichen Forschungen, indem sie darin einen augenscheinlichen Beweis der Richtigkeit ihrer Theorien findet. Möchte indes der Komet möglicherweise früher oder später als die Berechnungen ergeben, zur Sonnennähe zurückkehren, so würden die Astronomen darin nur eine Veranlassung finden, den planetarischen Störungen, die er in seiner großen Bahn erleiden konnte, näher nachzuforschen und die theoretischen Sätze, die der Berechnung der Wiederkehr zum Grunde gelegt wurden, zu berichtigen und zu vervollständigen. In dem Reiche der Unmöglichkeiten liegt es, beiläufig gesagt, nicht, daß ein Komet, der so entfernte Gebiete durchläuft, selbst außerhalb der Uranusbahn und des uns bekannten Planetensystems, auf störende Kräfte stoßen konnte, die seine Rückkehr zur Sonne in etwas beschleunigen oder verzögern mochten.

Wollen wir aber die Richtigkeit der von den Astronomen und Geometern durchgeführten Rechnungen hier voraussetzen, so dürften jetzt, wo die erwartete Wiedererscheinung des Kometen so nahe bevorsteht, wenigstens für den gebildeten Theil des großen Publikums folgende zuverlässigere Nachrichten nicht ohne Interesse seyn.

Der sogenannte Halley'sche Komet ist den Astronomen ein alter Bekannter. Man will ihn schon oft und selbst schon in den frühesten Jahrhunderten unserer jetzigen Zeitrechnung beobachtet oder wenigstens gesehen haben, denn die sorgfältigern astronomischen Beobachtungen reichen nur bis zu dem Jahre 1531 zurück. Nach diesen Beobachtungen stand er in seinem Perihelium (Sonnennähe) am 25. August 1531 und am 26. Oktober 1607, (Periode von 27,811 Tagen) sodann am 14. September 1682 (Periode von 27,352 Tagen) und zuletzt am 13. März 1759 (Periode von 27,937 Tagen). Seitdem und erst in unsern Tagen wurde die bevorstehende Wiederkehr desselben, einer genaueren Berechnung mit Berücksichtigung aller auf seinen Lauf einwirkenden planetarischen Störungen unterworfen. Mit dieser überaus weitläufigen und mühsamen Berechnung beschäftigte sich zunächst Hr. Damoiseau, dem auch der von der Akademie zu Turin ausgesetzte Preis im Jahre 1820 zuerkannt

wurde. Im Jahre 1826 rief aber die Akademie der Wissenschaften zu Paris zu neuen Untersuchungen auf. Zweimal ward der Preis zur Bewerbung ausgesetzt, als endlich es dem Herrn v. Pontécoulant gelang, den Forderungen des Programmes zu genügen. Späterhin haben sich auch die Herren Rosenberger zu Halle und v. Boguslawsky zu Breslau mit diesen Berechnungen beschäftigt. Hr. v. Pontécoulant unterwarf aber seine eigene Arbeit demnächst einer nochmaligen Prüfung, und seine zuletzt gefundenen Resultate hat er im Anhange zu der bereits für das Jahr 1837 erschienenen *Connaissance des tems* (Seite 102) bekannt gemacht. Dar- nach ist:

die halbe große Ase des Kometen	17,99755
die Excentricität in Theilen der halben großen Ase	0,9675212
die Länge des Perihels	304° 31' 43"
die Länge des aufsteigenden Knotens der Bahn	55° 30' 0"
die Neigung gegen die Ekliptik	17° 44' 24"

und der Durchgang des Kometen durch sein Perihel nach astronomischer Zeit am 12, 6 November 1835, welcher Ausdruck nach bürgerlicher Zeitrechnung dem 13. Novbr. Morgens 2 Uhr 24 Minuten entspricht. (Herr Damoiseau hatte den Durchgang durch das Perihel auf den 4. Novbr. Abends 7 Uhr 41 Minuten gesetzt.)

Diesmal braucht also der Komet zu seinem Umlaufe um die Sonne vom 13. März 1759 bis zum 13. Novbr. 1835 einen Zeitraum von 28003 Tagen. Seine Umlaufzeiten um die Sonne sind also sehr verschieden und zwar als Folge der mehr oder mindern Einwirkung der planetarischen Störungen.

Auf diese von Herrn v. Pontécoulant gelieferten Elemente, hat Herr Bouvard, Astronom der National-Sternwarte zu Paris, eine Ephemeride berechnet, (sie findet sich Seite 105 des Anhangs zur *Connaissance des tems* für das Jahr 1837) aus welcher der nachstehende Auszug entlehnt ist. Bei Bezeichnung großer Fernen bedienen sich die Astronomen gewöhnlich eines größeren Maßstabes, indem sie den Halbmesser der Erdbahn, das heißt die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne (= 20,665,800 geographische Meilen) *) als Einheit annehmen, und nach diesem Maßstabe hat auch Hr. Bouvard in seiner Ephemeride die Entfernung des Kometen von der Erde und von der Sonne angegeben; weil man aber im bürgerlichen Leben an ein so großes Maß eben nicht gewöhnt ist, so sind in dem nachstehenden Auszuge die Entfernungen des Kometen von der Erde auch nur in geographischen Meilen ausgedrückt, wobei aber die kleinern Zahlen unter 1000 vernachlässigt worden, weil diese bei solchen Größen nicht weiter in Betracht kommen.

E p h e m e r i d e.
Mittlere Zeit; im Meridian von Paris.

1835 um 12 Uhr Mitternacht.	Gerade Aufsteigung des Kometen.		Declination des Kometen.		Entfernung des Kometen von der Erde, in geogr. Meilen.		Bezeichnung der Sternbilder, durch welche der Komet geht.
	Gr.	M.	Gr.	M.			
August 20.	85	1	23	57	nördl.	39 461000	Im Stier. Südlich vom Sterne B in der Milchstraße.
" 24.	86	5	24	21	"	36 773000	" id.
" 28.	87	1	24	54	"	33 948000	In den Zwillingen.
Septbr. 1.	87	59	25	22	"	31 069000	" " id. zwischen dem Sterne η in den Zwillingen und dem Sterne C im Stier.
" 5.	89	1	26	27	"	28 137000	" " id.
" 9.	90	11	27	13	"	25 159000	" " id.
" 13.	91	25	28	23	"	22 141000	" " id. zwisch. β im Stier u. ϵ in den Zwillingen.
" 17.	93	4	29	54	"	19 042000	Im Fuhrmann.
" 21.	95	9	32	0	"	16 010000	" id.
" 25.	98	29	35	1	"	12 945000	In den Zwillingen, beim Sterne ρ .
" 29.	102	43	39	49	"	9 924000	Im herschelschen Teleskop. Zwischen Kaster (α in den Zwillingen) und β im Fuhrmann.
Oktober 3.	114	41	48	45	"	7 086000	Im Luchs.
" 5.	127	23	53	17	"	5 838000	Im großen Bären.
" 7.	152	0	58	58	"	4 778000	" " id. Zwischen d. Sterne ν u. β (Merek.)
" 9.	188	23	56	37	"	4 241000	" " id. Südlich über δ u. ϵ (Megrez u. Alioth.)
" 11.	218	8	44	0	"	4 278000	Im Bootes. Zwischen β u. λ .
" 13.	233	50	29	2	"	4 916000	Mitten in der nördlichen Krone.
" 15.	242	4	17	33	"	5 960000	Im Herkules. In der Nähe des Sternes γ .
" 19.	249	54	7	4	"	8 922000	" id.
" 23.	253	36	3	4	südlich.	11 674000	Im Ophiuchus.
" 27.	255	15	7	16	"	14 778000	" id.
" 31.	255	54	9	39	"	17 824000	" id.
Novbr. 4.	255	52	12	21	"	20 875000	" id.
" 8.	255	23	13	50	"	23 766000	" id.
" 12.	254	22	15	2	"	26 587000	" id. beim Sterne η .
" 16.	253	37	16	21	"	28 792000	" id.
" 20.	252	29	17	24	"	30 906000	" id.
" 24.	252	20	18	21	"	32 693000	" id.

Während nun der Komet in seinem Aphelium (Sonnenerferne) etwa 732 Millionen Meilen von der Sonne abstand, beträgt seine Entfernung von derselben am 20. August nur 34,822,000 Meilen; am 9. Oktober nur 19,083,000 Meilen, und am 13. November, zur Zeit seiner Sonnennähe nur 12,081,000 Meilen. Vom 13. November ab entfernt sich der Komet wieder von der Sonne, zu welcher er alsdann erst nach dem langen Zeitraume von etwa 76 Jahren wieder zurückkehren wird.

Nach dieser Ephemeride wird der Komet wahrscheinlich schon gegen Ende des Monats August, und zwar einige Stunden vor Sonnenaufgang wenigstens dem bewaffneten Auge am östlichen Himmel in der Milchstraße sichtbar werden, obgleich seine Entfernung von der Erde alsdann noch sehr groß ist (34 Mill. Meil.). Während des Monats September nähert er sich der Erde schnell und immer schneller; sein Lichtglanz nimmt zu, und in der Mitte September wird er schon zwischen 10 und 12 Uhr Abends nordöstlich aufgehen. Gegen Ende September geht er in den Abendstunden immer zeitiger und immer weiter nach Norden zu auf. Anfangs Oktober wird man ihn nördlich von dem Stern Castor (α im Sternbilde der Zwillinge) sehen. Am 9. Oktober wird er der Erde am nächsten seyn und nur in einer Ferne von 4,240,630 Meilen ihr vorüberfliegen. In den Tagen vom 7. bis 11. Oktober, wo er der Erde so nahe steht, daß er selbst mit bloßem Auge als ein Stern erster Größe mit etwas dunklern Lichte als das der Planeten zu beobachten seyn wird, geht er durch den sogenannten großen Wagen im Sternbilde des großen Bären. Seine nördliche Abweichung ist alsdann so groß, daß er von der Abenddämmerung an bis zum anbrechenden Morgen sichtbar seyn wird, weil jenes Sternbild unter dem hiesigen Breitengrade nicht untergeht. Sein Schweif reicht alsdann durch das Sternbild des großen Bären und durch den Polarstern bis zur Cassiopeja hin. In die untere Culmination (unterhalb des Polarsterns) kommt

er am 7. Okt. gegen 9 Uhr; am 8. Okt. gegen 10 Uhr, wo er alsdann in der Mitte der vier Hauptsterne des großen Wagens stehen wird; am 9. Oktober gegen 11 Uhr Abends; am 10. Oktober gegen Mitternacht und am 12. Oktober gegen 1 Uhr Morgens.

Nach dem 9. Oktober entfernt sich der Komet schon wieder von der Erde, so daß er am 24. Nov. beinahe 33 Mill. Meilen wieder absteht. Auch geht er vom 12. Oktober an täglich früher unter, und erst nach Sonnenaufgang wieder auf. Vom 25. Nov. bis 10. Dez. steht er mit der Sonne in Conjunction, so daß er in ihren Strahlen verschwindet; aber nach dem 11. Dez. wird er wieder sichtbar werden, und vielleicht noch lange am südlichen Himmel beobachtet werden können.

Den Lauf des Kometen nach Anleitung der Ephemeride in eine Sternkarte zu verzeichnen ist zwar sehr leicht; -wer sich aber diese Mühe ersparen will, der findet eine sehr klar und rein gezeichnete Sternkarte, auf welcher des Kometen Lauf vom 20. Aug. an bis zum 19. Okt. verfolgt werden kann, bei dem kleinen Werke „Nachricht über den Halley'schen Kometen u. von Pontécoulant, aus dem Französischen übersezt von Evander. Heidelberg bei Groß 1835.“

Es werde hier nur noch bemerkt, daß nach den Berechnungen des Herrn Professor Rosenberger der Komet schon am 5. Okt. der Erde am nächsten stehen, und am 4. Nov. in die Sonnennähe kommen würde. In diesem Fall würde man ihn schon am 3. Okt. unterhalb des Vierecks im großen Wagen (im Sternbilde des großen Bären) sehen. Die von Herrn Rosenberger gefundene gerade Aufsteigung und Declination des Kometen ist also von jener des Herrn v. Pontécoulant sehr abweichend. Wer von beiden Recht hat, wird sich bald entscheiden.

Lindhorst.

Zu der Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1700 paradirten die Grands-Mousquetairs in fester militärischer Haltung vom Wasserportal des Schlosses in Berlin, die Treppen und Gänge hinauf, bis zu den Gemächern des Königs. Ihre prächtige Uniform, scharlachrothe Röcke, auf allen Nähten mit Gold besetzt, die mächtige französische Alongenperrücke, der kleine Treffenhut mit der rothen Feder, die breiten goldgestickten Bandleiere ließ sie als jene bevorrechtete, aus französischen Flüchtlingen adeliger Herkunft gebildete Leibwache erkennen, welche der große Churfürst nach Widerrufung des Edikts von Nantes aus flüchtigen französischen Edelleuten organisiert und dadurch den prachtliebenden Ludwig XIV. nachgeahmt hatte. Sie waren am Tage des Einzugs Friedrich's I. in Berlin, aus Prenzlau, ihrer beständigen Garnison, zum Dienst um die Person des Königs beordert worden, und erwarteten jetzt die Rückkunft des Königs, der mit seiner Gemahlin, der geistreichen Sophie Charlotte von Hannover, so eben von einer Treckschuytenfahrt auf der Spree nach dem beim Dorfe Liegow für die Königin erbauten Schlosse Liegenburg (Charlottenburg) zurückkehrte. Die königliche Treckschuyte war an der langen Brücke angekommen, wo Tausende aus dem Volke das Aussteigen des Königs erwarteten. Ein Spalier aus Soldaten des Regiments von Schöning bildete einen Weg bis zum ersten Portal des Schlosses, und fast hätte es der Fackeln nicht bedurft, welche Läufer und Pagen vorauf trugen; so hell, in fast blendender Klarheit, strahlte der Mond in die laue ruhige Maimacht. Grüßend schritt der König, seine Gemahlin am Arm führend, durch das Spalier in das Schloß, und bald darauf hatte sich das Volk verloren. Nur mehrere reich bespannte und verzierte Hofkarossen mit fremder Dienerschaft in sonderbaren ungewöhnlichen Kleidern, hielten etwas weiter hin, wo die Grundmauern des neuen Schloßtheils, der eben im Bau begriffen war, hinter dem verbergenden Bretterzaun hervorragten. Die fremden Sprachen, in denen sich die Dienerschaft unterhielt, zeigte, daß dies die Karossen der fremden Gesandten wären, die von ihren Souverainen an den Hof Friedrich's I. geschickt waren, um ihm zu seiner am 18. Januar dieses Jahres zu Königsberg erfolgten Annahme des Königstitels zu gratuliren. Während unten am Schlosse die Dienerschaft der Gesandten sich mit prüfenden Blicken maß, sich bespöttelte, und besonders die Diener des russischen Gesandten, Andreas Petrowitsch Ismailow, verhöhnten, standen die Gesandten selbst oben im Rittersaal, den der König zu seinem Einzug in Berlin hatte fertig bauen lassen, und machten es, freilich feiner und höflicher, aber doch dem Wesen nach eben so, wie ihre Dienerschaft. Stolz sah Lord Raby, Abgesandter Sr. großbritannischen Majestät, auf den einfach gekleideten General Odbam herab, den die Republik Holland an ihren treuen Bundesgenossen, den Nachfolger des großen Churfürsten, geschickt, denn er unterhielt sich lebhaft mit dem Gesandten des Czar Peter von Rußland, der das Holländische verstand, weil er in Begleitung seines Herrn die große europäische Reise mit ihm gemacht. Es schien fast, als hielte der hochmüthige Engländer es unter seiner Würde, ein Wort mit dem Moskowiten zu wechseln, denn, es war das erste Mal, daß ein russischer Gesandter an den Höfen europäischer Fürsten erschienen war.

Alle Drei hatten die Zurückkunft des Königs von der Wasserfahrt erwartet; denn Se. Majestät hatten geruht, am Morgen dieses Tages bei der feierlichen Antrittsansdienz die Gesandten zu einem Souper in den Kammern der Königin einzuladen. Pünktlich waren sie erschienen und gaben schon Zeichen von Ungeduld, als der König eine halbe Stunde nach seiner Ankunft im Schlosse sie noch nicht rufen ließ. Zerstreut und alle mögliche Gespräche denkend, die sich während des Souper's wohl eignen könnten, um auf schlagende Antworten vorbereitet zu seyn, sprach Lord Raby mit dem Grafen v. Wartensleben, erstem Minister und Kanzler des Königreichs, der mit ihm in

einer Fensternische stand und den Gesandten auf den großen, im hellen Mondlicht sich ausbreitenden Lustgarten aufmerksam machte. Rings waren große Gebäude im Bau angelegt. Hinter der jungen Pappelallee an der Spree erhob sich das seit 1695 angefangene Zeughaus; rechts neben der alten Schloßburg (Hofapotheke) der Dom, und im Hintergrunde glänzte das Mondlicht auf das neue Schieferdach des Schlosses Monbijou, welches seit der Anwesenheit des Czar Peter in Berlin neu ausgebaut wurde. Dicht von den Fenstern ab lagen ungeheure Haufen von Baustücken und Zimmerholz, zum Ausbau des königlichen Schlosses bestimmt.

„Se. Majestät bauen viel“ — meinte der Lord, als er lange unaufmerksam den Erklärungen des Kanzlers zugehört hatte. „Auch der König, mein Herr, liebt das Bauen sehr, und würde gern seine Residenz so verschönern, wie Se. Majestät jetzt ihre Stadt Berlin, wenn wir nicht jeden Schilling erst dem Parlament abfragen müßten. Freilich eine so schöne Stadt würden wir nicht bauen können, wie der Czar Peter sich vorgenommen hat, wenigstens kann der Herr Peter — witscht oder witscht — ich kann den Namen nicht aussprechen — dort dem Herrn Holländer in der kleinen Perrücke nicht Rühmens genug davon machen. Ich wünsche nur, daß Se. Majestät von Schweden nicht seine Residenz in der neuen Stadt aufschlagen möge, wie es allen Anschein danach hat.“

Der eintretende Kriegsminister Graf von Wartensleben machte dieser Unterhaltung ein Ende. Se. Majestät ließen den drei Gesandten sagen, daß Sie dieselben erwarteten. Die Flügelthüren eröffneten die Aussicht in eine lange Reihe hell erleuchteter auf das prächtigste geschmückter Zimmer, in denen sich die bunte Menge der Kammerherren, Offiziere, Lakaien, Läufer, Heidecken und Pagen drängte. Alles athmete Pracht und königlichen Glanz. Eilend schritten die eingeladenen Gesandten bis zu dem Zimmer der Königin, wo beim Eintritt ein kurzer, aber heftiger Kampf um den Vortritt entstand. Keiner wollte seinem Herrn etwas vergeben, Jeder wollte der Erste seyn. So rasch als möglich hatte Lord Raby den Vorsprung gewinnen wollen, aber Andreas Petrowitsch Ismailow, ein Mann von ungewöhnlicher Größe und Körperstärke, griff links und rechts zu, drückte seine beiden Kollegen halb mit Höflichkeit, halb mit unwillkürlicher Gewalt so an die Thürpfoste, daß er zuerst in das Zimmer trat. Mit wüthenden Blicken und einem „damned dog of a muscovite“ zwischen den Lippen folgte ihm der Engländer, während der Holländer zufrieden lächelte, daß nur der Lord nicht der Erste gewesen.

Freundlich und huldreich, aber doch keinen Augenblick die neue Königswürde vergessend, saß Friedrich I. neben der Königin in einem breiten mit schwerem Sammet ausgeschlagenen Armsessel. Er trug ein einfaches schwarzes Sammetkleid, aber den Stern des neu gestifteten schwarzen Adlerordens und den Orden de la Générosité auf der Brust. Eine mächtige künstlich gekräuselte Alongenperrücke bedeckte den Kopf und die Schultern, und mit dem Kopfe nickend, lüftete er auf einen Augenblick den kleinen reich mit goldenen Treffen besetzten Hut, der kaum den Scheitel bedeckte.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und den Fragen, wie es seinen Gästen in Berlin gefiele, sprach der König von der heutigen Wasserfahrt:

„Schade, Herr General Odbam, daß Ihr nicht mit uns wäret. Meine Treckschuyten fahren so rasch als Eure Holländischen; Ihr wäret auch durch die ganze Umgegend lebhaft an Euer Vaterland erinnert worden, denn mein neues Schloß bei Liegow hat viel Aehnlichkeit mit dem Amsterdamer Rathhaus. Ich habe es zu einem Lustschloß für die Königin bestimmt, aber Ihre Majestät gefällt der Name, den ich ihm gegeben, nicht. Was meint Ihr, Herr Lord Raby, gefällt er Euch nicht?“

„Ich weiß in der That nicht, wie das Schloß jetzt heißt, Se. Majestät!“

„Liegenburg, Lord!“ — fiel hier die Königin ein; — „habe ich nicht Recht? — Welch' ein Name für ein Lustschloß! Schlüter hat es so getauft.“

Der Lord war in der größten Verlegenheit: wem sollte er Recht, wem Unrecht geben? Lächelnd bemerkte es der König und sagte: „Nun denn, so soll es künftig so heißen, wie Ihre Majestät es taufen werden; aber das Burg behalte ich mir vor, wenn ich auch Liegen fahren lasse.“

Mit verbindlichem Wesen wandte sich die Königin jetzt an den russischen Gesandten und fragte ihn: wie er das Schloß wohl nennen würde?

Mit offener Geradheit antwortete dieser: Charlottenburg, Ihre Majestät, oder Sophienburg, nach dem Namen der hohen Bewohnerin.“

Der König, die Königin und alle Anwesenden lächelten erfreut über diese eben so unerwartete als galante Wendung; die beiden Gesandten Englands und Hollands aber bissen sich in die Lippen.

„Was gibt es sonst Neues, Ihr Herren?“ — fragte der König jetzt. „Wir haben seit vorgestern, wo wir unsern Einzug in Berlin hielten, noch nicht einmal Zeit gehabt, uns um die Welthändel zu bekümmern. Es gab so viel zu ordnen und zu befehlen, daß ich mit meinem dreifachen W., den Ministern Wartenberg, Wittgenstein und Warkensleben, nicht einmal habe sitzen und arbeiten können.“

„Des Königs Majestät von Schweden sind mit einem Heer in Pommern gelandet, und gedenken, den Krieg gegen Polen und Rußland jetzt zu eröffnen“ — antwortete Lord Raby. „Man sagt, es sey ein vortreffliches Heer, gut ausgerüstet und vom besten Geiste beseelt.“

„Ey, ey, da wird sich mein Bruder von Polen und Sachsen tummeln müssen, um den Nachbar würdig zu empfangen. Nun, seit er katholisch geworden ist, kann er ja den Papst für sich beten lassen, das kann ich leider nicht! denn ich verharre, trotz meiner neuen Königskrone, in meinem Glauben, den er abgeschworen, um König von Polen zu werden.“

„Der erste Angriff ist nicht gegen Polen gerichtet, Ew. Majestät!“ — erwiderte bescheiden der Russe — „sondern gegen den Czar, meinen Herrn, und obgleich Karl XII. in Pommern gelandet ist, so gilt der Zug doch der neuen Stadt und dem Hafen, den mein Czar am finnischen Meerbusen anzulegen beschäftigt ist.“

Rasch von diesem Gegenstand abbrechend, denn Schweden, Polen und Rußland suchten wechselseitig das Bündniß Preußens, und es wäre also gegen die staatskluge Berechnung des Königs gewesen, weiter zu sprechen — wendete er sich gegen die im nächsten Zimmer bereit stehende Tafel, die für acht Personen gedeckt war. Alle Anwesenden, die drei Gesandten und drei Minister, folgten dem König und der Königin, blieben aber erstaunt stehen, als sie sahen, daß sechs reich verzierte Armsessel neben zwei einfachen Schemeln ohne Lehnen und Polster standen. Hinter den Schemeln standen die beiden Kämmerer des Königs in prächtiger Livree, und bezeichneten dadurch die Schemel als den Sitz des Königs und der Königin. Mit ruhigem Lächeln nahm der König mit seiner Gemahlin auf den Schemeln Platz, und winkte herablassend seinen Gästen, sich ebenfalls zu setzen. Noch immer wußten diese nicht, was sie denken sollten, und zögerten, auf den prachtvollen Armsesseln Platz zu nehmen, während der König auf so einfachem Schemel saße.

Endlich brach der König diese lästige Stille, und sagte: „Ihr wundert Euch, meine Herren Gesandten, daß wir auf einem so schlichten Sessel zur Tafel sitzen! Ey! ich werde doch wissen, was mir in Gegenwart des Gesandten meines Bruders von England und der guten Republik Holland zukommt?“

„Wie, Ew. Majestät? Wodurch haben wir diesen Spott verdient?“

„Nicht doch, keinen Spott! Als ich vor fünf Jahren im Haag war und mit Sr. Majestät von England dort zusammentraf, hatte ihm die hohe Republik einen Armsessel, mir aber, als Churfürsten von Brandenburg, einen Stuhl ohne Lehne hingestellt. Seit der Zeit habe ich den Armsessel immer in Gedanken gehabt, und sitze auch wohl auf meinem neuen Königsthron hin und wieder in einem Armsessel; aber in Gegenwart eines Lords und

edelmögenden Herrn fällt mir immer der Stuhl wieder ein, und ich kenne meine Pflicht.“

Stumm saßen die beiden Gesandten, denn was hätten sie auch darauf antworten sollen?

„Wenn Ihr Herren aber denkt, es könnte mir jetzt als König in Preußen ein Armsessel zu: ey nun, so bin ich's zufrieden, und will ihn gern mit diesem Schemel vertauschen!“ — und damit stand er auf, um zwei noch an der Wand stehende kostbare Lehnstühle zu holen. Eilig sprangen die Anwesenden zu, um den König zu hindern, selbst den Sessel zu tragen, als dieser sagte:

„Nun, Ihr Herren, laßt mich nur. So wie ich selbst mir ohne die Hülfe und Bewilligung eines meiner Brüder die Krone in Preußen aufgesetzt, so ziemt es mir auch, den Sessel eines Königs an die Stelle des Schemels eines Churfürsten zu stellen. Betrachtet diesen Armsessel wohl. Seht, er ist aus ächtem Eichenholze meiner Markten. Der Sammet ist aus Nürnberg, der Stammberg meiner Ahnen, die Nägel aus Thüringen und Sachsen, die Krone hier aus Preußen, und die Fußschemel aus der Kaffeke eines schwedischen Geschüzes, das bei Fehrbellin erobert wurde. Ich denke, es wird sich recht gut darauf sitzen lassen. Schmal ist er nur, aber ich hoffe, ihn mit Gottes Beistand mir noch bequemer zu machen, und was ich nicht vollbringe, thun vielleicht meine Nachfolger, wenn sie den Schemel im Haag vor Augen haben. Jetzt laßt uns speisen, Ihr Herren!“

Das heitere, herablassende Wesen des Königs während der Tafel verwischte bald die ängstliche und gedrückte Stimmung, welche durch das eben Erlebte sich über die kleine Gesellschaft verbreitet hatte, und erfreut stimmte Alles ein, als Andreas Petrowitsch das Wohl Sr. Majestät ausbrachte, und seinem Hause eine lange und glorreiche Regierung wünschte.

N o r d a m e r i k a.

Das Gebiet, welches die vereinigten Staaten gegenwärtig einnehmen, beträgt ungefähr den zwanzigsten Theil der bewohnten Erde. Wenn die Bevölkerung sich noch ein Jahrhundert hindurch alle 22 Jahre verdoppelt, wie sie es seit zwei Jahrhunderten gethan hat, so wird man in 20 Jahren 24 Mill., im Jahre 1874 aber 48 Mill. und im Jahre 1896 sogar 96 Mill. Amerikaner zählen. Der anbaufähige Boden kann diese Zahl von Einwohnern leicht unterhalten, da sich noch immer nur 762 Personen auf die Quadratlieue geben würde, und auf eine solche kommen jetzt in Frankreich im Durchschnitt 1063, in England 1457 und in der Schweiz trotz den Seen und Bergen 783 Einwohner.

Siebenundfünfzig schiffbare Flüsse ergießen ihre Gewässer in den Mississippi, der auf seinem Laufe 2000 Lieues bewässert. Das Mississippithal, welches zwischen den Felsen- und Alleghanybergen eingeschlossen ist, begreift 228,843 Quadratlieues, einen Raum, der ungefähr sechs mal so groß ist als der östliche Abhang der Alleghanyberge, wohin sich die ersten Auswanderer richteten. Dieser Grund treibt mit den übrigen die amerikanische Bevölkerung kräftig nach dem Westen. Man hat berechnet, daß sie jedes Jahr in dieser Richtung ungefähr 7 Lieues vorrückt.

Vor vierzig Jahren besand sich der größte Theil der Bürger der Union an den Küsten des atlantischen Meeres, in der Gegend, wo sich gegenwärtig Washington erhebt; jetzt ist sie tiefer in das Innere und nach Norden zu gerückt. Man kann kaum zweifeln, daß sie in zwanzig Jahren auf der andern Seite der Alleghanyberge seyn wird. In dreißig oder vierzig Jahren wird die Bevölkerung des Mississippithales, mit der der alten Staaten verglichen, sich wie 40 zu 1 verhalten.

Europa hat 410 Einwohner auf der Quadratlieue; mit dieser Zahl könnte Nordamerika 150 Mill. Menschen haben.

Düsseldorf, Montag den 7. September 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 36.

Bemerkungen

über die

Düsseldorfer Kunstausstellung
des Jahres 1835.

II.

Ueber einzelne Bilder.

(Schluß.)

D. Bildnisse.

Hübsche Bilder in diesem Fache waren:

von Grothaus, ein Studienkopf; von Karl Schmidt aus Aachen mehrere Portraits; von Engel ein nachdenkender Greis, welcher sich besonders durch eine schöne natürliche Malerei und korrekte Zeichnung auszeichnete; von Kötzen zwei Bildnisse.

Dann mehrere vortreffliche Portraits von Th. Hildebrand. Alle lebendig aufgefaßt, meisterhaft gemalt, so daß nach unserer Meinung selbst die strengste Kritik keine erheblichen Mängel entdecken möchte.

Ferner ein schönes Portrait von W. Schadow und das einer Dame, von Adolph Schmidt in Berlin.

Von Kraft sahen wir ein Familienbild, welches im Einzelnen sehr schön gezeichnet und gemalt, im Ganzen aber zu hart war und zu wenig Haltung und Wirkung hatte.

Von A. Schroetter (aus Schwedt), eine Jagdscene.

Die Portraits sollen recht ähnlich seyn; Malerei und Zeichnung haben viel Schönes, doch die Composition will uns in der Auffassung nicht ansprechen. Bei derartigen Aufgaben, wo dem Künstler alle Freiheit genommen und sein Talent Personen mit ihren verschiedenen Eigenheiten in Ausdruck und Haltung, als Portrait behandeln, zu einem Ganzen verbinden, und den Anforderungen der Kunst entsprechen soll, mag eine geistreiche Composition nicht allein sehr schwierig, sondern nach unserer Meinung fast unausführbar seyn.

Recht artige Portraits waren mehrere von Fürstenberg, von von Hopfgarten, Wilms und Wingender sehr schwach ein weibliches Portrait von Maassen.

E. Landschaften.

Wir versuchten dem Leser die vorstehenden Bilder durch eine kurze Beschreibung wieder vor Augen zu bringen, um so auf die Verschiedenheit des Geistes in der Auffassung und in der Wahl des Gegenstandes aufmerksam zu machen; hier können wir es unterlassen. Außer dem daß wir bei den meisten Landschaften, nicht nur in der Farbe und Behandlung, sondern auch in den Gegenständen eine gewisse Ähnlichkeit finden, halten wir es auch darum nicht für gut, weil Landschaften, die im Bilde unserm Auge als ein Ganzes auf einmal entgegen treten, in der Beschreibung, wo die Theile als Vor-, Mittel- und Hintergrund und die Staffage einzeln erwähnt werden müssen, nicht selten langweilig werden.

Wenn wir von einem Gegenstande begeistert sind, oder wenn wir in einem Augenblicke lebendiger und tiefer fühlen als sonst, so möchten wir gerne dieses Gefühl auf irgend eine Weise unserm Gedächtniß aufbewahren, es zu unserm bleibenden Eigenthume machen; und der Dichter greift zur Feder, der bildende Künstler zum Stift. Bei dem Geistreicheren entwickeln sich die Ideen oft so plötzlich nach und auseinander, oder die Begeisterung ist so groß, daß er das hervorstechende Schöne so schnell wie möglich, charakteristisch und kräftig auffaßt und es der aussprechenden Form einverleibt. Durch dieses rasche und feurige Beginnen zeichnet er unwillkürlich Alles stärker und schärfer, als es in der Natur der Sache liegt. Es ist der Anfang zur Manier, doch erst mit der Zeit wird er zum Manieristen, wenn er gewisse Linien und Farben annimmt, die für immer dieses oder jenes aussprechen sollen und er glaubt zuletzt in dieser Uebertreibung die Natur ergriffen zu haben. — Und so finden wir die sonst geistreichen und originellen Bilder von Achenbach etwas manierirt; in der Farbe sind sie schön, doch nicht natürlich, in der Zeichnung mitunter etwas hart. Ein unverkennbarer Hang zur Romantik läßt ihn meist Motive aus den sagenreichen nordischen Gebirgsgegenden wählen, mit Felsen und Seen, dunkeln nordischen Bäumen, Klöstern und Burgen. Ungemein reizend waren die Landschafts-Parthien vom Hundbrücken. Zu hart in der Beleuchtung fanden wir das Kloster am See, doch schön gedacht und wie alle Bilder von demselben praktisch gemalt.

Der alphabetischen Ordnung gemäß folgen die gemüth- und seelenvollen Bilder von Funt. Sie gehören zu den originellsten und tief empfundensten der hiesigen Schule. Diesmal waren es meist ernste und trübe Landschaften. Nicht die wilde unheimliche Natur, die die Brust des Wanderers mit Angst und Beben erfüllt, nein, die schauerlich melancholische, die freundlich traurige, die unsere Seele in gedankenreiche Träumereien versinken läßt. Schaurige Winde wehen; der Regen fällt naßkalt auf eine unangebaute Gegend, wo eine verfallene Kapelle dem Wanderer einen schützenden Zufluchtsort bietet. Ein anderes Bild zeigte eine alte Burg von der Seite. Stehendes Gewässer umgibt sie, sumpfig und dunstig und von Unken bewohnt. Der Wind rauscht in den Bäumen und Sträuchen und in dem Schilf am Teiche; als Staffage zwei Fischreier. Niedeggen von demselben, meisterhaft gemalt, trug mehr als die andern Bilder den Charakter einer Einöde; doch ein kleineres Bildchen war entschieden freundlich. Ein Gottesacker im Dämmerlicht; still und ruhig, doch nicht traurig lagen die Wohnungen des ewigen Friedens. Eine Winterlandschaft von Koeck; ein meisterhaft durchgeführtes Bild von auffallender Naturwahrheit und schöner Wirkung. Unwillkürlich erzeugte sie in uns Gedanken und Wünsche, die sich in folgenden Versen ausdrücken:

Ich sah durch meiner Augen Fensterlein
Auf Schnee und Eis und Winter Sonnenschein,
In Nebeldunst die fernen Wälder lagen;
So kalt es war, es wollt' mir doch behagen.

Gemüthlich muß es in der Hütte klein
Beim Keiser-Feuer jezt zu plaudern seyn.
Wenn draußen, im Revier die Aexte schallen
Und die gekrümmten Eichen-Neste fallen.

Im Geiste schon ging ich den Weg entlang,
Zum fernen Dörflein, das in Duff versank.
Wie schwer die trägen Winterwolken hangen,
Die Glur ist todt, die Lust ist heimgegangen.

So recht zum Denken ist das stille Land,
Wo Schnee und Eis die Decke ausgespannt.
So Alles gleich, das sonst Getrennte, Fremde,
Wie Arm' und Reich' in ihrem Leichendemde.

Doch — mich umgibt ja schwüle Sommerluft,
Mich labt der Rosen- und der Blumenduff,
Wir leben noch in jenen heitern Tagen,
Von neuem fängt das Herz jezt an zu schlagen.

O Maler, täuschend wie die lebende Natur;
Ja bald erfüllt in Wirklichkeit die Glur,
Dann schenke du zur Winterzeit im Bilde,
Uns auch die Frühlingsluft, die warm' und milde!

In den Bildern von Krause erkannten wir einen gewandten praktischen Künstler, aber viele Stellen waren flach und besonders der Vorgrund leer.

Nicht als einzelner Gegenstand, sondern im Zusammenhang betrachtet Lessing die Natur und den Menschen. Es scheint ihm gewiß zu seyn, daß, um eine Welt zu charakterisiren, viele Dinge auf einmal ineinander greifen und zusammen wirken müssen. Der Charakter der Landschaft paßt hier zur zufälligen Begebenheit, die doch nur von außen zufällig erscheint, nach dem innern Zusammenhang aber natürlich und leicht erklärlich ist. Was hier vorgegangen, können wir nicht sagen, so wenig wie wir es erkennen würden, wenn wir von ungefähr in der Wirklichkeit an solchen Ort kämen. Raub, Plünderung und Mord an einsamer Stelle; die Räuber scheinen die Dunkelheit der vergangenen Nacht und die Einsamkeit benutzt zu haben. Das Haus liegt zertrümmert und verbrannt, aus dem öden schwarz berauchten Gemäuer dampfen noch einzelne Kohlen. Rauher Wind weht über die Berge, der Himmel ist düster und schwer behangen; im Vorgrunde liegt ein Erschlagener. Großer poetischer Reichthum! Alles ist todt und doch so lebendig, das Stück ist zu Ende und die Bühne liegt verwüstet. Die Heidekräuter vom Winde gepeitscht, die trübten Wolken, die Schlucht, der Fußsteg und die Ferne, prächtig und meisterhaft in Zeichnung und Malerei.

Ein kleineres Bild, der Wartthurm genannt, trägt ebenfalls den Stempel der Meisterschaft; besonders die Luft ist außerordentlich wahr. Die große Unbefangenheit der Naturanschauung und Auffassung verleiht seinen Bildern eine ungeschmückte Wahrheit.

Zu den eigenthümlichern und gediegenern Landschaften gehören auch die von Pöse, welche neben Komposition und Farbe sehr schön gezeichnet sind. Nicht mühsam zusammengetragen, sondern lebendig empfunden, sind es meist einfache Gegenden, wie sie uns nicht selten in der Wirklichkeit erfreuen; stille friedliche Thäler, schattenreiche Baumpartieen, sonnige Berge und Fernen.

Auch eine Winterlandschaft von Schelshout, von ungemeiner Wahrheit, wenn gleich weniger tief als die von Koekef. Beide sind sehr verschieden im Charakter, jener malte die entschlummerte Natur, dieser, die Vergnügungen des Winters. Wahr und duftig in der Farbe, wenn auch in der Komposition etwas uninteressant, war das sommerliche Bildchen von demselben.

Nicht selten ziehen wir die Jugendarbeiten eines Künstlers seinen spätern, wenn auch vielleicht durchdachteren Bildern vor; jene waren mehr gefühlt, vielleicht nur aus reinem Gefühl, aus schöner Begeisterung entsprungen, diese aber verdanken oft seiner Praxis, seiner Ruhmsucht oder seinen Verhältnissen ihr Entstehen. Gerne übersehen wir das einzelne Mangelhafte, nicht selten Unbedeutende, wenn der Geist lebendig und schön uns mit liebenden Armen umschlingt. — Den Bildern von Schirmer fehlt es nicht an poetischer Komposition, aber an Wärme und Zartheit. Der erste Gedanke ist tief und schön empfunden, aber in der Darstellung geht die Empfindung verloren, und an die Stelle des Gefühls tritt eine saftige, kräftige und wirklich meisterhafte Praxis. Wenig verschieden sind sie, nicht im Gedanken oder im

Gegenstande, aber im Geiste und in der Auffassung, doch mit ungemeiner Kraft, mit einem gewissen Muthe durchgeführt, verrathen sie eine Gewandtheit des Pinsels, die an ein Mißlingen des Vollens gar nicht denken läßt. In dem Bilde „ein Abend auf dem Hundsrück“, schien uns die Farbe zu schwer, der Vorgrund etwas dunkel und die Ferne zu deutlich und hart gezeichnet. Bei aller Schönheit dieser Bilder müssen wir gestehen, daß uns manche seiner früheren Arbeiten, was Wahrheit und Auffassung anbetrifft, weit besser gefielen.

Haushofer, die erste Landschaft, die wir von diesem, wie wir hören, noch jungen Künstler sahen. Eine herrliche Ferne, sowohl in der Zeichnung als in der Abstufung der Farbe. Die Töne in den Bergen sind duftig und zart, der See bietet eine täuschende Wasserfläche, und Bäume und Sträucher sind schön gezeichnet und gemalt. Einzelne Wölkchen steigen am lichtblauen Himmel hinter den Bergen empor und verkünden einen heitern Tag. Auch der Mittelgrund ist ganz meisterhaft, aber im Vorgrunde scheint uns vieles unvollendet.

Unter den vielen übrigen Landschaften zeichneten sich die von Breslauer, Dielmann, Chemant, Heunert, John, Kieseling, Koch, v. Normann, Roesen und Schulten besonders aus.

Recht hübsche Landschaften waren die von Grieben, Haefe, Happel, Hönninghaus, Preyer, Scheins, Scheuren, Seeger, Wagoner, Evers und von Dth eine italienische Landschaft, der Golf von Bajae, die andere von demselben, der Kockelsee, fanden wir sehr mittelmäßig. Mehrere Landschaften von Dahl schienen uns in der Zeichnung zu hart und in der Farbe giftig und unnatürlich. Einzelnes recht Gute fanden wir in den Bildern von Abels, Böcking, Conrad, Hengsbach, Jacobi, Obtenhoff, Altmann und van Haanen.

Ein Bild von Schotel hatte viel Schönes und Meisterhaftes, doch die Luft war flach und der Vorgrund uninteressant.

Ein Seesturm von Morgenstern, sehr schön und lebendig.

F. Viehstücke.

Mehrere ausgezeichnete Bilder dieser Art lieferte Friedr. Simmler. Der Künstler bearbeitet seine Gegenstände mit Liebe und Studium; nicht nur seine Thiere sind sehr schön gezeichnet, kräftig und wohlverstanden gemalt, die Compositionen lebendig und reichhaltig sondern auch in landschaftlicher Hinsicht leistet er viel Schönes, wenn gleich die Farbe hin und wieder etwas schwer ist. Seine Bilder sind meist Gemälde ländlicher Sitte und ländlicher Beschäftigung, was wir besonders von dem größern Bilde (das Melken auf der Weide) meinen. Sehr wahr fanden wir die Waldlandschaft nach dem Regen, zwar eine Skizze, schien sie uns doch den Gedanken deutlich auszusprechen.

Auch von Grabau, einem Schüler Simmler's, sahen wir mehrere tüchtige und brav gearbeitete Bilder. Unter andern hatte dessen größeres Bild, wo ein Hirte bei Sonnenuntergang das Vieh nach Hause treibt, noch einen besondern poetischen Werth. Es ist ein stiller feierlicher Abend, das hübsche Vieh ist schön beleuchtet und der gemüthliche Hirt raucht, sich des Tages freudig, sein Pfeisfen.

Knip, Ziegen in den Appenninen.

Die Thiere sind schön gezeichnet und gemalt, die Landschaft ist aber mittelmäßig.

Von Holm, zwei Bilder in diesem Fache, die viel Schönes hatten; von Adam zwei Bilder, Pferde und Hunde, die sehr schön gezeichnet, aber in der Farbe zu grau waren.

G. Frucht- und Blumenstücke.

Von W. Preyer, Trauben, Pfirsiche, Aepfel und Nüsse; wir möchten fast behaupten, daß wenige Bilder der Ausstellung uns in ihrem Fache so befriedigten, und uns so vollendet und unübertrefflich schienen, wie dieses. Eine seltene Farbenwahrheit und bewunderungswürdige Ausführung, dabei so schön und natürlich angeordnet, vereinigen sich, um uns auf das angenehmste zu täuschen.

Recht hübsche Bilder in dieser Art waren die Blumenstücke von Holthausen und Schartmann, doch beide etwas hart.

Ein sehr schönes Bild in einer andern Art war das Küchenstück von Lehen; ein Hase, ein paar Feldhühner, Gemüse, Heringe u. Alles sehr schön gezeichnet, natürlich gemalt und ungezwungen angeordnet.

Dr. — 1 —.

Die Schreckensnacht. Eine wahre Begebenheit vom Jahre 1812.

Napoleons Riesenentwürfe waren an Rußlands Macht, seinem Nationalstimm und besonders an dem allmächtigen Verhängniß gescheitert. Von Moskau's rauchenden Trümmern flüchtete er und ihm folgten die Ueberbleibsel der französischen Heere in wilder Unordnung. Ihr trauriges Schicksal ist bekannt. Am Schlusse des Jahres 1812 war kein Feind mehr in Rußlands Grenzen. Europas Hoffnungen waren gerechtfertigt. Mit der Vereitelung der kühnen Pläne des Welterstürmers erwachten die ihm seither ergebenen Polen wie aus einem Traume und kehrten reuig zu den Füßen Alexanders zurück. Die ihm Treugebliebenen waren vorher zum Theil aus ihrem Vaterlande geflüchtet und kamen jetzt wieder in ihre Heimath, ob auch die Flamme des Krieges noch an den Grenzen wüthete.

Unter diesen war die Gräfin Polavsky mit ihrer lebenswürdigen Tochter und einem kleinen Gefolge von Dienerschaft, um sich nach ihrem Wittwenstuhle, der Starostey *** in **** zu begeben. Der Herbst mit seinen Unannehmlichkeiten im hohen Norden, mit seinen kurzen, kalten Regentagen, mit seinen langen, dunklen Nächten, hatte sich über die öden, verheerten Gegenden verbreitet. Ueberall Spuren der Verwüstung, überall Jammer und namenloses Elend. Unbegrabene Leichen und gefallne Pferde, die die Landstraßen bedeckten und die Luft verpesteten; Trümmer früherer gastlichen Wohnungen, hungernde und herumirrende Elende fand die schon an sich Nieder gebeugte. Doch nicht nur mit den Folgen eines verheerenden Krieges mußten diese Gegenden kämpfen, auch Wölfe und Räuber machten die Landstraßen unsicher. Polens schauervolle Wälder hatten die Letztern sich zu ihren Wohnplätzen und zur Ausübung ihrer verbrecherischen Absichten erwählt. In diesen Wildnissen fiel nach den überstandnen Schrecknissen des Krieges durch Mörderhand mancher auf Lebensgenuß Anspruch machende Mensch; mancher hoffnungsvolle Jüngling, manches blühende Mädchen fanden hier ihr Grab.

Die Gerüchte davon waren der Gräfin zu Ohren gekommen und erfüllten sie mit Schrecken. Ihr Weg ging durch diese Wälder. Sie allein mit ihrer Tochter und nur wenig männlicher Begleitung, dem schrecklichsten Zufalle Preis gegeben! Eine schaudervolle Möglichkeit reichte sich bei ihr an die andere und erregte frühe Ahnungen in ihrer Brust. An einem finstern Dezembertage rollte der Wagen durch diese verächtigten Gegenden. Die schlimme Witterung, der fortwährende, mit Schnee abwechselnde Regen, vereinigten sich, ihn zu einem der unangenehmsten der Reise zu machen. Das Düstern der Waldungen wechselte selten mit einer lichten, bewohnten Gegend ab. Schon dunkelte es mächtig. Ein schauerlich pfeifender Wind tobte in den Bäumen und schleuderte den eisigen Regen an die Fenster des Wagens. So fuhr man voll Besorgniß weiter, als bereits die Nacht eingebrochen und noch kein Dach zu sehen war. Endlich schimmerte den Reisenden aus der Ferne ein Lichtstrahl entgegen, ihnen ein Strahl der Hoffnung. Bald erreichten sie den Ort, von dem er herkam. Es war ein, in völliger Abgeschlossenheit gelegenes elendes Gasthaus. Der Wagen hielt. Der Wirth, von widerlichem Ansehen, empfing die Herrschaften mit friedlicher Höflichkeit, bedauerte aber, ihnen nicht eine ihrem Stande angemessene Bewirthung anbieten zu können. Ein kleines, elendes Zimmer sey Alles, was er ihnen einräumen könne. Man besah und nahm dann gern das Zimmerchen ein, um sich nur nicht der Nothwendigkeit der Weiterreise und dem üblen Wetter, das sich immer verschlimmerte, auszusetzen.

Es bot wenig Annehmlichkeiten dar und seit enger Raum gestattete nur den Damen, darin Platz zu nehmen, kein Nebenbehältniß war vorhanden, wo die männliche Begleitung in der Nähe ihrer Herrschaft hätte bleiben können. Sie mußte sich mit dem Vorhof begnügen. Die Gräfin beschloß daher, mit ihrer Tochter und der Kammerzofe die Nacht zu durchwachen. —

Nach einem mit beklommenem Herzen eingenommenen Abendessen, das sie aus eignen Mitteln bestreiten mußten, weil das elende Wirthshaus mit nichts versehen war, suchten sie durch Unterhaltung alle Schauer der völlig eingebrochenen Nacht zu vermindern. Selbst die Erinnerung an Unangenehmes bietet uns Wonne. So auch hier. Sie erinnerten sich mit abwechselnder Freude und Wehmuth mancher Scene ihrer Flucht aus dem Vaterlande, ihres Aufenthalts in Petersburg, ihrer Rückreise — und manche liebliche Hoffnung der Zukunft erheiterte die dessen ungeachtet noch heimlich Beängstigten. Schon war es elf Uhr. Ein heulender Wind piffte durch die Spalten des, nach dortiger Art von übereinander gelegten und mit Moos verstopften Balken erbauten Hauses, und der Regen traf mit gewaltigen Schlägen die niedern Fenster. Das Licht brannte düster und an den Wänden schienen Irgebilde ihr Wesen zu treiben. Doch bald wich die Einbildung der Wirklichkeit. Ein heftiger Schlag an die Pforte des Hauses schreckte Alle plötzlich auf. Mit mürrischem Unwillen bequeme sich der Wirth, dem ungestümen Pochenden zu öffnen. Ein junger Offizier von edlem Ansehen, in Uniform und mit Orden geschmückt, die durch den geöffneten Mantel hervorblitzten, trat schnell und etwas verstört in das zunächst gelegene Zimmer der aufgeschreckten Damen und entschuldigte sich mit gewandter Höflichkeit. Er führte Pistolen und Säbel. Die Unterhaltung war bald angeknüpft. Es war der Obrist Wolitz, der zwar ein Pole, doch schon früher russische Dienste genommen und, mit unerschütterlicher Redlichkeit und seinem Eide getreu, dem kaiserlichen Zuge für die allgemeine Sache sich angeschlossen, sich ausgezeichnet und Belohnung seiner Verdienste wie den Beifall des Monarchen erworben hatte. In der Nähe seiner Heimath wollte er seinen Vater — der zwar nicht wie er gesunt, doch seinem kindlichen Herzen theuer war — besuchen und entfernte sich nach erhaltenem Urlaub, eine Zeit lang von der Armee. Auch er hatte, um zu dem in der Nähe befindlichen Gute seines Vaters zu gelangen, in Begleitung eines Bedienten, zu Pferde durch diesen Wald reisen müssen, war in der Dunkelheit auf Irrwege gerathen, von Räubern überfallen und sein Diener erschossen worden. Er selbst entkam bei dem verzweifelten Handgemenge, unter dem Schutze der Nacht durch die Flucht. Pferde und Gepäck waren geraubt. Er flüchtete zu Fuße auf ungewissen Waldwegen, bis ihn der Schimmer des nur noch in der Gräfin Zimmer brennenden Lichts zu dieser Hütte führte.

Indem die Gräfinnen ihm die herzlichste Theilnahme bezeugten und sich bemühten, die Schrecken der überstandnen Gefahr aus seinem Gedächtnisse zu verbannen, mußten sie es sich doch gestehen, daß die Ankunft des jungen, heldenmüthigen Mannes ihnen nicht unlieb und in ihrer eignen bedrängten Lage von großem Werthe war. Doch verbot der Wohlstand das nächtliche Beisammenbleiben und der Offizier mußte sich auf den Boden des Hauses begeben. Denn ungeachtet des heldenmüthigen Entschlusses der Damen, die Nacht zu durchwachen, schien der sich nähernde Schlaf doch seine Rechte geltend machen zu wollen. Der Offizier empfahl sich und gelobte den Damen, in der Frühe des Tages sie weiter zu geleiten. Man schied ziemlich beruhigt. Eine Leiter, auf einer Fallthüre des Bodens angelegt, führte den durch Anstrengung und Lebensgefahr ermatteten Obersten zu seinem Lager. Vorsichtig geworden durch den bereits überstandnen Schrecken, lud er jedoch seine Pistolen und legte den scharfgeschliffenen Säbel sich zur Seite, indem er zugleich die Fallthüre von innen verriegelte und das Licht brennen ließ. Ein elendes Lager nahm ihn auf. Doch entschlimmerte er sogleich und sank in einen festen Schlaf. Unruhige beängstigende Träume umgaukelten seine Phantasie.

So mochten einige Stunden vergangen seyn, als ein starkes Getöse und lautes Wehklagen sein Ohr traf. Er erwachte. Die Beängstigungen des Traumes hatten sich zur schaudervollen Wirklichkeit bestätigt. Räuber waren, unter dem Beistande des mit ihnen einverständnen Wirths, eingedrungen. Plötzlich war Alles überfallen worden. Die Gräfin, ihre Tochter, die Kammerfrau, die Dienerschaft lag in ihrem Blute. Ein leises Wimmern bezeichnete nur noch den Hingang manches unschuldig Gemordeten. Die Spalten zwischen den Balken des Bodens überzeugten den Erwachten von diesen Greueln. Nur er, das letzte Opfer ihrer Bosheit, war noch übrig. Der Mörderhaufe erwähnte eines ihm entkommenen Offiziers, als der niederträchtige Wirth sogleich anzeigte, daß das entwichene Vögelchen bei ihm eingestiegen sey und auf dem Boden des Hauses im tiefen Schläfe liege. Lachend weichte man ihn dem Tode und schickte sich an, auch dieses Opfer in Empfang zu nehmen. Seinen Muth kannte man noch von der Zusammenkunft im Walde, wo er nur der Uebermacht gewichen war. Auch ihn im Schläfe zu morden, schien hier am Zweckmäßigsten. Leise schlich Einer die Leiter hinan, im Begriff die Fallthüre aufzumachen; sie war aber von innen verriegelt. In diesem Augenblick streckte ein Schuß durch die kleine Oeffnung derselben den Angreifer zu Boden. Man sah nun, daß der Offizier nicht schlief, vielmehr auf einen Ueberfall vorbereitet war. Einen zweiten Räuber traf das nämliche Schicksal. Da äußerte der Anführer voller Wuth, daß er diesem bald ein Ende machen und die Thüre öffnen wolle. Mit seiner rechten Hand fuhr er in die, in der Thüre befindliche Oeffnung hinein, um den Riegel von innen zurückzuschieben. Aber durch einen muthigen Säbelhieb des Verzweifelnden war die Hand von dem Körper getrennt, der durch den heftigen Schmerz das Uebergewicht verlor und taumelnd zurückfiel. Der Anführer ward ohnmächtig davongetragen und dem Verwegenen tausendfaches Verderben geschworen. Doch änderte sich in diesem Augenblick die Scene. Der Tag dämmerte. Wagen und Stimmen näherten sich. Die Räuber flohen mit ihrer Beute und verödet und stille ward die schaudervolle Mordgrube. Die abgehauene Hand lag am Boden. Mit dem Gefühle eines seltsamen Schmerzes ergriff der Offizier unwillkürlich dieselbe und bemerkte an ihr, zu seinem nicht geringen Schrecken, den glänzenden Siegelring seiner Familie. Tausend Zweifel drängten sich ihm auf, wie dieser an die Hand eines Räubers komme. Furcht und Ungewißheit über das Schicksal der Seinigen bestürmten ihn wechselsweis. Er mußte in jedem Falle geraubt seyn. Zu der eigenen Gefahr, in der er noch zu schweben glaubte, gesellten sich noch diese traurigen Vermuthungen, doch steckte er den Ring an seinen Finger und harrete so auf den Ausgang der Sache, indem er dabei, wie ein guter Soldat, seinen Posten nicht verließ und mit wiedergeladenen Pistolen und gezogenem Säbel den Eingang zum Boden bewachte. Jetzt hielten die Wagen. Eine Menge Stimmen durchkreuzten sich. Zu seiner nicht geringen Freude bemerkte er, daß ein Detaschement russischen Militärs mit Bagagewagen eingetroffen war. Ihr Weg führte sie durch diese Gegend ihrer Bestimmung entgegen. Froh begrüßte der Beängstigte in ihnen seinen Retter. Er nannte dem kommandirenden Offizier seinen Namen und Stand und unterrichtete ihn von der überstandenen Schreckensnacht. Das angerichtete Blutbad erregte Schaudern in der Brust selbst des rauhen Kriegers. Das innigste Mitleid ward aber der jungen, gemordeten Gräfin gezollt. Der Oberst drückte einen Kuß auf die leblose Hand und schwur, ihren Tod zu rächen. Dann gab er Ordre zur Bestattung der Ermordeten, und erbat sich vom Offizier ein Pferd und eine sichere Begleitung bis zu dem Gute seines Vaters, um von dort aus die Sache näher zu untersuchen, und der Polizeibehörde diesen Vorfall anzuzeigen.

Lange war er abwesend gewesen. Vorbeeren hatte er im Dienste Alexanders eingeerndet, die er jetzt seinen Eltern zu Füßen legen wollte. Schon sah er sich in den heimatlichen Gränzen. Alle Freuden einer seligen Jugend drängten sich wohlthuend seiner Erinnerung auf, und ließen ihn die Schreckensnacht augenblicklich

vergessen. Jedem Baum, jedem Strauche, jeder Hütte, jedem Wanderer rief er ein Willkommen zu. In seinen Blicken malte sich schaudervolle Erinnerung und frohe Hoffnung. So nahm ihn der Schloßhof auf. Doch seine Erwartungen sanken. Die Diener und Untergebenen erkannten ihn zwar gleich wieder, nahmen ihn aber nicht mit der Freude und Ueberraschung auf, die er sich von ihnen versprach. Zurückgezogenheit und Stille herrschten in diesen Mauern. Nur ein alter, ihm stets ergebener Diener stand ihm Rede. Seine theure Mutter war gestorben, seine Geschwister hatten sich verheirathet und zerstreut, und dem Vater war er — unwillkommen. Denn dieser war gefährlich krank und für Niemanden zu sprechen. Dessenungeachtet wollte der Sohn, nach so langer Trennung, zu ihm — ward aber nicht vorgelassen. Ein unerklärbares Gefühl ergriff ihn — seiner selbst nicht mehr mächtig, bahnte er sich mit gezogenem Säbel den Weg zu den hintersten Gemächern seines Vaters. Hier lag dieser, ein Bild des Todes, im Bette und schenkte sich, den Blicken des vor ihm knieenden Sohnes zu begegnen. Noch immer schwieg er und schien die Freude des Wiedersehens auch nicht im Entferntesten zu theilen. Von hohem Gefühl ergriffen stürzt der Sohn sich über ihn hin, um auch in des Vaters Brust gleiche Empfindungen rege zu machen und — ein Schrei des Schmerzes ist die Erwiederung. Er ruht — untersucht die Ursache und findet, daß er des Vaters rechten, in einer Binde hängenden Arm durch seinen Druck verlegt habe. Er will die Quelle des Schmerzes näher erspüren und erblickt den Arm — ohne Hand. Sein Vater schweigt und liegt vernichtet in seiner Verworfenheit, als der vom Entsetzen ergriffene Sohn ihm den Ring zeigt und den Zusammenhang der Schreckensnacht ahnend, ihn fragt, ob er vielleicht errathe, wie der Ring in seine Hände komme. Todesblässe überzieht des Alten Wangen. Er erkennt in dem Sohn den kühnen Fremdling der letzten Nacht. Er sieht sich, als Anführer einer Räuberbande, entlarvt und schäumt in ohnmächtiger Wuth. Er kennt die unbestechbare Rechtlichkeit des Sohnes. Ein Versuch, ihn zu tödten, mißlingt. Er wird übermannt und — gesteht. Weinend schiebt der Sohn die Hallen der Väter, den frohen Aufenthalt seiner Jugend. Das ihm zur Begleitung mitgegebene Kommando besetzt das Schloß. Er selbst aber zeigt den Vorfall der nächsten Behörde an, eilt ins Getümmel des Krieges zurück und findet in der Völkerschlacht bei Leipzig seinen Tod, den er geflissentlich suchte.

Der Vater entging der gerechten Strafe nicht. Die Sache ward streng untersucht und — eine Gräueltthat reihte sich an die andere. Seine Güter wurden eingezogen, der Adel ihm genommen, und nach den gewöhnlichen Züchtigungen, Sibirien ihm zum immerwährenden Wohnplatz angewiesen.

S e l b s t m o r d .

Der Selbstmord, der früher kein anderes Interesse darbot, als das eines gewaltsamen Todes, ist in unseren Tagen ein Drama geworden. Am 22. Aug. kommt um Mittag zu Paris ein junger Mann, gut gekleidet, in ein Weinhaus der Vorstadt St. Denis, läßt sich zu trinken geben, und sagt, er erwarte einen Wagen; er stellt sich an das Thürfenster und läßt die Cabriolets, die Fiacres ruhig vorbeipassiren; endlich sieht er einen schwer geladenen Fruchtwagen herankommen: jetzt verläßt er seinen Platz, wirft Ueberrock und Hut von sich, stürzt sich, ohne daß es Jemand verhindern konnte, mit dem Ausrufe: das ist der Wagen, den ich erwartete! unter die Räder und läßt sich zermalmen. Sein schrecklich verstümmelter Leichnam hat die Person des Selbstmörders bis jetzt unkenntlich gemacht; in seinem Rocke fand man an 15,000 Francs in Bankbillets, aber keines der Papiere gab Aufschluß über seinen Namen.

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 14. September 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 37.

W o l f f o n.

Historische Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

Am einem trüben Herbsttage des Jahres 1648 sah man früh Morgens in der Stadt Olmütz eine besondere Lebendigkeit, die gegen die langgewohnte Kirchhofsstille gar sehr abstach, obgleich sie nichts Erfreulicheres andeutete. Seit 1642 von dem berühmten Generalissimus der Schweden, Bernhard Torstenson, eingenommen, hatte die unglückliche Stadt, bei allen Wechselfällen des langjährigen Krieges, nicht das Glück gehabt, von den Feinden ihres Kaisers und ihres Glaubens befreit zu werden; mit jedem Jahre wuchs das Elend und die Armuth in ihr, und mit jedem Monat welkte ein Hoffnungszweig für sie, da die Feldherren des dritten Ferdinand weder die Talente entwickelten, noch das Glück hatten, wodurch die Helden seines Waters, ein Tilly und Wallenstein, die Welt mit ihrem Kriegsruhm zu füllen verstanden. Lange schon war die Bürgerschaft von Olmütz gewohnt worden, das Damoclesschwert über ihren Häuptern schweben zu sehen, unter den Feuerschländen der Schweden, die von der Festung auf die Stadt gerichtet dräneten, zitternd schlafen zu gehen und mit Beben zu erwachen; doch die wüsten Gräuel, von welchen vor sieben Jahren die Erstürmung dieser Hauptstadt Mährens begleitet gewesen, schienen jetzt sich wiederholen zu wollen. Die ganze Garnison stand unter den Waffen, die Pioniere und Zimmerleute der Regimenter räumten eines der ansehnlichsten Häuser aus, und begannen alsdann das Dach desselben einzuschlagen, und hörten nicht auf, bis das Gebäude bis zum Grunde zerstört worden. Einer der Vornehmsten der Stadt, ein Rathsherr, beliebt und geschätzt, wurde mit Ketten beladen von der Beste herabgeführt, und mitten in der Stadt auf dem großen Plage am Dom sah man ihn unerschrocken knien auf dem weißen Sandhaufen, hörte die Büchschüsse der blauen Fußjäger, und mit Entsetzen erblickten die Bürger die mit dem frischen Blute ihres Richters bespritzten Wände des Heiligthums. Aber alles Blut erstarrte zu Eis in ihren Herzen, als, um das furchtbare Gericht zu dämonischer Höhe zu treiben, jetzt die Gattin des Gerichteten, drei unmündige Kinder an Hand und Brust, vom Profos der Garnison durch die Straßen geführt wurde, als der Hohn der Wachen am Thore barbarisch niederströmte auf die fromme Dulderin, die ein kleines Kreuz für in der Hand, blaß wie die geknickte Lilie, doch vom Glauben aufrecht gehalten, langsam dahinschritt, als man sie und ihre Kleinen hinausstieß aus diesem heimatlichen Ort, und ohne Schutz, aller Habe beraubt, dem rauhen Wetter übergab, und hinter ihr das Thor sich schloß, damit kein mitleidiger Freund ihr helfend nachzuweilen vermöchte. Die Neubegier, welche im Menschen so mächtig ist, daß sie ihn treibt und festhält, auch das quälendste Schreckbild anzuschauen, hatte die Männer von Olmütz auf die Straßen gerufen, mit heimlichem Zähneknirschen

hatten sie der Vollziehung des Urtheilspruches beigezogen bis zuletzt, im Gefühl ihrer Ohnmacht hatten sie den Spott, die Schimpfreden, auch die Kolbenstöße ihrer Unterjocher ertragen; als aber nun die Kompagnien der Garnison allmählig wiederum abzogen in ihre Quartiere, und nur die Reiterpatrouillen mit blankem Gewehr und gezogenem Pistol durch die Gassen marschirten, da flüchtete Alles, vom Gefühl der Schmach bis zum Sterben wund gedrückt, in die Häuser, und verdrückt lag die Stadt, und nur die dumpfen Hufschläge der Kasse, nur das Geklier der fremden Waffen, und die Töne eines fremdländischen Trinkliedes erhielten noch eine widerwärtige Lebendigkeit in diesem großen Grabe bürgerlicher Glückseligkeit.

In eben dieser Stunde stieg ein junger Mann mit Hast zu der Festung hinauf. Er trug die Uniform der finnländischen Kürassiere, doch ohne Helm und Eisenstück, denn die Blässe seines Gesichts, ein Pflasterstreif auf seiner Stirn und ein Mangel von jugendlicher Manneskraft, der in der Anstrengung seines Eilschrittes sichtbar wurde, deutete an, daß auch ihn irgend ein Weh des Kriegerlebens getroffen, und an seinem schlanken Körper gezeigert habe. Ungehalten betrat der junge Soldat die Wohnung des Kommandanten, und schritt unangemeldet zu der Thür, die in das Geheimzimmer desselben führte, doch stutzig trat er zurück, als diese sich vor ihm öffnete, und ein Mensch heraus trat, wie er ihn hier oben im Centrum der militärischen Herrschaft nimmer erwarten konnte.

Der Heraustretende war ein Mann von der niedrigsten Volksklasse, die schmutzige fast farblose Mütze, der Schafpelz mit der Wolle nach Innen gefehrt, und die grobe Fußbekleidung verrieth dieses; er schien dem Greisenalter nahe; das struppige Grauhaar umgab einen kahlen Scheitel, der wilde Bart mit seinen weißen Zöpfen hätte dem stattlichsten Geisbocke Ehre gemacht und das vergelbte Gesicht durchzogen tiefe und dunkle Furchen; in den Jüngen malte sich eine widrige Dreistigkeit, und die Verwegenheit, welche aus den vorliegenden, mit erhitzten, gerötheten Augenlidern umkreisten Augen blinkte, und der scharfe Blick, den der Alte zu dem jungen Krieger hinauf warf, indem er demüthig gebückt und die Mütze in der Hand an ihm vorüberstrich, erschütterten diesen auf eine sonderbare Art. Da er zugleich in dem breiten Ledergurte des Fremden ein langes Messer, wie es die gefährlichen Gebirgsbewohner des Landes zu führen pflegten, erblickte, so trat er mit unruhiger Hast in das Zimmer, und holte erst freier Athem, als er den Obrist Paiful, den Kommandanten des Ortes, gesund und ruhig hinter seinem Arbeitstische gefunden hatte.

„Ihr waret allein mit diesem Menschen, mein Obrist?“ — fragte er rasch, und man sah, daß ein inneres Grauen ihn schüttelte.

„Willkommen, mein tapferer Kornett!“ — rief freundlich der Kommandant, die Rechte nach ihm ausstreckend. „Willkommen im Leben! Aber setze Dich, Söhnchen; Dein Gesicht ist weiß und klar wie das einer Stockhol-

mer Hofdame, und das bische Fleisch, was Dir das Krankenbett gelassen, bebt an Deinen Knochen; der erste Marsch hat Dich schachtmatt gemacht. Da, thu einen Zug aus meinem Frühbecher.“ —

„Ich bin gesund;“ — antwortete der Kornett. „Aber wie könnet Ihr Euer theures Leben gefährden, indem Ihr allein bliebet mit solchem Gaste?“

„Kennst Du den Menschen?“ — fragte der Obrist scharf.

„Er ist mir nicht fremd, ich habe ihn gesehen, oft, ja, ja;“ — antwortete der Kornett lebhaft; — „doch wo es gewesen, fällt mir augenblicks nicht bei, aber feindlich war die Begegnung, feindlich uns, mir, das sagt mir laut die dunkle Erinnerung.“

„Dein reizbarer Zustand verwechselt die Person“ — lächelte der Obrist, — „dieser alte Ziegenbart hat sich stets als ein guter Freund von uns bewiesen, und für Dich ist er ein wohlthätiger Apotheker, denn, wie schon zu mehreren Malen, brachte er uns auch in letzter Nacht einen trefflichen Zug polnisches Schlachtvieh herein, und die Schmorbraten und die Fleischbrühen von den feinsten Ochsen werden Dich schneller in den Kürass bringen als die Kräutertränke des Chirurgs. Außerdem ist der alte Schafbock von doppeltem Nutzen, denn er zieht mit Freipässen beider Theile durch jedes Feldlager, und wie der Kaufmann die neue und die alte Welt verbindet und den Südpol an den Nordpol knüpft, so ist dieser ein Bindemittel zwischen uns und unsern fernern Freunden, und er hat mir schon manche tröstliche Botschaft vom Wrangel, manche Warnung zu rechter Zeit hereintransportirt.“

„Mich würde die Labung anwidern, reichete sie mir dieses Menschen garstige Faust;“ — antwortete der Kornett; — „auch bedarf ich sie nicht, hat doch mein Quartierwirth mich mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt herausgepflegt, und ihm nur ist das Fieber, das zu meinen Wunden kam, gewichen.“

„Ein seltener Vogel!“ — rief der Obrist aufhorchend. „Er möchte der Einzige solcher Art seyn in der Stadt, wo uns Tausende Gift mischen möchten, hätten sie Muth und Gelegenheit dazu. Wie heißt der Phönix?“

„Jakob Zabielsky!“ — antwortete der Kornett.

„Ei das ist ja der reiche Kornhändler, der von uns verdiente jahrelang;“ — sagte Jener. „Siehst Du, mein guter Bursche, auf welchem Grunde seine Mildthätigkeit erwuchs? — Nun, sie soll ihm doch zu gut gerechnet werden, weil sie Dir galt, und der Quartiermeister soll diesem Jakob künftig seine Rechnungen weniger streng moderiren. Aber Du hättest nicht so früh die rauhe Luft suchen sollen. Freue ich mich auch Deines Anblicks, so verdirbt mir die Sorge vor einem Rückfalle diese Freude um die Hälfte.“

„Leider verließ ich mehrere Stunden zu spät mein Bett“ — entgegnete der junge Mann mit trüben Blicken. „Ich kam zu bitten, um Schonung zu flehen für einen jungen Mann, der in schwedischen Augen ein Verbrechen begangen hat, doch den alle Destreicher als einen Märtyrer preisen werden; aber die Schützen des Obrist Paikul waren rascher, als der Schritt eines Kranken, und kein Engel des Himmels ließ mir seine Flügel.“

Des Kommandanten Gesicht verfinsterte sich. „Sprich, der Himmel bewahrte mich vor einer Sünde gegen meine Landsleute;“ — antwortete er mit strengem Ernst. „Wohl mag der Katholik, der Bürger von Olmütz Dir die Geschichte winzig zusammen gedrückt, geschmückt mit den Kränzen eines falschen Patriotismus an Dein Krankenbett gebracht haben. Der Mann, der den Tod litt am heutigen Morgen, war der gefährlichste Feind von mir, von Dir, von allen Deinen Glaubensbrüdern und Kriegsgefährten; er war der grimmigste Feind unserer Ehre und unsers Waffenruhms. Willst Du Dich überzeugen, öffne mein Schreibpult und lies. Dieser armselige Rathsherr hatte nichts weniger vor, als in seiner Stadt eine sicilianische Vesper zu feiern; er stand im Briefwechsel mit dem Bischof, dem Erzherzog Leopold und dem Grönsfeld, und übermorgen sollten dreitausend brave Schweden in ihren Quartieren den Tod trinken von feiger Bürgerhand. Meinst Du, mein Söhnchen, ich möchte, daß es mir erginge wie dem braven aber un-

vorsichtigen Banke, meinem Vorgänger, dem nicht früher die Augen aufgingen, als bis der Melander, der treulose Calvinist, der heftige Deserteur, — der Teufel hat ihn bei Susmarshausen geholt! — nur noch eine Meile von unsern Wällen stand und bereits hundert kaiserliche Musketiere von den Olmützern durch ein verstecktes Mauerthürlein eingelassen waren? Ich habe nichts vom Tilly an und in mir, aber was der Torstenson damals dem Banke schrieb, möchte ich mir nicht vom Wrangel sagen lassen.“

„Trog der Verrätherei blieben die Schweden Meister des Plazes“ — erwiderte der Kornett — und die Eindringenen fanden den Rückweg nicht.“

„Des großen Königs Geist schwebt ob unsern Wällen“ — antwortete Paikul nicht ohne Feierlichkeit; — „wohl dem Banke, daß er die smaländischen Schützen in diesen Mauern hatte; sie retteten ihm Ehre und Kopf, und Beide sind nur Ein Mal zu verlieren.“

„Der Rathsherr war ein junger Fanatiker; in den Kasematten dieser Festung wäre sein Blut leicht abzukühlen gewesen;“ — meinte der Kornett.

„Ich sah Euch drei Kroaten vom Gause hauen, Kornett Wolfson, als wir das letzte Mal ausfielen, um das Gesindel zu vertreiben, das unsere Zufuhr auffing“ — sprach der Obrist mit rauhem Tone. „Der Vierte gab Euch den Lanzenstich und den Kopfschlag, an denen Ihr über einen Monat darnieder laget. Warum jaget Ihr die armseligen Hunde nicht mit flachen Klingenschlägen ohne Blut in das weite Feld hinaus? — Der Soldat muß das scharfe Beil seyn oder er wird der gefällte Baum. Der Feind, der sich uns im Helme entgegen stellt, ist der minder gefährliche. Dieser Bürgerhauptmann mit gleisnerischer Unterthänigkeit, waffenlos in seinem schwarzen Wamms, hatte dem de Souches, dem gottlosen schwedischen Ueberläufer, der Himmel weiß durch welchen unsichtbaren Teufel, Nachricht gegeben von unserer Zahl, von jedem kranken Nordländer, den die Seuche im Hospital hielt, von jedem Pfunde Brod, das in unsern Magazinen lag, von jedem Plaze der Umgegend, der einen Haltpunkt darbot, um unsern Werken zu schaden. Darum brannten sechs Dörfer der Umgegend in letzter Nacht, darum verblutete der ungeschickte Briefsteller, und Kornett Wolfson wird für künftig klug thun, wenn er Obrist Paikul's Thaten weniger mit seinem jungfräulichen Herzen zu kritisiren beliebt, als es heute geschah!“

Schmerzlich bewegt stand der junge Mann; die ungewohnte Sprache des hochgeehrten Führers hatte ihn tief verwundet. Dennoch ermannte er sich und stotterte mit sichtlicher Beklemmung hervor: „Ein Gerücht sprach zu mir, die Strafe sey ausgedehnt worden auf die Gattin, die Kinder des Unglücklichen, und nur für diese wollte ich bitten, anstehen die Milde eines Herzens, das ich nie unmenshlich gefunden, das wie der große Gustav Adolph immer nöthige Strenge mit schonendem Mitleid vermählte.“

Der Obrist wendete sich ab, wie es schien im gesteigerten Unwillen, und im Rücken des Fürsprechers erklang die Thür und ein härtiger Wachtmeister trat ein.

„Hauptmann Tälmann läßt melden“ — sprach der Reiter eintönig — „daß des Herrn Kommandanten Ordre vollzogen; der Arrestant ist eingescharrt, das Haus liegt am Boden, die Bürgerfrau ist mit den Kindern aus dem Thor geworfen. Auch ist Alles ruhig in der Stadt, der Schrecken hat die Bürger in's Bett geschwenkt, ihr kaltes Fieber durch Angstschweiß zu kuriren, und die Gassen sind so still und leer wie die Scheren (schwedische Meeresbüchsen) zur Winterszeit.“

„O mein Gott!“ — seufzte der Kornett halblaut.

„Doppelte Wachsamkeit! Keinen Zusammenlauf geduldet! Die Schenkhäuser leer gemacht vor der Vesper!“ — kommandirte der Obrist. „Zweifache Wachen an den Thoren, keine Büchse ungeladen, die Reiter auf den Alarmplätzen, die Hälfte im Sattel! Schlafen wir, möchten die Fieberkranken wach werden.“

Er winkte und der Wachtmeister machte Kehrt und verschwand; da raffte sich der Kornett auf, und trat respektvoll, doch lebhaft zu dem Obrist. „Gebt mir Ur-

laub" — sagte er mit bebender Stimme — „nur auf vier und zwanzig Stunden, Urlaub für einen Ritt in die Umgegend.“

„Und wohin?“ — fragte der Obrist stugig.

„Nach Proßnitz“ — antwortete Wolfson schein und die Blicke senkend. „Es sind viele Wochen, daß ich die Stenhammers nicht sah. Ihr fandet mich selbst noch zu schwach zum Dienst, so erlaubt, daß ich der Freundin Sorge um mich vertreibe durch eigenes Erscheinen.“

Der Obrist ließ das ernste Auge einige Augenblicke haften auf dem Jünglinge; sein Antlitz verlor nach und nach die düstern Züge, und er fragte langsam: „Treibt Dich das Herz zur Braut, auf Ehre, Gustav?“

„Das Herz! Gewiß das Herz!“ — stammelte der Kornett.

Der Obrist stieß das Fenster auf. „Es ist böse Witterung“ — fuhr er fort — „ein heftiger Nebel hüllt die Gegend immer dichter ein und löst sich schon in dauernden Strichregen auf; die Wege werden tief seyn.“

„Eben darum!“ — stieß Wolfson dringend hervor. „Auch könntest Du auf diebische Polacken, auf lauernde Kroaten stoßen.“

„Eben darum!“ — wiederholte der Kornett dringender. —

Der Obrist trat zum Schreiberpult und nahm eine Börse heraus. „Da!“ — sagte er, sie dem jungen Soldaten reichend. „Du hast einen Monatsold gut, und müchtest bei der Braut mehr nöthig haben, als Du bei Dir trägst. Auch kannst Du einen Küstfaren mitnehmen, wenn der Ritt im Wetter ermüden sollte, Dich des Fuhrwerks zu bedienen; ebenfalls sollen vier Reiter Deiner Schwadron Dich zum Schutz begleiten. Mach, daß Du hinaus kommst, und Gott segne Ausmarsch und Heimkehr.“

Mit Heftigkeit ergriff der Kornett des Obristen Hand und preßte sie einen Augenblick gegen seine Brust, dann beugte er sich ehrfurchtsvoll und ging mit Eile.

„Ist es recht, daß ich ihn reiten ließ?“ — sprach der Obrist zu sich selbst, als er allein war. „Und doch! Seines Gleichen sind überall in Gottes Huth, und wohl dem im Kriegesgräuel ergrauten Kriegsmanne, der Stahl geworden wie sein Kürass, wenn ein solcher kindlicher Mahner ihn zu Zeiten daran erinnert, daß ihn eine Mutter gebar mit Schmerzen, daß sie ihn gebar, um ein Mensch zu seyn, daß der Krieg eine böse Nothwendigkeit ist, daß droben ein Gott waltet, und hinter der Ehrensäule auf des Soldaten Grabhügel uns Ewigkeit wartet. Hätte der Tilly einen solchen Warner neben sich gehabt, Magdeburgs Thürme ständen noch, und hätte der große König meinen Gustav gekannt, nimmer würde er ihn von sich gelassen haben, und die meuchlerische Kugel bei Lützen hätte vielleicht in der Nähe dieses Schutzengels nicht getroffen.“

Die frühe Novemberrnacht hatte längst begonnen, und das trübe Wetter hatte den Einbruch der Dunkelheit beschleunigt. In seinem ganz ansehnlichen Hause, an welches sich ein weiter Hof, mit langen Speichern umgeben, angeschlossen, saß der alte Bürger und Kornhändler Zabelsky im Sorgenstuhle, dicht am Kamin. Fest in seinen grauen Hausrock gewickelt, die graue Tuchmütze bis dicht auf die Augenbrauen herabgezogen, schien der Hausherr bei dem Schnurren des eintönigen Spinnrades seiner Tochter Dora eingeschlummert zu seyn, und das Mädchen, welches weiter vom lustig-flackernden Feuer neben der Lampe saß, blickte oft trübsinnig zur Seite, und seufzte, da der Vater, heute gegen seine Gewohnheit schweigsam, die lange Einsamkeit noch öder erscheinen ließ.

Das Zimmer hielt die Mitte zwischen eng und groß, war bequem und nett aufgeputzt, die Mobilien darin von glatt polirtem Holze, der große Wandschrein mit blankem Zinngeräth und buntem Erdengut besetzt, und an den weißen Wänden hingen sogar mancherlei Schildereien, Familienbilder, ein buntgekleckter Wallenstein, und einige historische Delgemälde in saubern Rahmen.

Dora's Herzklopfen mehrte sich mit jeder Viertelstunde, und sie verzupfte den weichen Flachs zu groben Fäden, obgleich sie sich sonst auf den Namen einer trefflichen Spinnerin etwas zu Gute that; und als der Hauskater im Winkel auf seinem Schemel in seiner Träumerei von seinen Kameraden ängstliche halblaute Jammerhöre hören ließ, als der Schlagregen jetzt plötzlich mit lauter Gewalt vom Westwinde gegen die Fensterklappen geworfen wurde, da machte die Dirne schon Anstalt, durch ein Rücken des Tisches des Vaters Schlummer zu stören, als dieser selber auffuhr, und seine Augen nach der Thür warf.

„Wieherte nicht sein Schimmel im Hofe?“ — fragte der Alte.

„Ihr habt geträumt, Vater“ — antwortete Dora trübsinnig. „Die Bodenthür des Speichers kreischte im Winde.“

„Meinst Du, ich hätte geschlafen? Da schliefe sich wohl, wenn der Krebs am Herzen frist. Undank ist die Erbsünde; heißt doch der Säugling schon der Mutter Brust, die ihn trinkt. Der Mensch ist toll, der sich einer Neigung hingibt. Hast Du nicht dem Erzfeinde Deines Landes Leckerbissen gekocht, als wäre er ein Prinz gewesen? Hast Du ihm nicht Kräuterkräuter gepreßt und Mundwässer bereitet, als wäre er Bruder oder Gespons gewesen? Und habe ich nicht wie eine Pflegamme an seinem Bette gewacht und ihm die Pflaster gelegt, und er gehörte doch zu meines Kaisers Feinden, zu den Nordbrennern meines Vaterlandes? Und jetzt da er eben zum ersten Male hinausgeht, und ein gutes Werk vorgibt, und meine Angst ihn begleitet, da kehrt er nicht heim, läßt sein Pferd holen durch seinen Burschen, uns nicht einmal einen Gruß heimtragen, und reitet hinaus, vielleicht in eine andere lustigere Quartierstadt, zum soldatischen Vergessen. Der böse Feind hole das Mitleid und alle Schwachheiten des menschlichen Herzens! Dreißig Jahre der Noth, des Jammers, der Unmenschlichkeit haben über dem armen Reiche gehangen; wüßten die Landsleute, was mich heute grämet, sie würden hohnlachen über den alten Narren, der in 30 eisernen Jahren nicht verlernt weich zu seyn, den das verrufene Fluchwort: Schwedisch Quartier! nicht geschreckt, als er an einen solchen eisgefrorenen Nordländer seine zusammengeschmolzene Habe und den letzten Rest seiner Liebe verschwendete.“

Das Mädchen war langsam aufgestanden, leise zu dem zornigen Alten geschlichen, und hatte sich neben ihm niedergekauert und an sein Knie geschmiegt. „Nicht so böse seyn, Väterchen!“ — bat sie und das Auge flimmerte feucht, wie sie es zum Alten erhob. „Könnt Ihr wissen, ob er nicht gemußt? Habt Ihr nicht oft erzählt, wie diese graubärtigen Obristen ebenso barsch und streng gegen das eigene junge Kriegsvolk sind, wie sie es gegen unsre Bürger gewesen? War nicht der Wolfson immer gütig und süssig und fromm, wenn auch auf andere Weise als wir, und hat er unser Haus, seit er hinein trat, nicht vor jedem Unfug bewahrt, der die Nachbarn peinigte? Könnte sich denn ein Mensch also wandeln zwischen Morgen und Abend?“

„Ich darf sie nicht schelten!“ — murkte der Alte halblaut vor sich hin. „Hat sie das weiße Gesicht mit den Rinderaugen bestochen, und der Herzenston, mit dem der Fremde sprach, so muß ich schweigen; ging's mir altem Manne doch nicht besser beim ersten Blick, den ich auf den undankbaren Burschen geworfen. Aber kommen, hier auf das Pferd steigen, Abschied nehmen, das hätte der Hartherzige doch jedenfalls gedurft.“ — setzte er laut und hart hinzu.

Das Mädchen verstummte, als fühlte sie die Wahrheit des Vorwurfs mit, ja vielleicht in zwiefachem Kummer, und sie legte das dunkelgelockte Köpfschen in des Vaters Schooß, und Beide schwiegen eine lange Zeit. Ein Pochen an der Hofspforte weckte sie aus ihrem Einsinnen, sie horchten Beide gleich aufgeregt, doch sie hörten nur des Hausknechts Stimme, hörten ihn öffnen, ohne daß ein Fußgestampfung folgte, und als die Jungfrau eine bekannte Stimme auf dem Vorplatz vernahm, erhob sie

sich rasch und nahm ihren Platz wiederum hinter dem Spinnrade.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Waldbrand in Amerika.

In Amerika, diesem unermesslichen Lande, wo Alles in größerem Maßstab erscheint, hat auch das Wort „Waldbrand“ eine weit fürchtbarere Bedeutung als bei uns. Hr. J. Audubon, der amerikanische Ornitholog, gibt in seiner unlängst erschienenen **Ornithological Biographie** eine Beschreibung eines solchen Waldbrandes, ganz so wie er sie aus dem Munde eines Holzhauers erhielt, der dieses furchtbare Ereigniß selbst erlebt hatte.

„Vor ungefähr 25 Jahren“ — hub der Holzhauer an — „wurden bei uns fast alle Lerchenbäume durch Raupen zerstört, welche die Blätter abfressen. Nun müßt Ihr wissen, daß, ob schon andere Bäume nicht absterben, wenn sie ihre Blätter verlieren, dieß bei den Nadelhölzern doch stets der Fall ist. Einige Jahre nach diesem Absterben der Lerchenbäume, überfielen die Raupen auch die Pechtannen, Fichten und andere Nadelbäume so heftig, daß sie, ehe ein halbes Duzend Jahre in's Land ging, umstürzten und der ganze Landstrich mit gefallenem Holz bedeckt war. Ihr könnt leicht denken, daß das, wenn es einigermaßen getrocknet war, nicht nur ein herrliches Brennholz gab, sondern auch eine reichliche Nahrung für die verheerenden Flammen wurde, welche zufällig oder vielleicht absichtlich entzündet, später im Lande wütheten, bald unterdrückt, bald neu ausbrechend, Jahre lang anhielten, und an vielen Orten alle Straßenverbindung unterbrachen.“

„Ihr habt da traurige Erinnerungen bei mir, meinem Weib und meiner ältesten Tochter aufgeregt, Herr, die zur Zeit des großen Brandes mit mir aus der Heimath flüchten mußten; ich will indeß, so schwer es mir auch fällt, um Euch gefällig zu seyn, eine Beschreibung jener Drangsale versuchen. Wir schliefen eines Nachts gesund und fest in der Hütte, welche wohl hundert Meilen von unsrer jetzigen gelegen war, als wir gegen zwei Uhr Morgens durch das Schnauben der Pferde und das Brüllen des Hornviehs aufgeweckt wurden, das im Walde umherlief. Ich nahm meine Flute von der Wand und ging vor die Thüre, um zu sehen, was denn Ursache an dem Lärm sey, als ich auf einmal alle Berge im ganzen Wald, so weit ich nur sehen konnte, im Feuerglanz erblickte. Meine Pferde jagten laut schnaubend herbei, und die Rinder sprangen mit hoch aufgehobenen Schweifen hinter ihnen drein. Als ich hinter das Haus ging, hörte ich ganz deutlich das Knistern des brennenden Buchholzes, und sah die Flammen in einer ausgedehnten Breite gegen uns vordringen. Ich rief meinem Weibe zu, sich und das Kind so schnell als möglich anzukleiden, und unsern geringen Geldvorrath einzustecken, während ich eilig die zwei besten Pferde sattelte.“

„Als dies geschehen war, stiegen wir auf, um dem Feuer zu entfliehen. Mein Weib, die eine treffliche Reiterin ist, hielt sich dicht neben mir, und meine Tochter, damals noch ein kleines Kind, hatte ich im Arm. Als wir so rasch vorwärts ritten, blickte ich rückwärts und sah, daß die Flamme bereits unser Haus umgab. Zufällig hatte ich ein Horn umgehängt, in das ich stieß, um dem etwa noch lebenden Theil meiner Heerde und meinen Hunden ein Zeichen zu geben, uns zu folgen. Die Rinder kamen nach einer Weile hinter uns drein, allein kaum war eine Stunde verlossen, so rannten sie wie rasend durch den Wald, und ich bekam keins mehr zu sehen. Die sonst sehr folgamen Hunde aber jagten trotz alles Zurufsens dem Wild nach, das heerdenweise an uns vorüber sprang, um dem naheilenden Tod zu entfliehen.“

„Wir hörten auf unserm Wege die Höraer unsererer Nachbarn, woraus wir schlossen, daß diese sich in demselben Bedrängniß befänden wie wir. Entschlossen, Alles aufzubieten, um das Leben zu retten, fiel mir in diesem

Augenblick ein großer, einige Meilen entfernter See ein, der die Flammen vielleicht aufhalten könne, und indem ich meinem Weibe zurief, ihr Pferd anzutreiben, schlugen wir den nächsten Weg über umgefallene Bäume und Haufen von Reisholz ein, welche dem furchtbaren Feuer, das in einer breiten Fronte hinter uns her eilte, im Wege lagen.“

„Allgemach begannen wir schon die Hitze zu spüren, als wir zu unserm größten Schrecken zugleich bemerkten, daß unsre Pferde jeden Augenblick zusammenzusinken drohten. Ein ganz eigner Wind strich über unsere Köpfe hin, und die leuchtende Atmosphäre überstrahlte das anbrechende Tageslicht. Ich fühlte mich von einer leichten Ermattung ergriffen, und mein Weib sah bleich aus. Die Hitze hatte dem Kinde eine solche Röthe in das Gesicht getrieben, daß wir, wenn es einen von uns ansah, den Kopf noch mehr verloren. Zehn Meilen sind auf einem schnellen Pferde bald zurückgelegt, aber dennoch waren wir, als wir endlich ganz erschöpft und mit Schweiß bedeckt den See erreichten, fast dem Tode nahe. Die Hitze und der Rauch wurden unerträglich, und ganze Bögen von Feuer schlugen auf eine ganz unglückliche Weise über uns weg. Wir gingen um den See herum bis zur Windseite, wo wir unsere Pferde liegen ließen, die wir nie mehr zu sehen bekamen, und legten uns dann mitten unter das Schilf am Ufer in's Wasser, jeden Augenblick in der Furcht, entweder zu ertrinken oder zu verbrennen. Das Wasser that uns indeß recht gut, denn es erfrischte uns, und hielt uns kühl.“

„Die Flammen zogen prasselnd immer weiter durch die Wälder. So was, Herr, möchte ich nie mehr sehen. um uns und über uns nichts als Flammen und Rauch. Am Körper war es uns wohl kühl, aber unsre Köpfe glühten, und das Kind schrie, daß uns das Herz hätte brechen mögen.“

„Der Tag rückte indeß immer weiter vor, und wir wurden hungrig. Manches wilde Thier stürzte in den See oder schwamm an uns vorüber, und ob schon bis zum Tode erschöpft, gelang es mir doch, ein Stachelschwein zu schießen, von dessen Fleisch wir aßen. Die Nacht ging vorüber, ich kann Euch selbst nicht sagen wie; dampfende Gluth bedeckte den Boden, und die Bäume standen theils gleich Feuersäulen, theils stürzten sie zusammen. Der erstickende Rauch zog über uns hin, und die glimmende Asche fiel dicht auf uns herab.“

„Gegen Morgen nahm der Rauch etwas ab, ob schon die Hitze nicht nachließ, und zuweilen wehte uns eine erquickende Luft an. Als der Tag anbrach, war es still um uns her, aber ein dichter Qualm von unerträglichem Geruch erfüllte die Luft. Da uns von dem langen Aufenthalt im Wasser jetzt ein wahrer Fieberfrost schüttelte, so gingen wir heraus und wärmten uns bei einem brennenden Stamme. Was aus uns werden sollte, wußten wir selbst nicht. Mein Weib drückte das Kind an die Brust, und weinte bitterlich, allein Gott hatte uns ja glücklich durch die gräßlichste Gefahr geholfen, und da die Flammen sich gelegt hatten, so dachte ich, es wäre undankbar gegen ihn, und unmännlich jetzt, noch zu zweifeln. Der Hunger war jetzt unser größter Peiniger, doch dem ließ sich abhelfen. Mehrere Stücke Wild schauten mit dem Kopf aus dem Wasser, ich schoß also eins derselben, röstete das Fleisch an der Gluth, und als wir es gegessen hatten, fühlten wir uns wunderbar gestärkt.“

„Von den Flammen sahen wir jetzt nichts mehr, allein der Boden glühte noch an mehreren Stellen, und es war gefährlich, unter den glimmenden Bäumen umher zu gehen. Nachdem wir eine Weile gerastet, und mit uns zu Rathe gegangen waren, machten wir uns auf den Weg. Mit dem Kind auf den Armen ging ich über den heißen Boden voraus, und nach zwei mühevollen Tagen und Nächten erreichten wir endlich die Wälder von „hartem Holz“, welche vom Feuer verschont geblieben waren. Bald darauf kamen wir zu einer Hütte, wo wir gastliche Aufnahme fanden, und seit jener Zeit, Herr, habe ich mühsam mich als Holzhauer durchgebracht, doch sind wir, Gott sey Dank, gesund und zufrieden.“

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 21. September 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 38.

W o l f f o n .

Historische Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

In die Thür trat bald darauf ein junger Mann in bürgerlicher Tracht, ihm folgte ein Fremder, dessen Aeußeres eben nicht gefällig erschien, weder für den um Habe und Gut in solcher Zeit bangenden Vater, noch für die der seinen Gesellschaft des jungen Schweden gewohnte Tochter. Es war eben jener schmutzige Polack, welcher früh auf der Festung dem Kornett begegnete.

Der junge Bürger warf einen mißtrauischen Blick im Zimmer umher, ein zweiter von finsterner Art weckte einen Augenblick auf der Jungfrau, die sich zu ihrem Rade niedergebogen, dann trat er zu dem alten Zabielsky, der neugierig den späten Gästen entgegen sah.

„Guten Abend, Vater Jakob!“ — sprach er. „Ich bringe Euch Jemanden, der eine Botschaft hat an Euch, die keinen Aufschub litt, und der nicht früher zu Euch eintreten durfte, weil er die Spürhunde, die uns täglich wund beißen, zu fürchten hat.“

Besorgt drehte sich der Hausherr gegen das Licht herum, seine Frage erstarrte vor den Gedanken, die solche Aerede in ihm weckte, und er stand langsam auf von seinem Sessel, und nickte einen stummen Gruß gegen die Gäste. Der Polack mit seinem Kahlkopfe, von dem er die Mütze gehoben, mit dem weißen zöpfigen Barte und dem narbigten Angesicht, trat jetzt ebenfalls heran, und reichte die breite Hand dem scheuen Bürgermann entgegen, der mit sichtlichem Widerwillen den grüßenden Handdruck erwiderte. „Ihr seyd Herr Jakob Zabielsky“ — sagte der Fremde dazu mit einer tiefen, rauhen Stimme — „als der beste Insasse der Provinz bekannt bis zur Kaiserstadt hinauf? Willkommen Bekanntschaft für Jeden, der es gut meint mit der allein seligmachenden Kirche, mit dem Erbfürsten und seinen Landsleuten, und die Hölle herab betet auf die verfluchte Regerschaar, die der Satan uns zum Unglück beschirmte. Ich habe ein geheimes Wort zu reden mit Euch, wenn's erlaubt!“ — setzte er mit einem schielenden Blicke auf das Mädchen hinzu.

„Schick uns ein Maß Wein herein, Dora, und bereite Abendbrod zu Vier!“ — befahl Zabielsky, den Wink verstehend, und das Mädchen verließ gehorsam das Gemach, ohne aufzuschauen, obgleich der junge Bürger Miene machte, ihr den Weg zu vertreten, und es schien, als dränge es ihn, zuvor auch an sie ein grüßend Wort zu versenden.

Als sie verschwunden, kehrte sich der junge Mann mit Heftigkeit gegen den Vater. „Ich halt's nicht aus, Vater Jakob“ — fuhr er barsch herans. „Wenn es die Dora so fort macht, so greif' ich mein Messer, dränge mich an den Kommandanten, und stoß' es ihm in die Brust. Mag sie dann mit eben dem gleichgültigen Gesichte zuschauen, wenn sie ihres Verlobten Leib mit den

Pallaschen zu Drey verhacken oder mit Kugeln zum Siebe machen, wie sie's heut mit dem armen Focky gethan.“

„Zank unter Liebesleuten ist wie Mairegen, hält nicht an und es wächst alles Grüne darnach;“ — antwortete Zabielsky leichtthin, indem er sein düsteres Auge nicht abzog von dem andern schmutzigen Gaste.

„Kaltsein in der Liebe ist wie März frost, zerstört Blüthe und Blatt, und Untreue in der Liebe ist wie Kirchendiebstahl, nimmt Monstranz und Hostie zugleich, tödtet den Glauben und vergiftet das Herz dazu;“ — rief der junge Mann mit wachsendem Ingrimm.

„Wer mein Mädchen untreu nennt, ist ihrer nicht werth;“ — antwortete der Alte mit Unwillen. „Hätte ich nicht Mitleiden mit Deinem eifersüchtigen Wahnsinn, und wäre mir nicht von vordem selbst solch Fieber bekannt, beim heiligen Christinus, Du solltest keine Stunde mehr den Ring der Verlobniß an Deinem Finger tragen.“

„Auch Ihr fallet von mir ab, Vater Jakob?“ — fragte da schmerzlich der Junge und sein Gesicht war bleich geworden und seine Glieder bebten im sichtlichen Erschrecken. „Bin ich nicht ein guter Sohn gewesen, seit Ihr mir die Dora versprach? Habe ich Euch nicht beigestanden im Geschäft und in jeder Noth, und meine Wollfabrik liegen lassen darum? Auch Euch hat der schmeichlerische Schwede behert mit seinen kezerischen Teufelskünsten, wie er mir des Mädchens Herz gestohlen durch sein glattes Schelmenwort. Ich hab's langsam Sohle über Eure treue Schwelle schlich. Müßtet Ihr und sie denn nicht an meiner Liebe zweifeln, sähe ich es geduldig an, wie die Braut nur für den Fremden lebt und sorget und sich abmühet, unterdeß sie dem Gespons täglich die Liebeslungen schmälert zumißt? — Sehet nur hin! Blickt sie wohl ein einziges Mal zu mir her, indem sie dort den Krug und die Pfaßgläser auf den Tisch stellt? Wer's länger trüge, wäre ein Mensch von Stein oder ein Dummling. Hinaus will ich zu ihr, eine einzige Frage thun, und antwortet sie nicht besser als gestern, so rufe ich Aufruhr durch die Stadt, daß mich Augenblicks die Patrouillen mit ihren Pferden zu Boden stampfen.“

Der Alte fastete fest des Ungestümen Arm und sagte nachdrücklich und ernst: „Freund Kromerzig, Du bleibst! Meine Dora ist mein einzig Kind und der einzige Schatz, den ich mir aus vielen Unglücksnächten gerettet. Sie hatte nur eines Guten Warnungswort und herzigen Rathspruch gehört, bis Du zu ihr tratest mit stürmischem Werbespruche. Feine Haut duldet keinen rauhen Wind. Zwischen Liebesleuten darf keine Sonne untergehen vor der Veröhnung, sonst wird über Nacht leicht ein böses Wetter ohne Ende aus dem Wölkchen. Darum erlaube ich Dir, Nicolas, wenn unser Geschäft mit dem fremden Herrn abgemacht, die Dora zu versöhnen, und das in Demuth und Abbitte, denn ich, der Jakob Zabielsky, dessen Credit seit dreißig Jahren festgehalten von Triest bis Kronstadt, sage Dir, die Dora ist so ehrlich wie ihr

Water, und hast Du verloren in ihren Augen und in ihrem Herzen, so ist's Deine eigene Schuld allein."

Der Hausherr wandte sich jetzt gleichmüthig ab von dem jungen Burschen, der seine Lippen mit den weißen Zähnen biß, und ging zu dem seltsamen Gaste, welcher längst schon dreist und ohne Umstände sich's auf einem Sessel am Tische bequem gemacht, und einen Becher voll geschent und ihn bis zum letzten Tropfen geleert hatte.

"Recht so, mein wackerer Gast;" — sagte er nicht ohne Ironie — "Ihr wißt des Wirths Vergessenheit gut zu machen." — Der Fremde glogte ihn mit den rothumrandeten Augen forschend an, strich aus den Zöpfen des Bartes die Weintropfen und entgegnete: "Meine Reise nahm den Schlaf und jede Bequemlichkeit, darum drückte Eures Nachbars Possenreißerei mir Blei auf die Augen, und ohne Euer gutes Gewächs hier in dem Krüge hätte mich der Schlaf auf die Faubank geworfen. Ja, ja, Alterchen, Sorge und Strapazirung hat uns Beide vor der Zeit zu weißen Schneemännern gemacht. In den polnischen Wäldern war der Simon Motal ein ganz anderer Kerl, und wer ihm damals begegnete, wich zwei Schritt zur Seite, und ging ihm der Roth auch bis über die Sporen. Aber Euer Wein hat das rechte Blutfeuer und, bei dem Säbel der Jagellonen, ich habe in der Burg zu Wien kaum einen bessern Tropfen auf der Zunge gehabt."

Der Hausherr war bei dem vorletzten Redesatz besonders bleich geworden, und hatte unwillkürlich seinen Sessel etwas weiter von dem fecken Sprecher gerückt; doch die Frage, welche ihm schon auf die Lippe trat, verschwand in dem Erstaunen, welches die letzten Worte des schmutzigen Pelzträgers erwecken mußten.

"Ja," — fuhr der Bärtige hochmüthig fort — "Euer Dineel vergriff sich nicht, als sie das Beste Eures Kellers herantrug. Kinder haben Prophetenaugen, und schauen durch den Rock. Das fraußlockigte Ding erkannte, welch' eine Botschaft mit mir eintrat, und welche Hoheit Euern Gast abgeschickt." — Mit einem grinsenden Lächeln, das aus Spott und Mitleid zusammengeschnitten schien, und das häßliche Gesicht noch widriger machte, riß der alte Polack sein Messer aus der Scheide, griff nach der Mütze und zerschnitt vorsichtig die Nähte derselben.

Mit wachsender Neubegier sahen die Zuschauer ihn einen Brief aus dem unscheinbaren Futteral hervorziehen, und als er denselben mit gemeiner linkscher Feierlichkeit dem alten Zabielsky überreicht und dieser darin die Unterschrift und das Wachsiegel des Bischofs erkannt hatte, so erhob sich der getreue Bürgermann langsam in befremdender Ueberraschung vom Stuhle, nahm das Köppchen vom Silberhaare und fragte scheu und wie im Unglauben: "Verzeihet, edler Herr! Cavalier Seiner Hoheit, oder Obrist oder Excellenza? Wie titulirt man Gnaden?"

Der alte Griesgram lachte wild und laut auf, daß davon die Paßgläser erklangen, und der Hauskater erschrocken einen Satz bis zur Thür that.

"Bleibet mir vom Leibe mit derlei Titulaturen und Allanzereien;" — rief er aus. — "In unserer Zeit gebraucht man ganz andere Kerle zu solchen Gesandtschaften, bei denen die Kammerherren und Gardisten frostige Fieber bekommen würden. Als der Motal jung gewesen, hat er grimmige Bären gezähmt und sich zu Reiseskammeraden abgerichtet; seit er alt geworden, treibt er ein einträglicheres Geschäft, doch ähnlich dem vorigen, und weiß den fegerischen Raubthieren Maulkörbe und Blendkappen aufzuhängen in Kaisers Dienst und im Dienste der heiligen Kirche, die ihm dafür die bösen Sünden seiner frühern Jahre vergibt. Glaubt mir, der stolze Schwedenkönig lebte vielleicht noch zum Verderben der Kirche, hätte der Motal nicht gerufen: Musketier, schlag' auf den da an; der muß kein gemeiner Reiter seyn. Steht nur nicht da wie ein gespießter Frosch, mein Alterchen! Leset! leset! Der Inhalt des Gnadenbriefs wird Euch noch mehr Herzklopfen machen als der Botschafter gethan, der ihn brachte."

Er hatte Recht, denn unterdeß er dem Becher neuerdings zusprach, stieg eine Gluthrose nach der Andern

auf Jakob's fahles Gesicht, bis die Hand mit dem Sendeschreiben wie erlahmt auf den Tisch sank. —

"Mein Herr und Gott," — stammelte er — "wie kommt solche Gnade in mein Haus? Bürgermeister dieser Stadt soll ich seyn durch der Hebeit Spruch; soll selbst einsehen einen neuen Rath mir zur Seite aus den tüchtigsten der Laubherren und Gewerksmeister, und soll thun nach eigenem Bedünken, was die Zeit erheischt in des Erzherzogs Namen und Machtvollkommenheit? Belobt hat die Hoheit, daß ich meinen Mitbürgern geholfen mit Habe und Gut, wie es doch nur gemeinsame Christen- und Bürgerpflicht gewesen, und große Gnaden und Freiheiten will der gewaltige Herr noch künftig senken auf mich und meine Familie. O lag denn nicht sieben Jahre hindurch schon der Sorge und des Grams genug auf des alten Jakob Scheitel? Muß die Gnade des verehrtesten Herrn das Maaß übertroll machen, daß den treuen Bürger die Last erdrückt, und sein Kind vor der Zeit eine Waise werde?"

Stutzig fuhr der Pole empor. "Habt Ihr übergeschnappt, Freundchen, im Sonnenstich der fürstlichen Gunst?" — fragte er. — "Nach dem, wozu Ihr berufen, mußte ich einen andern Mann in Euch erwarten."

"Water, kommt zu Euch;" — rief zugleich Nikolas, des Alten Schultern umfassend — "solche Ehre krönt ja Euer Kind mit Euch, und macht Euer Haus groß im ganzen Mährenlande."

Zabielsky holte tief Athem, wischte sich Stirn und Augen und gewann die besonnene Ruhe mit Anstrengung, die sonst die Seinigen an ihm gewohnt waren. "Ihr habt mir viel in's Haus gebracht, mein edler Gast;" — sagte er zu dem Polen — "und meine Dankbarkeit soll Euch zeigen, wie ich's zu schätzen weiß; doch zuvor sprecht die Aufträge aus, die Ihr mündlich für mich im Gedächtniß traget, denn also besagt sich's am Schlusse des gnädigen Schreibens von unserm hochgeliebten Herrn."

Der Fremde setzte sich bequem zurecht, und erzählte mit kalter Weitschweifigkeit. Er erzählte von seinem letzten Marsche durch das heilige römische Reich, das er kannte mit allen seinen Winkeln und Gränzpfählen wie Herr Jakob Zabielsky seine Keller und Speicherkammern. Er erzählte von den Kriegsbegebenheiten des letzten Jahres, und immer aufmerksamer hörten ihm die beiden Mähner zu, wenn auch mit immer trübem Gesichtern. Er erzählte, wie niemals in den dreißig Jahren, welche bereits dieser grauenvolle Krieg gedauert, die Lage der Kaiserlichen gefährlicher gewesen. Die heimliche Zwietracht zwischen Schweden und Franzosen, die der Reid geboren und Oestreichs Unterhändler schlan genährt, schien verlitgt bis auf den letzten Giftkeim; der raube Gustav Wrangel, der besonnene Türenne und der ritterliche und ungestüme Herzog von Enghien, schienen jetzt zum ersten Male einig geworden, dem Kaiserhause den Todesstoß zu geben. Melander, Ferdinands tüchtigster General, welcher vor Kurzem noch mit müttertmörderischer Faust seine Heimath, das Hessenland, grauenvoll verwüstet, war an Baierns Gränze verblutet, und das Kegerheer zog auf derselben Bahn, welche der große Schwedenkönig einst mit seinen Trophäen bezeichnet, gerade auf des Kaisers Erblande heran und in Wien zitterte man fast so arg, wie ehedem vor des Halbmondes grimmigen Schaaren. Nirgend fand sich die eiltge Hilfe, welche nöthig; Brandenburg und Sachsen ließen sich nicht aus ihrer Neutralität schmeicheln, jenes aus Vorsicht seines großen Regenten, dieses aus unbezwinglicher Erschöpfung; Spanien rang selbst in gefährlichster Kriegsnoth; Dänemark hatte mühsam Frieden gewonnen; und Oestreichs letzter Bündner, der standhafte, schwer geprüfte Baier schwankte in der neuen Opferung, und bei dem neuen Elend, das über sein Stammland und seine gemarterten Unterthanen zum dritten Male vom mitleidlosen Schicksale verhängt worden. Nur Eine schwache Hoffnung, und kaum war sie so zu nennen, ruhte auf dem wagherrigen Piccolomini, der aus den Niederlanden die letzten Reste einer Armee zum Schutze des Kaiserhauses heran trieb. Der Schrecken der katholischen Parthei stieg bei dieser schnellen, ungünstigen Wendung der Dinge bis zu der höchsten Verzweiflung, und als jetzt der toll-

Lübne Königsmark voraus dem bunten Fahnenwalde der
Mürten, der wie ein Verderben kündender Zauberwald
von Birmingham mit jeder Stunde dem Herzen Oest-
reichs näher zog, mit seinen leichten Truppen in Böhmen
eingefallen war, und fast ohne Schwertschlag Prag ge-
nommen hatte, da zagten auch die Muthigsten, und glaub-
ten die heilige Kaiserkrone und die heiligere Kirche ver-
loren, und den abtrünnigen Kotten Preis gegeben, die
in ihren grausamen Waffenthaten oft genug bewiesen
hatten, wie ihrer blutbesleckten Ferse kein Heiligthum
als solches galt, und das allgemeine Entsetzen gebar den
schmählischen Wunsch, doch wenigstens nur in französische
Hände zu fallen, da man von dem glaubensverwandten
Frankreich mildere Behandlung, ja Schonung und Mit-
leid hoffen durfte.

In roher Rednerweise, von manchem grauenvollen
Fluche durchbrochen, hatte der grimme Motal bis dahin
seine Erzählung vollendet, und dabei dem heißen Trank,
der ihm aufgetischt, in steigender Wuth so tapfer zuge-
sprochen, daß sein häßliches Antlitz in wachsender Er-
hitzung zuletzt einem teuflischen Dämonenkopfe ähnlicher
sah als menschlichen Gebilden.

„Alle Heiligen mögen für uns bitten!“ — sprach
mit innigem Tone der Frömmigkeit und gesfalteten Hän-
den der Hausherr, als der rauhe Gast sich jetzt eine Er-
holungspause vergönnete. — „Haben wir und das ganze
Land schon zur Genüge gehabt an den Garnisonen der
festen Städte, die Blut und Mark bis zur Abzehrung
ausfogen, wie werden wir dann bestehen, wenn der Krieg
einen neuen Feuerstrom über uns und unsere letzte Habe
hinwält? Und was soll mir die Gnade des Bischofs,
was die Ehrenstellen in solcher Zeit? Eine Ungnade
möchte man's nennen, denn wer die Herde zu steilen
gedenkt, schlachtet zuerst den Hirten; und die Unart des
Niedrigsten der Gemeinde rächt die Soldateska am Rath
und seinen Vorstehern.“

„Schöne Leute seyd Ihr!“ — rief wild der bärtige
Polack und schlug dabei auf die Tafel, daß die Becher
wankten. — „Herr Leopold muß Euch wenig gekannt
haben, sonst hätte er gerade mich wenigstens nicht zu
Euch geschendet. Auerochsen und riesigen Elenthieren
meinte er Euch vergleichbar, welche die Kette nur unbän-
diger macht und ihren Grimm stachelt; und Ihr denkt
an's Mausloch und klappert wie ein Knochenmann am
Galgen, wenn man nur von einer keckerischen Trompete
erzählt, die noch weit von Euch ihren satanischen Kriegs-
marsch hören läßt. Des unerschütterten Erzherzogs Ver-
trauen ist eine Perle vor den Sänen, und hätte ich nur
noch meine dummen Bären im Stall, bei dem Pferde-
fuß des Schwarzen! ich glaube, meine braunen Pelze
würden sich besser auf des Kaisers Widersacher hegen las-
sen als Ihr schlafmüthigen Hammel.“

„Wählt Eure Worte höflicher,“ — fiel Zabielsky
finster ein — „oder nennt uns einen Mann in der
Markgraffschaft, der das Vertrauen seines Landesherrn
in diesen langen Unglücksjahren betrogen, und wenn Ihr
auch unter den Schranzen und Generalen ein Beispiel
der Art finden möchtet, Bürger und Bauer sind treu
geblieben wie Gold im glühenden Schmelztiegel. Wir
haben gehungert und geblutet; geht auf den Domplatz
und Ihr könnt frisch Zeugniß davon an der blutigen
Mauer finden, Zeugniß, das noch keinen Tag alt ge-
worden. Aber was soll der wehrlose Bürger thun, wenn
es dem Herrn am Kriegsvolke mangelt, und man in
Wien selber verzweifelt?“

„Niemand ist wehrlos, wenn ihm Ehre und Freiheit
mehr gilt als das Leben,“ — murte der Pole. — „Es
gilt die Heiligen, die Kirche, gilt die Seligkeit hier und
jenseits. Weiber vertheidigten am Bodensee den Paß
gegen die nordischen Riesen. Längst hätten alle guten
Katholiken ein Gleiches thun sollen, überall wo sich ein
fremder Noth vor ihrer Hausthür sehen ließ. Doch jetzt
ist die höchste Zeit dazu. In allen Erblanden wird sich
das Volk erheben zu gleicher Zeit. Die Hauptstadt muß
vorangehen bei Euch, und Ihr sollt der Hauptstadt vor-
an treten. Ehe sich das wüthende Heer der Glaubens-
feinde nähert, müssen alle Besatzungen ausgerottet seyn
mit Stumpf und Stiel, daß der Feind keinen Anhalt

findet und keinen Festungsschutz. Uebermorgen um
Mittag trifft der junge Hatzfeld mit einer fliegenden
Kolonne von Kroaten und Panduren ein vor den Thoren
Eurer Stadt; übermorgen feiern die Schweden bei Euch
ein Siegesfest wegen Königsmark und Prag, von denen
ich ihnen Botschaft gebracht; übermorgen schlachten die
Bürger von Olmütz die Wolfsbeerde, die so lange ihre
Banner ungestraft zerrissen. Trunkenheit, Völlerei, über-
müthige Sicherheit wird uns die Großthat leicht machen,
und der alte Motal kann Euch mit Rath dabei voran-
gehen, und er versteht sich auf dergleichen.“

Starr wie ein Scheintodter saß der alte Jakob, und
seine trüben Augen stierten aus dem bleichen Gesicht
hervor den Verwegenen an, der gesprochen. Der junge Nico-
las schwang jedoch wildlustig sein Glas und stieß gegen
den Becher, welcher ungeleert vor dem Hausherrn stand.
„Der erste Festtag seit Jahren!“ — rief er mit frecher
Leichtfertigkeit. — „Der erste Tanz, bei welchem wir
die Pfeifen blasen! Stoßet an, Vater; Tod der Kezerbrut!“

„Ist nicht heut' erst der wackerste Rathsmann wie
ein Missethäter gestorben?“ — sagte halblaut und mit
innerem Schauer der Angerufene. — „Schmachten nicht
zehn der Besten von uns als Rebellen bezeichnet in den
Kasematten? Wird diese letzte Geschichte nicht den Feind
achtsam und jede Verabredung unmöglich machen?“

„Daß die Geschichte mißlungen, macht ihn sicher, er
glaubt Euch eingeschüchtert auf lange, und darum schon
übermorgen!“ — fiel Motal herrisch ihm in's Wort.

„Die Verabredung ist schon gethan,“ — jubelte der
junge Kromerzig. — „Unser Gast ließ sich im Dämmern
von mir herumsühren von Haus zu Haus; die Schwe-
den beachteten ihn nicht, denn er gilt für des Komman-
danten Freund. Alle gute Nachbarn und Freunde sind
wüthige Rüden geworden, seit sie das Blut des Focky
am Dome gesehen. Alle werden morgen den schüchter-
nen Knecht, den kriechenden Fröhner spielen, aber nur
Einen Tag noch, den letzten, um übermorgen die freie
Faust im Eingeweide des Erzfeindes zu färben.“

„Entsetzlich!“ — stöhnte Zabielsky. „Der Soldat
muß ein Bürger seyn, denn sein Stand befehlt ihm die
Blutthat und er wird gelohnt dafür. Aber der Bürger
soll still und duldsam erwarten, wie der Herr der Heer-
schaaren die Würfel des Krieges fallen läßt. Und wenn
nun der zweifelhafte Ausgang neues Verderben über uns
herabstürzt? Obrist Paiful ist der umsichtigste und wach-
samste Schwede im ganzen Mährenlande.“

„Dem Motal steht seine Thür offen“ — entgegnete
heftig der Polack — „und dieses blanke Messer ist längst
geschliffen für sein Fleisch. Ich schlachte ihn zuerst, daß
der Heerde der Stier mangle, an dessen Föhrung sie
gewöhnt.“

„Er war Euch zugethan; ließ sich zu Euch herab;
Ihr trankt aus seinem Becher!“ — stotterte der alte
Jacob in gedrückter Stimmung.

„Der Teufel ließ sich zu ihm herab“ — fluchte der
wilde Simon — „nicht er zu mir. Kezer, und hätte
ein abtrünniger Pfaff sie gefalbt, gehören unter die Sohle
eines Rechtgläubigen. Dankbarkeit gegen sie ist Sünde,
gehaltenes Wort leichtfertiger Frevel; sie und ihre Brut
verderben ist Jugend und sterben dabei ist Martyrthum.
Beim Sanct Petrus, der dem Heiden das Ohr zerhieb,
Ihr sprecht nicht wie ein Kaiserfreund, und man sollte
Euch der Satanslehre zugethan glauben.“

„Sollen wir harren, bis nichts mehr zu verlieren,
nichts mehr zu gewinnen ist?“ — stürmte der junge
Nicolas dazwischen. „Seht Euch um, Vater Jakob, in
der armen Stadt, die vordem die Zierde des Landes
war. Die Hälfte unserer Häuser stehen öde und leer.
Die besten Bürger sind flüchtig worden, haben ihr Eigen-
thum Preis gegeben, um nur nicht Frohndnechte des frem-
den Volkes zu bleiben; die, welche weniger entschlossen
waren, frißt der Hunger oder die Seuche, die mit der
Kriegsnoth in die Stadt gedrungen. Wer möchte nicht
lieber übermorgen fallen unter den scharfen Eisen in
rächender Wehr, als länger geduldig tragen, was täglich
schwerer lastet? Alle Nachbarn jauchzen heimlich über
die Gelegenheit, die dem Sieger Freiheit, den Gebliebe-
nen schnellen Eingang in's Himmelreich verspricht. War-

um theilt Ihr nicht die Vorfreude? Vater Jakob, laßt uns nichts Arges denken. Sollte der Gewinn, den Ihr hattet durch das Kriegsvolk, Euch lässig machen? Nein, nein, Ihr hinget immer treu an Kaiser und Kirche. Wie, oder ist es der junge Schwede, der Euch bekehrt, Euch und alle Eure Hausgenossen? Wißt ich's, bei der Hölle, in diesem Augenblicke griffe ich des Gastes Messer und zöge es durch die Gurgel des verdammten Fantes.“

Der alte Zabielsky war in furchtbarer Klemme. Der Polack schoss Brandkugeln aus den rothen Wolfsaugen nach ihm und der junge Freund stieß mit seinen folternen Worten Dolche in sein Herz.

„Du selber, junger Geck“ — sprach er, sich ermannend und mit künstlicher Festigkeit — „wie wagst Du solchen Argwohn gegen Deinen künftigen Vater, gegen den Mann, dem des Hochwürdigen Gnade solch' hohen Platz in dieser Stadt anvertrauet? Greifer Verstand wiegt ab, wo die Wuth hinein stürmt und Knabenwitz und Schaffot und Mordbrand spielen will. Dieses Blatt macht mich zum Ersten dieses Ortes, und als solcher werde ich über Nacht berathen, welche Mittel am sichersten dem großen Zweck zu Dienst seyn könnten. Was den jungen Schweden angeht, so sicht Deine Narrheit mit Windmühlen, denn schon seit heute Morgen hat er dieses Haus und nachher unsere Stadt verlassen.“

„Der Standartenjunker ist fort?“ — jubelte Nicolas. „Trefflich, dann sind zwei Sorgen auf ein Mal zerflogen. Ihr müßt Herrn Simon bei Euch behalten auf diese Nacht, denn sein spätes Wandeln in der Stadt könnte Argwohn auf ihn lenken. Nun kann er schlafen in dem Schwedenbett, und morgen desto sicherer mit Euch Rath pflegen.“

„Der Schwede lag lange krank; fürchtet unser Gast die Seuche nicht?“ — fragte Zabielsky ausweichend.

„Was kümmerte dem eisernen Leibe den Kezerdunst?“ — lachte der Polack. „Ich habe in ganz andern Mordgruben geschlafen wie auf Flaum und wie im Raute-Duft. Bringt mich nur hin in die Spelunke, denn meine steifen Glieder fordern Ruhe nach der Anstrengung dieser Tage, und Erstkärkung für die nahe Blutarbeit ist ihnen eben noth.“

„Es ist keine Spelunke, sondern der beste Platz im Hause;“ — antwortete Nicolas hämisch und nahm die Lampe. „Wenn's Vater Jacob erlaubt, leuchte ich Euch selbst hinauf, und nehme mir eine Freude mit, wenn das Bett wirklich leer ist.“

Der alte Hausherr antwortete in seiner innern Zerknirschtheit nicht auf die neue Herausforderung, grüßte dafür nickend den Gast, und es ward ihm leichter zu Muth, als beide das Zimmer verlassen, leichter noch als er jetzt den jungen Bürger die Stiege wieder herabsteigen, ihn in der Küche noch einige laute Worte mit der Tochter wechseln, und dann das Haus verlassen hörte. Doch nicht lange saß er in bitteren Gedanken versenkt, abwägend im Innersten seiner Seele, was er thun, was er nicht thun sollte, da flog bleich wie ein Gespenst, leichtfüßig wie ein todtwundes Reh die schöne Dora in's Gemach, warf sich an des Vaters Brust, sank dann wie erschöpft an seinem Knie nieder und umfaßte mit den weißen Armen seinen Leib.

„Vater!“ — stammelte sie mit halbem Athem. „Vater! Thut es nicht! Macht keine Gemeinschaft mit diesen bösen Leuten! Stürzt Euch, stürzt Euer Kind, Eure Nachbarn nicht mit Euch in's Verderben.“

„Du hast gehorcht?“ — rief erschreckt und erzürnt zugleich der Vater.

„Die Thür war nur angelehnt;“ — entgegnete sie — „und die Unmenschen brüllten ja von ihren Unthaten, daß der Wächter im letzten Speicher es hätte hören mögen. O Vater, ich gehe nicht in mein Kämmerlein, ich laudere mich zu Eures Bettes Füßen hin. Wie könnte ich schlafen, wenn der gräßliche Mensch unter unserm Dache bleibt! Die ganze Tenne roch nach Blut, als er hindurch gegangen. Und wie könntet Ihr Alle umbringen wollen? Wäre ja doch der Gustav, der gute, stille Mensch dabei.“

„Er ist undankbar davon gezogen;“ — murrte der Vater tief sinnig; — „was kümmert er uns jetzt noch.“ —

„Er wird wiederkommen, muß wiederkommen;“ — fiel sie hastig ein; — „liegt doch oben sein Mantelsack, und hängt im Stall doch noch seines Hengstes Staatsgeschir. Er wird kommen, und wie wollt Ihr ihm dann entgegen treten mit solchem Vorsatz im Herzen? Werdet Ihr ihn anschauen können, ohne das fürchterliche Geheimniß zu verrathen?“

Zabielsky strich sich über Stirn und Augen. „Ja“ — sagte er mit einem Soufzer — „der leichte Bursch hatte mir mein Vertrauen entrisen, vielleicht mit feyerlicher Hölle lust. Das ist vorüber. Undank sprengt alle Herzensbände. Freue Dich, daß er fern ist; bete, daß er fern bleibt. Bewahre Du indeß streng das Geheimniß; siele Licht darauf vor der Zeit, verdürbest Du vatermörderisch mich und Alles, was Dir theuer seyn muß. Gott und seine Heiligen mögen sorgen, schützen, rathen und helfen. Des Herrn Wille geschehe, führe er zur Freiheit oder zum Tode.“

Er hob andächtig die gefalteten Hände zur Decke; das bleiche Mädchen aber schluchzte laut in seinem Schooße: „O wenn wir dann nur so zusammen und in demselben Augenblicke sterben dürften!“

Der folgende Tag erschien mit heiterem Himmel; der nördlichere Luftzug hatte die Nebel verjagt, und eine ermunternde Frische deutete den Uebergang des trüben Herbstes zum Winter an. Stillter noch wie am gestrigen Schauerstage lag die Stadt Dlmüg; die Bürger weilten wie im Schreck verschüchtert in den Häusern, und wen das Geschäft auf Gassen und Plätze trieb, den sah man mit gebücktem Nacken schleichen, und mit scheuem Beben auf die Wachtposten blicken oder den ihm begegnenden Reiterjüngen schon von fernher ausweichen. Die Nordlandsföhne lachten über die eingeschlechteten Hasen, und wurden bis Abend hin schon lässiger in der ihnen streng befohlenen Aufmerksamkeit.

Das Abenddunkel brach herein, und fand den wackern Jakob Zabielsky wieder in seinem Sorgestuhle am Kamine, doch in einer Seelenstimmung, die noch weit marternder geworden als jene vom vorigen Abende; damals galt ja die Sorge nur dem verlorren Freunde, heute galt sie jedoch dem eigenen Heile, dem Schicksale des eigenen Kindes, dem Wiederaufblühen oder dem vollendeten Ruine der Vaterstadt.

Der unwillkommene, wüste Gast hatte seine blutigen Pläne in größter Genauigkeit vor ihm entfaltet; Nachmittags hatte Nicolas Kromerzig mehrere der kühnsten Werkmeister in einer sicheren Kammer des Speichers versammelt gehabt, und der große Blutplan war berathen und die Hauptrollen vertheilt worden. Mittags, wenn die Soldaten sowohl in den Kasernen und Wachthäusern, wie einzeln in den Quartieren zu Tische saßen, wollte Kromerzig selbst das Mordzeichen mit der großen Glocke des Hauptthurmes geben, welche, seit die Glaubensfeinde in der Stadt waren, nie gehört worden war. Die Zünfte der Schmiede und Metzger übernahmen die Einnahme des Thores, das den Kroaten geöffnet werden sollte, und der grimmige Motal verpflichtete sich, kurz zuvor seinen Abschiedsbesuch bei dem Commandanten zu machen, und diesen, sobald das Zeichen klang, nieder zu stoßen, und sollte auch sein eigenes Leben in demselben Augenblicke durch die Degen der Gardisten zu Ende gehen.

Mit der Dämmerung verließ der alte Blutmensch das Haus, um das Kapuzinerkloster zu besuchen. „Man muß sich doch reisefertig machen;“ — sprach er mit gräßlichem Humor. — „Beichte und Absolution entladen von der störenden Seelenlast, und wird das Messer geweiht am heiligen Orte, fährt's noch einmal so scharf durch den Kezerkoller. — Wartet aber nicht auf mich mit dem Vesperbrode, mein sorgsamer Wirthsman,“ — setzte er beim Scheiden hinzu — „die Herren Patres führen guten Wein, leben sie auch vom Bettelsack, und der Bruder Prior kennt den lustigen Motal seit lange, und bietet mir vielleicht sogar ein weiches Bett an in seiner düstern Zelle.“

(Fortsetzung folgt.)

Düsseldorf, Montag den 28. September 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 39.

W o l f s o n.

Historische Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

Es war nun (nach Motal's Abgang) recht still im Hause geworden. Das Abendbrod und die Kanne standen unberührt, der Hausherr hing stumm seinen Gedanken nach, und die Dora, das schöne Töchterlein, saß niedrig auf dem Fußschemel, ebenfalls in böse Grillen versunken, und achtete nicht des schnurrenden Katers, der seinen glatten Pelz mit schmeichelnden Geberden an ihrer vollen Wade rieb.

„Horch, Vater!“ — rief das Mädchen jetzt plötzlich und sprang hoch auf und stand gespannt und vorgebeugt da. „Hört Ihr nichts, Vater?“ — fuhr sie rascher fort, und der Busen wogte höher und mächtiger. — „Es ist der Schimmel, Vater! Da wirft der Just schon den Thorweg zu; des Christierns Stimme tönet schon am Stalle. Vater, Vater, Er ist es wahrhaftig!“

„Gott sey uns gnädig!“ — entgegnete der alte Zabielsky aus tiefer Brust, indem auch er schnell aufstand, aber wie gefesselt vom Schrecken stehen blieb. Und schon wurde die Thür geöffnet, und der schwedische Kornett trat mit raschem Schritt und mit von der Luft geröthetem Antlitze und mit fröhlich leuchtenden Augen in's Gemach. „Guten Abend, Ihr lieben Freunde!“ — rief er, Mütze, Pallasch und Stulphandschuh mit Eile auf den Tisch werfend, und dann beide Arme ausstreckend wie zur Willkommens-Umhalsung. „Nun, schöne Dora?“ — fuhr er verwundert fort — „hat der Ungestüme Dich aus einem Schläfchen geschreckt, und kannst Dich noch nicht finden aus dem süßen Traume?“ — Als er aber bei der Rede das Mädchen in die Arme nahm, und auf die Stirn küßte, und dabei fühlte, wie sie sich zwar traulich an ihn schmiegte, aber alle ihre Glieder fieberhaft zitterten, so sah er stutzig auf den Vater hinüber und der Ernst in dem bleichen Gesichte des alten Mannes ergriff ihn so tief, daß er sogleich von dem Mädchen ließ, und zu dem Vater trat und die unbeweglich hangende Hand desselben ergriff und zwischen seine beiden Hände presste.

„Wir dachten Euch nicht wieder zu sehen, Junker!“ — sagte der Alte. — Und vielleicht wär's gut so gewesen, denn der Abschied war fast überwunden.“

„Faselt Ihr, Väterchen?“ — fragte Gustav überrascht. — „Aber ich glaube Euch nicht; so leicht vergift die Dora und Ihr keinen Freund, keinen, der Euch sein Leben verdankt. Kommt, laßt uns niedersitzen zum Abendbrod; es steht unangerührt, und ist mir darum Zeichen, daß die Dora meiner Heimkehr gewiß gewesen und mich erwartet. Die scharfe Luft hat den Appetit gar sehr geweckt.“

Indeß der feste Schweden-Jüngling Platz nahm und das Brod zerschchnitt, wie er sonst gewöhnt, zog Zabielsky die Tochter bei Seite, und befahl ihr ängstlich, Hausthür und Thorweg fest verriegeln zu lassen, auch dem

Just anzudeuten, Niemanden, sey es wer es wolle, zu öffnen, und nach Tische sich selbst in das Vorderstübchen zu begeben, und für den Gehorsam der Diensthoten zu wachen. Als der Alte sich dann gesetzt, griff der Kornett nochmals nach seiner Hand und sie warm drückend, schwagte er munter fort, jedoch oft sich selbst unterbrechend durch die tapfern Angriffe, die er auf den vor ihm prangenden Sauerbraten unternahm.

„Waret Ihr Eurem Pflegling wirklich gram, Vater Jakob,“ — sprach er — „so habt Ihr eine Sünde abzubitten, denn Zweifel an meiner Anhänglichkeit konnten unmöglich lange in Eurem Herzen Quartier nehmen. Längst schon läge der verwaiste Mann unter dem Sande Eures Friedhofes, hättet Ihr ihn nicht väterlich gepflegt, und hat er doch zum ersten Male, seit er den Vater Dlasson zu Torfsila begraben sah, bei Euch und an Eures Mädchens Seite wieder empfunden, daß der Mensch kein Zugvogel ist, daß an ein Familiennest sein Glück gebunden wurde, und daß, wer es irgendwo anders sucht, ewig suchen wird wie der ewige Jude das Grab. Seht mich nicht so trift an, Väterchen, so mißtrauisch forschend. Bundet mir doch das Herz, und ohne meine Schuld. Der Dienst rief mich fort, und bei der Fahne meiner Königin schwöre ich Euch, nie habe ich mich so geehrt und zufrieden gefunden, als in diesem Dienstgeschäfte.“

„Dienst?“ — fragte der Hausherr gespannt. — „Und so wichtig, so eilig? Gibt es Kriegsnoth in der Nähe?“

„O Vater, es war ein gar frommer Dienst, und ich glaube, ich dürfte schon etwas prahlen damit bei Euch. Ihr und alle Dmüger mit Euch hassen unsern Anführer, und Obrist Paikul gilt Euch für den Stellvertreter des Höllenfürsten. Er ist streng, hart sogar; aber Ihr kennt nicht die Sorge, die den Feldherrn drückt, der im Kriege verwilderte und entmenschte Rotten zu zwingen hat, kennt nicht die Verantwortlichkeit, welche fern im Feindeslande, abgeschlossen, getrennt vom Hauptheere, auf seinem einzigen Haupte lastet. Der arme Rathsherr Foch mußte bluten nach dem unerbittlichen Kriegsgesetz, seine Familie mußte verstoßen werden, weil die Erfahrung dem Obristen befahl, ein ausgezeichnetes Barungserempel zu geben, und wie der Soldat bei der Ehre, der Bürger nur bei seiner Familienwohlthat am sichersten zu fassen und zu halten ist.“

„Schweigt davon,“ — rief Zabielsky sich abwendend mit verbissenem Grimm — „sprecht nur von Eurem Geschäft.“

„Es gehörte mit dazu. Ja, Vater, dieser von Euch verhasste, verwünschte Paikul sandte mich, um gut zu machen, was das Gesetz böß gethan, um zu retten, was das Urtheil vernichtet. Nur mich konnte er gebrauchen dazu, denn ich war ihm kindlich zugethan, ich hatte sein Vertrauen, er war meiner Verschwiegenheit gewiß. Mit seinem Golde beschwert ritt ich den Vertriebenen nach, und wie mein Blut glühete, ehe ich sie erreicht, könnt Ihr Euch denken. Schwer lag der sinkende Nebel auf dem Felde und hinderte das suchende Auge. Schon hat-

ten wir die nächsten niedergebrannten Dörfer durchsucht, und keine Spur von den Vertriebenen gefunden; schon waren wir weit auf der Heerstraße hinabgeritten, und es leuchtete uns ein, daß die armen Flüchtlinge keinen so großen Vorsprung hatten gewinnen können. Wir kehrten um, und ich vertheilte die Begleiter in die Dörfer der Gegend. Mir selbst hatte dennoch der Himmel die schönste Freude aufbehalten. Im Moore, das rechts von der Straße liegt, hörte mein lauschendes Ohr Klage-laute, und bald darauf schien mir ein frostiges Pferd sich zu schütteln. Hinein in das unsichere Feld trieb ich mein Ross und das erste, was mir durch den Nebeldunst sichtbar wurde, war das gelbe Gesicht eines schwarzbärtigen Kroaten.“

„Kroaten?“ — fuhr der horchende Hausherr auf. — „Kroaten so nahe an der Stadt?“ — „So war's,“ — sprach der Kornett mit leuchtenderem Auge — „und mein Schimmel stand mit zwei Sägen ihm zur Seite, und Gott hatte mich geführt zur rechten Stunde. Frau Focky saß auf einem Bluthausen, zwei ihrer Kleinen mit ihren Armen deckend; den dritten hielt ein zweiter Kroat gepackt, und riß dem vor Schreck halbtodten Kleinen eben das Zäckchen vom Leibe, indeß der Erste bereit schien, dies arme verirrte Weib auszuplündern oder gar noch weit ärger zu mißhandeln.“

„O Himmel,“ — rief Dora, welche eingetreten und sich genähert hatte — „und Ihr sielet in die Hände dieser Entsehligen, die selbst den Freund nicht schonen?“

„Nicht doch, mein banges Kind,“ — antwortete lächelnd und mit Eitelkeit der Kornett — „meinst Du, ich und mein Christiern trügen umsonst das Eisen an der Hüfte? Ehe die schwarzbärtigen Hunde Zeit gehabt, sich einen Augenblick über die unvermuthete Gesellschaft zu verwundern oder ein Ave zu sprechen für ihr Seelenheil, lagen sie stumm für immer auf feuchtem Ager, und die schwarzen Abendvögel krächzen sicherlich jetzt schon ihnen das Leichenlied der barmherzigen Brüder und halten an ihnen selbst ihr Todtenmahl.“

„Und was ward mit Frau Maria?“ — fragte der Hausherr.

„Zuerst mochte sie in uns ebenfalls neue Verfolger glauben, und auf den Knien bat die arme Wittfrau nur um Schonung des Lebens ihrer Kleinen. Leicht beruhigte sie mein Wort, unsere Mäntel wärmten die Verklommenen, auf unsern Sätteln brachten wir sie zur Straße, und in dem Fuhrwerke, das der Oberst uns mitgegeben, dicht in Heu und Decken verpackt, gaben sie bald der Lebenshoffnung wieder Raum, die selbst im schmerzlichsten Unglück immerdar ihr Recht geltend erhält. Die Gefahr, in der die Kinder geschwebt, machte den Schmerz der Mutter um den verlorenen Gatten milder. Ich habe sie nach Proßnitz geführt, und in dem freundlichen Schwesternkloster, wo in dieser Kriegszeit selbst Frauen unseres Heeres Zuflucht gefunden, wurde ihnen die gastfreieste Aufnahme, und die volle Börse unseres Obristen wird für die nächste Zeit hinreichen, von der Mutter und ihren Waisen alle Nahrungssorge fern zu halten. Und nun, Vater Jakob, meinest Ihr nicht auch, daß eine solche That schon ein Theilchen von dem harten, doch unvermeidlichen Spruch, der Euren unvorsichtigen Landsmann traf, verlöschen möchte?“

Zabielsky faßte den lebhaften Sprecher fest in's Auge, und der Blick, mit dem er es that, sprach ein tiefes Empfinden aus. „Neue ist ein gut Ding,“ — sagte er ernst — „und gilt ja auch vor dem Richter der Todten. Doch ist mir's, als müßte ich Euch, der, kaum genesen, solchen Auftrag übernahm, den besten Theil davon auf die Tafel schreiben. Sieh hin, Mädchen, wie des guten Freundes schmale Wangen sich roth färben! Gustav, Du trügst mich nicht, und ich wette mein graues Haupt, das Ding ging von Dir aus, und der alte Wüthrich im Schlosse gab höchstens sein Ja dazu. Aber sey's, wie es sey,“ — setzte er mit gesenktem Blick hinzu, indem seine Augenbraunen sich runzelten — „die Guttat wird jedenfalls dem hartherzigen Manne den Schlaf dieser Nacht versüßen, und ihm in seinem letzten Stündlein zu gute kommen.“

Ein heftiger Schlag im Hause, dem Falle eines bre-

chenden Balkens nicht unähnlich, fuhr in diesem Augenblick durch die Stille, die außen herrschte, und erschütterte die Sitzenden, daß sie mit bleichen Gesichtern und gebundenen Zungen sich einige Zeit anstarrten. Alles blieb gleich nachher wieder grabesstill, und Alle sprangen nun zugleich auf, und traten auf den Vorplatz, wo der Just und die Mägde ihnen schon begegneten. Man durchsuchte mit Licht die Räume und die Steigen, aber nirgends fand sich eine Ursache des gehörten Geräuschs.

„Der Kater that einen Sprung vom Gesims nach einem Mäuslein, oder der Nachbar Schmied warf seinen Hammer im Rausch gegen die Wand,“ — sagte leicht hin der Kornett, als er das zitternde Gesinde erblickte, zu dem sich auch der hagere Schreiber und der breite Kornstecher, Beide schon in halbem Schlafhabit, gestellten.

Der Hausherr aber sah den Jüngling verweisend an. „Ihr Lutheraner seyd sündhaftes und leichtfertiges Volk,“ — entgegnete er — „und verachtet, Euch zum Verderben, die Stimme, die die unsichtbaren Mächte schicken.“

„Solcher Vorlaut bedeutet eine Leiche im Hause,“ — schnatterte der dünne Schreiber. — „Als zu Brünn meine selige Frau Mutter —“

„Still!“ — unterbrach ihn der Alte herrisch. — „Just soll den Kettenhund loslassen und mit dem Nathaniel den Hof und die Schoppen durchspüren. Ihr Andern geht schlafen und vergesst nicht vorher euer Gebet zu sprechen. Du, Dora, bleibst bei dem Gesinde und sorgest, daß die Furcht sie nicht wirre, und Feuer und Licht wohlbewahret sey. Wer ein rein Gewissen hat, der fürchtet auch die Stimmen nicht, mit denen eine fremde Welt zu uns redet, und die Heiligen sind starke Wächter, wenn fromme Christen schlafen.“

Schweigend und gehorsam entfernten sich die Hausgenossen, denn wenn der Herr in solchem Tone sprach, wagte Niemand eine Gegenrede. Er selbst aber ging in das Gemach zurück, wohin sich der getadelte Kornett längst zurückgezogen.

Zabielsky fand den jungen Einquartierten, wie er an einer Wand stand und mit der Lampe ein altes Delgemälde beleuchtete. Die Gelegenheit war ihm willkommen, um das Gespräch von dem Vorfalle abzulenken, und überdem bereuete er längst den harten Vorwurf, den er ganz wider seine Gewohnheit gegen den Anhänger eines fremden Glaubens gerichtet, und sehnte sich, das harte Wort zu verwischen.

„Was habt Ihr an dem alten, löcherichten Bilde, Herr Wolffson?“ — fragte er. — „Schon öfters ist es mir aufgefallen, wie Ihr bei Tisch, oder wenn unser Gespräch stockte, mit besonderer Aufmerksamkeit Euer Auge darauf fest gehalten. Es stellt eine alte Historia vor aus fernster Heidenzeit, wo zwei Knaben, die man ausgesetzt, von einer Wölfin gesäugt worden. Es klingt wie eine Lügenmähr, und der Eine der kleinen Rangen soll dazu später ein König geworden seyn und sich eine große Stadt erbauet haben. Wie konnte das düstere Delbild Euch so besonders anlocken.“

„Sollte die Wölfin mir fremd seyn, da man mich Wolffson genannt hat?“ — fragte der Kornett zurück, aus seinem Sinnen erwachend, — „auch in meiner Kindheit spielte eine ähnliche Bestie ihre bedeutende Rolle. Höret nur an, Freund Jakob, vielleicht vergeßt Ihr dabei den Schreck, der auf Euer Gesicht so tiefe Schatten gemalt.“ — Lächelnd setzte er sich zu dem Alten und goß die Gläser voll.

„Es ist eine Geschichte, fast so wunderbar wie die Eures Bildes,“ — fuhr er fort — „ich erzählte sie sonst nicht gern, denn wer bekennt sich mit Vergnügen als verwandt mit solchem Vieh; aber seit gestern spukt mir die Wundermähr mehr als je im Kopfe und ich kann sie nicht los werden, und es ist mir, als müßte ich mich des Spuks entlasten durch eine Plauderei davon. — Daß ich früh ein Waise geworden bin, habe ich, wie ich vermeine, Euch schon einmal erzählt, doch von der einzigen Kreatur, die ich aus meiner Familie kenne, wißt Ihr nichts, und diese Person, deren Milch ich trank und die mir einen

Namen gab, rathet, wer sie gewesen? Schauet auf das Bild dort, der Maler hat sie trefflich abfontert; sie war — eine Wölfin.“

Zabielsky sah bedeutsam auf das große Glas, das der junge Mann eben geleert und dann auf sein geröthetes Gesicht, der Kornett fuhr jedoch mit erhöhter Lustigkeit fort: „Es ist keine Fabel, die der Rausch gebär, mein guter Wirth, wie Eure Blicke zu argwöhnen scheinen. Höret nur weiter. Es begab sich vor etwa zwanzig Jahren, daß zu Torfsila am Mälarsee ein rechtlicher Bürgermann, genannt Tille Dlasson, vor der Thür seines Hauses stand, und mit trüben Blicken auf die Ufer des breiten Wassers hinab sah, auf denen ein bunter Jahrmart gehalten wurde. Das Gelärm und lustige Getümmel verwundete sein Gemüth, in welchem große Traurigkeit herrschte, denn er hatte am Morgen sein drittes Söhnlein und letztes Kind begraben lassen. Schon wollte er sich abwenden von dem widerwärtigen Getümmel, verschließen seine Thür und sich verbergen mit seinem Kummer im hintersten Gemach, da zog ein Bärenführer, der mit seinen wilden Jünglingen vorüber marschirte, seine Neugier auf einige Augenblicke an und fesselte seinen Fuß. Der gelbe Waldmensch, nach der Tracht aus fernem Lande, nahm die Neugier sogleich in Beschlag, wie es solcher Bagabunden listiger Sinn zu thun pflegt, stimmte sogleich seine Schreckensmusik mit Trommel und Querpfeife an, und ließ seinen braunen Peß sich in Parade stellen und seinen unmanierlichen Tanz beginnen. Doch nicht das rauhe, brummende Unthier hatte die Aufmerksamkeit des guten Mannes von Torfsila angelockt, nein, neben dem Bär froch ein seltsames Geschöpf am Boden, das er nie zuvor gesehen, und das die Peitsche eines jungen Knechtes zu allerlei Sprüngen und Purzelbäumen nöthigte, und es zuletzt zwang, den rauhen Rücken des Bären hinauf zu klimmen, und unter dem Beifallklatschen und Gelächter der umstehenden Menge zwischen den Ohren des alten Waldkönigs seinen gefährlichen Thron einzunehmen.“

„Der brave Tille Dlasson trat näher und betrachtete sich das unbekannte Geschöpf. Ein Affe, wie solche Thierzwinger wohl bei sich führen, konnte es nicht seyn, und als der ehrliche Schwede die kleinen Gliedmaßen, welche mit einer Kruste von Lehmen und Straßenschmutz überzogen waren, das kurze Kopfhaar, das wie ein Weichselzopf in einander geflocht starre, und das kleine Angesicht nahe betrachtete, aus dem zwei helle Augen ihn wie betrübt und furchtsam bittend anblickten, erkannte er mit Schaudern, die ihm durch's Herz schnitten, ein menschliches Wesen unter dem schmutzigen Scharlach des Affenjäckchens, einen Knaben von etwa vier Jahren. Mit treuerherzigem Grimm fiel er den Bärenführer an, überschüttete ihn im christlichen Zorne mit Schimpfreden und dergleichen Vorwürfen, die der wüste Polack durch Faustschläge zu erwidern sich bereit machte. Doch das Volk warf sich auf des Landmannes Seite und der listige Bagabund drehte schnell den Mantel und ließ sich in Friedensvorschlüge ein. Er erzählte zu seiner Entschuldigung, wie einst eine Bande Jäger mitten im sumpfigen Walde eine Wolfsheerde aufzufinden das Glück gehabt, und wie darunter, nachdem mehrere der bösen Thiere erlegt worden und die meisten der übrigen die Flucht ergriffen, eine alte Wölfin mit auffallender Wuth und Kühnheit ihr Junges vertheidigt hätte. Man erschöpfte auch sie, und traf statt des jungen Wolfes einen etwa dreijährigen Knaben bei ihr, der gewandt auf allen Vieren lief, heulte und biß, wohlgeübt in allen Tugenden seiner grimmigen Pflegamme. Der Bärenführer, zufällig vorbei ziehend, spekulirte schnell und kaufte das menschliche Wolfskind den Jägern ab, und benutzte es seitdem zur Erwerbung seines elenden Erwerbs. Tille Dlasson zahlte einen guten Preis für das elende Geschöpf, und Segen seiner Asche, des Himmels Seligkeiten seinem verklärten Geiste; daß ich ein Mensch geworden, danke ich dem Edeln, denn ich, Gustav Wolfson, bin jener Säugling der Wölfin.“

Mit einem unartikulirten Ausruf unterbrach der alte Zabielsky den Erzähler. „Ja, ja“ — fuhr der Kornett fort — „es geschehen noch Wunder in der Welt,

und Gott wandelt noch zuweilen sichtbar unter seinen Kindern. Der gute Tille hielt mich, wie er nur sein gestorbenes Söhnlein hätte halten können, verwendete all sein Gut an meine Erziehung, und als sechszehnjährigen Buben gab er mich dem Obristen Paikul mit, der sein Gutsherr war. Sehet, darum mußte jenes alte Bild des Romulus mich fesseln, darum rief es alle längst dunkel gewordene Erinnerungen zurück, und wie die Eindrücke der ersten Kindheit unverlöschlich sind, erfuhr auch ich, denn der grausame Peiniger des zarten Knaben steht wieder hell vor mir; es ist mir, als hätte ich erst gestern oder vorgestern wiederum sein scheußliches Antlitz gesehen, ich fühle seine Peitschenhiebe, seine Fußtritte frisch und neu, empfinde die ganze glühende Rachmuth wieder, die in mir brannte, wenn der Pflegevater später mit mir von meinen Schicksalen sprach, und dann mein höchster Wunsch war, dem menschlichen Unthier ein Mal, mit meinem Pallasch bewaffnet, zu begegnen. Ihr starret mich ungläubig an, Freund Jakob? Bei dem Grabe und Andenken des ehrlichen Dlasson, es ist nichts Erlögenes dabei, und darum mag auch vielleicht Euer Schwedenhaß bei mir eine Ausnahme gemacht haben, denn ich bin eigentlich kein Schwede, sondern gehöre den Polen, Euren Religionsverwandten und Bündnern zu, und so ein geheimes Seelenleben, welches das Verwandte auch in fremder Hülle erkennt, läßt sich wohl so ganz nicht weglängnen.“

Einem Steinbilde ähnlich hatte der Alte dageessen; als der Jüngling jetzt geendet, schien eine heftige Aufwallung Herr seiner Erstarrung zu werden, gleich dem gewaltigen Strome, der von Frühlingsluft erstarrt, seine mächtige Eisedecke bricht. „Und wißt Ihr nichts weiter von Euren Räuber, nichts von dem Plage, wo man Euch aufgefunden?“ — fragte er, und seine Zunge bebte in der Frage.

„Tret mein Gedächtniß nicht“ — antwortete der Kornett, — „so hieß jener unchristliche Bärenreiber Motal, und der Ort, wo mich die Wölfin geißt, lag mitten in den Wäldern von Grodzierz.“

Der Alte sprang mit Hektigkeit von seinem Stuhl. „Zeiget mir Euren Fuß! Den linken Fuß meine ich!“ — rief er.

Erkannt sah der Jüngling zu ihm auf. „Wie könnt Ihr wissen, Freund, daß mir eine Zehe fehlt, ja, ja am linken Fuße, die nächste am Daumen.“

„Und ein Zeichen am Nacken?“ — fragte Zabielsky mit steigender Hektigkeit. Der Kornett schlug das flatternde Haar zurück. „Ein rothes Maal, ähnlich dem heiligen Kreuzesbilde; hier könnt Ihr's sehen, dicht über dem Kragen. Aber wie ist mir denn?“ — setzte er mit auflodrender Wallung hinzu und sein Auge bligte und die ausgestreckten Hände zitterten. „Wißt Ihr denn von meiner Geburt, von meiner Heimath, meinen Eltern? O sprecht schnell, denn der Gedanke schon drückt mir das Herz ab in Freude und Bangen zugleich.“

Beide tauschten jetzt die Rollen, denn mit der Lebhaftigkeit des jungen Mannes war auch die Hektigkeit des Alten schnell wieder erloschen; er setzte sich langsam nieder und sagte erzwungen kalt: „Ja, es ist mir, als wüßte ich davon, als hätte ich die traurige Geschichte vor langen Jahren mit erlebt.“

„Erzählt, erzählt;“ — rief der Kornett drängend und näher rückend — „Ihr würdet sündigen, verschwieget Ihr mir das Geringste davon.“

Der Alte faßte mit der Hand den Rand der Tafel wie zur Stütze, ließ das Auge wurzeln in der Tischdecke, als scheue es des Jünglings forschende Blicke, dann sprach er langsam und halblaut: „Auch ich reiste vor Jahren viel im Polenlande und hatte dort manchen Handeldsfreund. Da traf ich einen derselben, den die Bauern todt und gefunden in den Wäldern von Grodzierz. Räuber hatten ihn überfallen auf der Reise. Er setzte sich männlich zur Wehr, der Frau winkend zur Flucht. Sie floh, doch ein Räuber hinter dem jungen Weibe waldte ein. Er sah, wie sie in Mutterangst ihr Knäblein in den Busch warf, wie der Räuber sie einholte, ergriff, da traf ihn ein Kolbensschlag und in Todesnacht stürzte er nieder.“

„Wo lebt der Mann, wie heißt der Mann? Ihr müßt mir Brieffchaft geben dahin; der Obrist kann den Urlaub nicht weigern; ich muß den Vater suchen“ — stieß der Kornett hervor aus überfüllter Brust.

„Es ist lange her“ — antwortete der Alte mit demselben Tone und derselben seltsamen Haltung des Körpers — „aber ich erinnere mich deutlich noch, wie der Vater in Jammer fast verging, wie all' sein Forschen nach Weib und Kind ohne Hoffnung blieb, wie er dem Grabe zuwandelte im grenzenlosen Grame. Wenzel war der Name. Er war ein recht unglücklicher Mann seitdem. Ja, wir wollen die Papiere suchen, und an mir soll's nicht mangeln, Dir den Vater wieder zu geben. Morgen, morgen, Du armer lang verwaister Wolfson.“

„O warum nicht sogleich, warum nicht jetzt?“ — fuhr Gustav auf. „Jede Stunde muß mir Folter werden, bis ich Näheres weiß von den Meinen. O habt Mitleid, Vater Jakob, Mitleid mit meinem Herzen, Ihr habt ja auch ein Kind und die liebe Dora ist Euer Herzblatt.“

Der Alte fuhr wie durch und durch erschüttert in die Höhe und seine feuchten Augen richteten sich auf des Jünglings Gesicht. Fest legte er ihm die Rechte auf die Schulter. „Meinst Du, ich sey kalt gegen das, was jetzt in Dir vorgeht?“ — fragte er fast mit zornigem Tone. „Ich habe damals des Gastfreundes grausenvolles Weh mitgeföhlt, als wäre sein Unglück mein eigenes gewesen, und die Erinnerung hat mich in dieser Stunde fast umgeworfen. Sey genügsam mit dem, was Du jetzt so unerwartet erfahren; es dünkt mir reichlich für Träume Deiner nächsten Nacht. Und sind doch viele Jahre seitdem hingeschwunden, viel Wasser lief in der Weichsel hinab, und Menschenleben verrinnet so schnell wie Fluswasser.“

Alle Nöthe, welche die Freude auf Gustavs Gesicht gehaucht hatte, verblich, und die ausgestreckten Arme sanken schlaff hernieder. „Wahr, Vater Jakob!“ — seufzte er; — „die, denen ich angehörte, werden längst schlafen unter dem grünen Bettuch. Solcher Kummer soll tief vergiften, der Tille ging ja auch frühzeitig zu Grabe, weil ich ihm doch nie seine drei Söhnelein zu ersetzen vermochte. Aber des Vaters Grab sollt' Ihr mir dennoch suchen helfen, und vielleicht findet sich ein Better oder eine Muhme, denn Alles, was mir zugehörte, wird die böse Kriegszeit nicht geschlachtet haben.“

„Vielleicht!“ — sprach der Alte eintönig nach, und wandte sich zum Kamine, indeß der Kornett seine Kerze anzündete und mit einem leisen: Gute Nacht, Vater Jakob! zur Thüre ging. Als aber jetzt die Thüre sich hinter dem Jüngling schloß, kehrte Zabielsky sich rasch wieder um und streckte beide Hände ihm nach. — „Wenzel, Wenzel!“ — rief er. „O erhaltet mir den Verstand, Ihr Heiligen! Was soll werden? Wie kann ich ihn erretten? Wäre der blutdürstige Polack nicht von den Kapuzinern festgehalten, der Unmensch hätte vielleicht den Knaben zum zweitenmale in den Staub getreten. So mache denn diese Nacht mir zum hellen Tage, großer Gott, daß wir nicht zusammen untergehen, ich und er und wir Alle!“

Gustav Wolfson war unterdessen mit seiner Kerze langsam in dem langen Gange hinabgegangen, an dessen Ende die Stiege zu seinem Zimmer sich befand. Hinter einem großen Faß hervor trat ihm jetzt die liebliche Tochter des Hauses in den Weg mit entstellten Gesichtszügen und von sichtlichlicher Angst bewegt.

„Gustav“ — flüsterte sie schnell und geheimnißvoll — geht nicht schlafen, verschließet Eure Thüre nicht. Wenn der Vater zu Bett, muß ich kommen und mit Euch reden.“

„Schönes Kind,“ — antwortete er erstaunt und aufgeregt durch die trauliche Anrede — „so brach die Trennung der Liebe die Bahn, und es war ernstliche Reigung, was Dich zu mir zog, und Dein brennend Blut sürchtet nicht einmal den Nachtsput? Aber Jungfrau“ — setzte er ernst hinzu — „Ihr seyd Braut, und schwedische Soldaten haben noch nicht ganz verlernt, fremde Rechtsame zu achten. Verschiebt bis morgen,

was Ihr mir zu bekennen habt; im Sonnenlicht ist die Krone des Mädchens besser bewacht, als in des Reiters düsterer Kammer.“ — Das Mädchen trat einen Schritt von ihm zurück. „Herr Schwede, Ihr irret Euch“ — antwortete sie beleidigt — „die Braut ist dem Verlobten treu, wie sie muß, und grollte sie in den letzten Tagen mit ihm, so geschah es, weil er eben so schlecht von ihr zu denken schien, als Ihr es so eben ausgesprochen. Aber nein“ fuhr sie hastiger und weicher fort — „es konnte Euer Ernst nicht seyn; die Reigung, welche mich zu Euch zog, wurde ja geweckt durch Euer mildes, freundliches Wesen, durch Eure Sitte und Euren Wandel und diese Reigung hatte keine Aehnlichkeit mit der, welche mich an den eiferfüchtigen Nikolaus knüpfte. Und dächtet Ihr selbst noch schlechter von mir, so kann ich Euch doch nicht verderben sehen, und morgen ist es zu spät. Laßt Eure Kammer offen. Bei der heiligen Mutter des Herrn, was ich Euch zu vertrauen habe, betrifft nicht mich, noch irgend etwas, was zwischen uns seyn könnte.“

„Ich werde wach seyn und warten“ — entgegnete der Kornett, und die Jungfrau schlüpfte mit leisem Fluchtschritt in das Vorhaus zurück.

(Fortf. folgt.)

Die Brautkritik bei den Kaffern.

Eine Hochzeit ist bei den Kaffern eine sehr wichtige Angelegenheit, denn alle Bewohner des Kraals (Dorfes) kommen zusammen und haben ein Recht, ihre Meinung über die Ehe und besonders über die Braut auszusprechen. Ihre Freunde bringen sie in die Wohnung des Bräutigams, wo die Verwandten desselben versammelt sind, und wo das arme schüchterne Mädchen die unglimpflichste Musterung ihrer Person anhören muß. Einer ruft: „welche Beine! Wie sie sich unter ihr beugen!“ Ein Anderer sagt: „seht ihre Arme! der Wind wird sie wegblasen; sie hängen an ihr wie Federn!“ Haben die Männer das Gift ihres Witzes zu ihrem eigenen großen Vergnügen erschöpft, so führen sie die Braut in dem Kraal herum, wo an einer Stelle die Frauen versammelt sind. Hier beginnen ihre Leiden noch einmal und in weit höherem Grade, denn hier gibt es Schmähungen statt der Spässe, und Drohungen statt der Witze. Einige schildern in den düstersten Farben was sie als Frau zu erwarten haben werde, während Andere die Mängel ihrer Person lächerlich und die Uebrigen darauf aufmerksam machen. Diese Bemerkungen werden mit lauter, freischender Stimme vorgebracht und mit den heftigsten, drohendsten Geberden begleitet. Nimmt der Mann zwei Frauen auf einmal, so hat eine jede diese Musterung einzeln zu bestehen.

Frauenopfer in Ostindien.

Die englischen Zeitungen haben behauptet, durch die klugen Maafregeln des Generalgouverneurs von Ostindien, Lord Bentinck, wären die Sutties oder Menschenopfer daselbst ganz ausgerottet worden; aber man schmeichelte sich mit dieser Hoffnung vergebens, denn wir lesen in dem Asiatic Journal: „wir erfahren, daß bei dem Tode des Radscha von Suzerate die Frauen und einige Diener desselben auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden, der die sterblichen Ueberreste ihres Herrn verzehrte. Die unglücklichen Opfer wurden mit Gewalt hingeschleppt, und trotz ihrem Geschrei und ihrer Verzweiflung in die Flammen geworfen. Einige Verwandte derselben begaben sich zu dem englischen Agenten, worauf die Truppen sogleich zu den Waffen griffen und nach dem Orte marschirten, wo die schreckliche Scene vor sich ging; aber sie kamen zu spät. Eine beträchtliche Masse Hindus umgab den Scheiterhaufen, und die nicht zahlreichen Engländer konnten sie nicht anzugreifen wagen. Kein Opfer wurde gerettet, aber sie hörten wohl das verzweifelnde Geschrei der unglücklichen Frauen, die man eine nach der andern in die Flammen warf.“

Düsseldorf, Montag den 5. Oktober 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 40.

W o l f f o n .

Historische Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

Nachdenkend und fast verwirrt stieg der Kornett die Stiege hinauf, verwunderte sich, die Thüre seines Zimmers nur angelehnt zu finden, und trat hinein. Ein starker Weindunst traf sogleich seine Sinne, und er dachte an die sorgsame Dora, der er eben in seiner düsteren Stimmung so weh gethan, und die ihm doch sicherlich den würzigen Nachttrunk zurecht gestellt, den ihm während seiner Genesungszeit der Arzt verordnet hatte.

Er stellte die Kerze auf den Tisch und begann sich zu entkleiden. Der Pallasch war abgelegt, der Gurt dazu, der Koller hing schon am Stuhle, und er wollte sich eben der schweren Stiefel entladen, da stieß er an die Schwertscheide, und die gewaltige Waffe fiel rasselnd vom Tische zur Erde. Er bückte sich nach dem getreuen Gewehr, da sah er, daß der Boden von duftiger Feuchtigkeit übergossen war, und als er schärfer hinschaute, gewahrte er zerbrochene Glasscherben rings verstreuet, zugleich lockte ein widriglich schnarchender Ton seine Augen zu dem Bette, was im Winkel des Zimmers stand und durch seinen eigenen Schatten verdunkelt gewesen. Was er erblickte, hätte selbst den Stärksten erschüttern mögen.

Das Bett war besetzt, ein stämmiger Manneskörper lag darauf gestreckt, von einem Schafpelze verhüllt; als aber der schnarchende Schläfer jetzt die Augen öffnete, und den Kopf erhob, und das furchtbare vergelbte Gesicht mit dem weißen Bocksbarte, der kahle Schädel mit dem struppigen grauen Haarfranze sichtbar geworden, da erkannte Gustav sogleich den Alten aus Paikul's Zimmer, Gedanken fuhrn gleich Blitzen durch sein Gehirn, aber in den Adern gerann sein Blut, und er hielt wie ein Erstarrter das Schwert in beiden Händen. Der Polack riß indes die Augen weit auf, starrte auf den Störer, und setzte sich aufrecht im Bett, die mit Hasenfell umwickelten derben Beine auf den Estrich langsam heraus stellend.

„Bist Du es, Schwedenpüppchen, und willst mich vertreiben?“ — fragte er mit Humor und unsicherer Stimme. „Hast Du gemeint, der Klosterwein hätte Deinen Stubenkameraden unter den Tisch geworfen, und er hätte sich das offene Speicherspörtlein nicht gemerkt, da er das Haus verschlossen gefunden? Thörichtes Kegerknäblein, des neuen Bürgermeisters Bett ist viel weicher als die Haardecken der Pfaffenpörsche. Aber Du läufst mir gerade recht in die Falle; Du sollst bei mir liegen, doch recht stille, damit Du mich nicht störst und drängen möchtest. Bei dem vertrakteten Falle in der Finsterniß zerbrach mir die Flasche, und nun dürstet mich entsetzlich, und wenn der Motal nicht Wein noch Wasser hatte, nahm er auch gar oft mit Blut vorlieb, wenn es frisch war.“

„Ha“ — rief der Kornett, indem er den Pallasch

rasch aus der Scheide riß — „ha, meine Erinnerung trotzt nicht! Du bist Motal, der Unmensch, der Kinderdieb, mein Peiniger, als ich noch nicht lallen konnte. So wisse, Du mein Erzfeind, daß ich jener Knabe war, den Du am Mälarsee verkauftest, daß ich mich der Stunde freute, wo ich Dich züchtigen kann, und daß Du meinen Händen nicht entkommen sollst, und ständen alle Deine grimmigen Bären Dir zur Seite.“

Mit jugendlicher Schnelligkeit und plötzlich nüchtern stand der alte Polack risch auf vor dem Bett. — „Ey sieh da, eine alte Bekanntschaft!“ — rief er wildlustig. „Züchtigen willst Du, kleiner Vierfüßler? Hussah auf zur Jagd! Der Junker kann immer einmal seinem Obristen vorangehen, und in der Hölle Quartier ansagen.“

Rasch hatte er während des letzten Wortes das große Messer ergriffen, das auf dem Kopfsüßel gelegen, und mit den Augen eines Tigers warf er sich auf den Gegner, so daß dieser kaum Zeit gewann, sein nacktes Schwert zum Schutze vorzuhalten.

Ein Kreisch geschah in demselben Augenblicke in der aufgestoßenen Zimmerthüre; ein rauher Haghund sprang ein auf den Alten im Schafpelz und faste sein Kleid und riß ihn zur Seite; die schöne Dora stürzte schreiend herein, der alte Hausknecht polterte heran, und bald war auch der Hausherr mit seiner Lampe zur Stelle, vom mörderischen Gelärm gelockt. Doch das Unglück war bereits geschehen. Der Messerstoß hatte zwar nur des Jünglings Hals leicht gestreift, aber der vorgehaltene Pallasch war mit breiter Klinge mitten durch den Leib des Ungethüms gefahren, und mit furchtbarem Seheul wälzte sich der Trunkenbold zwischen den Scherben der Flasche und in dem vergeudeten Weine, mit dem sich sein verströmendes, schwarzes Blut mischte, und nur der grimme Kettenhund umsprang dumpf kläffend den Sterbenden und faste ihn hie und da am rauhen Pelz und schüttelte mit den weißen Zähnen den bezwungenen Feind in thierischem Ingrimm.

Es war eine entsetzliche Pause, die dieser furchtbaren Scene nachtrat. Leichenbleich und starr lehnte der Schwede noch immer am Tisch, die blutige Klinge noch immer vor sich hingestreckt; der alte Zabielsky saß wie gelähmt vom Schreck der Bluttthat auf dem Bett; das Mädchen war in die Knie gesunken, und hielt sich, mit einer Dymmacht kämpfend, an der Hüfte des Jünglings aufrecht und der Knecht Just hatte den Kettenhund am Ringe des Halsbandes gefaßt, und hinderte ihn, seine wüthigen Angriffe fortzusetzen, da das Geräusch des Durchstoehens längst zu Ende gegangen, und sein Körper sich längst im letzten Todeszuck gestreckt hatte. Alles war stumm und regungslos, nur der Hund murrte zuweilen wie unwillig über den Zwang, der seinem Naturtriebe geschah.

Der Kornett brach zuerst dieses grauenvolle Schweigen. Er ließ den Pallasch fallen, beugte sich zu dem Mädchen und richtete sie in seine Arme auf. „Ermanne Dich liebe Dora“ — sagte er, in einem tiefen Athemzuge Besinnung und Besonnenheit sammelnd — „ich bin unverletzt, und diese Bluttthat kann der Himmel mir nicht anrechnen. Auch Ihr, Vater Jakob, werdet mir den Schreck

nicht entgelten lassen, der Eure nächtliche Ruhe gestört bei dem Richter der Seelen, ich that den Angriff nicht, und Gott saß hier zu Gericht, denn dieser Entsetzliche war Motal, der Bärenreiber, von dem ich erzählt, ein Rachengel lenkte mein Schwert, und dieses Blut soll Eurem Hause auch nicht die geringste Sorge bringen."

Lebhaft erhob sich jetzt auch der Hausherr von seinem Plaze und bezwang sein Entsetzen. „Schweig, Knabe;" — sprach er mit Heftigkeit und dräuender Geberde. „Besser für Dich und mich, des Hauses Dach wäre zerschmetternd auf uns herabgestürzt! — Der Gastfreund erschlagen gefunden in meiner Kammer! Ermordet des Kaisers Bote! Wird nicht Nikolas in der Frühe schon ihn suchen? Welcher entehrende Verdacht wird mein Haupt treffen unter den Nachbarn? Es ist entsetzlich, unauslöschbar!"

„Kommt zu Euch, mein lieber Freund!" — versetzte der Kornett, den rastlos umherschreitenden Alten in seine Arme fassend. „Ihr sprecht wirre und sinnlose Reden. Zur Stunde noch werde ich auf die Beste steigen, und dem Kommandanten Alles, was hier vorging, wahrhaft berichten. Er kennt meine Geschichte; er schenkt mir Glauben und Vertrauen. Ehe noch der Tag anbricht, soll Euer Haus gereinigt seyn von diesem ehrlosen Leichname und dem vergossenen Blute, und nicht eine Spur der That soll Euch zum Nachtheile Verrath sprechen können."

„Schweig, Knabe!" — rief der Alte noch einmal und machte sich mit rauher Gewalt aus den Armen des verdunsten Jünglings los. „Ja, vertilgt muß Deine leichtfertige Blutthat werden, aber nicht auf Deine Weise; denn Dich zu erretten, bedarf es anderer Mittel. Schweige, bei meinem Zorn! Ich bin Herr hier im Hause, und Dein blutiger Schwedendegen wird mir keine Befehle predigen. Sind die Leute Alle schlafen gegangen im Flügel? — Nun denn, so bringe den Hund an die Kette, Just, und Sorge für Wasser und Gezeug. Binnen einer Stunde muß kein Flecken auf diesem Boden mehr sprechen gegen uns; die Dora wird helfen. Und Du, hitziger Todtschläger, greife an ohne Wort und Widerspruch, daß wir Deine Sünde begraben, ehe sie, Dich verderbend, an's Licht tritt."

Es war etwas so Befehlendes, Herzzermalmendes in der Rede und dem Tone des Alten, daß der junge Mann ohne weiteres Bedenken sich gehorsam fügte, und den Hausherrin walten ließ, selbst ohne den Räthseln seines seltsamen Benehmens für jetzt weiter nachzuforschen. So half er denn die schaurige Leiche in ein Bettuch einwickeln und verhüllen, und langsam trug der alte Just und er den Körper hinaus, die Steige hinab, hinten in das Haus bis zur Kellerthür, die der Hausherr, der mit der Kerze vorangegangen, eröffnete, und als sie den Todten in das Gewölbe hinab getragen, den Knecht wiederum hinauf schickte, droben die gesprochenen Befehle in's Werk zu richten.

Das Gewölbe bestand aus mehreren Abtheilungen. Fässer und Viktualien füllten die Räume. In Eine der hintern Verstecke ward der Leichnam geschafft und mit Stroh bedeckt, und vor das enge Pfortlein desselben mußte Gustav einige mächtige Fässer wälzen; doch als er jetzt erhigt und erschöpft langsam dem Alten folgte, der schon mit der Kerze in der Hand die Kellertreppe hinaufgestiegen, da umfing betäubende Nacht seine Sinne, und sein Herz erstarrete, denn Jabielsky wandte, die schwere Thür fassend, sich gegen ihn, und sprach mit dumpfherabhallender Stimme: „Komme mir nicht nach, und suche Dir ein Lager am Boden. Du bist mein Gefangener, aber sicherer da unten als bei Deinem Obrist. Schweig und vertraue! Hülfe mir Gott, ich kann nicht anders."

Und die schwere Thür fiel vor die Oeffnung, der Eisenriegel ward zugeschoben, und bald verschwand auch der letzte Lichtschein, der durch das kleine Gitterfenster in der Thür dem Eingeschlossenen seine schaurige Behausung nochmals wie zum Spott und um sein Grausen zu mehren, erleuchtet hatte.

Diese Nacht, welche dem 24sten November des Jahres 1648 vorausging, und welche, wie wir so eben erzählt, in Einem der ansehnlichsten Häuser von Olmütz Unruhe und Verwirrung bösester Art hervorgerufen, hatte ähnliche Eindrücke fast in jeder Familie des unglücklichen Ortes nachgelassen. Mit wunderbarem Glück schien auch nicht eine Spur der neuen patriotischen Verschwörung von dem Auge der Feinde entdeckt worden zu seyn, welches vielleicht an der Schnelligkeit des gemeinsamen Entschlusses lag, der nicht durch langes und öfteres Zusammentreten, durch schwankende Wahl und Ueberlegung geboren wurde, sondern wie ein geheimes Feuer, das zwischen Dach und Fach versteckt hinläuft, durch Einzelne von Familie zu Familie weiter getragen, und nur im Kloster der Kapuziner durch die Entschlossenen und Tüchtigsten, die sich selbst auf des Polacken Motal's Ruf zu Anführern aufgeworfen, besprochen worden. Kein Argwohn ließ sich an den Glaubensfeinden bemerken; nie erschienen sie nachlässiger und sorgloser, und dennoch glich jedes Bürgerzimmer in dieser Nacht der Kammer, in welcher ein schwerkranker Familienvater sein Testament gemacht, und deshalb seine Lieben alle um sein Sterbelager versammelte. Die Männer putzten heimlich und geräuschlos ihre Waffen, oder saßen ernst mit Gebetbuch und Rosenkranz, da ihnen keine priesterliche Vorbereitung, kein heiliger Akt vergönnt war, indem so etwas in Masse, gethan, die natürlichste Ursache augenblicklichen Verraths hätte werden müssen. Die Frauen litten am meisten, wenn sie auch muthige Vertrauten der Männer geworden; Mord, und wenn auch der Labellang „Befreiung" daran gebunden, Mord, ist kein Wort für weibliches Ohr; das Geschlecht, von dem das Leben ausgeht, das mit Schmerzen und banger Sorge von der Natur ein fremdes Leben zu erkaufen bestimmt ist, hält darum das Leben höher im Preise als der Mann, und es schaudert schon bei der gewaltsamen Vertilgung eines Einzelnen, den eine Mutter in Schmerzen gebar und in Sorgen erzog. Doch von allen weiblichen Wesen in Olmütz war die schöne Dora Jabielsky die bemitleidungswürdigste. Des Vaters Stimme als Gottesstimme von früh an betrachtend, hatte sie dem jungen, wackern Bürger Nikolas Kromerzig ihre Hand zugesagt, weil der Vater ihn der Hand würdig fand. Dem Versprechen war eine tiefe Zuneigung gefolgt, denn der Nikolas entfaltete im nähern Umgange manche Lichtseite eines Charakters, der durch die schwere Zeit an Verstecken, Heucheln und rauhes Benehmen sich hatte gewöhnen und in diese, dem weiblichen Gemüthe widerwärtige Maskenkleider verhüllen müssen. Als der junge Schwede zu dem Jabielsky in's Quartier kam, ward jedoch diese Liebe zu ihrem Verlobten gerade deshalb einer schweren Prüfung unterworfen. Die kühne Offenheit, das gerade Wesen des jungen Kriegsmannes, sein ehrliches Walten mitten unter Widersachern gewann ihre Achtung; seine feinere Sitte und geistigere Bildung, die er dem frühern Umgange mit den Oberoffizieren des Heeres zu danken hatte, beschatteten den armen Nikolas, und daß der Eifersüchtige seinen Haß gegen den Fremdling so ungart an den Tag legte, verwundete ihr treues, jungfräuliches Gemüth um so mehr, da sie deutlich empfand, daß die vertrauende Zuneigung, welche ihr der Schwede abgewonnen, gar nichts von dem in sich trug, was Kromerzig darin vermuthete, kein irdischer Wunsch, kein Gedanke an irdische Annäherung oder Verknüpfung diese Zuneigung besteckte. Wie weh mußte es daher dem Mädchenherzen thun, als auch er, der Freund, an dessen wiedergewonnenem Leben auch sie einiges Verdienst hatte, und der ihr darum doppelt werth geworden, in demselben Augenblicke, da sie für sein Verderben zitterte und Bätergunst und Pflicht der Bürgerin opfern wollte, als auch er in seiner düstern Stimmung den Argwohn ihr entgegen warf, sie habe als ein gewöhnliches Weib nur am Außern des schönen Junkers Gefallen gehabt, und sündige Gedanken für ihn in der reinen Seele getragen. Sie fühlte sich schwer verletzt, beleidigt und abgestoßen; sie rang lange und heiß in ihrer einsamen Kammer zwischen dem Entschlusse, ihn seinem Geschick zu überlassen oder der wunderbaren Stimme zu folgen, die kein Wollen ganz in ihr

zu ersticken vermochte, und dieser Kampf in schwacher Mädchenstunde, die den Vater abgöttisch ehrte, die ihrem Vaterlande, ihrem Glauben mit Kindertreue anhing, war bestimmt nicht der leichteste von denen, die in diesen Stunden manches Herz von Dmütz bestehen mußte.

Der Abend vor dieser Nacht umhüllte sich mit dichten herbftlichen Nebeln; im Anfange der Nacht selbst sank die Dunstdecke langsam wie ein schwerer Vorhang, und über demselben zeigte sich gegen Norden hin eine feuerrothe Fläche, welche hin und her wallete, gleich dem geschmolzenen Metallspiegel eines Bergofens, und aus welchem lange Lichtsäulen hochauf schossen bis zum Scheitelpunkte der staunenden Beobachter. Um Mitternacht verlosch das nördliche Lichtmeer; der ganze Himmel erschien rein und klar, wie man ihn seit Wochen nicht gesehen, und Millionen Sternbilder brannten golden an auf dem dunkelblauen Gewölbe; doch fielen jetzt nach Süden hin so zahllose Sternschnuppen, daß es ließ, wie ein Feuerregen, und die wachen Bürger betrachteten an ihren Fenstern diesen Himmelsputz mit wachsender Beängstigung, da ihr abergläubisch Gemüth nicht wußte, zu wessen Gunsten oder Schaden sie diese überirdischen Zeichen zu deuten hätten, ob für sich oder für das Schwedenvolk. So kam langsam der dämmernde Tag herauf.

In Zabielsky's Hause saß die Hausgenossenschaft schon gewohnter Weise im vordern Zimmer um das dampfende Frühstück versammelt; die Lampe brannte noch, aber trüb und wie beschämt durch das einbrechende Morgenlicht; das Frühgebet war schon gesprochen, obgleich die Tochter des Hauses noch nicht von ihrem Kämmerlein herabgestiegen. Jetzt trat die schöne Dora ein, bleich und mit schwankenden Schritten, doch Bleiche und Schwanken mehrte sich, als ihr erster scheuer Blick auf den Vater fiel, und dieser in demselben Augenblicke vom Sessel aufstand, ein Laib Brod aus dem Frühstückstafel nahm, eine kleine Flasche aus dem Wandschrank hervorsuchte, und ohne ihren leisen Morgengruß zu erwiedern, aus einer Nebentür sich in das Innere des Hauses entfernte. Sie wußte, wohin sein Schritt sich richtete, und sank durch und durch erbebend auf den nächsten Schemel.

Der alte Just, welcher an die erlebten Nachtszenen dachte, schob ihr die Schale mit der Morgensuppe hin, und richtete einige ermutigende Worte an sie, da fuhr sie auf einmal hochend empor, ihre angenehmen Züge entstellten sich, die Lippen zuckten und sie stammelte mit irren Blicken: „Sie kommen! und alle Heiligen mögen uns schützen!“

Harte Tritte tönten wirklich bald darauf außen, und eintraten mit Gast der junge Nikolaus Kromerzig, der Nachbar Schmied, ein athletischer Cyclop, und ein rohköpfiger Kapuziner, und alle drei schienen geistig aufgereggt und körperlich erhitzt, und der Ton, mit welchem Nikolaus die Frage that: „Wo ist Vater Jakob?“ — sprach deutlicher aus, was ihr Anblick schon kund gethan.

„Schütze mich!“ — rief in demselben Augenblicke das Mädchen, sprang auf, warf sich an des Verlobten Brust und umfaßte ihn mit beiden Armen. „Die Jungfer ist krank; schonet sie!“ — setzte hastig der alte Just hinzu, da er sah, daß der junge Mann die Braut, mit welcher er einige Tage im Hader gelebt, zurückweisen wollte. Nikolaus wandelte sogleich die strengen Mienen seines Gesichts, und das Mädchen umfassend und zärtlich stügend, sagte er: „Krank? und wodurch? Wahrlich, die Zeit ist nicht gut gewählt, um krank zu seyn, und die Seele muß den Körper bezwingen lernen. Oder macht Dich die Neue, das Gewissen schwach, da Du erfahrest, daß die Stunde der Entscheidung schlägt, die Stunde, welche richten wird zwischen uns und denen, die Dein Herz von mir gewendet?“ — „Tödtete mich!“ — rief das Mädchen — „aber verwunde mich nicht mit einem neuen Messer. Deine Braut war treu an Leib und Seele; nur Dein Argwohn warf eine Scheidewand zwischen Dich und sie. Aber schütze mich vor dem Vater! Sieh, da ist er schon!“ — Wie ein Kreisch der Todesangst verhallten die letzten Worte, und Nikolaus sah verwundert auf ihr Gesicht, das die vernichtende Her-

zensqual einer Niobe aussprach, eben so verwundert dann auf den Vater, der eben eintrat, wachsbleich wie mit einem Leichengesicht, einen langen, furchtbaren Blick auf der Tochter hatten ließ, und als diese mit den Händen ihr Gesicht verhüllte und sich einer gebrochenen Blume gleich in den Sorgestuhl des Vaters hatte niedersinken lassen, die frühen bekannten Gäste mit eisiger Kälte in Miene und Ton begrüßte.

„Wo ist Motal? Wo ist der Polack?“ — fragte Nikolaus ohne Gegengruß mit Lebhaftigkeit, denn die Erscheinung des Vaters hatte ihm die Erinnerung und Besinnung wiedergegeben, welche das seltsame Benehmen der Braut ihm geraubt.

„Beket ihn schnell, lieber Sohn!“ — fiel der Klosterbruder ein. — „Der alte Lebelustig muß ein anderes Mal seinen Rausch verschlafen. Seine Gegenwart, seine Meinung, sein Rath ist uns ohne Aufschub nöthig.“

„Ja, ja, Gevattermann!“ — sprach auch der Schmied im tiefen dröhnenden Basse. „Führt uns auf seine Kammer, denn beim heiligen Sebastian, es ist nicht Alles in der Stadt, wie es seyn sollte.“

Zabielsky änderte keinen Zug seines Gesichts. „Den alten Simon Motal suchet Ihr?“ — fragte er eintönig. „Hatte er nicht Quartier gemacht in Eurem Kloster, ehrwürdiger Vater? Ich habe ihn nicht wieder eingehen sehen in mein Haus, auch ihm kein Bett angewiesen in meinen Kammern.“

„Doch ging er von uns am gestrigen Abende, wollte zu Euch, da ihm sein letztes Schlafgemach das sicherste geschienen in ganz Dmütz!“ — entgegnete der Kapuziner betroffen.

„Vater Jakob, was soll ich denken von Euch?“ — brach da der junge Bürger los. „Der schwedische Junker ist heimgekehrt, ich sah seinen Schimmel eben am Stall, wie ihn der fremde Knecht zum Brunnen führte. Ihr verläugnet den ehrlichen Motal, den Rettungsboten, der uns allen ein Evangelium gebracht, so wie einst Habakuk dem Daniel Speise in die Löwengrube trug. Es ist etwas Besonderes geschehen hier im Hause, denn woher ist das Mädchen dort so verstorbt und einer Wahnwichtigen nicht unähnlich? Woher seyd Ihr so verändert, und was zittert hier der alte Hausknecht? Kam der Verrath zwischen unser Werk? Ihr nahmt den Motal ungerne auf? Ihr waret dem verhassten Ismaeliten, dem Nordländer mehr gewogen als ein gut katholisch Herz gesollt? Ist der Schwede mit dem Polen zusammengesprochen? Sprechet es aus und steht nicht so steinern da, indes uns die Angst mit Feuerbränden geißelt!“

„Der Schwede ist nicht in meinem Hause!“ — antwortete der Hausherr mit unveränderter Kälte — „er hat nicht in seiner Kammer geschlafen. Und wer möchte unter dem Dache des Jakob Zabielsky einen Verräther seines Landes und seines Glaubens suchen?“ — Nachdem er nochmals einen scharfen Blick auf die Tochter geworfen, die mit schmerzlich stehendem Auge zu ihm aufgeschaut, trat er näher heran, und fuhr mit erhobener Stimme fort: „Aber gebt Ihr mir Rechenschaft von der seltsamen Weise, mit welcher Ihr im eigenen Hause also zu mir gesprochen? Ihr wisset, was mir der Bote von unserm gnädigen und hochwürdigen Herrn gebracht. Ich bin der Bürgermeister dieser Stadt; gelte es zu siegen oder zu sterben, Jakob Zabielsky wird an der Spitze der Bürgerschaft das Vertrauen rechtfertigen, welches des Kaisers Bruder auf ihn gesetzt. Die Verwirrung, die Ihr hier gefunden, kann Niemand befremden. Die Ankunft des schwedischen Trosses hinderte die Nacht hindurch die Bewaffnung meiner Leute und erst beim Frühmorgens konnte ich sie von dem in Kunde setzen, was in den nächsten Stunden geschehen soll. Dennoch ist an meinem Haupte der Schlaf unfreundlich vorbei gegangen, der Rettungsplan hielt meine Seele wach, und hat Bosheit oder Leichtsinns uns indes Verderben bereitet und das Werk im Keime gestört, so mag den Verräther die selbst herangelockte Strafe treffen. Hindern wird er uns nicht, denn der Rückweg ist durch den Verrath versperrt, und kein Schwede darf den Abend sehen, oder wir müssen unsere eigenen Kinder schlachten und uns mit ihren Leichen unter den Trümmern unserer Häuser begraben.“

Respekt darum Eurer Obrigkeit, die in des Kaisers Namen fragt: „Was trieb Euch so ungeberdig her in dieser frühen Stunde?“

Verschüchert durch den unerwarteten Ton, wie auch den Inhalt, welcher mit den bisherigen Grundsätzen des Alten in Widerspruch zu stehen schien, verstummte Kromerzig; der Kapuziner aber neigte sein geschnitten Haupt in gehorsamer Demuth. „Würdiger Herr“ — sprach er — „unser früher Eintritt bei Euch war ein Nothdrang der Zeit und nimmermehr von böser Meinung begleitet. Als der hochwürdige Prior mit den Brüdern zur Porgang, sahen sie aus den Fenstern unserer hochliegenden Gebäude alle Fenster in dem Schloß hell erleuchtet, und hörten mit Schrecken vom Frater Pförtner, daß schon seit Mitternacht von ihm dieselbe Bemerkung gemacht worden. Ausgesendete Kundschafter brachten herein, wie in der Nacht zu mehreren Malen die Thore geöffnet worden, und schwedische Kuriere ein- und ausgeritten. Zuletzt sandte noch, um den Vermuthsbecher vollzumachen, der Wirth zum römischen König, wo der Notal sein Quartier genommen, einen Buben in's Kloster, und meldete in Herzensangst, daß eine schwedische Ordonnanz in der Dämmerung den Polen gesucht, und dem Wirth dringend anbefohlen, den Abwesenden möglichst schnell aufsuchen und zum Kommandanten bestellen zu lassen. Nun vermeinten der Hochwürdige, und die Kinladen der frommen Fratres klapperten, als derselbe unter fließendem Nagtschweisse die Meinung hören ließ, er vermeinte, das gottgefällige Vornehmen der rechtgläubigen Bürgerschaft müsse verrathen seyn an den Erzfeind, meinte, die Kuriere würden Botschaft von dem uns zur Hilfe heranziehenden Haxfeld zum Obristen gebracht haben, meinte, man suche sich des Notal, als der Seele unseres Vorkabens, zu bemächtigen, meinte, die Lichter im Schlosse würden dem grausamen Nebukadnezar gelehrt haben, um die Todesurtheile der besten Bürger zu unterzeichnen, und vielleicht gar die Bestellungen für einen rothen Hahn auf unser geheiligtes Klosterdach einzurichten. So schickte uns der Ehrwürdige, um schnell den Notal, der zu Euch schlafen gehen wollte, zu rufen, dort Rath von dem kühnen Manne entgegen zu nehmen, da, wie der ehrwürdige Herr Prior zuletzt meinte, ohne ihn der letzte Tag, den sicherlich die Boten des Herrn, die feurige Himmelszeichen in dieser Nacht angekündigt, für uns Alle unabwendbar gekommen seyn möchte.“

Hastig schritt der alte Zabielsky zu der Tochter, faßte sie mit Festigkeit unter ihr Kinn und erhob das bleiche Gesicht des Mädchens gegen sein Zornauge empor. „Hörst Du es, thörichte Jungfrau!“ — rief er mit halblauten, verbissenen Tönen. „Der Sohn der Wölfin beißt mit scharfen Zähnen. Die ihn mit Unsinns-Liebe gehätschelt, werden zuerst und am tiefsten sein weißes Gebiß zu fühlen haben. Aber sein Blut über den, der das junge Raubthier von der Kette losgelassen.“

Die stugenden Zuhörer wurden durch ein neues Ereigniß von dem Räthsel dieser Rede fortgerissen. Der Schmied stieß ein Fenster auf. „Hört Ihr die schwedische Trommel!“ — rief er verstört. „Da stellt sich ein Schützentrupp gerade vor Eurem Hause auf. Maria und Joseph sey uns gnädig.“

„Still!“ — befahl der alte Zabielsky. „Der Korporal verliest einen Befehl. Laßt uns horchen.“

Und wirklich wirbelte die Trommel nochmals, dicht am Hause, und die Bassstimme des Schweden erklang mit scharfem, fremdartigen Accente zu den in Fieberschauern Horchenden herein. Was er verlas, war ein Befehl des Obristen Paikul. Er enthielt eine Ladung an alle Bürger von Olmütz, Punkt neun Uhr auf dem Niederwege zu erscheinen, und zwar in Sabbathrocke und mit bürgerlicher Bewaffnung, auch Weib und Kind nicht daheim zu lassen.

So tönte die Trommel abermals fern an einer andern Straßenecke, und des Korporals Stimme begann auf's Neue dumpf herüber zu schallen, da erwachten die Horcher erst aus ihrer Betäubung.

„Es ist klar wie Mittagslicht“ — rief der junge Nikolaus mit Verzweiflungsgeberden — „man will uns

schlachten, schlachten Mann und Weib und Kind, alle auf ein Mal, und die Opfer sollen überdies gepußt zum Hohn der Kriegsknechte erscheinen. Aber nein, thut Ihr, was Ihr mögt, ich folge dem Befehle nicht.“ — Er slog zu der Jungfrau und schlang seine Arme derb und fest um sie. — „Von diesem Plage soll mich Keiner losreißen, und käme das Gespenst des Kaiserkönigs selbst zur Stelle mit seinen höllischen Genossen! Geht Ihr hinaus, so verrammele ich mich im Hause; und Schuß auf Schuß soll vom Erker fallen, und manchem Nordländer die Rückkehr versalzen. Und wenn die ungetreue Hausthür endlich unter ihren Kolbenstößen bricht, dann stürze ich mich mit der Dora vor den Fenstern hinab auf's Pflaster, daß sie erkennen, wie über deutsche Treue ihre Kolben keine Macht haben!“

Das in tiefstem Bangen zusammengepreßte Mädchen erhob sich und umfaßte ihn wie der verunglückte Schiffer den Fels, und wagte einen einzigen Liebesblick zu ihm hinauf; als aber der Vater auf seinen Ausbruch der Verzweiflung antworten wollte, hemmte ein neues Ereigniß sein Wort.

(Fortf. folgt.)

U n g l ü c k s f a l l .

Als am 19. September die bei der Marien-Oberpfarrkirche zu Danzig angestellten erblindeten Glockenläuter nach dem Läuten der Mittags-Betglocke den Glockenthurm zu verlassen im Begriff waren, erlitt einer von ihnen auf schon zur Hälfte zurückgelegtem Wege das Unglück, von der Treppe abzuweichen und durch den Raum einer von den dort beschäftigten Bauleuten offen gelassenen Luke in das Innere der Kirche aus einer Höhe von 150 Fuß hinabzustürzen. Der Unglückliche kam bei diesem Sturz noch mit einem Maurerkorbe in Berührung, der durch die Wucht des Falles zertrümmert wurde. Man fand den armen Blinden, der so unerwartet aus seiner irdischen Nacht befreit wurde, mit zerschmetterten Gliedmaßen am Boden liegen.

Großer Schiffbruch.

Die Sydney-Zeitungen vom 7. Mai liefern eine lange Beschreibung des an der australischen Küste erfolgten Schiffbruches des Schiffes George the third. Es befanden sich am Bord desselben 220 zur Deportation verurtheilte Verbrecher, überhaupt mit den Soldaten und der Schiffsmannschaft zusammen 292 Menschen. Von diesen wurden alle Soldaten und Offiziere, 6 Frauenzimmer, 11 Kinder, 30 der Schiffsmannschaft und 81 der Verbrecher — zusammen 160 gerettet; 132 ertranken.

Miszellen aus England.

Ein Mann, welcher in der Nähe von St. Albans eine kleine Pachtung hat, kam neulich in die Stadt London gefahren auf einem Wagen, welcher von vier großen Schweinen gezogen wurde. Er fuhr in frischem Trabe, unter dem Beifallrufen von Hunderten von Menschen, welche durch dieses ungewöhnliche Schauspiel herbeigezogen worden waren. Nachdem er bis auf den Marktplatz gekommen war, wurden die Schweine abgezäumt, und mit einem Troge voll Bohnen und Wasser gefüttert. Sie blieben etwa zwei Stunden, während welcher der Herr seine gewöhnlichen Geschäfte auf dem Markte besorgte; dann wurden sie wieder eingespannt, und nach Hause getrieben. Der Mann hatte die Thiere nur 6 Monate in Dressur. Ein Herr bot ihm auf der Stelle 50 Pf. Sterl. dafür, aber das Gebot wurde abgelehnt.

Der Graf von Egremont, der jetzt in seinem 84. Jahre ist, ging noch am 1. September bei Netwoth auf die Jagd, und brachte schon in früherer Zeit vier Paar Rebhühner nach Hause zurück.

Düsseldorf, Montag den 12. Oktober 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 41.

Wolffson.

Historische Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Fortsetzung.)

Der alte Just trat ein, und meldete, daß am Thorwege ein Wägelchen angefahren, daß zwei Frauenzimmer darin, die nach dem Quartier des Kornetts Gustav Wolffson gefragt, daß sie auf seine bejahende Antwort abgestiegen wären und ihm auf dem Fuße nachträten. Und wirklich erschienen in demselben Augenblicke zwei weibliche Gestalten in der Thür, die, obgleich einfach und züchtig gekleidet, doch durch Manier und Anstand zeigten, daß sie vornehmerm Stande angehörten. Die Ältere trug die ernste, tiefverhüllende Wittwentracht der damaligen Zeit; doch war ihr Wuchs hoch und ihr Auftreten voll Würde; die Andere stand in den Blüthenjahren der Schönheit, und reiches flachs-blondes Haar quoll unter dem zurückgeschlagenen Spitzenschleier hervor und legte sich um das feinste und rosigste Gesicht, was je an der Ostsee geboren worden, und die Schen, das Schaamerröthen, mit denen sie der kräftigen Mutter nachtrat, vermehrte den wundersamen Liebreiz, welcher ihr ganzes Wesen umwob.

„Ihr seyd der Herr vom Hause?“ — sprach die Mutter, indem sie mit dreister Ruhe auf Zabielsky zuschritt; — „denn so, wie Ihr vor mir steht, hat Euch der Freund beschrieben. Verzeiht den unangemeldeten Besuch, den die Noth befohlen. Wir flüchteten durch die Nacht von dem offenen Prosniz herüber zu dieser festen Stadt, denn kaiserliches Kriegsvolk zeigte sich gestern in unserer Nähe, und selbst die neu gewonnene Freundin, die gute Frau Maria Focky rieth dazu und vermeinte, das Jungfrauenkloster würde uns, als den Landesfeinden angehörig, nicht sichern können gegen die Mißhandlungen der leichten Truppen des kaiserlichen Heeres.“

„Ihr seyd, Gnaden?“ — fragte der alte Jakob, die Gäste mit düsterem Staunen betrachtend.

„Unser Name ist Stenhammer,“ — fuhr die Dame fort. — „Mein Eheherr stand als Rittmeister im Schwedenheer und starb den Soldatentod vor Brünn durch eine östreichische Kugel. Diese da ist meine einzige Tochter, die mit mir dem Vater in das Kriegesleben gefolgt; es ist meine Ulrika, die Verlobte des Kornetts Wolffson, Eurem Einquartieren. Er hat Euch als seinen Wohlthäter und Lebensretter in den wärmsten Lobesworten gar oft geschildert, und sein Vertrauen auf Euch erweckte auch das unsere. So wagten es die Flüchtigen, ohne Aufschub bei Euch einzusprechen, und des Sohnes und Bräutigams Quartier in Anspruch zu nehmen.“

„Seine Braut?“ — stieß Dora hervor, und ein Zug von Mißbehagen ließ sich aus dem Blicke nicht verläugnen, der mit Schärfe die Fremde traf. Nikolas aber sagte mit feindlichen Mienen, doch nur halblaut: „Willkommene Gäste, die zu rechter Zeit in unser Garn ließen und als Geiseln dienen können.“ — Vielleicht hatte seine Eifersucht der Jungfrau Blick nicht unbemerkt gelassen, aber des alten Zabielsky Auge strafte ihn auf der Stelle, und besonnen hieß er die Damen willkommen,

nöthigte sie zum Sessel, und befahl der Tochter, die nöthige Erquickung herbeizuschaffen. Auf seinen Wink folgten ihm alsdann die Freunde auf die Hausflur.

„Was meint Ihr, Vater?“ — fragte draußen Nikolas sogleich. — „Ist es nicht, als hätte der Schutzpatron unserer Stadt diese Weibsleute hergeschendet? Wir sperren sie ein in das festeste Versteck Eures Hauses. Wir senden nach dem verliebten Junker, und drängen ihn mit dem Tode der Braut und Brautmutter, wenn nur die geringste Feindseligkeit gegen die Bürger beginnt. Er wird den grimmigen Eisbär von Kommandanten schon herumbringen, weiß er sein Liebchen in Noth.“

„Und wenn er's nun nicht thäte, nichts zu thun vermöchte?“ — fragte Zabielsky mit kaltem Ernste.

„Dann fährt mein Degen ohne Gnade in ihren Leib,“ — tobte Kromerzig auf — „sollen sie doch auch schwedisch trauern, und der stolze Junker Thränen weinen, mitten in seinen Triumpfen.“

„Unschuldig Blut versprigen?“ — entgegnete der Alte mit Widerwillen. — „Uns der Sünde theilhaftig machen, mit der die Kezer sich zu besetzen im Begriff sind?“

„Des Burschen Rath ist nicht übel!“ — rief der Schmied dazwischen, und der Kapuziner sprach: „Des Himmels Fingerzeige soll der Rechtgläubige nicht verschmähen. Er sendete den Knaben Daniel zur Rettung der Susanna, auch uns können diese Weiber, wenn wir sie festhalten, Rettung, wenigstens Aufschub verschaffen, bis zu Mittag der Hatzfeld mit den Adlerfahnen vor die Stadt rückt, und der von innen und außen gedrängte Feind seine Blutpläne aufzugeben gezwungen ist.“

Zabielsky sah mit zweifelhaften Blicken sie Alle nach der Reihe an, als wenn er nachsänne über ihre Vorschläge, dann schien seine Stirn freier zu werden, und er sprach im schon gebrauchten Tone der höchsten Obrigkeit: „Ehrwürdiger Bruder, wandelt durch die Stadt, und Ihr, Nikolas und Joseph sprecht zu den Nachbarn in Eurem Quartier, und bringt ihnen meine Befehle. Jeder soll thun, wie der schwedische Spruch geboten; ist es uns doch vergönnt, gewaffnet auf dem Niederringe zu erscheinen; unser sind doppelt so viel als die Besatzung, und darum kann ich nicht so recht an eine wahnwitzige Megelei glauben, wie Euch die Furcht sie vorgemalt.“

„Ihr vergeßt die schwedischen Geschütze, die Eisenballen und Traubengugeln!“ — fiel Nikolas hitzig ein.

„Und werdet Ihr die Frauen frei geben?“ — fragte der Mönch spitzig und lauernd.

„So wahr ich auf der Heiligen Fürsprache hoffe,“ — antwortete mit Festigkeit der alte Jakob — „sie sollen nicht aus meinem Hause, bis das Schicksal der Bürgerschaft entschieden wurde. Ich selbst will den gefährlichen Gang versuchen, will auf das Schloß, um den schwedischen Junker auszuforschen. Darf ich doch sagen von mir, es gibt keine treuere Brust, so weit die March fließt. Darum vertrauet und gehorcht. Mein Schutzpatron wird mir schon zuflüstern, was gethan werden muß, und ist der satanische Plan eines bekehrtem Mordtages wirk-

lich vorhanden, so sollt Ihr den alten Jakob an Eurer Spitze finden, sobald die befohlene Stunde geschlagen.“

Mit ausgestreckter Hand winkte er sie hinweg, und sie gehorchten; in der Hausthür jedoch flüsterte der Schmied: „Sorge nicht, Söhnchen; Dein Plan war gescheidt erdacht, und geht der Alte zum Schlosse, werde ich wachen, daß kein Schuh der Kegerinnen das Haus verlasse, und sollte ich den steifen Puppen selbst mit dem Hammer die Kniee zerschlagen.“ — Der Kapuziner nickte wohlgefällig zustimmend mit dem Haupte, und sie traten auf die Straße hinaus.

Mit bewegtem Gemüth ging der Bürgermeister von Gestern in sein Wohnzimmer zurück, rathloser als vielleicht je einer seiner Kollegen gewesen. Sein sonst so umsichtiger, klarer Verstand war aus der Bahn gestossen, und die Ankunft der Fremden hatte seinen einfachen Entschluß von vornhin durchschnitten und seine innere Dual vermehrt.

Er fand die Frauenzimmer alle drei in gespannter, unruhiger Stimmung, denn Dora hatte die Gäste zwar wirklich bedient, jedoch auf die Fragen der Mutter einsylbige und ausweichende Antworten gegeben. Die Frau von Stenhammer erhob sich bewegt ihm entgegen, und legte vertrauensvoll ihre Hand auf seine Schultern.

„Mein würdiger Herr,“ — sagte sie — „vergebens sehe ich mich um in Eurem Hause nach den Zeichen des friedlichen, wolkenlosen Bürgerglücks, von dem unser Gustav uns erzählt, und welches er so oft in seinen Zukunftsträumen sich gewünscht, da ihm sein Kürass bei diesen endlosen Kriegen eben keine Bilder vorspiegeln mochte, die seinen Wünschen gemäß geschienen. Ich sehe Euch freilich zum ersten Male, aber wie die Liebe ist auch das Vertrauen oft das Kind des Augenblicks, und die Menschlichkeit, welche Ihr an unsern jungen Freunde geübt, verbunden mit Euerm biedern Wesen und ehrlichem Gesicht, flößt mir ein Zutrauen ein, als hätte ich in Euch einen lang verlorenen Bruder gefunden. So tauschet denn Vertrauen um Vertrauen. Es ist nicht Alles bei Euch, wie es sonst gewesen. Die Menschen, die ich seit unserm Eintritte sah, schienen verstört, unruhig, beklommen in Sprache und Wort. Was ist geschehen? Denket, Ihr sprächet zu einer Freundin, einer Verwandtin, welche jedes Familienleid zu theilen und mitzutragen bereit ist.“

„Ist vielleicht gar der Gustav neu erkrankt? Gar todt, da er nicht zu uns heraneilt?“ — fragte mit Besben das erblühende Fräulein.

„Nicht doch,“ — entgegnete der Alte — „bei meinem Seelenheil, er ist wohl wie Ihr, nur Dienstgeschäfte mögen ihn seit heute früh bei seinem Obristen festhalten. Warum sollten wir nicht Eurem Zutrauen begegnen, meine edle Frau?“ — setzte er ausweichender hinzu. — „Es haben Mißverständnisse stattgehabt zwischen der Soldateska und der Bürgerschaft; wir fürchten Ausbrüche des schwedischen Hasses; und wie könnte da der Familienvater, der treue Mitbürger ohne Sorge bleiben?“

„Mißverständnisse?“ — fragte Frau von Stenhammer verwundert. — „Und warum verschiebt Ihr die Aufklärung derselben? Und warum ruft Ihr nicht unsern Gustav herbei als Helfer in solch' ängstlicher Sache? Denn wo könntet Ihr einen bessern Vertreter und Fürsprecher finden als diesen treuherzigen Jüngling, der mit den Fesseln der Dankbarkeit unauslößlich an Euch gebunden ist?“

„Ja, schickt nach ihm ohne Zögerung!“ — rief das Fräulein lebhaft. — „Nicht laut vor den Ohren der kalten Kriegsmänner sollet Ihr ihm unsere Ankunft melden; es gibt ein leichteres Mittel, dem er nicht widerstehen wird. Hier dieser Ring! Er kennt ihn wohl. Sendet ihn ihm, gebet ihn in seine Hände, sprecht dazu, man wolle, man müsse ihn nur Einen Augenblick sehen; er ist des Obristen Liebling, gern wird man ihm den freien Augenblick vergönnen, und er wird nicht säumen, ihn zu benutzen.“

Sie hatte einen Fingerreif, einen Rubin in besonderer alterthümlicher Fassung, dabei von ihrer feinen Hand

gezogen und dem Hausherrn hingereicht, stand aber bestürzt gleich den Andern, als sie die Wirkung wahrnahm, welche der erste Anblick dieses Kleinods in dem Alten hervorgerufen. Mit weitauferissenen Augen starrte Jakob den Ring an, dann griff er ihn mit heftiger, fast gewaltsamer Bewegung aus den Fingern des Fräuleins, und ihn schnell in der Hand drehend, ihn an die Brust, an den Mund pressend, stammelte er: „Dieser Ring — o dieser Ring! Wo fandet Ihr ihn? Wer hat ihn getragen? Wie kam er in Eure Hände?“

Die verwunderte Mutter nahm für die erschrockene Tochter das Wort. „Es ist ein liebes Erbstück, welches zu Stralsund eine theure Freundin in ihrer sanften Sterbestunde meiner Ulrika vermachte.“

„Also todt, todt!“ — schrie der Alte und bedeckte sein Gesicht. „Doch wie konnte es anders seyn?“ — setzte er weicher hinzu und flüsternd. — „Ist sie mir nicht damals drei Nächte hintereinander wie ein verkörperter Engel erschienen! Aber was geschah mit dem Ringe? Wer war die Person, aus deren Händen er zu Euch gekommen?“

„Das ist eine gar traurige, lange Geschichte,“ antwortete Frau von Stenhammer. — „Laßt sie uns versparen auf eine ruhigere Abendstunde. Sendet nur erst nach dem Gustav, daß er die Bedrängnisse vertilge, von denen Ihr vorhin so ängstlich ergriffen waret.“

„Mein Gedächtniß ist erloschen durch diesen Zauberring!“ — rief der Alte mit stürmischer Aufwallung. — „Laßt den Himmel walten für die Lebenden; mich hält das Grab fest und der Tod. Paula! Paula! Halte ich doch ein Stück von dir in meinen Händen, was mir deinen Sterbegruß gebracht!“

Er faßte die Hände der beiden Schwedinnen, warf sich zugleich in einen Stuhl am Tische und zog sie mit Heftigkeit zu sich nieder auf die nächsten Sessel. „Erzählt, erzählt schnell und Alles, was Ihr von der unglücklichen Paula wisset, denn so wahr ich an ein Leben nach dem Tode glaube, nicht früher lasse ich Eure Hände!“ — stieß er zugleich aus athemloser Brust hervor.

„Ihr kennet den Namen unserer Freundin?“ — fragte die Schwedin mit steigender Verwunderung. — „So höret denn, mein heftiger, hitziger Mann, was von den seltsamen Schicksalen dieser lieben Frau uns vertrauet worden. — Es sind wohl über zwei und zwanzig Jahr verlaufen, das Regiment meines seligen Eheherrn lag damals in Stralsund, als derselbe eines Abends vom Wachdienste zurückkam und bei der Mahlzeit die Neuigkeiten des Tages wie gewöhnlich erzählte. Damals führte der junge König Gustav Adolph den Krieg mit den Polen; neue Siegesposten waren gekommen und als Zeugen derselben hatte man eine bedeutende Anzahl Kriegsgefangener gen Schweden gesandt, und ein Trupp derselben war Mittags in unserer Festung angekommen. Stenhammer beschrieb das Aeußere dieser Söhne des fernen Landes, beschrieb den traurigen Zustand, in welchem die härtigen Männer in schlechter, zerfetzter Kleidung, die meisten verwundet, einen weiten Marsch im rauhen Wetter gemacht. Zuletzt schilderte er einen auf den Tod frankten Hauptmann, der durch seine herkulische Gestalt, seinen ausgezeichnet schönen Schwarzbart und sein graueneregendes, wildes Antlitz die Aufmerksamkeit aller Schweden auf sich gezogen, mehr aber noch, weil ihn die schwedische Reitere eskorte als einen der tapfersten, grausamsten, gefürchtetsten Krieger des Polenheeres genannt, der darum auch trotz seiner schweren Wunden den weiten Transport hatte mitmachen müssen, da man den Verwundnen bei dem Wechsel des Kriegsglücks nicht wiederum hatte verlieren wollen. Mitleidig erwähnte Stenhammer zugleich der Frau des Hauptmanns, die ihm in Krieg und Gefangenschaft gefolgt war, die sflavisch sich um seine Pflege bemüht hatte, und die der wilde Mensch dennoch, zum Abscheu der Umstehenden, als er kaum vom Wagen gehoben worden, mit harten und rohen Worten zu mißhandeln vermochte. Seit Mitleidswort erweckte natürlich meine weibliche Theilnahme im erhöhtern Maße; die Soldatenfrau ahnete dunkel, was auch ihr einst im fremden Lande begegnen sollte; ich sendete von unsern Schüsseln, von unserm

Weine in die Kasematten, und selbst der junge Trompeter, den wir zum Boten erlesen, konnte nicht genug reden von der blaffen, feinen Frau, die mit nassen Augen von ihm die Gabe angenommen."

"War sie es? — Nein! — Ja! Sie war es!" — stieß Zabielsky stöhnend hervor, und er beugte seinen Mund auf die Hand der Schwedin, und sie fühlte, wie sein grauer Bart heiße Thrämentropfen aufgefangen.

"Der schwarzbärtige Hauptmann starb am andern Tage," — fuhr sie rascher und fast geängstet durch des Wirthes Benehmen fort — „und auf meine Bitte brachte Stenhammer seine Begleiterin in unser Haus. Die Beschreibung hatte nicht gelogen, sie war eine gar wohlgebildete Frau, obgleich langes Leid an ihrer Jugend genagt hatte, und den Ton, mit dem sie, als ich ihr mein Bedauern ausdrückte, das Wort: Erlösung! ausrief und dabei vor mir in die Kniee sank, werde ich nimmer vergessen. — Vor Kurzem erst hatte ich unsere Ulrika geboren, und da gar bald die Fremde sich als eine sittige und wohlherzogene Person kund that, so thaten wir ihr den Vorschlag, wenn nicht Familie und Blutsbande sie zur Heimath riefen, als Wärterin unserer Kleinen bei uns zu verweilen. Sie sey allein, dürfe keine Verwandten kennen, habe kein Vaterland, war ihre Antwort; räthselhafte Worte, die wir erst späterhin verstehen lernten."

"Kein Vaterland, keine Verwandte? So war es nicht Paula?" — fragte der Alte hart und betroffen.

"Paula war es;" — antwortete die Edelfrau — „ob die, welche Ihr meint, weiß ich freilich nicht. Die Fremde wurde bald heimlich in unserer Familie; Jedermann gewann die stille, bescheidene Dulderin lieb; sie wurde meine Freundin, Ulrika's Erzieherin, und theilte mit mir die Mutterpflichten mit wärmster Aufopferung, doch ihre Schwermuth, ihren heimlichen Gram heilte die Zeit nicht, wenn wir auch bald erkannten, daß die bitteren Zähren, welche sie oft an der fremden Wiege weinte, daß der Kummer, der täglich tiefer an ihrer Gesundheit zehrte, nicht dem schwarzen Kriegsmanne galt, der sie, obgleich ein Sterbender, in unsere Mauern mitgeschleppt."

"Lange Jahre lebte sie so unter uns, und Ulrika stand schon ein zwölfjähriges Mägdlein neben der Pflegmutter Krankenbett, als sie endlich in einer Stunde der schmerzlichsten Vertraulichkeit uns die dunkle Hülle von ihrem grausen Schicksale lüftete. Sie war von begüterten Eltern geboren und einst eine glückliche Gattin und Mutter gewesen. Auf einer Reise durch das Polenland überfielen Räuber die kleine Karavane, der ihr Eheherr sich angeschlossen; sie sah ihren Gatten sterben unter den Schwertern der Gräßlichen, sie selbst wurde eine Gefangene des Anführers, und von wüster Zuneigung entbrannt, eignete sich der fürchterliche Korsar der Wälder die junge Frau für immer als willkommenen Beute zu. Drei Jahre lebte sie in den Waldnissen mit ihm und seinen Gefellen, gleich fürchtbar gequält von seinen Liebesküssen und Todesdrohungen. Ohne Hoffnung zur Flucht oder Erlösung mußte sie Theil nehmen an Gefahr und bacchantischem Gelag, war umringt von allen Lastern, gezwungene Zeugin jeder Art von Schandthat, Mord und Plünderung, durfte nur heimlich und zaghaft ihr Gebet zum Himmel richten, und konnte nie das Heiligthum einer Kirche betreten."

"Entsetzlich! Schließen denn die Heiligen? Durfte kein Engel die Frömmigkeit beschützen?" — wimmerte der alte Mann.

"Der polnische Krieg brach aus. Allen Verbrechern wurde eine Amnestie verheißen, wenn sie gegen den Feind die Waffen ergriffen. Kriegslust und Begier nach leichterer Beute trieb den Hauptmann der Räuberhorde, die Gelegenheit zu benutzen. Er bildete aus seinen Gefellen ein stattliches Schützenkorps und stellte sich bei dem Polenheere. Auch hier mußte die unglückliche Paula ihm folgen, und zuvor unter der Spitze seines scharfen Mordstabes ihm einen gräßlichen Eid schwören, ihn nie zu verlassen, nie von seiner Vergangenheit Kunde zu geben. So kam sie mitten in die Grauen und das Gewühl des Krieges, bis ihren Henker bei einem kühn und übermüthig ausgeführten Ueberfalle sein Strafgericht, das

lange verdiente, erreichte, und rühmlicher, als seine Thaten forderten, sein verbrecherisches Leben zu Ende ging."

"Und warum sandte sie keine Botschaft in ihr Vaterland, als der Gott der Gnade sie eingeführt hatte in das Haus Eurer Barmherzigkeit?" — fragte Zabielsky.

"Auch wir thaten ihr dieselbe Frage. — Soll ich meine Schande wälzen auf die, welche vielleicht noch von den Meinigen übrig sind? fragte sie zurück. Sie haben längst ausgeweint, haben mich betrauert als eine Todte; soll ich durch meine Schmach selber das eigene Andenken bestrecken? Meine Hoffnung ist der Himmel, und mein Gebet zieht täglich zu der Heimath hinüber. — So nannte sie nicht ihr Vaterland, nicht den Namen ihrer Familie, und starb nicht lange darauf sanft und friedlich und eine Stunde vor ihrem Verschleiden hing sie selbst mit schwacher Hand den Ring, den Ihr haltet, an den Hals meines Kindes."

"Ausgeweinet hätten wir längst um dich?" — rief der Alte, indem sich sein starrer Schmerz jetzt in Jammer und Thränen auflösete. — „Nein, Paula, nein! Dein Gedächtniß blieb hell bis heute und mit ihm der ewige Schmerz um dich. Und konnte auch dein Freund später eine andere Hausfrau an deinen Platz setzen, weil die Nothwendigkeit es befahl, auch deiner Stellvertreterin hat er die Thränen um dich nimmer verbeht. D edle Frau, wie wunderbar hat Euch Gott in mein Haus geführt, daß ich Euch Dank bringen kann für das, was Ihr der armen Paula gethan. Und ich wills, so wahr der Herr des Himmels unbegreiflich ist in seinen Tugungen!"

Er hatte beide Hände der Frau von Stenhammer gefaßt und an seine Brust gepreßt, und die tiefe Rührung des greisen, aber noch kräftigen Mannes, theilte sich allen Anwesenden in solchem Maße mit, daß die Edelfrau kaum die Frage zu thun vermochte: „So war also unsere Paula Eurer Familie angehörig, war Eure —?“

Drei dumpfe Kanonenschläge donnerten indem rasch nach einander von der Ferne her, und zugleich begann ein mächtiger Glockenton in langsamen Schlägen höher und höher an zu schwellen, und breitete seine Feierklänge aus über den Dächern der geängsteten Stadt.

„Schon?" — rief hochaufstrebend der Hausherr. — „So schnell sind die Barbaren. Pflicht und Ehre rufen mich fort;" — setzte er rasch hinzu; Mühe und Degen ergreifend — „aber Ihr sollet nichts zu fürchten haben in diesem Hause. Just," — befahl er — „Du hast auch Frau Paula gefannt und beweinet. Bei ihrem Angedenken, vollführe, was ich gebiete, und setze selbst Dein Leben daran. Diese schwedische Edelfrau ist von jetzt an die Herrin meines Hauses, ihre Befehle gelten wie die meinigen. Ihr zu Schutz und Dienst sammle die Leute alle, verramme Haus und Hof, bewaffne die Arbeiter im Speicher und Magazine, ladet die Standbüchsen und die Handröhre in meiner Kammer. Niemand, nicht Feind, nicht Freund, selbst frommherzig nicht oder der Pater, dürfen diese Schwelle überschreiten, bis Ihr mich wieder gesehen. Betet, betet, denn die Stunde ist schwer, und der Himmel lasse sie gnädig an uns vorüber gehen!" — Er küßte seiner Tochter Stirn, und ließ die Frauen allein in ihrer Angst.

Zurückschreiten müssen wir jetzt in unserer Erzählung um mehrere Stunden, um uns nach einer andern Person umzusehen, die vielleicht bisher nicht ganz ohne Theilnahme von dem Blicke des Lesers auf ihren Wegen begleitet worden.

Noch lag das Dunkel der Nacht auf den menschenleeren Gassen von Olmütz, da flüchtete ein Mann, halb entkleidet, mit fliegendem Haar, welches der Nachtwind oft über ein bleiches Gesicht hinwarf, aus den schmalen Gassen, über die breiten Plätze, gegen die Festung hinaus. Dem Anruf der schwedischen Posten antwortete seine matte Stimme mit dem rechten Wort, und so kam er unangehalten, aber stolpernd im unsichern Sternenlicht, schwankend, fast erschöpft hinauf zum Schlosse, dessen Fenster mit ihrem Lichterscheine den darob Erstaunten mit beschleunigten Schritten anzogen. Der Flüchtige war unser Kornett Gustav Wolfson.

Wie verließen ihn eingeschlossen in dem Keller des

Zabiel'sky'schen Hauses in einer Lage, deren Widerwärtiges sich verdoppelte, weil der junge Mann die Ursache, warum er hinein gerathen, mit aller Geistesanstrengung nicht zu erkennen vermochte. Mehrere Male noch hatte er den Namen seines Wirthes gerufen, als aber überall Stille und Dunkel fortwaltete, setzte er sich resignirend auf die unterste Steinstufe der Kellertreppe, und verlor sich in ein fruchtloses Grübeln über die Möglichkeiten, welche den wackern, ihm bisher mit Liebe zugehauenen Bürgermann zu solcher Gewaltthat hätten bewegen können. Vergebens citirte er die letzten Räthselworte des alten Jakobs in das Gedächtniß herauf, vergebens müdete er sich ab, einen verständlichen Bericht in dieselben zu tragen, und sank so allmählig in eine geistige Erschöpfung, und zugleich durch die Kälte seines Steinsteiges und die dumpfe Kellerluft, welche dem Halbenkleiden zugleich zusetzten, in einen fieberhaften Zustand, der ihn aus der Erschöpfung wiederum unwillkommen ausschüttelte. Vielleicht machten jetzt einige der vierfüßigen Einwohner der Kellerwinkel ihre Promenaden, denn wirklich vernahm der Eingesperrte ein Geräusch in den Winkeln; doch der von allen Vorgängen dieser Nacht Aufgerogerte dachte nicht an Ratte und Maus, sondern seine gereizte Phantasie erinnerte ihn an den furchtbaren Motal, dessen blutiger Leichnam mit ihm eingeschlossen worden. Er dachte sich den gräßlichen Gesellschaftler; dachte jetzt, der Schreckliche sey vielleicht nicht todt, sondern aus seiner Ohnmacht erwacht; dachte, wie er sich aus seinem Heulager löswickelte, sich erhob, mit der verzerrten Satanslarve ihm näher und näher schlich, in der Absicht, ihn zu fassen und mit ihm einen Bürgerkampf um das Leben zu beginnen.

Mit jedem Augenblicke wuchs die Lebhaftigkeit dieser Phantastien; sein inneres Schauen schien die Gegenstände draußen immer heller zu erleuchten; mit jedem Augenblicke wurden die Gegenstände rundum farbiger, die Gestalten deutlicher und mit der Erhellung wuchs die Angst des Gemüths bis zum Herzkrampfe; Schauer wie Eisglüsse überliefen den jungen Kriegsmann; jetzt sah er den blutigen Todten dicht vor sich, und mit einem wilden Schrei stürzte er die Steinstufen der Treppe hinauf und griff nach der Thür, seine Verzweiflungskraft an ihr zu versuchen.

Wunderbar, so wie des Gefangenen Hand die Thür erfaßte, wich sie nach außen, die Riegel waren fortgezogen, er taumelte hinaus, neu erschreckt gegen die Wand, denn auch oben stand eine weiße Gestalt dicht vor seinem, durch den Aufenthalt im Dunkel geschärften Auge.

„Schnell fort, Herr Gustav!“ — flüsterte da der schönen Dora Stimme dicht neben ihm, und gab ihm die Bestimmung zurück.

„Du kamst zu meiner Erlösung?“ — fragte er nach der Zurückweichenden greifend. — „Sage zuerst, wo ist der Vater? Ich muß ihn fragen, warum —“

„Fraget ihn um nichts,“ — fiel die Jungfrau ein, und die Furcht klang aus ihren Tönen. — „Er kann nichts antworten. Seine Neigung zu Euch hat sich in Haß gewandelt seit gestern. Er sperrete Euch ein, bis die Mörder gekommen.“

„Mörder? Hat denn die Schreckensscene dieser Nacht den Vater um den Verstand gebracht? Oder bist Du selbst, armes Mädchen, wahnsinnig geworden?“

„Nein! Glaub mir, es ist so. Der arglistige Mord lauert Euren Schritten nach,“ — entgegnete das Mädchen hastiger und faßte seinen Arm, und zog ihn mit sich fort gegen die Hausthür hin. „Zögert nicht, denn nur schnelle Flucht kann Euch sichern. Ich weiß nicht, ob ich recht gethan, aber tief in mir rief's die ganze Nacht: du mußt! du mußt! Oder willst Du Theil haben an der gräßlichen Sünde! Der Vater wird mich fluchen vielleicht, mich hart behandeln, aber es rief ja: du mußt! — Morgen um Mittag ist die Stunde. Alle Schweden sollen umkommen auf Einen Schlag. Die Bürger haben's geschworen im Kloster. Sie wollen das Leben daran setzen, Alle, Alle! Aber Gustav, Du sollst es hindern, ohne sie zu verderben. Bei der heiligen Mutter mußt Du schwören, daß dem Vater Jakob kein Haar gekrümmt werde. Doch eile, eile, ich muß Dich ja fort-

stoßen und halte Dich. O glaube mir, es ist kein Mähtchen; der Motal, der entseßliche Mensch steht an der Spitze, der Motal hat diesen Gränelplan mit sich in die arme Stadt gebracht.“

„Der Motal!“ — schrie Wolfson auf und mit Einem Sprunge flog er zu der schon geöffneten Pforte auf die Straße hinaus. Als er hier Athem schöpfte, sich nach der Ketterin umsah, hatte diese das Haus bereits verschlossen; er sah sich allein, und was er erfahren, trieb ihn zu dem Eilmarsch gegen die Festung hinauf.

In den Vorhallen des Schlosses traf er mehrere unter dem Gewehr versammelte Haufen der Soldaten, die sich über sein seltsames Aeußere verwunderten, ihn anriefen, denen er aber im Vorüberflüchten keine Antwort gab. Ordnonanzen wachten im Vorsaal; durch sie hin eilte er zu des Kommandanten Gemach, und stürmte ohne Anmeldung hinein.

Obrist Paikul saß in Uniform am Arbeitstische; ein Adjutant schrieb in seiner Nähe mit Emsigkeit. So wie der Obrist den Eingedrungenen erkannte, stand er auf und trat ihm besorgt entgegen.

„In welchem Aufzuge, mein Freund?“ — fragte er mild. — „Und warum so früh, ehe die Trompete weckt? Bist Du neu erkrankt, denn Dein Aussehen gleicht dem eines Fiebernden? Haben Dich Fieberträume aus dem Bett gestoßen?“

Der Kornett war auf einen Schemel hingesunken. „Nicht Fieber, nicht Träume, mein Obrist!“ — stammelte er mit fliegenden Athemzügen. — „Aber versprecht mir Güte, Nachsicht, Verzeihung. Es ist noch lange bis Mittag. Ihr habt Raum genug, das Verbrechen zu hindern, den mörderischen Anschlag, ehe er ausbrach, zu nichte zu machen; aber seyd menschlich dabei.“

„Was meinst Du, armer Bursche?“ — fiel der Obrist mit erhöhter Besorgniß ihm in die fliegende Rede. — „Holm, geht hinaus, und laßt den Chirurg rufen. Sagte ich Dir nicht voraus, daß Dir die Reise im Herbstnebel schaden könnte?“

Der Kornett faßte mit Heftigkeit des Obristen Hand. „Kümmert Euch nicht um mich. Beim Himmel, ich bin gesund wie Ihr selber. Denkt an Größeres, Wichtigeres. Es ist eine Rebellion dem Ausbruche nahe. Morgen, nein heute um Mittag wollen die Bürger der Garnison, den Einquartirten an's Leben. Ich selbst war gefangen, eingeschperrt, dem Tode gespart. Ein Engel machte mich frei; aber um dieses Engels willen, schonet die Verführten, straft nicht blutig, was Ihr hindern könnt, ehe es in's Daseyn tritt. Der alte Pole, der gräßliche Motal, vor welchen ich Euch vorgestern warnte, stand an der Spitze. Euch brachte der Falsche Proviant herzein, den Bürgern diesen gefährlichen Blutplan.“

Stutzig wich der Kommandant einen Schritt zurück. „Wäre es möglich!“ — rief er aus. — „Haben die Tollhändler noch nicht scharf genug unsere Strafruthe empfunden? und der Motal? Er kam nicht, als ich ihn schon Abends beschickte, und eine seltsame Ahnung regte sich darum in mir. Adjutant, fraget, ob der zweite Bote nach ihm schon vom Schlosse hinab, und beschleunigt seine Absendung!“

„Der Motal wird nicht kommen,“ — fiel Wolfson ein — „mein Degen hat Euch und die Welt von dem Scheusale erlöset.“

„Also wirklich?“ — rief Paikul heftig. — „Und schon Blut geschlossen? Das ändert die Sache.“ — Einen Augenblick schwieg er, wie überlegend; dann ging er rasch gegen die Thür, stieß sie auf und rief einen Offizier herein. „Lieutenant,“ — sagte er mit barschem Tone — „der Kornett Wolfson hier ist mein Arrestant. Führet ihn durch die Thür dort in mein Schlafgemach. Niemand darf hinein zu ihm, Niemand darf mit ihm reden, Ihr selbst nicht bei Eurem Diensteide! Er mag auf meinem Bette seine Fieberträume verschlafen.“

Gustav wollte eine Gegenrede thun, aber mit Zornworten unterdrückte der Oberst seine Stimme, und als er eingeschüchtert und vom gewohnten Gehorsam gezwungen, mit dem Lieutenant das Zimmer verlassen, verriethelte Paikul selbst die Kammerthür hinter ihnen.

(Schluß folgt.)

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 19. Oktober 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 42.

W o l f f o n.

Historische Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

(Schluß.)

Keine Novembersonne schien es, die diesen Tag herauf gebracht, denn Frühlingswarm traf ihr Strahl, und selbst die Morgenfrische, welche sie begleitete, war nicht empfindlich, sondern der Mangel aller Luftbewegung machte sie erquicklich für Brust und Wange.

Aus den Quartieren der Stadt kamen jetzt die Bürger heran; die befohlene Stunde hatte geschlagen. Aber nicht einzeln kamen sie, sondern zu sechs und zwölf, die meisten mit Degen oder Jagdmesser an den Hüften, viele ihre Stutzen am Riemen über der Schulter hangend. Alle Gesichter hatten jedoch Einen Schnitt und Eine Färbung, düstern Groll und die gelbliche Farbe ängstender Erwartung. Weiber sah man zwischen den Jüngen nur wenige und diese gehörten sämtlich den niedrigsten Ständen an, und sie hielten sich auch nur hinter den Männern, wie die alt-germanischen Frauen, wenn es zur Schlacht ging. —

Als diese Bürgerhaufen sich jetzt dem Plage am Niederringe näherten, wurde deutlich an den Vordersten die Bestürzung sichtbar, welche bei dem Anblick, der sie dort überraschte, ihre gespannten Gemüther traf. Drei Seiten des weiten Raumes wurden nämlich bereits von der schwedischen Soldateska besetzt gehalten. Die Regimenter standen in voller Bewaffnung, ihre Kriegsmusik vor der Fronte, unter ihren Fahnen, und die Musketen und Säbel bligten weithin im Sonnenstrahl. Unheil kündender erschienen jedoch zwei Gruppen in Mitten dieses offenen Bierecks. Hier nämlich sah man rechts die kürzlich und vor längerer Zeit wegen Aufruhr oder Widerspenstigkeit eingekerkerten Einwohner der Stadt Dmüß, etwa ein Duzend an der Zahl, und links einen stärkern Haufen kaiserlicher Soldaten, Kriegsgefangene, die bei den Ausfällen und Recognoscirungen eingebracht, und beide Haufen der Unglücklichen waren von einem Halbkreise hellblauer Schützen umstellt.

Erschraut aber auch das Herz der Dmüßer zuerst, so hatte die langjährige Unterjochung doch ihrem letzten Entschluß eine solche kalte Festigkeit gegeben, daß Keiner zurückwich, sondern die eintreffenden Rotten sich in die offene Seite des Bierecks einschoben, und durch jeden neuankommenden Haufen erstarrt und entschlossener zuletzt die ganze Breite mit zwölfacher Gliedertiefe einnahmen, ja daß sogar in diesem Menschenwalle Stimmen laut wurden, die zu muthiger Wehr, zu eiserner Standhaftigkeit ermahnten, an den Bürgereid, an den Schutz der Heiligen erinnerten, bis zuletzt in dem ganzen Volksgebirge ein dumpfes Gemurmel wogte, wie man es im Bienenkorbe hört, sobald sich die jungen Stämme zum Ausfluge rüsten.

Jetzt donnerte ein Kanonenschuß vom höchsten Wall, und noch Einer und der Dritte; aber nicht nach dem Innern der Stadt, sondern nach Außen ging Dampf und Knall. Dennoch ward es plötzlich todtstill in der

Bürgermasse, aber deutlicher hörte man dadurch, wie in den hintern Reihen die Kolben den Boden berührten und die Eisenstöcke der Ladenden im Laufe erklangen.

Jetzt aber ließ der Dom hoch über der Menge die volle Stimme seiner großen Thurmglöcke los, die seit den sieben Jahren der Knechtschaft stumm gewesen, und alle Häupter erhoben sich in Verwunderung, und die heilige Zunge, die in den Wolken sprach, schien mit magischer Kraft die bösen Gedanken, welche vorgewaltet, wenigstens für die nächsten Augenblicke gefesselt, ja vernichtet zu haben.

Und ein neuer besonderer Anblick zog die Augen zur Erde zurück. Vom Schlosse her näherte sich ein glänzender Zug. Vorn ritt der Obrist Paiful, der furchtbare Kommandant; nie hatten den schlichten, strengen Kriegsmann die Bürger in solch' prachtvoller Tracht, nie so mit seinen Orden behangen gesehen. Dicht hinter ihm seine Stabsoffiziere, und diesen folgten die Panzerreiter und gelben Dragoner, alle in Staatsuniformen, und vor ihnen trug der Cornett Wolffson die schwedische Standarte, an deren Spitze ein Kranz von grünen Fichtenzweigen sich schaukelte. Der Zug hielt am Rande des Bierecks, und nur der Obrist, die Offiziere und der Standartenträger kamen mitten in den Raum, und nahmen Platz gerade zwischen den beiden Knäueln der Gefangenen.

Eine kurze Stille der bangsten Erwartung trat ein; da erhob sich der Obrist in seinen Steigbügeln, nahm den besiederten Hut vom Haupte, und seine tönende Kommando Stimme fuhr über den Raum, und alle Bürgerherzen zuckten frampfsicht in den breiten Brüsten.

„Kameraden und Ihr, Bürger dieser Stadt, horchet auf mit Ohr und Herzen!“ — rief er. — „Der Krieg, welcher dreißig Jahre gedauert, ist zu Ende. Zu Prag, wo er begann, fiel auch sein letzter Schlag. Es ist Friede in ganz Europa, Friede geschlossen am vier und zwanzigsten Oktober zu Dsnabrick und Münster. — Gelobt sey der Herr der Heerschaaren; bringt ihm Dank in Euren Kirchen. Alle Gefangenen sind frei; aller Zwist ist veröhnet; Vertrauen trete an die Stelle der Feindschaft. Und Heil dem Kaiser und unserer Königin!“

Er winkte mit einem weißen Tuche, und die blauen Schützen verließen ihren Wachtposten bei den Gefangenen und eilten zu ihren Regimentern, und rund um die Stadt erhoben die Geschütze ihre Donner, und überall mischten die Thurmglöcke und Klosterglöcklein ihr Spiel mit der dumpfen Stimme des Domes, und die Salven der Musketiere knallten, und rundum wurde fröhliche Hornmusik wach, und Trompeten und Kesselpaufen riesen weit in's Land hinaus, damit die Hoffnung überall erwachen möchte aus langem Schläfe, und Lebensmuth überall die gelähmten Fittige rege.

Wie Träumende stand noch die Bürgerschaft, überrascht, fast noch ungläubig, vom schnellen Wechsel betäubt, und regte sich nicht; da wandte sich noch einmal das Schauspiel, und die neue Scene brachte den Glauben. Auf einen zweiten Wink des Obristen schwieg plötzlich

das Gelärm, und nur die Glocken sangen noch fort ihr Feierlied, und die Kanonen murrten eintönig und mit längern Pausen dazwischen. Die ganze Garnison aber legte Gewehr und Säbel an den Boden, und die Fahnen neigten sich, und die Reiter saßen ab, und Alles, was Soldat hieß, kniete nieder auf Stein und Sand, und mitten im Raume begann ein einzelnes Hörnerchor langsam einen Kirchengesang, und die schöne Morgensonne beschien nur entblößte Häupter und andächtig gefaltete Hände. — Jetzt ergriff auch die Bürger der Geist frommer Dankbarkeit; die eifrig gepressten Herzen thaueten auf, und vergessend, daß die Kirche jene Betenden, Kezer nannte und mit grausen Flüchen verdammt, fielen auch die Bürger von Olmütz alle in die Kniee, und beteten heißes Dankgebet zu dem Gotte, der aller Erschaffenen und Geborenen Vater ist, und Alle ohne Unterschied mit seinen Wohlthaten überschüttet.

Als aber der Kornett Wolfson, noch im Knie liegend, zur Seite sah, weil er eine heiße Hand auf seiner Schulter fühlte, da erblickte er dicht neben sich, knieend wie er, den alten Jakob Zabielsky, der ihn jetzt mit beiden Armen umfaßte, und mit dem Ausruf: „So bist Du mir gerettet, mein Sohn, und Dir ist der Vater gerettet und die Schwester und alle Landsleute!“ ihn gewaltig zu sich riß.

„Euer Sohn? Mein Vater Ihr?“ — stotterte der Kornett.

„Ja, ja!“ — jauchzte der Alte — „Du bist mein Werner, mir verloren gegangen in den Wäldern von Grodzierz. Die Welt hat heute den Frieden wieder bekommen; aber mir ist mehr geworden, ich habe den Sohn für mein Alter wieder gefunden. O sähe Mutter Paula die Seligkeiten dieser Stunde!“

Der Kornett schlug, verstimmt in dem Drang der neuen Empfindungen, ebenfalls beide Arme um den Alten, und in dem wiedererwachenden Freudengefümmel knieeten lange noch die Zwei in einer heiligern Entzückung wie alle diese Tausende, denen doch auch der Tag ein recht hohes und gar unerwartetes Glück mitgebracht.

Es bliebe dem Erzähler nun so eigentlich nichts mehr übrig, als etwa noch diejenige Klasse der Leser in einem kurzen Schlussworte zu befriedigen, die sich nicht gern das Geringste unterschlagen lassen, und keine Freude am Selbstausspinnen des Vermuthlichen und Wahrscheinlichen haben. —

Als der Vater Zabielsky mit dem wiedergefundenen Sohne in seinem Hause eintraf, fand er daselbst schon die Freude eingezogen. Nikolaus Kromerzig war als Friedensbote herangeeilt, zuerst gar grimmig von dem alten Just und seiner bunten Kompagnie abgewiesen, jedoch nach kurzem Parlamentiren durch den Befehl der Frau von Stenhammer, welche als Soldatenfrau die Stimmen der Trompeten und der Feldmusik auszudeuten verstand, sammt seiner Jubelpost eingelassen worden. Doch das Herz des heißblütigen Bräutigams wurde noch einmal in die Presse genommen, und seine Hand fuhr trotz dem aufgerufenen Frieden nach dem rostigen Degen, als der eintretende hübsche Kornett, dem das Fest dazu die blassen Wangen rosenroth gemalt, die schöne Dora, welche der Thür am nächsten stand, ohne Umstände in die Arme faßte, und die freilich sich Sträubende tüchtiglich abberzte. Der nachtretende Vater hielt den Eifersüchtigen fest am Arme, als er eben thätliche Einsage zu thun, im Begriff stand.

„Küsse nur dreißt zu, mein Töchterchen!“ — rief er jugendlich ausgelassen. — „Wo wäre heute in Olmütz eine Frau oder ein Mädchen, die sich nicht willig von einem gewichsten Schnurrbarte roth fragen ließe. Es sind russische Osterkisse, denn der Christ ist uns ja erstanden lange vor der heiligen Woche, und mit ihm noch andere liebe Leute. — Sey nicht toll, Niklas; der falsche Schwedenjunker hat ein größeres Recht auf das Mädchen als Du, und auch Ihr, Fräulein Ulrike, sehet nicht so trüb darin, Schwesterfuß kürzt keinen Liebesgruß! Dieser schlanke Kavallerist ist ja der in den polnischen Wäldern verlorene kleine Olmützer, und die arme Paula war seine Mutter und mein liebes, unglückliches Weib.“

Und mitten durch den allgemeinen freudigen Aufschrei

kommandirte er weiter mit erhobener Stimme: „Hinaus, Just! Der dürre Ambros soll allen Leuten doppelten Tagelohn zahlen, aber alle sollen zuvor vor das Thorinden Busch, und Jeder soll mir einen jungen Tannenbaum ins Haus tragen, und wir wollen Thüren und Fenster damit austaffiren, daß des Zabielsky Haus anzusehen ist wie ein großer Weihnachtsbaum. Hinaus, Just! Der Bäcker soll Kuchen einschleiben, so lange ihm Mehl und Zucker und Kohlen nicht ausgehen, und herauf aus dem Keller soll die letzte Flasche.“

„Aber wie war das mit dem Keller, Vater?“ — fragte Gustav, der bereits sein blondes Bräutlein an der Brust hielt.

„Ach! Das war ein väterlicher Gewaltstreich!“ — seufzte Vater Jakob — „Dich zu bewahren vor den Mordstreichen Deiner eigenen Landsleute, und die Vaterliebe spielte den Kerkermeister gezwungen. Wohl uns, daß die Fürbitte der heiligen schneller war, als die, welche der Vater für den Sohn im Sinne trug.“

„Und Ihr, edle Frau!“ — wandte sich da der Kornett zu Ulrikens Mutter — „werdet Ihr dem Olmützer Bürgerssohn lassen, was Ihr dem jungen Krieger Eures Landes mütterlich geschenkt? Werdet Ihr keinen scharfen Stein mitten in den blanken Festplan werfen?“

„Wunderbar walteten Gottes Fügungen mit uns!“ — antwortete mit andächtigem Ernste die Edelfrau —

„wer möchte Spott treiben unter seiner sichtbaren Hand? Unser Nordland wurde jeltamer Weise die Rettungsküste für beide Verlorenen, und beide haben mit Seele und Blut dafür dankbar bezahlt. Wäre es doch ein Verbrechen an der guten Paula, wenn ich dem Sohne vorenthalten wollte, was sie selbst für ihn erzogen und gebildet? — Und was zöge mich jetzt noch zur fernern Heimath zurück? Dieser Boden hat meines tapfern Herrn Blut eingesogen, unter dem Grase dieses Landes schläft der treue Gatte, und es ist mir keine Fremde mehr. Werdet denn das lebendigste Bild des großen Weltfriedens, Ihr lieben Kinder! Nord und Süd vermähle sich in Euch zu religiöser Duldung, zu unerlöschlicher Liebe und ewigem Vertrauen. Ich meine, wenn auch der Mutter Zeit gekommen, werden die neuen Landsleute ihr ein unbefindenes Grab gönnen neben den Vorangegangenen.“ —

„Amen!“ — rief der alte Zabielsky. — „Und die Wohlthäterin unserer Paula soll Herrin seyn in meinem Eigenthume, und ich selbst will ihr erster Knecht werden, um in Etwas abzutragen die unbezahlbare Schuld.“

Ehe noch die schwedische Besatzung abzog, sah man im Zabielsky'schen Hause in einer glänzenden Doppelhochzeit die Wiederholung der großen Friedensfeier, und der Nachklang derselben äußerte sich in solcher, fast unglaublicher Eintracht, daß der schwedische Feldprediger und der katholische Pfarrer in derselben Stunde ihr heiliges Amt in ächt christlicher Duldsamkeit mitsammen verrichteten, und Obrist Paiful und die ersten seiner Hauptleute mit den angesehensten Rathsherren der Stadt gemischt die Brautführer vorstellten.

Was aus dem Leichname des schrecklichen Motal geworden, ob ihn Zabielsky's Leute im Keller vergraben, ob ihn Nachts die Schweden abgeholt und am schimpflichen Orte verscharrt, davon schweigt die Chronik; die Bürgerschaft glaubte, der Schändliche habe sich flüchtig gemacht und sie, als es galt, im Stich gelassen. Aber die Wundermähr von den Schicksalen der Zabielsky's, durch den Taufnamen Wolfson in der Familie vererbt, erhielt sich im Munde der Olmützer von Kind zu Kind, und die Chronikenschreiber des Mährenlandes erzählen sie selbst noch der neuesten Zeit.

Die Rose von Salerno.

Novelle von L. Storck.

Der Jüngling bringt seiner Braut am Morgen der Hochzeit die purpurglühende Wange, den jugendlichen feurigen Liebesblick, die hüpfende Welle des Bluts im zärtlichen Druck der Hand, das stürmische Schlagen des Herzens in der brünstigen Umarmung, er bringt ihr seine

blühende Jugend, seine markige Kraft, seine verlangenden Senfzer, seine girrenden Lieder, und — selig hängt das Mädchen seiner Wahl an seinem Nacken, ihr Blick taucht wonnetrunken in seinem Auge unter, und gewährt liebend, was der Seinige liebend fordert. Das sind Geschenke des Bräutigams, die die Braut beglücken und ihr den Hochzeitstag mit unaussprechlicher Freude füllen. — Der Mann, der bejahrte Mann bringt seiner jungen Braut reiche Stoffe, Goldgeschmeide, edles Gestein und kostbare Perlen, Ringe und Spangen, theure Tücher und Bänder. Das sind Geschenke, die die Braut auch erfreuen, aber es ist eine kalte Freude, mit der das Herz nichts zu schaffen hat; sie sind schwer und hängen lastend an den Flügeln der Tagesstunden, welche jene mit begeisternder Kraft beschwingen; kalt bleibt das Herz der Braut, der Strahl ihres Auges entzündet sich nicht, und die Edelsteine sind's allein, die da glänzen, aber es ist ein todter Glanz.

Also erging's der schönen Gräfin Ursina di Palumba am Morgen ihrer Hochzeit mit ihrem Vetter, dem Marchese Flario di Ghiberti, dem reichen und mächtigen Statthalter von Salerno. Wer kennt nicht die Pracht der Sterne an Neapels azurblauem Himmel? Oh! Don Flario das Jawort aus dem Munde des Grafen Palumba erhalten, hieß Ursina der Stern Neapels, und als Neapels Männerwelt mit Schrecken erfuhr, daß der Marchese di Ghiberti sie heimführen werde, hieß sie die Rose Salerno's. Nicht in üppiger Körperfülle lagen ihre Reize; sie war schlank und zart gebaut. Aber welch edles Ebenmaß in allen Formen! welcher Liebreiz in diesem kleinen Kopfe von Rabennacht glänzender Locken umwallt! Nicht weiß und blendend war die Farbe ihrer Haut — die liebt man im Süden nicht — bräunlich mit einem entzückenden Durchschein des lieblichsten Roth's auf den schwächtigen Wangen, die Farbe der Gesundheit und tiefglühenden hochaussprudelnden Lebens, die Farbe, die der sinnliche Südländer allein als höchstes Zeichen der Schönheit anerkennt, und der auch im tugendhafteren Norden der fühlende Kenner den Vorzug gibt. Das reizendste aber an Ursina waren unstreitig ihre Augen. Von schwarzbuschigen Braunen, überwölbt von langen dichtbehaarten Wimpern überschattet, waren sie zwar groß, aber länglich geschnitten in scharfen Winkeln, die Sterne mehr dunkelbraun durchsichtig, als schwarz, und im Ganzen ein feuchter Zauber des höchsten Liebreizes schwimmend, der jedes Männerherz in Flammen setzte. Darüber eine hohe stolze Stirne, darunter eine edel gebogene Nase, ein kleiner lächelnder Mund, so roth, wie die Granatblüthe, hinter den sanft geschwellten Lippen eine Reihe kleiner glänzender Zähne, eine kleine längliche Hand am schlanken Arme, wie sie nur Raphael gemalt, ein kleiner niedlicher Fuß, wie er nur unter Italiens Himmel gedeiht: das ist das schwache Bild der reizenden Ursina di Palumba, aber es gibt kaum einen Schatten ihrer Schönheit, und von dem wunderbaren Zauber, der über der ganzen Gestalt schwebt und jeden ihrer Züge durchdringt, vermag es nichts zu geben.

Daneben ihr Bräutigam Don Flario di Ghiberti, Marchese di Campanogro, ein ernster hoher Mann, ein angehender fünfziger, voll Kraft und Würde, aber auch voll Stolz. Nicht Schönheit ziert seine imposante Gestalt, aber der Stempel eines edlen Wesens ist ihr unverkennbar aufgedrückt; spricht sein großes dunkles Auge auch nicht mehr vom wilden Feuer der Leidenschaft, so glänzt aus ihm doch der ruhige Sinn für plastische Schönheit, und Fülle seiner Kraft verspricht dem Weibe seiner Wahl glückliche Tage. Glückliche? Ursina verspricht sie sich, ihre Eltern und Geschwister versprechen sie ihr; denn Ursina hat noch nicht geliebt, aus diesen wundervollen Augen haben die Flammen der heiligsten und heftigsten Gefühle noch nicht gelodert; Don Flarios ernstes abgemessenes Wesen fällt ihr nicht auf, es schmerzt sie nicht, daß er sie nicht wie ein glühender Sturmwind an seine Brust reißt, um sie daran zu pressen, als wollte er sie erdrücken; es befremdet sie nicht, daß er seine Lippen nicht an die ihrigen heftet und daran saugt und Küsse trinkt, als wollte er ihr die Seele hinwegschlüpfen; sie ist zufrieden mit seiner kalten Auf-

merksamkeit, mit seiner steifen Höflichkeit, sie lächelt den fürstlichen Geschenken, womit er sie überhäuft, Beifall, sie bezeugt ihm mit Allem, was er ihr zur Freude gethan und noch thut, ihre vollkommenste Zufriedenheit: sie liebt ihn nicht, sie liebt überhaupt nicht, aber sie ist erst sechzehn Jahre alt, und ihr Körper ihre Seele sind zur Liebe geschaffen. Seit zwei Jahren hatte Ursina eine Menge Anbeter und Bewerber; jeder junge adelige Mann hätte es sich zur Schande gerechnet, nicht dazu zu gehören, aber Don Flario war ihr Vetter und stand bei ihrem Vater in hoher Gunst, Don Flario hatte von seiner verstorbenen Gattin keine Kinder, er trug den Sieg davon, nicht etwa allein bei dem Grafen Palumba, bei dessen Frau, Kindern und Verwandten, welche diese Verbindung sich zur Ehre anrechneten, sondern auch bei Ursina, die sich kindisch auf die Pracht und den Reichtum freute, welche sie ferner umgeben würden und dessen unbeschränkte Gebieterin sie seyn sollte.

Don Flario hatte zu seiner Hochzeit Alles aufgeboten, was das Herz eines Kindes, welches die Liebe noch nicht kennt, erfreuen kann. Das Fest wurde auf seiner an Naturreizen unübertrefflich reichen Villa Amaranto am Monte Salaro auf der kleinen Insel Capri gefeiert. Hier hatte der gütige Augustus sich ergötzt, hier der grausame Tiberius geschwelgt, und die Villa des Marchese war eines jener zwölf Landhäuser, in welchen dieser Tyrann die letzten Jahre seines verworfenen Lebens den üppigsten Vollkosten geweiht hatte. Aus den Fenstern dieses prächtigen Hauses genoß man eine der großartigsten und weitesten Ausichten Italiens; das wonnetrunkenere unerfättliche Auge schweifte über die Meerenge in die Bufen von Gaeta, Neapel und Salerno und überzählte die Thürme und Schlösser dieser Städte, die Uferdörfer in die Felsen hinein gebaut, die Berge und den zweigipfligen Vesuv, es hing an dem felsigen Sorrento, es umschiffte das Vorgebirge Massa und erhob sich im Hintergrunde des Festlandes an dem grünen terrassenförmig aufsteigenden Gebirge, nördlich die Insel Ischia mit ihren Höhen und westlich in weiter Ferne, über den Wellen des Meeres empordämmernd, der Felsenwall Siciliens. Zunächst der Villa wuchs der feurige Wein, der wildeste Sonnensohn Süditaliens, der den heutigen Tag verherrlichen sollte. Aus Neapel, Salerno, Sorrento, Gaeta, Capri, Anacapri und andern Orten waren die reichsten und angesehensten Nobili, die Blüthe des Adels aus dem ganzen Königreiche versammelt, und köstlich geschmückte Mantliere trugen die noch köstlicher geschmückten Herren und Damen über Felsenpfade nach der zwischen zwei Berge romantisch geklemmten Stadt Capri, in deren Hauptkirche der Bischof der Stadt die feierliche Trauung verrichtete. Ein sonniger Frühlingstag entzückte den bunten Zug; vom ganzen Eilande waren die Bewohner zusammengekömmt und selbst über die Meerenge waren viele Zuschauer herüber gekommen.

Huldigend naheten die ritterlichen Männer der Rose Salerno's, neidisch die Damen, aber alle widerstrebenden Elemente versöhnte die allgemeine Lust des Tages. Die Fischer der Insel schlossen sich in Prozession, mit ihren Festkleidern geschmückt, dem Zuge an, Rosen waren auf allen Wegen gestreut und Hirtenflöten bliesen hinter jedem Busche, jedem Felsen muntre Reigen. Jubelchöre empfingen die Neuvermählten auf der Villa, geschmückte reich besetzte Tafeln luden zum Genuß ein und der feurigste Wein perlte in goldnen Pokalen. Die holdselige Braut lächelte Allen Beifall und belohnte ihren glücklichen Gatten mit manchem Händedruck.

Bei Tafel glänzte sie wie ein Juwel in reicher Einfassung, wie eine Rose im Kranze, und manches Auge betrachtete sie, die eben aufgegangene Knospe, deren duftende Geheimnisse noch unentweicht im reinen Kelche schliefen, mit verlangendem Beben, und beneidete den glücklichen Don Flario, der zu seinen großen Schätzen auch noch alleiniger Besitzer dieses unermeßlichen Schatzes seyn sollte. Aber Ghiberti wußte ihn auch zu würdigen diesen Schatz. Ihre kleine mit Ringen und Edelsteinen überladene Hand hielt er umspannt und sprach im stolzen Gefühle seines großen Glücks zu den horchenden Gästen: „Unter allen Menschen lebt Einer, den ich glühend hasse. Doch kenne

ich ihn nicht von Angesicht. Es ist Maurice de Lede, jener Franzose, welcher die spanische Flotte nach Sardinien geführt und vor Kurzem in Sicilien gelandet ist. Schon sein Vater war mein bitterster Feind und von ihm her schreibt sich der gegenseitige Haß. Als ich in Paris war, glaubte er sich von mir beleidigt; es ist eine weitläufige und dürrer Geschichte. Aber der Marquis galt was beim alten Ludwig, und ich verlor durch seinen Einfluß die kaum angetretene Gesandtenstelle. Ich kam nach Madrid. Der französische Gesandte Marquis von Harcourt verleumdete mich durch die damals Alles geltende Gräfin von Berlepsch, Oberhofmeisterin der Königin, bei dieser und bei dem Könige. Marquis Lede erschien ebenfalls in Madrid; ich wußte, woher die Pfeile kamen. Es ist wahr, ich hatte mich empfindlich an ihm gerächt. Seine Rabalen vertrieben mich von Madrid. Ich ging nicht eher, bis ich ihn unschädlich gemacht hatte. Sein mir unbekannter Sohn setzte Feindschaft und Rache fort, vertrieb mich aus meinem Vaterlande, verfolgte mich in der Fremde. Er that mir, was mir noch kein Mensch gethan, aber ich schwör' Euch, meine Freunde, wenn er jetzt zu mir herantrete und böte mir seine Hand, ich zöge ihn an mein Herz, ich drückte auf seine Stirne den Kuß des Friedens und der Freundschaft. Und mit diesem Allen wollte ich Euch nur begreiflich machen, wie über alle Maßen vergnügt und froh ich bin, daß ich sogar meinen Todfeind an mein Herz drücken würde."

"Es wäre gerade nichts Ummögliches" — bemerkte Einer der Gäste — „daß der Marquis de Lede sich als Hochzeitsgast bei Euch einstellte, Monsignore. Vor einigen Tagen erhielt ich durch einen meiner Handelsfreunde die Nachricht, daß er Anstalten treffe, Messina zu belagern. Wie leicht könnte ihm einfallen, nach Capri herüber zu kommen, und sich zu Gaste zu bitten! Er soll kühn seyn, ja verwegen, und der Ruf Eurer Hochzeitsfeier ist weit gedrungen und sicherlich auch nach Sicilien gelangt."

Viele der Gäste erblaßten und auch die Frauen waren besorgte Blicke umher. Die Furcht setzte sich mit an die Tafel, die Freude wurde still in ihrer Gegenwart. „Ihr sagt, Marchese" — nahm jetzt ein anderer neapolitanischer Nobile das Wort — „daß Ihr den Kommandant der spanischen Flotte nicht persönlich kennt, und doch hat man mir, wenn ich nicht irre, erzählt, Ihr hättet einen Zweikampf mit ihm bestanden. Diese Angabe muß also falsch seyn."

„Das ist sie nicht" — versetzte Ghiberti — „ich habe wirklich mit meinem Feinde auf Tod und Leben gekämpft und doch kenne ich ihn nicht von Angesicht. Ihr wißt Alle, daß der Cardinal Alberoni allgemein vorgab, die Aufrüstung der spanischen Flotte bezwecke die Demüthigung des Erbfeindes der Christenheit, der Türken. Wir lebten unbekümmert. Was gingen uns die spanischen Klüften an, wir waren ja nicht mehr ein Theil des spanischen Reichs; Desreichs milder Scepter regierte uns. Möglichen erschalle das Gerücht, die Insel Sardinien sey von der spanischen Flotte genommen; es sey der Plan der Königin und ihres Freundes Alberoni, die frühern spanischen, beim Utrechter Friedensschlusse verloren gegangenen Provinzen für ihren Sohn Don Carlos zu erobern, um auch dem Sohne der zweiten Ehe des Königs eine Krone zu verschaffen. Ganz Italien gerieth in Bestürzung. Da war's — es mögen ungefähr neun Monate her seyn — als ich Abends noch in den Hafen beschieden wurde, um dort entstandene Irrungen zu schlichten. Kaum hatte ich den Molo betreten, als ein Mann, dicht in einen Mantel gehüllt, auf mich zuweilt und mich fragt: seyd Ihr der Marchese di Ghiberti, Statthalter von Salerno? Ich bejahe dies und er ruft: So zieht und vertheidigt Euch! Ich bin der Marquis de Lede. Kein Wort wurde weiter verloren, der Kampf begann und wurde hitzig. Mein Feind war ein bewandter Fechter. Da stürzte plötzlich mein Diener mit mehreren Schiffsteuten herbei, der Marquis verschwand in der Nacht. Ich verbot, ihn zu verfolgen."

„Das war edel von Euch!" — riefen mehrere Nobilit's und leerten die Becher auf das Wohl des großherzigen Bräutigams.

„Man muß dem Muthe der Franzosen Gerechtigkeit widerfahren lassen" — sagten Andere.

Ghiberti warf einen mißtrauischen Blick auf die Sprecher; die Unterhaltung kam bald auf andere Gegenstände und der Feuergeist des Weins stieg aus den Flaschen in die Köpfe.

„Einen Gast vermiss' ich schmerzlich," — sagte der Marchese zum Grafen Palumba, seinem Schwiegervater.

„Ihr meint Seine Hoheit, den Vizekönig?" — versetzte dieser.

„So ist's!"

„Und er versprach mir mit Hand und Mund, zu kommen."

Diener traten herzu und meldeten, ein Bote des Vizekönigs sey so eben in großer Eile angelangt.

„Führt ihn her," — rief der Statthalter von Salerno.

Der Bote kam und überreichte ein großes Schreiben. Der Marchese las, seine Züge verfinsterten sich. Dann erhob er sich und redete die neugierigen Gäste also an: „Edle Frauen und Herren. Ein Befehl Seiner Hoheit des Vizekönigs ruft mich sogleich nach Salerno zurück. Ich bedauere von Herzen, an den Freunden nicht länger Theil nehmen zu können, die mir Eure Gesellschaft an meinem Ehrentage bereitet. Ich bitte Euch alle dringend, seyd ferner fröhlich und thut, als ob ich noch unter Euch weilte. Meine Gattin und deren Eltern werden hier bleiben bis zum Ende des Festes."

Die Gäste sahen einander bestürzt an; die Braut schien ziemlich gleichgültig; Ghiberti las seinem Schwiegervater, der ihn bei Seite gezogen, den Brief des Vizekönigs vor: „Es thut mir sehr wehe, theurer Marchese, nicht nur Eurer lieben und mir sehr angenehmen Einladung zu Eurer Hochzeit nicht folgen zu können, sondern Euch sogar den geselligen Freuden derselben entreißen zu müssen. Doch Euch, einem so getreuen Diener meines Herrn, geht ja die Pflicht über Alles. Ihr wißt, wie unzählig viel spanisch gesinnte Edelleute im Königreich, namentlich in der Hauptstadt sind. Hier besteht ein förmlicher Verein, der sich seit der Landung der spanischen Flotte in Palermo gebildet hat, und es sind Leute an der Spitze desselben, die Ihr mit zu Euren Hochzeitsgästen zählt. Sie treten allmählich laut und ungescheut hervor, die Bewegung wird allgemein, und es ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine Revolution des Adels zu Gunsten der Königin von Spanien und ihres Sohnes im Werke. Alberoni hat hier seine geheimen Agenten und ich fürchte, die Gesellschaft hat einen Boten an den Marquis de Lede nach Sicilien geschickt. Wenigstens schreibt mir der Maler Tacco, mein Spion in Palermo, daß ein Bevollmächtigter Lede's, dessen Namen ich Euch aus Vorsicht verschweige und der auch nichts zur Sache thut, da er ihn in Italien doch nicht führen wird, in diesen Tagen an der Küste landen werde, um sich nach Neapel zu begeben und mit den spanisch Gesinnten in Verbindung zu setzen, ihnen Pläne vorzulegen, eine förmliche Verschwörung zu bilden und mit sämtlichen Verschworenen die Zeit des Aufstandes zu verabreden, wo zugleich eine Abtheilung der spanischen Flotte in Salerno oder Gaeta landen soll, um Neapel für Don Carlos von Spanien zu besetzen. Tacco hat mir ein getreues Bild dieses Mannes übersendet, welches er in Palermo aufgenommen. Ich habe dies Bild schnell mehrmals copiren lassen und in jede der Hafenstädte des Königreichs ein Exemplar geschickt. Brecht eilig nach Empfang dieses meines Briefs nach Salerno auf. Das Bild findet Ihr schon in Eurem Hause. Macht alle Eure Untergebenen, alle Schiffsteute und Aufseher genau damit bekannt, auf daß sie den Mann, welcher diese Züge trägt, so fern er sich in Salerno oder in der Umgegend von ihnen betreten läßt, sogleich festnehmen — erscheine er, in welchen Kleidern er wolle — und an uns abliefern. Neapel, den 20. Mai 1718. Ich der Vizekönig."

„So geht denn in Aller Heiligen Namen," — sagte der Graf Palumba. „Die Sache ist von großer Wichtigkeit. Morgen sind wir bei Euch in Salerno, um das hier gestörte Fest dort fortzusetzen."

Gleich darauf trabte der Marchese auf seinem Manteltiere davon. (Fortf. folgt.)

Düsseldorfer = Elberfelder Eisenbahn.

Einverstanden sind alle über die merkantilische und finanzielle Nützlichkeit der besagten Eisenbahn, aber in den Ansichten über die Ausführung hat eine bedeutende Verschiedenheit sich hervorgezogen. —

Einige wollen nämlich die Bahn von Bowinkel ab über die Höhen von Hammerstein in derselben Ebene und in der Gegend von Hammerstein durch einen Viaduct auf die entgegengesetzten Höhen fortführen, sodann über die Höhe, welche längst dem linken Ufer der Wupper durch das Sonnborner Thal laufen, den Dachsenkamp umgeben und sich bis in das Island fortziehen und nun dieselbe durch einen unter dem Island zu legenden Tunnel bis in die Gegend des Elberfelder Schlachthauses fortsetzen und hier an die Wittmer Bahn anschließen, welche über die Höhen von Rittershausen bis an jenen Punkt gebaut werden soll.

Nach diesem Plan würde also die Eisenbahn auf den Höhen fortlaufen, welche rechts das Wupperthal von Rittershausen bis Hammerstein bilden.

Nach dem Plane, welchen Hr. Pickel ausgearbeitet hat, würde die Eisenbahn in der Nähe von Bowinkel, vermitteltst einer von da bis zu dem Fuße der Hammersteiner Berge fortgehenden schiefen Ebene in das Thal steigen, auf das linke Ufer der Wupper am Fuße der Höhen durch das Wupperthal fortgeführt.

Eine ähnliche Verschiedenheit herrscht in den Ansichten, welche Richtung sie in dem Rheinthale nehmen soll. Nach dem Plane des Hrn. Pickel würde sie bei Düsseldorf vom Rhein ab über die Haroldsstraße längst dem Körner Magazin in gerader Richtung bis Erkrath fortgeführt und vermitteltst einer schiefen Ebene die Höhe bei Hochdal erreichen.

Nach dem andern Plan würde sie von Düsseldorf auf Hilden und von Hilden allmählich nach Bowinkel hinauf steigen.

Der Unterzeichnete hat vor dritthalb Jahren in diesem Blatte die Beantwortung der Frage versucht, ob von Elberfeld die Eisenbahn am vortheilhaftesten auf Düsseldorf oder Köln gerichtet werde. Diese Beantwortung ist mit Beifall aufgenommen, und später hat ein dem Unterzeichneten völlig Unbekannter in dem Westphälischen Anzeiger sich darüber dahin ausgesprochen, daß deshalb dieselbe ohne Erwiederung geblieben seyn möchte, weil sie erschöpfend sey. Daher glaubt er es wagen zu dürfen, auch die Beantwortung jener Streitfrage zu versuchen. Er hofft, daß wenigstens das große Interesse was er diesem von ihm zuerst ausführlich angeregten Unternehmen geschenkt hat, und eigene materielle persönliche, mit dem Unternehmen verbundene Interessen ihn gegen den Vorwurf eines unberufenen Sprechers schützen werden.

Der bei einer Sache persönlich interessirte, ist eben dadurch berufen, über die Sache zu sprechen. Wenn er, wie der Unterzeichner es thut, offen sein persönliches Interesse in der Sache nicht verleugnet, so bekundet er dadurch, daß er nur eine unparteiische Prüfung der Gründe herbeizuführen, beabsichtigt. In gleicher Lage befindet sich immer der Advokat, welcher das Recht und das Interesse seines Klienten nach seiner Ueberzeugung vertheidigt. Als Advokat konnte der Unterzeichnete auch sich seiner Gewohnheit bei dieser Gelegenheit nicht entziehen.

Um die Streitfrage zu beantworten, welches von beiden entgegengesetzten Systemen den Vorzug verdiene, scheint vor Allem nöthig, daß man sich über die Vortheile ins Klare setzt, welche durch die Eisenbahn herbeigeführt werden sollen und können. Diese sind durch die Lokalverhältnisse und durch die Natur der Eisenbahn bedingt.

Unter Verweisung auf die Verhandlungen der französischen Deputirtenkammer im Jahre 1832 über die nachgesuchte Koncession für den Pyrenäenkanal erlaubte sich der Unterzeichnete in dem bezogenen Aufsätze im Allgemeinen zu bemerken: „es gibt Gegenden, welche sich für die Anlage von Kanälen eignen und Gegenden für welche

Eisenbahnen die geeigneten Kommunikationsmittel bilden.“ Ebenso werden Einrichtung und Richtung der Eisenbahn durch Lokalverhältnisse wesentlich modificirt. Wie ein Wagenfabrikant denjenigen, welcher ihm einen Wagen bestellt, zunächst befragt, was er mit dem Wagen bezwecken, und hiernach Einrichtung und Kosten berechnet, so möchte es sich ungefähr auch mit der Eisenbahn verhalten.

Zunächst sind es also die Lokalverhältnisse, welche scharfer in's Auge gefaßt werden müssen.

Das Wupperthal, von Rittershausen bis zur Vogelsau bei Elberfeld, ist ungefähr 1800 Ruthen oder $\frac{2}{3}$ Meilen lang und von steilen, wenig fruchtbaren Berghöhen umgeben. Dieses Thal ist nun der Sitz mannigfaltiger Fabriken und Manufakturen und zählt eine Bevölkerung von ungefähr 60,000 Einwohnern. Dasselbe bezieht vom Rhein den größten Theil des Getreide, der Gemüse und der Baumaterialien, welche es konsumirt, so wie die rohen oder halbfertigen Stoffen, welche seine Manufakturen und Fabriken verbrauchen. Die diesem Thale nächst gelegene Stadt am Rhein ist Düsseldorf, welches zugleich früher die Residenz des Landsherrn und der Sitz der Dükasterien war, jetzt noch der Sitz der höhern Verwaltungs- und Militärbehörden des Wupperthals ist.

Aus diesen Verhältnissen ist eine frequente stark bebauete Landstraße hervorgegangen und mit derselben haben sich mannigfaltige Interessen gebildet.

Zwischen dem Wupperthale und dem Thale der Düffel, zwischen Bowinkel und Geresheim liegt ein äußerst fruchtbares Plateau. Der enge Raum, welchen das Wupperthal von Rittershausen bis an den Dachsenkamp bei Elberfeld gewährt, ist hauptsächlich Ursache, daß Manufakturen, namentlich die Baumwollen-Manufaktur, dasselbe zum Theil verlassen und auf dem linken Rheinufer, in Gladbach, Rheidt und Biersen sich niedergelassen haben.

Die Vortheile, welche für den Fabrikanten daraus hervorgehen, daß er an einem großen Fabrikorte wohnt, sind zu bekannt und so groß, daß eben der Abgang dieser Vortheile das Emporblühen von Fabriken an Orten, welche keine haben, so sehr erschwert.

Leichtigkeit, Wohlfeilheit und Schnelligkeit, womit Personen und Güter von einem Punkte zu einem andern Punkte vermitteltst der Eisenbahn gebracht werden, sind ihre Vorzüge. Durch sie werden die beiden Punkte so nahe gebracht, daß die Entfernung als aufgehoben betrachtet werden kann. Die Fahrt auf einer Eisenbahn also von Rittershausen bis zum Rhein bringt diese Punkte so nahe, daß Rittershausen als am Rhein gelegen, betrachtet werden kann. Aber nur die 2 Punkte verbindet die Fahrt. — Damit würde doch wenig gewonnen seyn, und eben darum ist es erforderlich, daß auf der ganzen Linie es mehrere Punkte gibt, wo die Fahrt stille hält, wo sich die Eisenbahn in Verbindung mit der Umgebung der Punkte setzt. Hier stoßen wir auf die wesentlichste Verschiedenheit der Chausséen von den Eisenbahnen. Erstere sind an jedem Punkte mehr oder minder zugänglich, und von jedem Punkte können Personen, Thiere und Fuhrwerke auf dieselbe gelangen, diese nach Belieben benutzen.

Personen und Thiere können auf der Eisenbahn aber nicht anders als vermitteltst solcher Transportgeräthe fortgeschafft werden, welche, sobald sie die Eisenbahn verlassen, unbrauchbar sind. Nicht an jedem Punkte kann man sich mit der Eisenbahn in Verbindung setzen, sondern nur an bestimmten Punkten kann sie gewonnen werden, und hierzu sind wieder Kunstvorrichtungen erforderlich. Die Eisenbahn hebt die Verbindung zwischen den Gegenden an beiden Seiten auf. Nur an bestimmten Punkten und nicht wie die Chaussée an allen Punkten kann sie überschritten werden. Den raschen Flug der Locomotivmaschine darf nichts aufhalten; es darf auf derselben Bahn nichts in entgegengesetzten Richtungen in der gegebenen Zeit, worin die Fahrt von einem

Punkte zum andern gemacht wird, bewegt werden. Auf Eisenbahnen für Pferde ist das Ausbiegen aber auch nur an bestimmten Punkten, vermittelt Kunstvorrichtungen leichter, ein Zusammentreffen ohne Gefahr. Die großen Vortheile, welche die Eisenbahn ihrer Natur nach gewähren kann, können also nur dann erzielt werden, wenn vom Rhein bis in Elberfeld eine Eisenbahn mit Locomotivmaschinen gebaut wird, welche an verschiedenen Punkten mit der Umgebung in Verbindung gesetzt wird. Die Punkte, wo die Eisenbahn vom Rhein bis an die Stadt Elberfeld sich mit der Umgebung vorzüglich in Verbindung setzen muß, sind durch die Natur der Gegend indicirt.

Der Spiegel der Wupper bei Elberfeld liegt 405 Fuß über der Meeresfläche und etwa 305 Fuß höher als der Spiegel des Rheins bei Düsseldorf. Zwischen beiden Thälern liegen die Berge, deren Rücken das erwähnte Plateau bilden. Selbst dann, wenn es möglich wäre, die Wasserscheide zu durchbrechen, und so also eine schiefe Ebene von der Stadt Elberfeld bis zum Rheine zu bilden, so würde auf diese schiefe Ebene ein Gefälle von 305 Fuß vertheilt werden müssen. Die Eisenbahn fordert aber eine horizontale Ebene.

Das politechnische Journal von Dingler 57. Band, Heft 3, Pag. 236, führt nach den von Herrn Johann Herrpath in dem Mechanics-Magazine entwickelten Grundsätzen folgende Bedingungen einer guten Eisenbahn auf:

1. „Die Bahn muß beinahe Horizontal seyn, und darf in der englischen Meile*) um nicht mehr als 10 oder höchstens 15 Fuß steigen; ausgenommen allenfalls in einer kurzen Strecke, der ein Abhang oder eine lange vollkommene Ebene vorausgeht. 2. Sie darf nirgendwo, ausgenommen allenfalls an den Enden, scharfe Curven haben. 3. Sie darf, wenn sie zum Transporte von Reisenden bestimmt ist, keine Tunneln haben. Um den ersten dieser drei Punkte hervorzuheben, bezieht er sich auf die Whiston und Sutton schiefen Ebenen an der Liverpool-Manchester-Eisenbahn, die bei einer Länge von $1\frac{1}{2}$ Meilen und bei einer Steigung von 56 Fuß per Meile schon in der ersten halben Meile die Geschwindigkeit der Dampfswagen von 33 auf 10 oder 8 Meilen per Zeitstunde reduciren, und die die Wagen nicht selten ganz zum Stillstehen bringen würde, wenn an diesen schiefen Flächen nicht Aushülfsmaschinen in Dienst kämen, die der Gesellschaft jährlich 1000 Pfund Sterl. Kosten verursachen.“

Der berühmte englische Ingenieur Bignolls sagt in seinem Gutachten über die projectirte 2te Eisenbahn von Liverpool nach Manchester:

Die Dampfswagen werden auf der neuen Eisenbahn an einer Stelle abfahren, welche 29 Fuß hoch über den Kais der Docks liegt; die senkrechte Höhe, welche sie hinaufsteigen müssen, wird 151 Fuß betragen, so daß also der höchste Punkt 180 Fuß über den Kais von Liverpool liegen wird. — auf einer gutunterhaltenen Eisenbahn, und wenn die Räder der Wagen gehörig in Ordnung sind, kann man auf einer vollkommenen ebenen Bahn die Reibung zu 9 Pf. per Tonne annehmen; dazu muß bei ansteigenden Flächen noch die retardirende Kraft der Gravitation gerechnet werden, die man leicht finden kann, wenn man die Zahl der Pfunde in einer Tonne durch das Verhältniß der Steigung theilt. — Wendet man nun diese Regeln auf die neu projectirte Bahn an, so wird man finden, daß dieselbe so nivellirt ist, daß ein Dampfswagen an vielen Stellen kaum mehr als die Hälfte seiner Ladung und nur $\frac{1}{4}$ von dem ziehen wird, was er auf der gegenwärtigen Liverpool-Manchester-Eisenbahn zieht, wenn man an letzterer den zwanzigsten Theil derselben nämlich die schiefe Ebene von Whiston oder Sutton, ausnimmt.“

„An diesen beiden letztern schiefen Flächen werden die Züge beständig durch zwei Aushülfsmaschinen unterstützt,**) und nimmt man auch an daß zwei andere Maschinen fortwährend in Ausbesserung befindlich sind, so beschränken sich die durch diese schiefen Flächen verursachten Mehrkosten doch auf 4 Dampfswagen und auf ein deshalb nö-

thiges Etablissement, so daß diese Kosten beiläufig $\frac{1}{3}$ der Gesamtkosten betragen. An der neuen Bahn hingegen sind die schiefen Flächen so lang, und die zwischen ihnen befindlichen besseren Niveau's so gelegen, daß solche Aushülfsmaschinen nicht wohl mit Vortheil benutzt werden können. Die Maschinen könnten, wie Jedermann vom Fache einsehen wird, auf der neuen Bahn kaum die Hälfte von dem leisten was sie zu leisten fähig sind; abgesehen von den Verspätungen, welche auf langen schiefen Flächen häufig durch kleine Unfälle eintreten: durch Unfälle welche auf der gegenwärtigen Bahn gar nicht fühlbar werden; denn auf letzterer bewegt sich ein Dampfswagen gar oft nur mit einem Cylinder, im Falle der eine zufällig in Unordnung gerathen ist.

„Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß selbst die schiefen Flächen an der gegenwärtigen Bahn in Anschlag gebracht, an der neuen Bahn eine um $\frac{1}{2}$ und selbst um $\frac{1}{4}$ größere Locomotivkraft erforderlich wäre, um das zu leisten was auf der alten Bahn geleistet wird. Hierbei ist ganz abgesehen von den Verspätungen welche leicht durch kleine Zufälligkeiten entstehen könnten, indem die Maschinen bei der Steigung von 14 bis 17 Fuß per Meile mit ihrer ganzen Kraft arbeiten müßten, was auf der alten Bahn im Allgemeinen nicht der Fall ist. Die Kosten eines Dampfswagen-Etablissements belaufen sich an der alten Bahn, wenn mit schweren Zügen und großen Geschwindigkeiten gearbeitet wird, jährlich auf 1000 Pfd. per Maschine, wobei die Ausbesserungen und Erneuerungen in Anschlag gebracht sind; an der neuen Bahn würde daher Mehrbetrag der nöthigen Locomotivkraft jährlich um 7—8000 Pfd. mehr kosten, wobei noch gar nicht in Anschlag gebracht ist, daß die Distanz eine um 3 engl. Meilen größere ist.“**)

Die Anlage einer Eisenbahn zwischen Düsseldorf und Elberfeld würde also unausführbar seyn, oder richtiger alle Vortheile würden verloren gehen, wenn nicht jenes Plateau zwischen beiden Thälern läge, welches eine Vertheilung der Höhenverschiedenheit in 3 Ebenen erzeugt, welche nun vermittelt der 2 schiefen Ebenen**) und der stehenden Dampfmaschinen verbunden werden. Es scheint zweckmäßig, hier kurz eine stehende Dampfmaschine zu beschreiben.

Den meisten Lesern ist die Vorrichtung an Windmühlen, Magazinen bekannt, womit die Lasten gehoben werden. Ein Seil und zwar ohne Ende läuft um ein Rad. Dieses Seil wird in Bewegung gesetzt, dadurch das Rad, und so die Achse des Rades, worum das Seil sich windet, womit die Last gehoben wird. Mancher erinnert sich aus der Jugend der Belustigung, daß zwei Knaben das Seil ohne Ende an den verschiedenen Seiten anfassen und dann wechselseitig sich hinauf und herabheben. Diese einfache letztere Operation wird im Großen angewendet.

An den beiden Enden der schiefen Ebenen, welche keineswegs steil, sondern sehr geringe ansteigend, etwa wie die jetzige Chaussee von Sonnborn nach Bowinkel gedacht werden muß, wird eine runde Scheibe angebracht, um welche ein ebenso langes Seil ohne Ende läuft als wie die schiefe Ebene lang ist.

Wie auf dem Rhein die Bugnachen die Kette tragen, an welcher die fliegende Brücke befestigt ist, so tragen hier eiserne Rollen, welche von einer Scheibe zur andern in angemessenen Distanzen hintereinander angebracht sind das Seil. Zwischen den die Eisenbahn bildenden, über die Oberfläche fortlaufenden Linien und also unter dieser ist das Ganze angebracht. Die heraufsteigende Locomotive wird unten, so wie wenn gleichzeitig eine andere herabsteigt, der herabsteigende Wagenzug oben vermittelt

*) Dinglers politechnisches Journal 55. Band, Heft 6, Pag. 417. 418. — Analog ist die Schlittensahrt auf dem Eise. Jeder Schlittschlauer weiß, daß er kaum mit aller Anstrengung sich und noch weniger seinen Schlitten auf eine mäßige Höhe bringen kann, und wie häufig er zurückgleitet, ehe er sie erreicht.

**) Diese zwei schiefe Ebenen würden zusammen eine Länge von 1020 Ruthen haben, und also eine jede, da die ganze Bahn 7500 Ruthen lang ist, den 15. Theil derselben ausmachen.

Die Wasserscheide bei Bowinkel, welche überschritten werden muß, liegt über dem Düsseldorf bei Erkrath etwa 380 Fuß. Die Entfernung beider Punkte beträgt 3240 Ruthen. Da dies auf jede englische Meile ein Steigen von 50 Fuß geben würde, so ist nach den von den berühmten Ingenieuren vor angeführten Grundsätzen die behauptete Unausführbarkeit gerechtfertigt.

*) Eine englische Meile hat eine Länge von 5128 Preuß. Fuß.

**) Eine für die Whiston und eine andere für die Sutton geneigte Ebene.

eines Seiles mit dem Seile ohne Ende verbunden, und dann eine der Scheiben vermittelst der stehenden Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, und dadurch das Seil, was um die durch die Aufhebung der horizontalen Ebene geschwächte Kraft der heraufsteigenden Locomotivmaschine so verstärkt, daß sie heraufsteigen kann. Die schiefe Ebene aus dem Wupperthal auf die Höhe bei Bowinkel ist 440 Ruthen lang, jene aus dem Düffelthal ist 580 Ruthen lang, durch erstere wird eine Höhe von 110 Fuß erstiegen, durch letztere eine Höhe von 250 Fuß.

Diese Andeutungen werden hoffentlich jeden bemessen lassen, welche Gefahr mit einer solchen Einrichtung verbunden ist, und wohl leicht erklärlich machen, wenn einer der gebildetsten Kaufleuten von Solingen, welcher mehrmal die Bahn von Liverpool nach Manchester befahren hat, dem Unterzeichneten sein Erstaunen zu erkennen gab, als im Gespräche er ihm bemerkte, daß auf dieser Bahn solche schiefe Ebenen in den Tunneln sich befänden; indem er offen bekannte, daß er sie gar nicht bemerkt habe.

Auch glaubt der Unterzeichnete hier anführen zu müssen, daß, wenn wir auf den Chausseen Eilpostwagen und Fahrposten haben, eine gleiche Einrichtung auf jener Bahn besteht, daß mit den Eilfahrten vorzüglich Personen, mit den Schnellfahrten mehr Frachtgüter befördert werden, daß bei diesen ebenso, wie die Frachtposten es thun, an mehreren Stellen und länger angehalten wird. In Bowinkel und Hochdahl werden also nach dem Plane des Herrn Pickel zwei stehende Dampfmaschinen erbaut. Es würden demnach der Fuß der Hammersteiner Höhen in einer Entfernung von 1270 Ruthen von Elberfeld, Bowinkel also in einer Entfernung von 1710 Ruthen, Hochdahl also in einer Entfernung von 4370 Ruthen und Erkrath in einer Entfernung von 4950 Ruthen die Anhaltspunkte bilden. An diesen Anhaltspunkten sammeln sich Güter und Personen; dort stehen Wagen bereit, welche vermittelst einer einfachen Kunstvorrichtung, sobald der Wagenzug anhält, auf die Bahn gebracht, mit dem Wagenzug verbunden werden, oder umgekehrt abgelöst werden. Oder Personen und Güter werden auf die Wagen gebracht, welche den Wagenzug bilden. Dieses alles, wie es augenblickliches Bedürfnis erheischt. — Diese Einrichtungen verwirklicht, kann dann nicht der Fabrikant sich in der Nähe jener Ruhepunkte etabliren und nun in seiner Nähe seine Arbeiten suchen? Ein aufgeklärter Elberfelder Baumwollenfabrikant hat in der Nähe der Chaussee ein kleines Landgut bezogen, in seiner Nähe die Arbeiter gesucht. — Die größere Wohlfeilheit des eigenen Lebens, das geringere Kapital, was er in seiner Wohnung angelegt hat, und die niedrigen Tagelöhne, welche er zu zahlen hat, also die Vortheile, welche Rheidt und Gladbach vor Elberfeld haben, überwiegen die Nachtheile, welche die Entfernung von dem großen Fabriksorte erzeugen. — Durch die Eisenbahn aber verschwinden diese Nachtheile; der in der Nähe des Anhaltspunkts wohnende, wohnt vermittelst der Eisenbahn, in Elberfeld. Das Wasser der Düffel ist eben so wie die Wupper mit Kalk geschwängert; zum Bleichen und türkisch-roth färben gleich geeignet wie dieses.

Nur die Erdtheile, welche die Düffel bei Düsseldorf mit sich führt, schaden. Aber bei Erkrath finden wir den kleinen Düffelbach. — Ein Lokal in der Nähe von Erkrath an der Düffelbach kostet nicht den vierten Theil, welches ein für Färberei geeignetes Lokal bei Elberfeld kostet. Der Bäcker in Erkrath, in der Nähe von Hochdahl, hat sein Lokal unendlich wohlfeiler als in Elberfeld erworben, er findet das Holz in der Nähe, dem Fruchtmarkt Neuß ist er näher, er wohnt selbst in einer fruchtbaren Gegend; die Eisenbahn erlaubt ihm, alsdann Elberfeld eben so zu bedienen, als wohne er in der unmittelbaren Nähe. Das, was er für den Transport seines Gesellen, welcher das Brod in Elberfeld herumträgt, bezahlt, wird durch die Ersparnisse, welche ihm die Lokalitäten herbeiführen, reichlich kompensirt. So verhält es sich auch mit dem Brauen. Der Fabrikarbeiter, welcher in der Nähe jener Anhaltspunkte wohnt, kann eben so leicht und schnell in Elberfeld seine Arbeit abliefern, als jetzt, wenn er nahe dabei wohnt. Die größere Wohlfeilheit der Wohnung, des Gartens und des kleinen Felds, was er bebauet, worauf er eine Kuh hält, werden ihm erlauben, für ge-

ringeren Tagelohn als jetzt zu arbeiten und dennoch die Abgabe an die Eisenbahn zu bestreiten. Ein Stillstand der Fabriken stürzt den Arbeiter, welcher eine kleine Landökonomie hat, nicht gleich in Armuth.

Gerade deshalb, weil das ganze Plateau so fruchtbar ist, weil die Gegend von Erkrath darin nicht nachsteht, weil die Düffel und die vielen andern Bäche so vielfache Anlagen begünstigen, ist es für die Elberfelder Industrie ein großer Gewinn, wenn die ganze Gegend in ihr Bereich gezogen wird, was aber gerade die Eisenbahn bewirkt.

Dadurch wird nun natürlich eine andere Wechselwirkung erzeugt, daß nämlich die Bevölkerung wächst; daß die an der jetzigen Chaussee stehenden Wohnungen eben so benutzt werden, wie jetzt, daß die Güter an derselben, statt im Werthe zu sinken, steigen. Nur werden viele Pferdeställe in Kuhställe verwandelt; die Felder statt mit Hafer werden mit Futterkräutern bestellt werden. Die von Herrn Pickel vorgeschlagene Linie hat den Vorzug, daß sie von der jetzigen Landstraße sich nicht so sehr entfernt und daher die vorangedeutete Wechselwirkung nicht ausbleiben kann.

Einer der größten Elberfelder Kapitalisten weigerte ungeachtet der hohen Zinsen, welche er von der Kapitalanlage in der Eisenbahn erwartete, sich daran zu betheiligen; weil er wohl die Vortheile einsähe, welche sie der Industrie des Wupperthals verspreche, aber sie nicht als Gewinn, sondern als ein Uebel für die ganze Umgegend der jetzigen Straße ansah, und er nun, wenn er von seinen Schuldnern dieses Uebel nicht abwenden könne, auch nicht sich daran betheiligen wollte, es herbeizuführen.

Ruß man solche Gesinnung nicht ehren? und wird die Ehre, welche man ihr zollen muß, nicht ein großes Gewicht in die Waagschale, womit die Vortheile und Vorzüge der einen Richtung und Einrichtung von der andern gewogen werden, legen? Ebenso verhält es sich mit dem ganzen Thale von der Stadt Elberfeld bis Hammerstein. Durch die neue Chaussee durch dieses Thal, um welche der Herr Oberbürgermeister von Elberfeld sich so viele Verdienste erworben hat, wurde dasselbe für Elberfeld aufgeschloffen und mannigfaltige Establishments wurden vorgerufen. Die Linie des Herrn Pickel bereitet ihnen keinen Untergang, sondern Gewinn. Der Fuhrmann aus der eine Tagereise entfernten Umgegend von der Eisenbahn, welcher nach Düsseldorf Güter schaffen und dort z. B. Liqueure laden will, fährt alsdann bis Sonnborn, wo er übernachtet, und am frühen folgenden Morgen seine beladene Karre auf die Eisenbahn. Die Pferde läßt er in den Stall zurückgehen, er selbst fährt nach Düsseldorf ladet ab und auf. Der Lohn für ein Pferd, um die Karre in Düsseldorf von und auf die Eisenbahn zu bringen, wird unbedeutend seyn, er kann gegen Mittag wieder in Sonnborn zurück seyn, wo er seine ausgerasteten Pferde anspannt.*)

Die Naturschönheiten des Sonnborner Thaales würde es zum Aufenthaltort für Elberfelder machen. Sonnborn würde die Kohleniederlage für die an der Wupper abwärts liegende Hammerwerke werden, soweit sie durch eine gute Chaussee erreicht werden könnten, wenn die Kohlen von der Zeche bis dahin gelangen**)

*) Es ist wohl zu beachten, ob die Güter, um an den Ort ihrer Bestimmung zu gelangen, auf die Karre gehörig verladen werden müssen, und ob ein Auf- und Abladen der Karre nöthig wird.

Der kurzen Strecke von Düsseldorf nach Elberfeld wegen wird diese nicht abgeladen, daher ist es nöthig, um diesen Transport der Bahn zu sichern, daß Karre und Pferd, oder die Karre, wie es die Umstände erheischen, auf der Eisenbahn transportirt werden können. Mit der Locomotivmaschine ist solches leicht.

**) Den Plan, eine Eisenbahn durch das Thal zum Rhein zu bauen, begünstigt die Linie des Herrn Pickel. — Aber der Unterzeichnete bleibt bei der Ansicht stehen, welche er 1833 vertheidigt, daß diese Bahn für Köln gar keine Vortheile gewähren würde.

Alle damals von dem Unterzeichneten angeführten Gründe werden durch die Anlage der Eisenbahn von Antwerpen nach Köln nicht geschwächt.

Die Besteuerung der von Antwerpen kommenden Güter für das Inland wird an der Grenze erfolgen. — Die nach Elberfeld bestimmten Güter würden in besondere Wagen geladen, welche im Sicherheitshafen bei Köln vermittelst Krähnen oder schiefer Ebenen, auf mit einem Plateau versehene Wägen gesetzt, so nach Mülheim am Rhein verfahren und vermittelst Krähnen oder schiefer Ebenen auf die Eisenbahn gesetzt; so daß die Güter in den Wagen, worauf sie in Antwerpen geladen sind, in Elberfeld an-

Die Linie des Hrn. Püchel erlaubt es wahrscheinlich auch, eine Zweigbahn von Bommel auf Solingen zu bauen.

Die stehende Dampfmaschine bei Bommel kann nämlich auch dazu verwendet werden, um auf einer schiefen Ebene, vermittelst des vorbezeichneten Ziehwerks die Wagen auf die Höhen zu bringen, worauf der Kofstump liegt. Diese Höhen bilden vom Kofstump ab, bis in die unmittelbare Nähe von Solingen, welche auf das zu dem Gute*) des Unterzeichneten gehörige, zwischen der alten Mangenbergstraße und der Chaussee von Solingen nach Grätrath links gelegene 17½ Morgen große Ackerfeld führen, eine Ebene. Der Unterzeichnete hat diesen Plan vielen Solinger Freunden mitgetheilt, welche denselben sehr beifällig aufgenommen haben. Wenn der andere Plan angenommen wird, so möchte die Erbauung und Unterhaltung einer Dampfmaschine für diese Zweigbahn dieselbe zu theuer machen. Wenn die für die Düsseldorf-Elberfelder Bahn errichtete benutzt wird, diese auf das Conto dieser Bahn kommt und nur die Kosten des Ziehwerks auf das Conto der Zweigbahn kommen, so würde dieselbe alsdann sich immer rentiren. Die Güter und Personen, welche diese Zweigbahn der Elberfelder zuführt, würden sehr ansehnlich seyn.**) Das Eisen, die Baumaterialien und sonstigen Güter, welche Solingen über den Rhein und vorzüglich über Hildorf bezieht, würde es dann über die Eisenbahn von Düsseldorf aus beziehen, so wie von Düsseldorf seine Verbindungen nach dem Oberrhein auch machen. Dieses ist für Düsseldorf's Handel um so wichtiger, da es die Verbindung mit dem Oberrhein beleben würde, und so auch Düsseldorf die Vortheile, welche Köln dadurch zufließen, daß in Köln so vielfache Schiffgelegenheiten zum Oberrhein sich finden, Vortheile, welche vorzüglich auf die Etablierung der Zuckerraffinerien einwirken, genießen würde. Von der andern Seite würde der ganze Kohlenbedarf von Solingen und Wald und Cronenberg über diese Bahn bezogen.

Alle vorstehend entwickelten Vortheile verschwinden, wenn die Eisenbahn über Hilden nach dem andern Plan ausgeführt würde. Allerdings ist es wünschenswerth, die stehende Dampfmaschine zu vermeiden. Aber Elberfeld liegt nun einmal 305 Fuß höher, zwischen beiden Thälern liegt das Gebirge. Ein allmähliges Steigen von Hilden auf die Höhe würde, da keine für die Förderung mit Lokomotiven geeignete Gefälle erzielt werden können, viel nachtheiliger seyn, als ein schnelles Steigen, vermittelst der stehenden Dampfmaschine. Der größere Weg würde die Schnelligkeit und Wohlfeilheit auf das empfindlichste benachtheiligen.

Alle Einwürfe welche Bignoll's gegen das Projekt der neuen Bahn von Liverpool nach Manchester macht, treffen also auch dieses Projekt. Nach diesem wird eine Linie verfolgt, welche sich von der gegenwärtigen Chaussee bedeutend entfernt. Eben daher würde die Ausföhrung der ganzen Gegend, welche durch die Chaussee allimentirt wird, das Uebel bereiten, was der vorerwähnte Kapitalist in ihr zu erkennen glaubt. Ist die Gegend, wodurch die andere Linie über Hilden führt so fruchtbar? verspricht sie der Industrie des Wupperthals so nützlich zu werden, wie die Gegend, durch welche die Linie des Hrn. Püchel führt? Diese Linie führt durch das Kalksteingebirge. Der Absatz an Kalksteinen zum Rhein wird für diese Gegend eine neue Quelle von Erwerb und bedeutend zur Alimantation der Bahn beitragen.

Welche Nachtheile werden gegen den Plan des Herrn Püchel aufgeföhrt! Gefahr welche mit schiefen Ebenen verbunden seyn soll? Der Unterzeichnete hat darüber früher schon sich ausgesprochen, und muß gestehen, daß er diesen Einwand zum erstenmal in diesem Blatt gelesen hat, so

langen. Wahrlich würden sie nicht in Köln auf die Achse geladen, durch Köln über die Brücke und durch Deuz gefahren werden!! Wenn eine Umladung vor sich ginge, so würde sie in Mülheim am Rhein geschehen und nicht in Köln.

Sollte der Rhein nicht fahrbar seyn, so würden in diesen seltenen Perioden dennoch die nach Elberfeld bestimmten Güter per Achse nach Mülheim gebracht.

*) In dem Werth, welcher demselben zuwachsen würde, besteht das von ihm vorerwähnte eigene Interesse.

**) Das Düsseldorf'sche Comité berechnet in seinen Anhebungen bloß an Handelsartikeln 70,000 Cent.

wie er nie von einem dadurch auf den vielen Bahnen Englands, wo stehende Dampfmaschinen im Gebrauch sind, herbeigeföhrtten Unglück gehört hat, obgleich er sehr fleißig alles gelesen hat, was in technischen und sonstigen Zeitschriften in Beziehung auf Eisenbahnen vorkommt.

Es ist hier zu erwähnen, daß nicht allein auf den Bahnen zwischen Liverpool und Manchester, St. Helena und Cay Rumcorn, zwischen Whitstable und Canterbury, Darlington und Stockton u. m. a. einzelne Bahnstrecken mittelst fahrender Dampfmaschinen betrieben werden, sondern, daß im Norden Englands in der Gegend von Newcastle und Sunderland auf vielen Bahnen, welche aus den Kohlenfeldern an die Ufer des Tyne und Wear führen, ausschließlich anderer bewegender Kräfte nur zusammenhängende Systeme geneigter Ebenen mit stehenden Dampfmaschinen im Gebrauch sind.

Der Einwand, daß die stehenden Dampfmaschinen Aufenthalt verursachen ist wahr, obgleich weniger Aufenthalt als wenn Bahnstrecken von zu starkem Gefälle mittelst Locomotiven ohne Hülfsdampfwagen befahren werden. Dies ist aber kein Einwand gegen das Projekt, eben weil ohne diesen Aufenthalt die Eisenbahn die Vortheile nicht gewähren würde, welche nach den Lokalverhältnissen gerade ihre volle Berücksichtigung verdienen, wie Einsender vor gezeigt zu haben glaubt. — Er fragt welche Vortheile würde es haben, wenn ununterbrochen die Fahrt von Düsseldorf nach Elberfeld ginge? Ist Düsseldorf ein Liverpool und das Wupperthal eine große zusammengedrängte Stadt? Dieses führt Einsender zur Frage, ob die Eisenbahn durch das Thal bis Mittershausen fortgesetzt werden solle. Nach des Einsenders Dafürhalten möchte es das Geeignestte seyn; — die Entscheidung über diese Frage zu suspendiren. Man baue die Eisenbahn bis zur Gränze der Stadt Elberfeld, d. h. man lasse sie enden auf dem Ochsenkamp. Wenn die Bahn einmal bis dahin fertig ist, wenn dieselbe eine Zeitlang benutzt ist, so wird bald die Stimme des Publikums entscheiden. Auch wird dann die so bestrittene Frage: ob die projektirte Bahn nach Witten in diejenige Kohlenreviere führt, welche die besten und zwar alle die verschiedenen Arten Kohlen liefert, welche Barmen und Elberfeld, so wie wie die Fabriken von Solingen und Remscheid bedürfen: und ob über diese Bahn bis Elberfeld sie so vortheilhaft befördert werden können, daß sie Concurrenz halten kann. Der Weg von Elberfeld nach Langenberg über Nevißes wird dann auch fertig seyn. — Wird es nicht vielleicht versucht und durch die Eisenbahn möglich, die weichen Steine welche die Gegend liefert mit zerschlagenem Basalt zu mischen und dadurch eine solche feste Decke hervorzubringen, daß auf dieser Straße mit gewöhnlichem Fuhrwerk soviel geleistet werden kann, daß der Fuhrmann den Weg von Elberfeld bis zur viel leicht auch fortgeführten Prinz Wilhelm Bahn viel geringer anschlägt als den Preis, um welchen er die Kohlen im Magazin der Eisenbahn theuer kaufen muß, und daher statt sie im Magazin der Eisenbahn in Elberfeld oder Sonnborn zu holen, an der Prinz Wilhelm Bahn sie nehmen wird? Der Unterzeichnete glaubt, daß nicht genug die Erfahrung beherzigt werden kann, daß die Differenz des Preises mehr als die Differenz der Wegestrecke, sobald eine gewisse Wegestrecke der Fuhrmann fahren muß, berücksichtigt wird, daß wenn die Wege gut sind, die Differenz der Entfernung immer mehr im Hintergrunde tritt. Diese Erfahrung, bei der Kalkulation des Absatzes nicht genug berücksichtigt, hat vielen Unternehmungen der Art den Untergang bereitet.

Bei dem Kohlenhandel müssen nicht allein die Magazinstkosten (Miethe des Lokals, Kosten der Unterhaltung derselben, Besoldung der Aufseher und Arbeiter, Zinsen von dem im Geschäfte angelegten Kapital*), nicht allein die Kosten des Abladens und Aufladens, so wie des Ummessens im Magazine**), sondern es muß auch der Verlust berücksichtigt werden, welche die Kohlen durch das Lagern in der Güte und durch das Auf- und Ab-

*) Herr Direktor Egen bringt hiesür in seiner Kalkulation des Ertrages und der Vortheile der Wittner-Bahn nichts in Abzug.

**) Auch diese läßt Herr Egen in jener Kalkulation außer Rechnung.

den und Unmessen in der Quantität leiden. Dieser Verlust muß durch Erhöhung des Preises*) für welchen die Kohlen im Magazin verkauft werden, gegen den Preis, für welchen die Zeche sie verkauft, gedeckt werden.

Wie gesagt, glaubt der Unterzeichnete, daß es am rathsamsten ist, die Bahn von Düsseldorf bis Elberfeld vorab zu bauen und das andere Projekt auszustellen. Wenn später die Wittner Bahn bis zum Dachsenkamp fortgeführt ist, so kann die Verbindung derselben mit der Düsseldorf-Elberfelder Bahn ohne bedeutende Kosten hergestellt werden. — Die Wittner Bahn ist für den Transport von Kohlen, Baumaterialien und Fabrikaten der Enneperstraße berechnet. Auf einer schiefen Ebene, welche auf die Höhen gerichtet wird, können die beladenen Kohlenwagen, die leeren und allenfalls mit Baumaterialien beladenen, aufziehen.

Auf Personenverkehr wird bei der Wittner Bahn nicht gerechnet. Nur dann, wenn der Personenverkehr zwischen Witten und Düsseldorf von großer Bedeutsamkeit wäre, möchte die nach dem Vorschlage des Unterzeichneten eintretende Unterbrechung der Fahrt eine ernstere Berücksichtigung verdienen.

Der zukünftigen Ausführung der für den Gütertransport berechneten Wittner Bahn wird also durch den Plan des Herrn Pöckel in Nichts präjudicirt; indessen die Ausführung des andern Plans einen für den Zweck der Eisenbahn von Düsseldorf nach Elberfeld völlig verlorenen Kostenaufwand erfordert.

Allerdings kann die Eisenbahn die Personen nicht an ihre Wohnungen bringen. Wir finden daher in der letzten öffentlich mitgetheilten Abrechnung der Liverpool- und Manchester Bahn 676 Pfd. St. 5 Sch. als Ausgabe des Kutschenbureaus aufgeführt, nämlich Ausgaben, um mit gewöhnlichen Wagen die Personen in beiden Städten zur Eisenbahn abzuholen, und von der Eisenbahn an ihre Wohnung zu bringen. An den Punkten, wo die Eisenbahnen enden, werden Krähnen aufgestellt, um die Waaren auf andere dazu gebaute Güterwagen zu bringen, mit welchen die Wagengestelle mit den Gütern an den

Ort ihrer Bestimmung gebracht und wieder abgeholt werden, so daß ein Umladen dadurch vermieden wird. Aber alles dieses wird doch viel leichter und schneller gehen, wenn der Endpunkt in der Ebene auf dem Dachsenkamp bei Elberfeld ist, als wenn dieser im Island in der Gegend des Schlachthauses ist. Wahrscheinlich wird man keine 150,000 Thaler verwenden, um die mit dem Empfangen und Abladen der Güter auf der Höhe verbundene Unbequemlichkeiten hervor zu rufen.

Wenn gleich der Einsender nicht zweifelt, daß die Bahn von dem angelegten Kapital angemessene Zinsen aufbringen wird, so ist doch der Ertrag nicht so hoch anzuschlagen, daß man nicht großes Bedenken tragen sollte, das Anlagkapital so bedeutend zu erhöhen.

Wenn aber nun die bestrittene Frage der Nützlichkeit der Bahn nach Witten gegen die Ansicht derjenigen entschieden würde, welche der Wittner Bahn wegen, die Bahn von Bowinkel über die Höhen bis ins Island fortführen wollen, so ist das Kapital gänzlich verloren; die Bahn durch das Sonnborner Thal kann aber immer noch von dem Fuhrmann bis Solingen und Erkrath für den Kohlentransport benutzt werden, denn er kann die beladene Karre, womit er von Langenberg über den Weg durch Nevigés bei Elberfeld die Kohlen geholt hat, auf eine Schlitte*) der Eisenbahn fahren, sein Pferd vor eine andere Karre, womit sein Gehülfe aus der Gegend von Solingen und Erkrath, beladen oder unbeladen gekommen ist, spannen und so auf der Eisenbahn dorthin zurückfahren, wo er das Pferd findet, was sein Gehülfe dort hat stehen lassen, in dessen dieser, mit dem Pferde was die Kohlen von Langenberg hergebracht hat, wieder dahin zurückfährt und eine neue Ladung holt. So werden die Kohlen, ohne umzuladen, zu ihrer Bestimmung gebracht und die Eisenbahn wird zugleich benutzt. Wenn der Fuhrmann durch Elberfeld ins Island fahren soll, so hat er Unkosten. Für die kurze Strecke bis Bowinkel wird er die Abgabe an die Eisenbahn und die mit der vorangedeuteten Einrichtung verbundenen Kosten und Mühen nicht verwenden; eine Zweigbahn auf Solingen ist alsdann nicht zu erwarten.

Die Eisenbahn bis an die Stadt Elberfeld geführt, so wird es sich bald herausstellen, ob die Vortheile, welche eine durch das Thal fortgeführte Eisenbahn für den innern Verkehr schaffen würde, so groß sind und so lebhaft empfunden werden, daß die Kosten derselben gedeckt werden.

Der allgemeine Wunsch des Publikums und die Unannehmlichkeit, die jeder dann erwartet, würden diejenigen Grundbesitzer in Elberfeld und Barmen, welche jetzt das Opfer scheuen, was sie der Anlage bringen müssen, alsdann es gerne bringen lassen. Die Bewohner des Wupperthales werden dann die Vortheile und Unannehmlichkeit vor Augen haben, welche die durch dasselbe fortgeführte Eisenbahn gewähren wird, wenn dieselbe auf einer Menge von Punkten zugänglich ist. Man wird sich dann bald einigen, ob die Sänelligkeit, welche die angestrenzte Kraft des Pferdes der Bewegung zu geben vermag, die Wünsche befriedigt, oder ob die Windesschnelle der Locomotive in Anspruch genommen werden soll.

Wenn die Locomotivmaschine die Wagen bis an die Gränze der Stadt Elberfeld geführt hat, und nun von dem Wagenzug abgetrennt wird, so würde alsdann diese in so viel einzelne Züge aufgelöst, als verschiedene Anhaltspunkte erreicht werden sollen, bei der Abfahrt würden sie zu dem Ende geordnet, und so würde es wahrlich keinen großen Zeitaufwand erfordern, vor einen jeden Wagenzug ein bereit stehendes Pferd vorzulegen und der Bestimmung zuzueilen. Ankunft und Abfahrt ist genau im Voraus regulirt, es kann daher die Zwischenzeit auch für den innern Verkehr benutzt werden. Da auf der Eisenbahn ein Pferd soviel leistet als auf einer gewöhnlichen Kunststraße 8 Pferde, so können daher auf derselben für den innern Verkehr Personen und Wagen von verschiedenem Range gleichzeitig mit einem Pferde gefahren werden, so daß man von einem Theile zum andern beinahe zu jeder Zeit gelangen kann; daß die Dame von der Gemarkung welche ihre Freundin auf der Aue in Elberfeld besuchen will, ebenso gut via Eisenbahn den Besuch ablegt, wie der Kaufmann, welcher die Börse in Barmen

*) Auch diese Erhöhung des Verkaufspreises der Kohlen ist in der Calculation des Herrn Egen unberücksichtigt geblieben.

Das Mindern $\frac{1}{2}$, was bei dem Wiederverkauf der Stückkohlen im Magazin sich ergibt und dadurch erzeugt wird, daß bei dem Abladen und Lagern sich die Ecken abstoßen, und so der leere Zwischenraum zwischen denselben vermindert wird, hätte wohl um so mehr Berücksichtigung verdient, da aus der Erwiderung des Elberfelder Comité auf den gegen die Calculation im W. A. vorgebrachten Einwand, daß die Zechen, zu welchen die Eisenbahn führe, die Preise erhöhen würde, hervorgeht, daß die Eisenbahn auch den Kohlenhandel für eigene Rechnung führen wird. Das Comité antwortet auf jenen Einwand, daß die Eisenbahn in großen Massen die Kohlen nehmen würde. Dieses ist doch nur alsdann richtig, wenn sie den Kohlenhandel selbst führt. Auch möchte dieser nicht zu umgehen seyn, wenn die Wittner Bahn mit Locomotivmaschinen besahren wird. Wie ein Kalkofen, wenn er den seiner Capacität entsprechenden regelmäßigen täglichen Absatz hat, Gewinn bringt oder Verlust, wenn dieser fehlt; so verhält es sich auch mit den Fahrten vermittelt der Locomotivmaschinen. Wie kann aber ohne eigenen Handel, wenn nur zum nächst Kohlen verfahren werden, eine regelmäßige Fahrt eingerichtet werden? — Der Delmüller, welcher für Lohn schlägt, treibt aber, um die Mühle in gleichem regelmäßigen Gange halten zu können, gleichzeitig eigenen Delhandel. Wenn aber die Gesellschaft selbst Kohlenhandel treiben will, so muß zu dem veranschlagten Kapital das erforderliche Betriebskapital noch zugefügt werden; zu den Ausgaben auch der Verlust, welcher in dem Kohlenhandel als solcher sich ergeben wird. Der Absatz muß ein Detail-Absatz werden, und alle damit verbundene Nachteile treffen eine Actiengesellschaft in höherem Grade als Private; die Erfahrungen bestätigen dieses. — Nicht einmal wird das im Detailhandel so gefährliche Creditiven vermieden werden können, wenn die Eisenbahn mit den Kohlenfuhrleuten konkurriren will.

Der Unterzeichnete hat sich vorstehende Bemerkungen erlaubt, weil es für das Unternehmen der Elberfelder-Düsseldorfer Bahn wichtig ist zu prüfen, ob das Project der Wittner Bahn auf einer finanziell zuverlässigen Basis beruhet, und ein Bestehen derselben wahrscheinlich ist.

Eine Eisenbahn für Pferde erfordert aber keinesweges, daß die Actiengesellschaft, welche sie baut, auch selbst Kohlenhandel treibt; sie kann diesen ganz dem Publikum überlassen und sich auf Erhebung eines Weggeldes beschränken. Der geringere Kostenaufwand, welchen die Anschaffung von Pferd und Transportgeräthschaften erfordert, und die Leichtigkeit des Ausbiegens sowie die Gefährlosigkeit des Zusammentreffens erklären dieses.

Dem Vernehmen nach erhält die Bahn von Rittershausen bis gegen Hagen ununterbrochen Gefälle von 50 Fuß per englische Meile, auf welchen die Locomotivkraft nach dem, was bereits angeführt ist, sehr kostbar wird und daher auch aus diesem Grunde Pferdeförderung vorzuziehen seyn würde.

*) Richtiger einen Rollwagen mit einer Bühne.

befuchen will, der Eisenbahn sich bedienen kann. Es können dann an schicklichen Stellen im Thale Lager errichtet werden; und ohne bedeutende Unkosten werden die Güter dem Kaufmann und zwar sehr viele mit der Menschenhand zugebracht, wenn er sie nicht mit seinen eigenen Luxuspferden abholen will. — Der Spinner bringt auf der Eisenbahn dem Fabrikanten die Twiste zu, der Fabrikant läßt sich auf der Eisenbahn seine gefärbten Garne von der Färberei in Erkrath bringen.

Man denke sich dagegen die Eisenbahn über die Höhen fortgehend; welche Vortheile hat der innere Verkehr von derselben, ist es für den Verkehr mit dem Rhein dann nicht gleichgültig, ob sie auf dem Ochsenkamp endet, oder ob sie auf dem Island endet oder auf Rittershausen. Wenn doch einmal aus einer großen Entfernung die Güter geholt werden müssen, so wird es wenig oder nichts differiren ob diese etwas größer ist. Sollte der städtische Elberfelder Fuhrmann nicht vorziehen, aus dem größern Theil der Stadt, z. B. der Vikarie, Hofkamp, der Louisen und der Herzogsstraße die Güter bis an den Ochsenkamp zu fahren, als bis auf die Höhe ins Island; würde er nicht eben so gerne von Unterbarmen bis an den Ochsenkamp fahren als bis auf Rittershausen. Einsender weiß nur nicht, ob das Brückengeld eine Differenz hervorbringt.

Für den innern Personenverkehr ist die Eisenbahn auf der Höhe ohne alle Bedeutung. Welcher Bewohner der Aue, der die Börse in Barmen besuchen will, wird bis an das Elberfelder Schlachthaus gehen, dann bis Rittershausen fahren und nun zur Börse gehen? Wenn er aber in Elberfeld am Mäuerchen oder Krankenhaus einen Omnibus bereit findet, welcher ihn nach Barmen bis zur Brücke vor der Börse bringt, so wird wahrlich die geringe Ausgabe ihn nicht abhalten sich desselben zu bedienen. Der Zeitgewinn und der geringere Verschleiß der Kleidungsstücke gleichen diese Ausgabe aus. — Es würden allerdings auch Zugänge auf die Höhe an verschiedenen Stellen angebracht werden können. Aber diese würden abgesehen von den Unkosten doch nicht die Bequemlichkeit gewähren als eine durch das Thal führende Bahn. — Alles dieses wird alsdann lebhaft von jedem erkannt werden, wenn die Eisenbahn einmal bis an die Stadt geführt ist, und nun jeder sich die Frage beantworten würde, was vorzuziehen sey, ob sie über die Höhen oder durch das Thal fortgeführt werden solle. Dann wird auch die Frage leichter beantwortet werden, ist es vortheilhafter sie von Rittershausen ab auf Witten fortzuführen oder in jenes Kohlenrevier, aus welchem nach dem Vorschlage des Oberbergraths von Dezehausen und des Bergraths Heinzmann die Bahn nach Schnorrum gelegt werden sollte.

Als Einwand gegen den Plan des Herrn Pöckel werden die Kosten angeführt, welche die stehende Dampfmaschine nicht allein bei der Anlage, sondern durch die Unterhaltung verursachen.

Der Fahrten zwischen Düsseldorf und Elberfeld möchten täglich 6 geben, und eben so viel auf Solingen. Wenn

nun daher die Maschinen täglich nur 3 Stunden mit der ganzen Kraft für die Eisenbahn zu arbeiten haben, so muß doch das Feuer immer unterhalten werden; es muß, wenn eine Sperre sich ereignet, die Fahrt nicht zu unterbrechen, ein zweiter Kessel und sonstige Geräthschaften doppelt vorräthig seyn; es muß eine angemessene Anzahl Angestellter bei jeder Dampfmaschine seyn. Abgesehen davon, daß durch die stehenden Dampfmaschinen jene Steigungen überwunden werden, welche die Anwendung der reinen Lokomotivkraft so kostbar machen, entsteht die Frage: ist dann die Gegend so arm an Gewerben, daß nicht leicht damit eine andere nützliche Einrichtung verbunden werden kann? Kann z. B. nicht die Dampfmaschine benutzt werden um eine Mahlmühle, eine Oelmühle, eine Farbholzmühle damit zu verbinden, welche dann von der Eisenbahn an zuverlässige Männer verpachtet würde, welche die Verpflichtung, das Herausziehen zu besorgen, übernehmen. Der Betrieb einer Farbholzmühle, Oelmühle leidet nichts, wenn auch für die Zeit, worin die Dampfmaschine für die Eisenbahn arbeitet, dieser aufhören muß.

Der Unterzeichnete glaubt, daß sie verpachtet werden müsse: weil nur zuverlässigen Männern, welche durch ihren Charakter auch die moralische Bürgschaft gewähren; daß sie die erforderliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit dem Dienste für die Eisenbahn widmen werden, dieser anvertraut werden darf.

Der Unterzeichnete hat sich nicht bemüht, Witze, erhabene Redensarten, großartige Ideen an den Tag zu bringen, sondern nur ist er bemüht gewesen, die bestehenden Verhältnisse und die Wechselwirkung zwischen diesen und der Eisenbahn praktisch nach seinen Einsichten darzulegen, um zur gründlichen Erörterung der Streitfragen nach Kräften beizutragen *).

Der Plan zu einer Eisenbahn von Paris zur See von der französischen Oberbaudeputation (Conseil des ponts et des chaussées) ausgearbeitet, ist auf der Präsektur in Rouen, dieser so wichtigen und dabei interessirten Handelsstadt zur Einsicht eines jeden offen gelegt. Das Publikum wird aufgefordert Einsicht zu nehmen und seine Bemerkung zu den Protokollen zu geben, eine Kommission gewählt, welche über diese ihr Gutachten abgeben wird. Die Redaktion des in Rouen erscheinenden Echo öffnet Jedem, welcher sich für die Sache interessirt, ihr Blatt, um seine Bemerkungen in demselben niederzulegen.

Dieses unter einer Gesetzgebung, welche auch wir noch großentheils haben, bei einer ähnlichen und noch wichtigeren Gelegenheit, in dem Nachbarstaate beobachtete Verfahren, wird die Redaktion dieses Blattes wegen der bereitwilligen Aufnahme der Bemerkung des Unterzeichneten rechtfertigen und ihn selbst entschuldigen, wenn er vielleicht mit denselben bis zu der auf den 29. Oktober anberaumten Generalversammlung fortfährt. C. C.

*) Weil er überall seine einige Ueberzeugung ausspricht, so hat er der Kürze wegen die Worte ausgelassen, worin er die Möglichkeit, daß er sich irre, gerne überall angedeutet hätte.

Düsseldorf, Montag den 26. Oktober 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 43.

Die Rose von Salerno.

Novelle von L. Storch.

(Fortsetzung.)

Als am andern Morgen die junge in Schönheit strahlende Frau, die, um ihren Gemahl zu überraschen, ihren Eltern und Verwandten voraus geeilt war, unverhofft und leise auf den Lehnen schleichend in Don Flavio's Gemach trat, fand sie ihn in tiefer Betrachtung vor einem kleinen Delbilde, welches auf einem Tische vor ihm stand und an die Wand angelehnt war. Der Marchese war so in den Anblick seines Bildes versunken, daß er selbst dann seine Gemahlin noch nicht bemerkte, als sie schon dicht hinter ihm stand, und das Bild gleich ihm betrachtete. Aber auch auf sie machten diese Züge einen seltsamen Eindruck. In ihnen war die höchste männliche Schönheit mit dem fecksten herausfordernden Muth gepaart, in dem schwarzen Ringe dieses Auges lag so viel ritterliche Artigkeit, poetische Schwärmerei, gewinnende Schelmerei und über das Ganze war so viel lächelnde Anmuth gegossen, daß Ursina über dem Bilde ihren Gemahl vergaß; so wie er die ganze Außenwelt vergessen zu haben schien.

„Er ist es! Es kann kein Anderer seyn!“ — rief der Marchese endlich vor sich. — „Es ist sehr ähnlich, sehr ähnlich.“

„Es ist sehr schön, sehr anmuthvoll,“ — sagte jetzt Ursina, und der Marchese wandte sich überrascht um und schloß das bräutliche Weib mit Anstand in die Arme.

„Ihr überrascht mich, Signora.“

„Wenn es ein weibliches Portrait statt eines männlichen wäre,“ — fuhr Ursina lächelnd fort — „so glaube ich, daß ich eifersüchtig würde.“

„Wenn Ihr wüßtet, wen es vorstellt oder mit wem es erstaunliche Aehnlichkeit hat — ja, was sag ich: es kann kein Anderer seyn — so würdet Ihr Euch nicht verwundern, daß ich es mit solcher Theilnahme betrachtete.“

„Und welches ist der Name dieses edeln männlichen Wesens, dessen Züge der Künstler auf dieser Leinwand hat verewigen wollen?“ — fragte Ursina.

„Der Name? Den Namen dieses sehr edeln Spaniers will ich Dir nachher angeben. Ich danke ihm mein Leben und ich bin ihm verpflichtet, so lange mein Herz schlägt. Und wahrlich man soll dem Marchese di Ghiberti nicht nachsagen, daß er ein undankbares Ungeheuer sey.“

„Ihr seht mich durch Eure Reden noch mehr in Erstaunen, mein Gemahl, als durch die Betrachtung des Bildes. Ich bitt Euch, erzählt mir, von welcher Art sind die großen Dienste, welche Euch der Besitzer dieser anmuthigen Züge erwiesen?“

„Du sollst Alles erfahren, mein theures Kind,“ versetzte der Statthalter. — „Meine Anhänglichkeit an das Haus Oestreich, mein Haß gegen die Franzosen und die Unbilden, welche ich früher in Madrid erfahren, führten mich in das Heer der Verbündeten, welche Philipp V.,

den Franzosen, von Spaniens Thron vertreiben und Karl III., den Oestreicher, drauf setzen wollten. Ich hatte zu Gunsten Oestreichs eine Verschwörung in Neapel angelegt, der spanische Vicekönig Herzog von Medina Cöli entdeckte sie; ich rettete mich durch die Flucht und schwang mich im östreichischen Heere bald empor. Bald zog ich wieder in Neapel als Sieger ein, Philipp wurde von den verbündeten Engländern, Holländern und Oestreichern überall in die Enge getrieben. Aber das Blatt wendete sich. Wir erlitten in Spanien große Verluste; zwar zog Karl als König in Madrid ein, aber es war ein trauriger Einzug. Kein Hund von Spanier begrüßte ihn, die Stadt war leer und todtenstill. Se. Majestät stiegen vor Verdruß gar nicht im königlichen Schloß ab, sondern zogen zu dem andern Thore wieder hinaus. Nun traf uns Schlag auf Schlag. Wir wollten uns nach Katalonien zurückziehen, und unter den Schutz des Generals Stahrenberg in Barcelona begeben. Aber dieser Rückzug unter dem englischen General Stanhope wurde uns vom lieben Gott, den Spaniern und Franzosen sehr erschwert. Es war im letzten Monat des Jahrs 1710, eine für Spanien ungewöhnlich kalte und nasse Witterung, die Gebirgswege schwer zu passieren, und Hunger und Seuchen wütheten in dem Heerhaufen, der an 5000 Mann stark war. Da wurde die Hauptmasse dieses Heeres von einem französisch-spanischen Heere eingeschlossen und zu Kriegsgefangenen gemacht; der kleinere Theil, bei welchem ich mich befand, entging diesem Schicksale, um Tags darauf, in einem Engpasse von Spaniern überfallen, fast ganz aufgerieben zu werden. Die größten Strapazen und der brennende Hunger einiger Tage hatten alle meine Kräfte aufgezehrt; verwundet stürzte ich vom Pferde, die Sinne vergingen mir, ich glaubte zu sterben. Allein noch vor Anbruch des Tages erwachte ich aus meiner Ohnmacht. Es regnete und schneite zugleich heftig, ich war durch und durch naß, es fror mich fürchterlich, so daß meine Glieder, über die ich keine Gewalt mehr hatte, febrisch hin und her schlugen, wie von einem Orkane gerüttelt, meine Wunde aber brannte, ein unbeschreiblicher Durst quälte mich. Ich leckte den fallenden Schnee, ich saugte das Wasser vom Boden. Als der Tag anbrach, schleppte ich mich mit Mühe fort, ohne Hoffnung, nur aus Instinkt. Was hatte ich auch von Spaniern zu hoffen, die unsere Kranken vergiftet, unsere besten Leute menschlings ermordet hatten? Nur Katalonien hing an Oestreich fest; gelang es mir, diese Provinz zu erreichen, dann war ich gerettet. Ich hatte mir noch nicht lange fortgeholfen, als ich auch schon erschöpft am Wege liegen blieb. Es zogen Spanier genug vorüber; ich wagte sie nicht anzureden, und sie hielten mich wahrscheinlich für todt. Endlich kam ein junger schöner Mann geritten, hinter ihm mehrere Reiter, welche leere, wahrscheinlich erbeutete Pferde an der Hand führten. Ich hatte die Augen aufgeschlagen; sein wunderschönes, freundliches Gesicht floß mir das größte Zutrauen ein; er war höchstens zwanzig Jahre alt, und in der Brust der Jugend wohnt der Haß nicht. Ich redete ihn spanisch an und bat um Lebensmittel. Er stieg sogleich dienstwillig vom Pferde, unterstützte mich mit

zuvoorkommender Freundlichkeit, zog eine Weinflasche aus seiner Satteltasche und reichte sie mir mit Brod. Während ich mich labte, verband er meine Wunde und hat mich, auf ein Pferd zu steigen und in's nächste Dorf zu folgen, dort wolle er mir auch einige trockene Kleider und andere Unterstützung geben. Ich sah ihn als meinen Engel an; nie werd' ich seiner vergessen und seine edlen Züge sind mir tief in die Seele geprägt. — Die Reiter waren vorausgeritten. Im Dorfe erquickte mich mein junger Freund mit Brod und Wein, gab mir ein warmes Wamms und pflegte mich, wie ein Sohn seinen Vater. Unter diesen Beschäftigungen der Barmherzigkeit fragte er mich zufällig nach meinem Namen. Ich machte ihm kein Hehl daraus. Da bemerkte ich, wie über sein schönes Gesicht eine finstre Wolke flog. Deshalb besorgt, fragte ich ihn, ob er mich kenne. Er läugnete aber, weder mich noch meinen Namen zu kennen. Mit Hast sagte er mir dann, daß eins der Pferde für mich bereit stehe, in dessen Taschen ich Lebensmittel finden würde. Hierauf rieth er mir, mich für einen Spanier auszugeben, bis ich Barcelona erreicht, und gab mir die Wege an, welche ich zu nehmen hätte, um keinen spanischen oder französischen Heerhaufen zu begegnen. Mein Herz kloß über in Dankbarkeit; er wies aber die Ausbrüche meines Gefühls mit ächt spanischem Stolz kalt zurück. Ich bat um den Namen meines Wohlthäters und Lebensretters. „Ich heiße Henriquez Carro, Offizier des Königs von Spanien,“ — rief er, warf sich auf sein Pferd und sprengte davon. Seine großmüthigen Geschenke und Rathschläge brachten mich glücklich nach Barcelona, von wo ich mich nach Italien einschiffte. Der Name Henriquez Carro war mir in's Herz gegossen mit eherner Schrift; seine milden freundlichen Züge standen stets vor meiner Seele. Denkt Euch also mein freudiges Erstaunen, Donna Ursina, als ich durch den Befehl des Vicekönigs nach Hause gerufen, dieß Bild vorfand, welches einen nach Neapel bestimmten Spanier vorstellt, den der Vicekönig auffangen will, und der Niemand anders ist, als mein Lebensretter Henriquez Carro!

„Wär's möglich!“ — rief Ursina freudig überrascht. — „D gäbe ein gütiges Geschick diesen edlen Mann in unsre Hände!“

„Welch' ein Wunsch, Signora!“ — rief der Statthalter. „Ich würde meine Pflicht als dankbarer ehrliebender Edelmann oder als Unterthan und Diener des Königs verletzen müssen. Ein zweiter Befehl des Vicekönigs, welchen ich mit dem Bilde vorfand, sagt: es soll Alles aufgeboten werden, diesen Mann lebend oder todt zu bekommen, und ich merke aus einigen Redensarten, daß man das Letztere lieber sähe als das Erstere, um sich in Neapel nachher einen Word zu ersparen.“

„Da, Don Glario!“ — rief Ursina heftig bewegt. — „Wie könnt Ihr unter solchen Umständen nur einen Augenblick wünschen, Don Carro möchte nicht in Eure Hände fallen, da sie die einzigen sind, welche ihm das Leben zu retten vermögen! Wie? Ihr könntet nur den entferntesten Gedanken hegen, den Retter Eures Lebens dem Mordbeile des Vicekönigs auszuliefern, wenn er Euer Gefangener würde! D dann hätte ich mich sehr in Euch getäuscht. Erst kommen die heiligsten Menschenpflichten, und dann die des Unterthans und Königsdieners. Ihr seyd Euer Leben Gott schuldig und diesem Manne, dem König nur Amt, Ehre und Schutz. So wenig aber der König Euch befehlen kann, seinerwegen Gott zu verläugnen, ebenso wenig kann er mit Recht von Euch verlangen, ihm Euern Lebensretter zu verrathen.“

Der Statthalter schüttelte lächelnd das Haupt und sagte: „Der feurige Antheil, den Ihr an dem Retter meines Lebens nehmt, Donna Ursina, gibt Euch Gelegenheit, Euch als lebendige begeisterte Rednerin zu zeigen, mir, Euch von einer so glänzenden Seite kennen und bewundern zu lernen, indem ich neben den vielen und außerordentlichen Vorzügen Eurer mir hochwerthen Person auch einen eben so schönen und großen bemerke, der mir bis jetzt unbekannt war. Ferner zeigt Euer Eifer für die Sache dieses edlen Spaniers, wie werth ich Euch bin; und ich kann mir nur von Neuem zu dem Loose, welches ich gestern gezogen, Glück wünschen.“

„Nicht Schmeicheleien wünsche ich von Euch zu hören, Don Glario,“ — sagte Ursina ernst — „sondern das Versprechen in meine, Eures Weibes Hand, all' Eure Kräfte aufzubieten, um Don Carro's habhaft zu werden und ihm so durch Rettung seines Lebens Eure Schuld zu bezahlen.“

„Aber er wird nach Neapel gehen, eine Empörung veranstalten, das Königreich wird Oestreich verloren gehen, wir selbst werden mit Schmach und Schande fliehen müssen.“

„Nicht also,“ — lächelte Ursina. — „Kommt dieser Spanier in Eure Gewalt, so sagt ihm, wie sein Plan verrathen ist, wie ihm überall Gefahr und Tod drohen, dann führt ihn in einer stillen Nacht in einem Schifflein nach Sicilien hinüber — und Ihr seyd ein Mann von Ehre und Dankbarkeit.“

„Wohlan!“ — rief der Statthalter — „ich leiste Euch das verlangte Versprechen, wackres Weib. Es ist mir nie eingefallen, ihn dem Vicekönig auszuliefern. Ich wollte Euch nur auf die Probe stellen und erkorschen, wie stark Eure Liebe zu mir sey. Ihr habt diese Probe herrlich bestanden. Schon sind meine Boten bestellt, die das Porträt gesehen und seine Züge sich tief eingepägt haben, und nun die ganze Küste bestreifen, um jeden Fremden anzuhalten. Ich selbst besteige mein Pferd, um nachzuspiiren. Werde ich seiner wirklich habhaft, wozu die heilige Jungfrau ihren Segen gebe, so soll Don Carro an mir einen dankbaren Mann finden. Verzeiht mir aber, Signora, daß ich mich deshalb schon wieder bei Euch beurlauben muß. Wahrlich, eine harte Probe für mich! Und wenn Ihr meine heftige Liebe zu Euch und meine Dankbarkeit gegen Don Carro gegeneinander stellt, so schätzt danach den Kampf, den es mir kostet, Euch jetzt schon wieder verlassen zu müssen.“

„Eilt! eilt, Don Glario! Ich zürne Euch darob nicht,“ — versetzte Ursina. Und als er fort war, blieben ihre zauberisch schönen Augen lange auf dem Bilde wie angebetet liegen, ihre Brust hob sich höher, und sich selbst unbewußt, sagte sie vor sich hin: „Es ist das strahlende Antlitz eines Engels. Wer ihm Böses zufügte, würde mein Feind, mein ewiger Feind seyn.“

Zwei Tage darauf ritt Don Glario di Ghiberti am einsamen Ufer nach Hause zu, um den Abend — es dunkelte schon stark — in Gesellschaft seiner jungen Frau zuzubringen, welche bis jetzt wenig mit ihm zusammen gewesen war; da bemerkte er auf der hohen See, im Scheine des noch nicht ganz dunkeln Himmels, ein kleines Fahrzeug, anscheinend ein Fischerboot, welches in einer nicht unbedeutenden Entfernung kreuzte und die Annäherung an die Küste absichtlich vermied. Dieß fiel dem Statthalter auf, denn wäre es wirklich ein Fischerboot gewesen, so hätte es geeilt, die Küste vor Nacht zu erreichen. Ghilberti ließ das Boot nicht mehr aus den Augen und wartete, hinter einem Felsen versteckt, mehrere Stunden, bis die Nacht völlig hereingebrochen war. Außer dem Hafen gab es wegen des hohen und felsigen Ufers nur wenig Landungsplätze und ganz gefahrlos war nur einer. Der Statthalter vermutete, daß das verdächtige Boot dort anlegen werde, und er täuschte sich nicht. Er hatte sein Pferd in einem Gebüsch angebunden, und einen der ziemlich hohen Ufersfelsen erklimmt, von wo er die Anfuhr und das Meer beherrschen konnte. Bald vernahm er Raderschlag. Das Schiffchen legte an; ein hoher verhüllter Mann stieg heraus. Einige andere folgten ihm. Von der Dunkelheit begünstigt, war ihnen der Statthalter auf den Felsen. Sie gingen ohnfern dem Ufer in eine Fischerhütte, die von innen verriegelt wurde. Ghilberti lauschte am Fenster. Er hörte, wie sich ein Fremder mit den Bewohnern der Hütte besprach, daß sie ihm das bestellte Maulthier und einen Führer herbeischaffen sollten, damit er in einer Stunde seine Reise fortsetzen könne. Ghilberti flog nach Hause. Sechs seiner Leute, auf deren Verschwiegenheit er sich verlassen konnte, mußten ihm eilig bewaffnet folgen, und eh' die Stunde verfloßen war, hatten sie die Hütte umstellt.

Ghiberti klopfte an und rief mit rauher Stimme: „Im Namen Sr. Majestät des Königs! Öffnet die Thüre!“ Die Fischer gehorchten, zum Tode erschrocken, dem Befehle. Ghiberti trat hinein, der Fremde ihm feind entgegen, und Jener erkannte beim dürftigen Scheine einer Lampe sogleich mit hoher Freude die Züge des Wildes wieder. „Ihr seyd mein Gefangener, Herr,“ — redete der Statthalter den Spanier an.

„Meint Ihr?“ — rief dieser und zog sein Schwert. — „Noch bin ich's nicht, und es soll Euch nicht so leicht werden, wie Ihr vielleicht denkt, mich dazu zu machen. Aber wie?“ — sagte er zurückhaltend — „Ihr kommt mir bekannt vor. Sicher habe ich dies Gesicht schon früher gesehen. Irgendwo war ich mit Euch zusammen. Wer seyd Ihr?“

„Ihr erinnert Euch gewiß des östreichischen Offiziers, den Ihr vor sieben Jahren ohnweit Bribunga vom Hungertode rettetet. Ich bin der Marchese Flavio di Ghiberti, jetzt Statthalter von Salerno.“

„So stirb!“ — rasete der Spanier auf und wollte mit bloßem Schwerte auf den Italiener losstürzen, aber schon waren die Soldaten in die Hütte gedrungen, warfen sich auf den wüthenden Mann, entwaffneten ihn und führten ihn gefesselt ab.

Der Statthalter ließ seinen Gefangenen in eins der herrlichsten Zimmer seines Pallastes bringen, und befahl denselben zu bedienen, als wenn er der Vizekönig wäre. Stolze Kerzen auf silbernen Armleuchtern warfen ihr strahlendes Licht bald durch das seltsame Gefängniß, Italiens und Spaniens feurigste Weine winkten in goldenen Krügen; weiche Polster luden zur Ruhe ein. Die Fesseln waren dem Gefangenen beim Eintritt in das Haus abgenommen worden, und mit heftigen Schritten ging er in dem weiten hellen Gemach auf und ab, als Don Flavio, sich mit freundlicher Geberde verneigend, hereintrat und also begann: „Verzeiht mir, mein theurer Don Henriquez Carro, daß ich Euch vor den Augen meiner Leute hart behandeln ließ, aber es mußte Eures eignen Wohlles wegen so seyn. Um Euch zu vergelten, was Ihr an mir gethan, mußte ich das Rauhe herauskehren. Ihr hattet mich vorhin mißverstanden und glaubtet, ein Ungeheuer, ein Auswurf der Menschheit stände vor Euch — denn dafür erkläre ich den Undankbaren — welcher Euch zum Lohn für die Wohlthat, die Ihr an ihm gethan, verrathen und dem Vizekönig ausliefern wollte, und dieser Wahn brachte Euch so in Wuth, daß Ihr mir das Leben, welches Ihr mir einst erhalten, nehmen wolltet; und fürwahr, wäre ich der gewesen, für welchen Ihr mich hieltet, ich hätte verdient, von Eurer Hand zu sterben. Aber Ihr habt Euch getäuscht, Don Henriquez. Ich nahm Euch gefangen, um Euch meine Schuld abzutragen, um Euch das Leben zu retten, welches an Neapels Küste auf jedem Schritte bedroht ist. Fiel Ihr nicht in meine Hände, so waret Ihr verloren.“

„Wie ist das möglich?“ — fragte der Spanier verwundert, und der Statthalter gab ihm Kunde von dem neapolitanischen Spione in Palermo, von dessen Berichte, zeigte ihm das wohlgetroffene Bild, und theilte die sorgfältigen Anordnungen des Vizekönigs mit, seiner habhaft zu werden. — „Morgen“ — fuhr Ghiberti fort —

„sage ich den Leuten, welche Euch gefangen nahmen, es wäre der Rechte nicht gewesen; und während die Soldaten des Vizekönigs das Land und die Stadt durchstreifen, Euch zu suchen, lebt Ihr ruhig und sicher in meinem Hause, als ein Verwandter meiner Frau. Wir geben Euch für krank aus, damit Ihr nicht nöthig habt, Euch zu zeigen, sondern auf Eurem Zimmer zurückgezogen bleiben könnt. Für gute Unterhaltung wollen wir schon sorgen. Also, Don Henriquez, vergilt Flavio di Ghiberti seinem Wohlthäter.“

„Ich dank' Euch, Marchese, für Eure Vorsorge“ — versetzte der junge schöne Mann mit einem ziemlich finstern Gesichte. „Doch wollt Ihr Eurem Werke die Krone aufsetzen, so entlast mich noch in dieser Nacht.“

„Wie?“ — rief der Statthalter — „Ihr könntet daran denken, dennoch Euern Plan auszuführen? Ihr seyd ein Kranker, Don Henriquez, ein Fieberkranker, und ich bin Euer Arzt. Ich muß zu Eurem Heil Euch mit

Gewalt zurückhalten; denn liesse ich Euch, es wäre Euch nichts gewisser als das Schwert, entweder eines Patrioten, der Euch nach dem Bilde erkannte, oder des Scharfrichters auf dem Schaffot. Es sind tausend Piaster auf Euern Kopf gesetzt, Don Henriquez.“

„Wenn ich Euch aber zuschwöre, daß mir der Aufenthalt in Eurem Hause unerträglich ist, wenn ich Euch beschwöre, mich gehen zu lassen, dann werdet Ihr mich doch nicht zurückhalten?“

„Stets, und zwar aus zwei Gründen, Ein Mal als Euer dankbarer Freund, dessen heiligste Pflicht es ist, Euch zu retten; dann als Unterthan und Beamter des Königs von Neapel, der nichts dulden darf, was der Macht seines Herrn Gefahr bringen könnte. Euer Freund gebot dem Statthalter, Euch zu schütten, und nun gebietet der Statthalter dem Freunde, Euch zurückzuhalten.“

„Aber ich kann, ich will nicht Euer Freund, Ihr könnt und werdet nicht der meinige seyn. Ihr seyd es nicht“ — rief der Spanier in heftigem Affect. Dann fuhr er ruhiger fort: „Kennt der Vizekönig außer meinen Gesichtszügen, die ihm das Porträt gabraucht hat, auch meinen Namen?“

„Er kennt ihn“ — versetzte Ghiberti — „doch thut er aus Vorsicht geheim damit, wahrscheinlich, damit Ihr, wenn derselbe im Lande verlautete, nicht von den spanisch Gesinnten bei Zeiten gewarnt und aus seinen Händen gerettet würdet. In mir, dem getreuen und eifrigen Anhänger an das Haus Oestreich, kann er freilich weder Euern Retter, noch den Kenner Eures Namens vermuthen.“

„Marchese, ich wiederhole meine Bitte, laßt mich fort aus Eurem Hause. Mir ahnet ein Unglück, wenn ich verweile.“

„Wenn ich nichts über Euch vermag“ — antwortete der Statthalter, — „so will ich zusehen, ob Euch die rührenden Bitten meines Weibes, die Euch hochverehrt und sich Euch dankbar bezeigen möchte, nicht zurückzuhalten vermögen.“ — Er öffnete die Thüre, welche in das Nebenzimmer führte, und rief: — „Ursina!“ — Und sogleich erschien das reizende Weib, sich züchtig verneigend vor dem schönen Manne, an dessen Zügen ihre Augen mit gefühlvollem Ausdruck vorüber glitten.

„Ursina“ — fuhr ihr Gatte fort — „Don Henriquez, der großmüthige Retter meines Lebens, besteht darauf, uns verlassen zu müssen. Meine Bitten machen keinen Eindruck auf sein stolzes spanisches Herz; versuchet, meine Liebe, was die Eurigen ausrichten.“

„Don Henriquez“ — begann Ursina mit schamhafter Schüchternheit, aber ihre Stimme zitterte auffallend, während ihre Blicke von seiner hohen Gestalt abfielen und verwirrt auf dem Boden lagen. „Don Henriquez, gebt mir nur eine kurze Zeit Gelegenheit, Euch zu zeigen, wie über Alles gern ich bereit — ja was sag' ich — wie es für meine Seele das größte Bedürfniß ist, Euch die Freundschaftsdienste zu vergelten, die Ihr meinem Gemahl erwiesen. Wenn Frauenwort je etwas bei Euch galt, und Ihr seyd ein großmüthiger Feind, also ein tapferer Ritter und deshalb ein Freund der Frauen — o so bleibt bei uns, und tragt Euer uns theures Leben nicht muthwillig zwischen die Dolche und Hensekerbeile Eurer Feinde. Ich würde in Todesangst leben, wenn Ihr uns verlieset.“

„Würdet Ihr das, edle Frau?“ — fragte der Spanier seltsam bewegt. „Fürwahr, ich hatte nicht darauf gerechnet, solche Freunde hier zu finden. Ich dachte, als ich diese Küste betrat, nur daran, Leute zu treffen, welche der spanischen Sache zugehan seyen, und ich finde Herzen, die meiner eignen mit der wärmsten Theilnahme ergeben sind. Und fürwahr, ich bin dieses Mal ein wenig Egoist. Der Patriot verstummt; Ihr habt den Sieg davon getragen, Donna. Ich bleibe.“ —

„Ihr seyd so niedergeschlagen, so in Euch gelehrt, Donna Ursina“ — sagte der Statthalter zu seiner Gemahlin. „Mir ist, als hätte ich schon über eine Woche eine mich bekümmende Art von Tiefsinn auf Eurem Gesichte wahrgenommen, und selbst die heitern Gesänge und Erzählungen unseres uns so lieben und ehrenwer-

then Gastes, Don Henriquez, vermögen Euch nicht mehr aufzuheitern, wie in den ersten Tagen seines Hierseyns. Quält Euch vielleicht das Heimweh, Signora? Habt Ihr Sehnsucht nach Euren Eltern und Geschwistern, wünscht Ihr Euch unter Eure Freundinnen und Gespielinnen?"

"Ja, ja, das Heimweh wird es seyn, das Heimweh" — versetzte Ursina wehmüthig lächelnd. "Ihr habt das Rechte getroffen, Don Glario; es ist die Sehnsucht nach den lieben Meinen." Und ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust.

"Wohlan, Donna Ursina" — sagte ihr Gatte mit gutmüthiger Theilnahme — "ich habe eine sehr nothwendige Sache mit dem Vizekönige abzuhandeln, und ich muß ihn deshalb durchaus persönlich sprechen. Schon zu lange habe ich die Reise nach Neapel aufgeschoben, doch bin ich nun entschlossen, sie morgen abzumachen. Ihr begleitet mich und bringt wieder einige Tage im Schooße Eurer Familie zu, der wir gewiß dadurch eine sehr große Freude bereiten werden."

"Nach Neapel — reisen?" — fragte Ursina bestürzt. — "Nein — das kann ich nicht."

"Und warum nicht?"

"Es gibt einen alten Gebrauch und Glauben, und die Mutter hat mir die Heilighaltung desselben, bevor ich von ihr schied, noch sehr ans Herz gelegt: eine junge Frau soll unter sieben Wochen nicht wieder in das Haus ihrer Eltern kommen, sonst wird sie unglücklich in der Ehe, und ich bin noch nicht zwei Wochen Euer Weib."

"Ihr werdet Euch doch nicht an den lächerlichen Aberglauben Eurer Mutter kehren wollen? Ein herrlicher Vorsummer erfreut uns mit dem heitersten Wetter. Die Reise wird Euch zerstreuen, Ihr werdet wieder kindlich froh werden, so wie Ihr sonst waret. Die Rose von Salerno wird, vom Thau der Freude erfrischt, das Haupt wieder aufrichten, welches die aus dem heimathlichen Boden verpflanzte jetzt gesenkt."

Ursina schüttelte das schöne Haupt leise und wehmüthig.

"Ihr reist mit mir, Signora" — sagte Ghiberti jetzt ernster und bestimmter.

"Man muß den alten Glauben nicht verhöhnen" — bat die Donna ängstlich. "Fürchtet sonst das rächende Geschick."

"Ich fürchte es nicht" — scherzte Don Glario. "Ich habe im Gegentheile große Lust, es keck herauszufordern. Ihr reist mit mir; ich will es so, und Ihr habt zu gehorchen. Muß ich doch auch Euch, wie Don Henriquez, die Heilmittel mit Gewalt aufdringen."

"Aber wird es unser Gast auch nicht für übel aufnehmen, wenn wir Beide das Haus verlassen, und ihn allein zurücklassen? Wird er sich auch nicht entfernen und fliehen, wenn wir abwesend sind?" — fragte Ursina mit einem Ausdruck von Angst und Besorgniß, die einem hellern Kopfe als Don Glario hätten auffallen müssen.

"Seyd unbekümmert" — beruhigte sie dieser. — "Ich werde dafür Sorge tragen, daß ich mich bei Don Henriquez für einige Tage entschuldige, und nicht länger als drei Tage ausbleibe; Ihr mögt im Hause Eurer Eltern verharren, so lange es Euch beliebt. Entfliehen kann er eben so wenig; er steht unter guter Aufsicht."

"Nein" — fiel jetzt Ursina heftig ein. "Ich bleibe nicht länger in Neapel als Ihr; ich kehre wieder mit Euch zurück."

"Wie Ihr wollt, Signora. Doch ist mir Euer Entschluß sehr schmeichelhaft. Kein Unfall wird das Glück unserer Ehe trüben; denn ich weiß mich von Euch zärtlich geliebt. Macht Euch zur Abreise fertig." Er ging, und kaum hatte sie ihn aus den Augen verloren, als ein bestiger Thränenstrom aus denselben unaufhaltsam hervorströmte. Schier trostlos warf sie sich auf ein Polster und überließ sich den gewaltthätigen Ausbrüchen eines ihr ganz neuen Gefühls, eines ungeheuern Seelenschmerzes. Das strenge Gebot ihres Gemahls, ihm nach Neapel zu folgen, hatte plötzlich einen tiefen Riß durch den Schleier ihrer bis jetzt verborgen gelegenen

Empfindungen gethan, sie taumelten empor, wie schlaftrunkene Kinder, und erhoben ein Klagegeschrei; denn der Riß war auch mit durch ihr jungfräuliches Herz gegangen und eine tiefe arg blutende Wunde klappte die Unglückliche an. Doch so neu, so fröhlich war ihr ihr Zustand, daß sie nicht zur Klarheit über denselben kommen konnte. Noch wußte sie nicht, was ihr fehlte, sie ahnete es nur dunkel, und überließ sich willenlos der Göttermacht, die plötzlich als siegende Herrscherin verderbenrauschend in ihrer Seele aufgetreten war. Lange hatte sie in diesem Jammer zugebracht und der Quell ihrer Thränen war versiegt, als sie daran dachte, sich für die Reise einzurichten, aber der Gedanke an die Abreise verursachte ihr neue Schmerzen. Während sie mit verweinten Augen ihren Puz zu ordnen suchte, fielen ihre Augen auf Don Carros Bild, welches, sonderbarer Weise, seit dem Tage, an welchem sie es zuerst erblickt, seinen Platz hier gefunden hatte. Und wie ein mit Zauber bereiteter Talisman hielt das Bild ihre Blicke fest, und wenn die Arbeit ihrer Hand sie zwang, die Augen einmal davon abzuheben, so eilte sie sogleich wieder, wie Kinder, die die Mutter ein Paar Augenblicke verlassen haben, mit vergrößerter Sehnsucht zurück. Sie vergaß die Welt, sich selbst, sie lebte nur noch in dem Anschauen des Bildes, dessen Züge sich zu beleben, dessen Augen zu blißen schienen. Plötzlich fühlte sie sich sanft am Arme berührt, und ihre Blicke kehrten sich von dem Bilde ab, um auf das weit schönere lebenskräftigere Original zu fallen, welches ihr zur Seite stand. Ursina schrak zusammen und richtete den verwirrten Blick auf den Boden.

"Ihr wollt nach Neapel, um dort im Hause Eurer Eltern zu bleiben?" — fragte Henriquez.

"Wer sagt Euch, daß ich will?" — fragte die Dame mit schmerzlichem Gefühle.

"Euer Gemahl, schöne Sennora, der mich eben verlassen und sich wegen der Reise bei mir sehr höflich entschuldigt hat. Das Heimweh plagt Euch, sagte er mir."

"Ich muß nach Neapel; er zwingt mich" — schluchzte Ursina.

"So geht ihr nicht freiwillig? So ist es nicht Euer Wunsch? So treibt Euch nicht das Heimweh in das Haus Eurer Eltern?"

"Ach, ich weiß es nicht!" — rief sie mit angstgepresster Stimme und hielt nur mit Mühe die Thränen zurück.

"Ich bin gekommen, Euch Lebewohl zu sagen, Sennora. Ihr habt den Fremdling mit gütiger Freundschaft beehrt, mein Dankgefühl wird nur mit meinem Leben —"

"Ihr wollt Salerno verlassen, während ich abwesend bin? Nimmermehr!"

"Ihr werdet lange in Neapel verweilen, unterdessen bin ich wieder übers Meer hinüber."

"Nein, nein! Ich kehre sogleich zurück. Ihr dürft nicht fort, Don Henriquez. Versprecht mir das mit Euerm Ritterworte. O, der Gedanke, Euch nicht mehr hier zu finden, ist mir unerträglich. Noch habe ich Euch meinen Dank nicht genug abgestattet, noch haben wir Euch unsre Achtung nicht sattem bewiesen."

"Dank? Wofür? Was wär' es doch, womit ich mir Euren Dank verdient, Donna Ursina?"

"Für — für das Leben meines Gemahls" — versetzte sie stammelnd und immer leiser, da ihr Herz sogleich ihre Worte Lügen strafte. "Ihr habt mir das Versprechen zu bleiben noch nicht geleistet. Gebt mir Eure Hand, Don Carro."

"In aller Heiligen Namen denn; ich bleibe!"

Ein Freudenstrahl zuckte über Ursina's düster gewordenes Gesicht. Seine vollen Lippen drückten einen heißen Kuß auf ihre Hand, dann ging er. Ihrer selbst unbewußt führte sie die gefüßte Hand an ihren Mund, ein heiliger Schauer durchzuckte sie, ein blutiger Seufzer stieg aus ihrer Brust.

(Fortf. folgt.)

Düsseldorf, Montag den 2. November 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 44.

Die Rose von Salerno.

Novelle von L. Storch.

(Fortsetzung.)

Der von sechs Maulthieren gezogene Wagen hielt am Hause des Grafen di Palumba zu Neapel und die Diener eilten, die unerwartete Ankunft des Marchese di Ghiberti und dessen Gemahlin anzufagen. Kaum hatte Donna Bianca vernommen, daß ihre Tochter sich mit im Wagen ihres Gemahls befände, als sie zitternd von ihrem bequemen Polsterstuhle emporfuhr und auf die Straße eilte. Don Glario begrüßte die Gräfin Schwiegermutter mit Anstand, geschmeichelt von der hohen Ehre, von ihr selbst vor der Thüre empfangen zu werden; doch sie entriß ihn diesem Wahne bald, indem sie mit der Bestürzung, welche sich deutlich genug in den Zügen ihres Gesichtes ausdrückte, rief: „Aber bei unserer Frau von Coretto, Ursina, was beginnst Du? Was willst Du schon in dem Hause Deiner Eltern? Dir eheliches Unglück holen für Dein Leben, und auch Deine arme Mutter unglücklich machen?“

„Verzeiht, verehrteste Mutter“ — nahm Don Glario das Wort — „ich halte nichts vom Aberglauben und habe Donna Ursina beredet, die Reise mit mir zu machen und sich bei Euch aufzuhalten, so lange es ihr beliebt, weil sie viel vom Heimweh zu erdulden hat.“

„Wie thöricht habt Ihr gehandelt!“ — eiferte die alte Gräfin etwas unhöflich auf ihren Schwiegersohn hinein. „Ihr wollt Euch der Zeichen und Warnungen überheben, welche der Himmel uns armen blinden Menschen zu unserm Heile gegeben! Aber Gottlob! Euer großer Fehler läßt sich noch gut machen. Noch hat Ursina in ihrer Vaterstadt den Wagen nicht verlassen. Ich beschwöre Euch, denselben sogleich mit ihr umkehren und nach Salerno zurückgehen zu lassen.“

„Ei, Donna Bianca —“

„Nein, nein, ich dulde keine Widerrede. Ich verzage von Euch das Glück meines Kindes. Ihr müßt meinem Willen Folge leisten. Schon ohnedies habe ich mehrere sehr bedenkliche und mir vielen Kummer verursachende Zeichen und böse Omnia, daß Ursina in der Ehe von schwerem Unglück bedroht wird. Ich will sie nicht mit Willen und Willen noch vermehren.“

„Und welches sind denn die von Euch bemerkten bösen Vorzeichen, liebe Mutter?“ — fragte Ursina, sich aus ihrer Schwermuth reißend.

„Als Du in der Kapitale von Capri getraut warst, hing sich Deine jüngste Schwester an Deine Hand. Du liebkostest ihr, bliebst aber mit der Armspange an der Perlenkette an des Kindes Hals hängen. Du hast es nicht bemerkt, daß die Schnur zerriß und die Perlen auf dem Boden der Kirche zerstreut und zertreten wurden. Dein erster Schritt vom Altare hinweg war auf eine Perle, und Perlen bedeuten Thränen. Aber bei der heiligen Jungfrau von Coretto, Du weinst ja schon, als

wenn Dir das größte Unglück begegnet sey. Was fehlt Dir, mein Kind? Du bist ja ganz verändert. So heftig sah ich Dich noch nie weinen.“

„Es ist nichts, liebe Mutter. Fahrt nur fort. Ich bin so sehr gerührt.“

„Und als wir von der Hochzeit heimkehrten, da war in Deinem verschlossenen Zimmer Dein Bett eingedrückt! Ein schlimmes Zeichen. Doch ich plaudere und die Zeit verrinnt. Du darfst nicht länger in Neapel verweilen. Fort! fort! Ich dulde es nicht. Sonst erreichst Du hier das Verderben.“

„Es wird mich auch dort zu finden wissen“ — sagte Ursina vor sich, doch war sie sehr bereitwillig, ihrer Mutter sogleich zu gehorchen, und es war sogar eine gewisse Freude in ihrem Wesen nicht zu verkennen.

Der Marchese wagte nicht, sich länger zu widersetzen und sagte: „So werdet Ihr doch wenigstens erlauben, daß meine Gemahlin zwei Tage bei einem meiner Freunde verweilen darf, während welcher ich Geschäfte beim Vizekönige habe.“

„Auch das nicht!“ — versetzte die Gräfin heftig. „Nicht aus dem Wagen darf sie in Neapel.“ Sie muß sogleich wieder fort. Wer weiß, welchen nachtheiligen Einfluß allein schon der Umstand auf ihr Glück hat, daß sie ihr Vaterhaus, ihre Vaterstadt gesehen. — Ich bitte, ich beschwöre Euch, Marchese, laßt sie sogleich nach Salerno zurückfahren, und tretet Ihr ein in unser Haus.“

„Nun, wie Donna Ursina will; ich habe nichts dagegen“ — sagte Don Glario ärgerlich.

„Ich gehorche dem Willen meiner guten besorgten Mutter“ — versetzte Ursina freudig; und nach einigen Minuten eilte der Wagen wieder zum Thore hinaus und Donna Ursina blickte sehnsüchtig die Straße nach Salerno entlang, und ihr unruhiger Geist ward zum blißschnellen Adler, dem die bereits ermüdeten Maulthiere nicht zu folgen vermochten, so sehr sie auch ihr Führer auf das dringende und oft wiederholte Geheiß seiner Herrin zum raschesten Laufe antrieb.

Der schönste Sommerabend begann Land und Meer zu umschleiern, als der Wagen am Pallast des Statthalters hielt. Ursina war ohne Hülfe schnell heraus, und rief dem aus dem Hause kommenden Diener unvorsichtig hastig zu: „Wo ist Don Henriquez?“ — „Auf der Platte des großen Felsen“ — versetzte dieser, und die Dame eilte, statt ihren Weg in das Haus zu nehmen, dem Gestade des Meeres zu. In nicht allzugroßer Entfernung von der Stadt erhebt sich das Ufer in ungeheuern Felsenmassen, die in schwindelnder Höhe weit über das Meer hinausragen, welches tief unter ihnen hinweg das Gestein wegzuwaschen scheint, um das schon Jahrtausende betriebene Werk in Jahrtausenden zu vollenden, nämlich die Felsen zu untergraben und die stolzen Häupter derselben in seinen Schooß herabzustürzen. Ueber dem größten dieser Felsen war eine große ebene Platte gebreitet, und wo es die Natur hatte fehlen las-

fen, da hatte die Kunst nachgeholfen, und der Statthalter hatte keine Kosten gescheut, diesen herrlichen Platz bequem einzurichten und zu verzieren. In Stein gehauene Stufen führten in verschiedenen Windungen hinauf, oben war der Platz geebnet und mit einer eisernen Brustwehr versehen; ein breites Zelt schützte vor den glühenden Sonnenstrahlen und Regen, und freundliche Sitze luden zur Ruhe ein. Die Aussicht trug den Blick weit über die Spiegelfläche des Meeres bis nach Sicilien hinüber, dessen Felsenufer man als blaue Streifen erkannte; man sah Capri und Ischia, so wie nach Norden und Süden die Küsten Italiens.

Ursina schlich mit hochklopfendem Herzen die Stufen hinauf und bald stand sie hinter dem Spanier, welcher die Blicke in das allmählig vom Gespinnte der Dämmerung umflogene Meer gerichtet, stumm da saß, die Laute im Arme, durch deren Saiten allein die Abendluft zog, leise kaum vernehmbare Töne erweckend. Ursina vernahm sie; sie dächten ihr die fernern seltsamen Stimmen ihres Schicksals. Eine unnennbare bange Sehnsucht zog mit ihnen in ihre Brust; ihr Auge füllte sich mit Thränen. Der Vollmond erhob sich aus den lichtgefärbten Wellen des Meeres, wie eine Fackel, roth und glanzlos; ein herrliches Schauspiel. Don Henriquez, in den Anblick desselben versunken, wehrte einem Seufzer nicht, der aus den Tiefen seines Lebens hervorquoll; aber ehe sich Ursina versehen, hatte sie ihm nachgeheult. Verwirrt sprang der Spanier auf und rief: „Wie, Donna Ursina! seyd Ihr's selbst, oder sind meine Gedanken Zauberer, die, was meinen innern Augen vorschwebt, mir auch als flüchtigen Schatten vor die äußern führen? Nein, Ihr seyd kein Schatten; ich fühle Eure warme Hand in der meinigen. Welche gütige Schickung der Heiligen führt Euch schon heute nach Salerno zurück? Oder wäre Euch ein Unglück begegnet? Euer Gemahl!“

Sein Gesicht war in der größten Spannung, als er in der letzten Frage von Ursina mit den Worten unterbrochen wurde: „Er ist in Neapel und kehrt erst übermorgen zurück.“

„Ihr allein!“ — rief der Spanier wie von einem schnellen seltsamen Gedanken durchzuckt aus, und sein großes dunkles Auge glühte in unbeschreiblich trunkener Seligkeit auf Ursina's Reizen, die vom rothen Widerschein des Mondes und Meeres noch zauberhafter auf ihn zu wirken schienen. Schon faßte er krampfhaft ihre Hand, schon wollte er sich ihr zu Füßen werfen, als sie, nicht ahnend, was in seiner Seele vorging, begann ihm eine kurze und naive Erzählung ihres seltsamen Schicksals zu machen. „Mein Gatte“ — schloß sie — „hat mir noch viele Grüße an Euch aufgetragen.“

Henriquez schüttelte, über sich selbst zürnend, mißbilligend den Kopf, und fragte dann mit wehmüthigem Lächeln: „Ihr liebt wohl Euern Gatten recht sehr? Er verdient's, er ist ein edler Mann.“

Ursina wandte sich ab und blickte nach dem Monde, der jetzt ungeheure zitternde Streiflichter über das Meer warf.

„Es that Euch wohl leid, Euch von ihm trennen zu müssen?“ — quälte sie der Grausame weiter.

Sie trat an die Brustwehr und blickte in die dumpf rauschende, dämmrig erhellte Tiefe hinab, wo die heraufstuhenden Meereswellen am Fuße des Felsens brandeten. Ihr Gesicht glühte fiebrisch, und die lauen dufgeschwängerten Lüfte vermochten es nicht zu fühlen.

„Durch den Anblick des über dem Meere hängenden Mondes, des von ihm seltsam beleuchteten Felsens und des ruhigen dunkeln lichtgestreiften Meeres werde ich sehr lebhaft an eine Romanze erinnert, die Ihr ein Mal gesungen, Don Henriquez“ — sagte Ursina nach einigen Minuten bangen Schweigens halblaut und mit bebender Stimme. „Ich bitte Euch, singt diese Romanze.“

„Euer Begehrt macht mich schon glücklich.“ Und er sang mit Begleitung der Laute:

„Steht ein Schloß an Meeres Ufer,
Dessen Fuß die Welle feuchtet.
Nacht hat sich umhergelagert,
Alle Fenster sind erleuchtet.“

In dem Schlosse halten Hochzeit
Donna Sol und Don Fernand,
Sie erst sechzehn, er schon sechzig;
Aber er ist span'scher Grand.

Seht die Mondesscheibe steigend
In den Schoos des Meeres bluten!
Schwebt von Afrika herüber
Nicht ein Schifflein durch die Fluthen?

Zweimal dem Gemüth entronnen,
Schon die Braut am Ufer stand,
Hat die sehnsuchtvollen Augen
Nach dem Meere starr gewandt.

Leise, wie ein mächtig Raubthier
Ist das Schiff herangeschwommen.
Leis in's Schloß ist aus dem Schiffe
Dann ein hoher Mann gekommen.

Hat sich zugesellt den Gästen,
Bis zwei Augen ihn erschaut. —
Und man sucht nach einer Stunde
Überall die schöne Braut.

Leise flog die mit dem Manne
Nach dem Schifflein in der Bucht.
Wie ein Vogel mit dem Raube
Stürzt es fort auf schneller Flucht.

Und der kühne Saracene
Küßt des Liebchens Mund und Wangen.
Die beglückte Andalusierin
Hält den Mauren fest umfangen.

Brauthaus ist das Meer; es steckt der
Mond die Hochzeitfackel an.
Wellen singen Hochzeitlieder,
Und zum Toros wird der Kahn.“

Die Töne verhallten! Ursina blickte noch immer schweigend in das Meer hinaus. Endlich sagte sie: — „Donna Sol war doch eine Verbrecherin an ihrem Gatten, an ihrer eigenen Seele. Sie liebt einen Mauren und wird ewig verdammt.“

„O Donna Ursina“ — erhob Henriquez seine Stimme mit hinreißendem Ausdruck — „was Ihr da sagt, kommt nicht aus Eurem schönen Herzen; das sind angelebte Dinge, düstre Pfaffenweisheit. Nicht der Glaube macht selig, nur die Liebe. Legt die Hand auf's Herz und fragt es, ob es mir nicht beistimmt.“

„So wäre Liebe höher als Glaube?“

„Die Liebe ist Alles, ist die Erhalterin des All. Der Glaube ist nur ein Surrogat der Liebe. Wer wahrhaft liebt, mit heiliger Gluth liebt, der sey Christus oder Muhammed's Bekenner, er trägt eine Welt voll Seligkeit schon hier in seiner Brust; glaubt Ihr, daß ihn die ewige Liebe einst um diese Seligkeit betrüge? Nicht doch! Diese Seligkeit ist ein Strahl der Sonne, die der Liebende schauen wird.“

„Aber spricht Ihr Donna Sol auch von der Schuld an ihrem Gatten frei?“ — fragte Ursina; ihre Stimme schwankte und versagte ihr fast, alle ihre Glieder zitterten.

„Vom Standpunkte der Alltagswelt aus: Nein. Von dem höhern der geistigen Welt: Ja! Unser Leben bedarf der Formen, aber die höher begabten Geister, die allein mit flammenlodernder, sturmesbrausender Leidenschaft zu lieben wissen, verschmähen diese Formen, verachten sie. Scheltet Ihr die Flamme eine Verbrecherin, wenn sie in wollüstiger Gier einherfährt und ihre flackernden Arme um Städte breitet, um sie zu verschlingen, oder die Welle, die wollustauschend sich über das Land stürzt, um es zu verwüsten? O es gibt nur ein Gefühl, dessen wonneüberschäumende Seligkeit jedes Wort der Beschreibung, und wär's das farbenglühendste, weit hinter sich läßt, es ist das Gefühl wildstürmischer leidenschaftlicher Liebe, die, alle menschlichen Schranken zerstörend, in sich selbst untergeht. Es gibt nur einen Augenblick, der des Lebens werth ist: der, wo man es im Genuße dieser Liebe verliert. Den Kelch leeren und sterben, das wiegt das ganze Leben auf.“

„Den Kelch leeren und sterben“ — flüsterte Ursina mit fieberbrennenden Lippen nach.

„Aber der Mensch soll die Flamme hüten“ — fuhr Henriquez ernster fort — „damit sie nicht in einer Stunde zerstöre, was er erst Jahre lang mühsam erbaut; er dämmt der Welle Berge entgegen; er soll auch Gluth und Welle

in seiner Brust händigen, und sich den Gesetzen beugen, die weise Vorsicht schrieb.“

„Nur diese Nacht auf dem Meere schaukeln, und dann —“ — Ursina schwieg.

„Sterben vom Dufte einer Wunderblume berauscht“ — fuhr Henriquez fort.

„Welcher Wunderblume?“ — fragte sie
„Deiner, göttliche Rose von Salerno!“ — rief der Spanier, drückte einen Kuß auf ihre heißen Lippen und eilte mit besflügelter Hast die Felsenstiege hinab.

Die ganze Nacht hindurch kämpfte er einen furchtbaren Kampf, er duldete Höllenmartern, aber sein besseres Selbst ging doch als Sieger aus diesem Kampfe hervor. Der Morgen fand ihn noch wach auf dem Lager. Er vermied Ursina.

Ehe noch der Abend seine Dämmerflügel mit den schwarzen Flören der Nacht überkleidet hatte, kehrte Don Glario di Ghiberti auf schnellen Rossen in sein Haus zurück. Man sah ihn finstern Angesichts nach den Gemächern seiner Gattin schreiten. Don Henriquez ließ den Statthalter um einige Worte unter vier Augen bitten, und Don Glario befahl, den Hausfreund herbeizuführen.

„Ich ließ um ein Wort unter vier Augen bitten“ — sagte Don Henriquez verlegen, als er Donna Ursina auf den Stuhl ihres Gemahls gelehnt erblickte.

„Ey wißt Ihr nicht, daß Mann und Weib Ein Leib sind?“ — fragte der Marchese mürrisch. „Was Ihr mir auch zu sagen haben könnt: meine geliebte Gemahlin darf es hören. Was wünscht Ihr von mir?“ —

Befremdet von dem eignen kalten Tone, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, versetzte Don Henriquez: „Nichts als meine Entlassung, Herr Marchese. Lange genug habt Ihr mich vor den Häschern des Vicekönigs versteckt, ihre Wachsamkeit zu Land und Wasser hat sicherlich nachgelassen. Ich bitt' Euch dringend, mich morgen nach Sicilien zurückkehren zu lassen, und unter einem dort hin Segeliden wird Niemand mich vermuthen.“

„Der Wille meines Gastes ist mir Gesetz“ — sagte Don Glario.

„Es scheint Euch nicht mehr in unserm Hause zu gefallen?“ — fügte Ursina mit fast thränenweicher Stimme hinzu, und hielt sich nur mit Mühe am Stuhle, indem Todtenblässe ihr Gesicht überzog.

„Ich würde mir nie ein andres Loos wünschen, als in diesem mir unvergeßlichen Hause zu leben; aber ich muß fort, ich muß, heilige Pflichten rufen mich. Ehe noch der Morgen graut, muß Salerno sammt dem festen Lande hinter mir liegen.“

„Was ist's denn, das Euch so zur Eile treibt?“ — fragte der Statthalter. „Ihr wüßtet doch vorgestern noch nichts von Eurer schnellen Abreise.“

„Fragt mich nicht. Laßt mich ziehen. Das Wort genüge Euch, daß ich den morgenden Tag nicht in Eurem Hause zubringen kann und darf.“

„Ich glaube den rechten Grund dieser Eile zu kennen“ — sagte Ghiberti mit einem bitteren Lächeln. „Ich habe ihn in Neapel erfahren.“

Don Henriquez machte eine unruhige Bewegung; Donna Ursina saß wieder nach der Lehne des Stuhls und blickte ihren Gemahl mit furchtsamen Augen an.

„Ja, Eure sichtbare Unruhe bestätigt mir die Wahrheit dessen, was mir der Vicekönig gesagt“ — fuhr der Marchese fort. „Er hat mir versichert, daß der Flüchtling, dessen Bild er an der Küste verbreitet, kein geborner Spanier, sondern ein Franzose, daß er der Kommandeur der spanischen Flotte auf Sicilien, Maurice de Lede ist.“

Ursina stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, und verhüllte ihr bleiches Gesicht. Der angeredete Gastfreund hatte aber in diesem Augenblick seine ganze Fassung wieder. Mit ruhiger Würde trat er einen Schritt näher und sagte mit fester Stimme: „Marchese di Ghiberti, man hat Euch die Wahrheit gesagt; ich bin Maurice de Lede, dessen Vater vor Eurerm Degen fiel; ich bin jener

Lede, der Euch aus Spanien, Italien und Frankreich vertrieb; denn ich hatte den Mänen meines Vaters Rache gelobt; ich bin derselbe, der vor neun Monaten an diese Küste stieg, um Euch niederzustechen oder von Euerem Degen zu fallen. Wohl an, ich bin in Eurer Gewalt, thut mit mir, wie Euch beliebt.“

„Aber Ihr seyd auch derselbe, der mir in Spanien das Leben rettete. Ihr wüßtet damals, wer ich war und gabt Euch einen falschen Namen, um mir die Beschämung zu ersparen, meinem Todfeinde das Leben zu verdanken. Ihr seyd auch mein Gastfreund, mein mir werth gewordener Gastfreund, und wenn Ihr Euch erst meine Hochachtung, so habt Ihr Euch nun meine Liebe erworben. Glaubt Ihr, der Italiener werde dem Franzosen an Großmuth nachstehen? Ihr seyd der Feind meines Vaterlandes, Ihr seyd mein Feind, aber ich liebe Euch, und ich werde Befehl geben, daß eine der größten und schnellsten Barken im Hafen bereit liege, Euch zu jeder Stunde nach Sicilien hinüber zu führen. Und so gern ich Euch noch länger in meinem Hause zu behalten wünschte, so sehe ich doch ein, daß Ihr nicht länger bleiben könnt, und Ihr werdet wohl thun, früh, sehr früh aufzubrechen, um den Spürhunden des Vicekönigs nicht in die Hände zu fallen, was mir weder um Euret noch um meinewilligen lieb wäre.“

„Gebt mir Eure Hand, Marchese Ghiberti,“ — fuhr der Marquis de Lede fort — „der Schatten meines Vaters ist gesühnt. Ich bin Euer Freund.“

„Und ich der Eure!“
Sie lagen einander an der Brust, und ihre Augen wurden feucht.

„Lebt wohl, Ihr theuern Menschen!“ — rief Lede und saßte die Hände der beiden Vermählten. Ursina wandte sich ab, um ihre Thränen zu verbergen. Der gerührte Franzose ging, um seine Abreise vorzubereiten, und noch einige Stunden Schlaf zu genießen.

Von den heftigsten sich widerstreitenden Gefühlen bewegt, zerrissen, hatte der Marquis de Lede kaum die Augen zu einem unruhigen Schlafe geschlossen, als er schon wieder aufgerüttelt wurde. Ein Knabe in schlechter Schiffertracht stand vor ihm, nur matt vom düstern Nachtlucht beleuchtet. „Herr!“ — sagte er im schlechtesten Volksdialekt — „die Barke liegt segelfertig. Es fehlt allein an Euch. Ihr thut wohl, zu eilen.“

„Wer bist Du?“ — fragte der Schlaftrunkne.
„Nun wer sonst als der Schiffsjunge?“ Und damit half er den Marquis ankleiden.

„Junge, Du zitterst ja“ — sagte dieser.
„Es ist kalt“ — versetzte Jener, und trieb abermals zur Eile.

Wenige Minuten darauf traten sie aus dem Schlosse und eilten dem Hafen zu. Da wandte de Lede sein Auge noch ein Mal dem prächtigen Gebäude zu, welches sich wie eine stolze Burg über alle andern Gebäude der Stadt erhob und vom ersten Strahl des Sommermorgens leicht angehaucht war, und rief mit schmerzbewegter Stimme laut in die frische Morgenluft hinaus: „Blühe, blühe noch lange, reizende Rose Salerno's. O daß es mir nicht vergönnt war, mich im süßen Dufte Deines Kelches zu berauschen. Ich vermochte Dich zu schätzen; der kalte Ghiberti vermag es nicht; mich hättest Du zum Gott entzündet, er bleibt, was er ist. Leb' wohl! leb' wohl! Die Rose muß ich lassen, aber der Dorn sitzt mir ewig im Herzen.“ In schmerzlicher Verzweiflung stürzte er davon; der Schiffsjunge war dicht an ihm.

„Was willst Du, Junge? Was hochst Du?“
„Ich glaubte, Ihr hättet mich gerufen.“

Sie gingen und erreichten schnell den Hafen.
„Der Wind ist günstig,“ — sagte der Junge, als sie in die Barke stiegen, die sogleich vom Lande stieß.

De Lede stand lange mit dem Gesichte nach dem reizenden Salerno gekehrt, über welchem der Morgen prächtig aufging. Die fernen Berge im Hintergrunde erglüheten, von Aurora's Fackel berührt, die Schatten der Nacht flohen wie schnell hinweg gerollte Schleier vom

Meere, über dessen gekräuselten Rücken die Barke gleich einem Seevogel dahin flog. Stumm und in sich gefehrt stand de Lede stets am Hinterteile des Schiffes, und seine Augen hingen an der Stadt, welche allmählig zu einem immer kleinern Fleck zusammenschumpfte. Bald begann der Tag heiß auf das Meer und die Matrosen herabzubrennen; es fiel dem Marquis auf, daß die Leute trotz der zunehmenden Hitze mit angestrengten Kräften arbeiteten, den Lauf des Schiffleins immer mehr zu beschleunigen, obgleich ein zwar schwacher aber doch günstiger Wind in das einzige Segel blies, womit die Barke ausgerüstet war. Vorzüglich richtete sich seine Aufmerksamkeit auf den Schiffsjungen, welcher augenscheinlich seine geringen Kräfte an einer Ruderstange überbot, die er unablässig handhabte.

Als nun endlich die Sonne aus der Mittagslinie ihre brennenden Pfeile auf das kleine Fahrzeug herabschoß, und sich weder der Knabe noch die andern Schiffer Ruhe, ja kaum so viel Zeit gönnten, um einige Bissen Brod und einen Schluck Wasser zu sich zu nehmen, redete sie der Franzose verwundert an und sagte, da er nirgend eine Gefahr sähe, so möchten sie essen und trinken und Mittagsruhe halten, wie es auf den Schiffen gebräuchlich. Aber sie erwiederten kurz, das sey ihnen so befohlen, und fuhren in der Arbeit rüstig fort. Selbst von Müdigkeit besiegt, streckte sich de Lede unter einen Leinwandschirm auf ein dürftiges Lager und schlief über eine Stunde faust, indem er von der lieblichen Rose Salerno's träumte. Plötzlich wurde er durch einen Schrei ermuntert. Noch von den Fesseln des Schlags gehalten, hörte er nur mit halbem Ohr eine Stimme rufen: „Um Gottes und der heiligen Jungfrau willen, spannt alle Kräfte an, sonst sind wir verloren. Ich seh' die Küste von Sicilien. Mit der Nacht müssen wir im Hafen von Palermo einlaufen. Sie dürfen uns nicht erreichen. Ihr erhaltet doppelte Belohnung. Faßt an, es gilt unser Leben!“

Der Marquis ermunterte sich ganz und sah, wie die Schiffer in der angestrengtesten Thätigkeit waren und der Schiffsjunge mehr als ein Mann arbeitete.

„Was ist das?“ — fragte er verwundert. „Wozu diese verdächtige Eile? Wir erreichen Palermo zeitig genug. Ihr erschöpft Eure Kräfte ganz vergeblich.“ —

Statt der Antwort deutete ein Schiffer mit der Hand nordwärts nach Salerno hinauf, und der Marquis gewahrte in der Entfernung von einigen Meilen ein Schiff, welches ganz dieselbe Linie verfolgte, die sie befahren hatten.

„Was ist's mit diesem Schiffe?“ — fragte Lede weiter. — „Es scheint mir eine der leichten Galeoten zu seyn, welche im Hafen von Salerno vor Anker lagen. So redet doch! Wißt Ihr, wen die Galeote fährt? Ist es vielleicht der Bizkönig selbst? Oder vermuthet Ihr seine Häsher darauf? Redet! Eure ängstlichen Gesichter sagen mir nichts Gutes. Ich will Wahrheit wissen. Redet!“

„Es ist die leichteste und schnellste Galeote, die ich kenne,“ — versetzte der angeredete Schiffer trocken — „und sie kann und darf weiter Niemand führen, als die Erzellenza, den Herrn Statthalter Marchese di Ghiberti.“

„Was wollte er hinter uns her? Und selbst wenn er's wäre, was hätten wir von ihm zu befürchten?“

„Du lügst!“ — rief jetzt der Schiffsjunge mit geller durchdringender Stimme dem Schiffer zu. „Es ist der Bizkönig, der uns verfolgt.“

„Der Bizkönig?“ — fragte Lede und sah den Knaben an, dessen Stimme ihm auffiel, denn so weiblich zart und in der reinen Sprache hatte er noch nicht geredet. — „Woher wüßte der Bizkönig —“

„Ihr seyd verrathen. Eilt! legt selbst Hand an, jener Galeote zu entgehen!“ — rief der Knabe, wiederum nicht mehr in dem gemeinen Volksdialekte, in welchem er zuvor gesprochen hatte. — „Ihr seyd verrathen,“ — kreischte er, und packte die Ruderstange mit dem letzten Aufgebote aller Kräfte, augenscheinlich in einem Anfall von Verzweiflung. Aber die lange schon gezwungene Natur gehorchte dem Willen nicht län-

ger, und ohnmächtig stürzte der Knabe zu des Marquis Füßen.

„Heiliger Joseph!“ — rief dieser erschrocken — „was soll ich von all diesem denken? Welche entsetzliche Ahnung erfüllt meine Seele mit Grausen!“ — und er riß dem Knaben die Schiffskappe ab, die glänzende Fülle schwarzer Locken ringelte sich hernieder, er riß ihm das Wamms auf, ein üppiger Busen wallte ihm entgegen.

„Barmherziger Gott! schrie er auf. „Wasser! Wasser!“ — und die Ohnmächtige mit dem schnell dargebrachten befeuchtend, sah er die schwarzbraune Schmutzfarbe schwinden, welche den Sonnenbrand der andern Gesichter täuschend nachgeahmt und ihm Urinas reizende Züge unkenntlich gemacht hatte.

Es dauerte einige Zeit, ehe es den eifrigen Bemühungen des bestürzten Mannes gelang, die Donna wieder ins Leben zu rufen; endlich öffnete sie ihr großes, schwarzes, bezauberndes Auge, dessen Blicke sein Herz mit einem unzerreißbaren Netze umspinnen hatten, und auch jetzt war es nur ein Blick des Danks und der zärtlichsten Liebe, den sie ihm zuwarf, aber dieser eine Blick schwur auch sogleich wieder den kaum beschwichtigten Sturm in seiner Seele herauf. Mit dem schmerzlichen süßen Bangen der Liebe wuchs die Verlegenheit in seiner Brust, wurde seine Bestürzung riesengroß. Er sah sich in die seltsamste Lage seines Lebens versetzt, und mit schnellem Blicke überblickte er die Schrecken derselben. Das reizende Weib seines großmüthigen Feindes, seines Wohlthäters, seines neuen Freundes, an dessen Achtung ihm Alles gelegen war, war als Flüchtling auf dem Schiffe; sollte er das Weib des Mannes entführen, mit welchem er erst gestern Abend einen innigen Freundschaftsbund geschlossen, das Weib des Mannes, der ihn fliehen hieß, als er seinen Todfeind in ihm erkannt hatte? Aber eben dieß Weib war die üppige Rose von Salerno, die Schönste aller Schönen, die je sein Keimerauge erblickt, und dieses Auge war liebetrunken von ihren Reizen, sein Herz wallte ihr in unaussprechlich glühender Liebe entgegen, sie war der herrlich blühende Inbegriff all seiner kühnsten Wünsche! Aber hatte er darum die mächtig aus seiner Brust hervorgeloderten Flammen dieser Leidenschaft mit der fürchterlichsten Anstrengung gedämpft, hatte er darum seine Abreise von Salerno so beschleunigt, damit er nicht dennoch der schönsten aller Versuchungen endlich noch erliege? hatte er darum sich Gewalt angethan und sein Herz zerrissen, um nun doch noch zum Verräther an dem großmüthigen Feinde, an dem vertrauensvollen Freunde zu werden, zum ehrelosen Räuber seines Weibes? Aber wie? sollte er die reizende geliebte Frau, die ihn mit jenem götterföhligen Rausche der Leidenschaft liebte, den er ihr selbst mit brennenden Farben geschildert, die aus Liebe, aus höchster Liebe, die von nichts mehr weiß, als von sich selbst, die nichts weiter bedenkt, als ihre Seligkeit, ihm heimlich gefolgt war, sollte er sie zum Lohne für solche Anhänglichkeit, für solche Liebesglut, für solche Treue dem Zorne ihres Gatten ausliefern, der mit vollen Segeln das Meer durchschnitten, um auf ihn Jagd zu machen? Sollte er sagen: Hier ist Dein treulos Weib? ich habe sie nicht entführt; sie ist mir heimlich gefolgt? — Welch ein Plan auch mit Sturmes Hast durch seinen Sinn stürzte, von Leidenschaft, Ehrliche und Ueberlegung hin und her getrieben, was er auch beschloß und verwarf: seine Ehre stand in jedem Falle auf dem Spiele; in jedem Falle erschien er als ein Ungeheuer, dort wegen verletzter Dankbarkeit, hier wegen verletzter Liebe, und strafbar war er, was er auch beginnen mochte.

(Schluß folgt.)

Unglücksfall. Am 25. Okt. hat sich zu Lebnen der bedauernswürdige Vorfall ereignet, daß ein dreijähriges Kind auf der Viehweide verbrannte. Die Landleute machten, wie gewöhnlich im Herbst, kleine Feuer an, und da man nicht genug Holz dazu herbeigeschafft hatte, so ging die Magd noch welches zu holen. Während dieser Zeit ergriff die Flamme das Kind, und als die Magd den Brand löschen wollte, gab es seinen Geist auf.

Düsseldorf, Montag den 9. November 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 45.

Die Rose von Salerno.

Novelle von L. Storch.

(Schluß.)

Ursina hatte sich unterdessen mit Mühe aufgerafft und den geliebten Mann mit durchdringendem Blick betrachtet.

„Ich sehe,“ — sagte sie jetzt mit dumpfer, schmerz-erstickter Stimme — „daß Ihr mich verachtet, Don Maurizio. Zu stolz, um Euch um Liebe, oder meinen unglücklichen Gemahl um Gnade anzusehen, preise ich mich noch glücklich, daß ich auf dem Meere bin, in dessen Schooße ich Frieden und Ruhe finden werde.“ Und eh' es der Marquis oder einer der Schiffer verhindern konnte, stürzte sie sich köpflings über den Bord der Barke in das Meer hinab und war einen Augenblick darauf verschwunden.

„Ihr heiligen Fürbitter!“ — schrie de Lede auf, und zu Ende war's mit seiner Unentschlossenheit; vielmehr warf er sich als der entschlossenste Mann der Verzweifelten nach und erfaßte sie mit starker Hand bei den schwarzen Locken, riß ihr Haupt über das Wasser empor und schwamm der Barke zu, in welche ihm die Schiffer halfen. Er eilte die Unglückliche auf ein Lager zu bringen, sie der nassen Kleider zu entledigen und mit trockenen zu bedecken, die er den ohnedies dürftig gekleideten Schiffen abnahm. Da sah er reizende Vollkommenheit, wie sie das Auge eines Sterblichen selten entdeckt; aber was ihm sonst Göttergenuß gewährt hätte, übte jetzt nur eine traurige Macht über ihn aus; mit gefalteten Händen knieete er am Lager der Ohnmächtigen und rief weinend ihren theuern Namen. Aber es schien, als ob das Leben nicht wiederkehren wollte, und der schwer bedrängte Mann wandte alle möglichen Versuche an. — „Ursina,“ — rief er dazwischen — „erwache! Erwache zu Glück und Liebesgenuß! O ich liebe Dich stark und gewaltig; nie hat ein Mann feuriger geliebt. Alle andern Rücksichten will ich vergessen; was sind sie gegen die Gesetze der Liebe? Ihnen allein will ich gehorchen und unterthan seyn. Komme, was da wolle; in meinen Armen, an meiner Brust sollst Du glücklich seyn; und ich will mich im Genusse Deiner Liebe zum Gott heraufschauen und — untergehen.“

Endlich fühlte er an der hüpfenden Bewegung der Venusbrust die wiederkehrenden Schläge des Herzens; er verdoppelte seinen Eifer, der auch damit belohnt wurde, daß sie die Augen öffnete.

„Ursina,“ — rief er jetzt, Thränen der Rührung und des Dankes vergießend — „geliebtes, angebetetes, vergöttertes Weib! Wie konntest Du mich so herzlos richten, mich, der ich Dich mehr liebe, als mein Leben, als die Welt, als Gott!

„Ha! ich danke Dir!“ — lallte ihre Zunge jetzt wohnetrunken — „daß Du mich in den Wellen noch nicht hast sterben lassen, daß ich diesen Augenblick erlebt habe. Er und Du, das ist der Inbegriff all' meiner irdischen Seligkeit. Nun will ich sterben, aber in Deinen Ar-

men; Du sollst mir die Seele von den Lippen hinwegfließen, einzig geliebter, glühend geliebter, unaussprechlich geliebter Mann.“

„Nein, nicht sterben sollst Du, göttliches Weib! Die Erde wäre arm an Liebe ohne Dich. Leben sollst Du, sollst von nun an erst wahrhaft leben, sollst die Seligkeit des Lebens, die Du noch nicht kanntest, erst mit vollen Zügen genießen, sollst mein glückliches und mich beglückendes Weib werden. Ja, Rose, Du sollst mit Deinen Düften Deinen Gärtner entzücken, und von seiner sorgsamem Pflege nur noch herrlicher aufblühen.“

„Ja leben, leben will ich!“ — rief Ursina mit Sehnsucht aus. „Ich will nicht sterben; ich will den Becher der Liebe ausschwelgen; ich kenne sie ja nun, die ich erst nicht kannte, und weiß, was für schmerzliche Wonnen und wonnige Schmerzen sie spendet. Ich will länger genießen als diesen Augenblick; er ist ja schon verrauscht. Ich will selige Jahre an Deiner Brust verträumen, theurer Mann. Darum rette mich! Rette Dich mit mir! Eile, daß wir Don Flario entfliehen!“

Erst jetzt gedachte de Lede wieder an das ihn verfolgende Schiff. Er fuhr empor und starrte nach Norden hinaus. Die Galeote war ihnen um ein Beträchtliches näher gekommen. Die unglücklichen Begebenheiten auf der Barke hatten diese in ihrem Laufe aufgehalten, während der Wind die Segel der Galeote bläbete und rüstige Galeerenflaven auf den Ruderbänken derselben arbeiteten. Dazu kam, daß die Kräfte der vier Schiffsknechte, welche die Barke führten, stark im Abnehmen waren, und endlich hatte die Hitze des Nachmittages am Himmel ein Gewitter zusammengezogen und widrige Winde hielten das Schiffchen mehr auf, als sie es besflügelten.

Von Verzweiflung erfaßt, stürzte der Marquis zu einer Ruderstange und schrie, dieselbe ergreifend: „Kameraden, es gilt unser Aller Tod oder Leben! Wenn wir von jener Galeote nicht erreicht im Hafen von Palermo einlaufen, so belohne ich Euch königlich. Denn wißt, ich bin der mächtige Befehlshaber der spanischen Flotte in Sicilien. Seht ihr dort unten den Leuchtturm von Palermo im Sonnenschein, den uns die Gewitterwolken rauben, erglänzen? Dort liegt meine Flotte, und Jeder von Euch soll als Offizier bei derselben angestellt werden.“

Die Schiffer sahen sich einander erschrocken an, und thaten ihr Möglichstes. De Lede selbst arbeitete mit der Wuth der Verzweiflung mehr, als drei der stärksten Bootsknechte vermocht hätten; die Wellen schäumten, von seinen Schlägen gepeitscht, und die Barke flog, wie das vom Jäger verfolgte, von den Hunden gehezte Wild, über die dunkle Fluth. Und wenn die nachsetzende Galeote wirklich dem Jäger glich, so waren die schwarzen eilig daherstürmenden Wolken den Hunden zu vergleichen, und der aus den düstern Massen hervorbrechende Donner ihrem Gebell, welches die am Bord der Barke befindlichen Leute mit neuem Schrecken erfüllte. Die Gewalt des Sturmes erhob sich und trieb das Schiffchen südwestlich nach der neapolitanischen Küste zu. Was half

es den Unglücklichen, daß sie den Hafen von Palermo winken sahen; die Winde hatten sich gegen sie verschworen. Mit dem Rettung gewährenden Hafen begann ihre Hoffnung in Nacht zu versinken, und die Blitze zeigten ihnen nur die immer näher rückende Gefahr in der auf sie losstürzenden Galeote. Auch Donna Ursina hatte wieder eine Ruderstange ergriffen, aber was war die höchste Anspannung ihrer Kraft gegen den kleinsten Stoß des Sturmes? Der Marquis sah, was ihm bevorstand; er sah, wie die Schiffer nicht länger mehr arbeiten konnten, er sah sie verdächtige Blicke wechseln.

Doch die Liebe ist ja eine Schwester des Glaubens; sie vertraut so gern auf ein Wunder. Die Blicke fest auf die Galeote gerichtet, saßen die Liebenden, ohne ein Wort zu reden. Die erschöpften Schiffer überließen die Barke dem Winde und den Wellen. Noch einige Stöße und die Galeote war bis auf Schußweite heran, ein zweiter und sie konnten die Menschen auf dem Verdecke erkennen und Don Flavio's — der vorn an stand — zorn Donnernde Worte vernehmen:

„Heran! heran! scheußlicher Verräther, feige Memme, ehrloser Frauenräuber! Du kannst nicht mir und Deinem Schicksale entgehen.“

„Ursina, Blume meines Lebens,“ — redete de Lede jetzt die zitternde Donna an — „noch bleibt uns ein sicherer Weg der Rettung übrig.“ Er deutete auf das empörte Meer hinaus.

Sie verstand ihn. „Auf denn!“ — rief sie begeistert. „Es ist des Himmels Wille, daß ich im Meere enden soll. Auch der gemeinschaftliche Tod mit Dir hat etwas Entzückendes.“ Und muthig schlang sie den Arm um ihn, und so eilten Beide nach dem Bord, um sich hinabzustürzen. Aber in demselben Augenblicke wurden sie von hinten ergriffen, zu Boden geworfen, und es es Lede verhindern konnte — mit Tauen gebunden. Es waren die vier Schiffer, welche die letzten Worte des Paares vernommen und sich schnell verständigt hatten.

„Nicht also!“ — sagte der Eine.

„Vergeblich habt Ihr uns nicht gesagt, wer Ihr seyd,“ — der Andere.

„Wir wollen's nicht allein auslöffeln, was Ihr eingebrockt,“ — der Dritte.

„Wir sind auch auf unsre Rettung bedacht; dazu seyd ihr aber nöthig,“ — der Vierte.

Der Marquis biß knirschend in das Tau, das seine Hände fesselte; Ursina winnerte kaum vernehmlich. Die Schiffer lenkten die Barke nun selbst der Galeote entgegen, welche gleich darauf Entershaken auswarf und damit das Schiffchen festhielt.

„Soldaten und Schiffsknechte!“ — schrie jetzt Don Ghiberti auf der Galeote. „Jetzt sollt Ihr auch erfahren, wer der Flüchtling ist, den wir eingeholt haben. Vernehmt es und freuet Euch. Es ist Don Maurice de Lede, Kommandeur der spanischen Flotte, welche dort im Hafen von Palermo vor Anker liegt, der Neapel an Spanien verrathen wollte, auf dessen Kopf der Vicekönig tausend Piaster gesetzt, dessen Bildniß, um ihn Allen kenntlich zu machen, Se. Hoheit im Lande verbreitet hat. Er ist's, nehmt ihn: die Summe ist Euer!“

Der Name des Kommandeurs der spanischen Flotte wurde von jedem Einzelnen mit dem Jauchzen der Freude und des Erstaunens wiederholt, und in einem Augenblicke waren sie unten in der Barke und schleppten den Gebundenen auf einer Strickleiter hinauf. Donna Ursina wurde auf Befehl ihres Gemahls entfesselt und ihm zugeführt.

Mit schweigender Strenge faßte er sie am Arme, und führte sie in die Kajüte, wo er sie ersuchte, sich auf das Ruhebett niederzulegen. Die Abspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte warf sie bald in einen tiefen Schlaf. Mürrisch und in sich gekehrt, saß Don Flavio ohnfern ihrem Lager, und warf dann und wann finstre Blicke auf die bleiche Gestalt, die mit geschlossenen Augen und triefenden Haaren, das Gesicht so schmerzlich starr, ganz dem Bilde des Todes glich. Sein kalter aber furchtbarer Zorn schmolz allmählig bei diesem Anblicke; er fühlte, daß er sie noch immer liebe, daß er ihr zu vergeben geneigt sey. Aber die ganze

Schärfe seines bitteren Grolls richtete sich nun gegen den alten Feind, der ihm — wie er nicht anders denken konnte — unter der gleisnerischen Maske der Freundschaft den schlimmsten Schlag, der nur zu ersinnen war, beizubringen gedacht hatte. Flavio hielt den Marquis de Lede für ein fein berechnendes, flug ausführendes Ungeheuer, für den schlauesten, herzlosesten, unverföhnlichsten Betrüger, der beim ersten Eintritt in sein Haus den teuflischen Plan entworfen, Donna Ursina zu bestriicken und zu entführen. Je mehr er darüber nachdachte, desto klarer wurde ihm dieser Plan, und er war nahe daran, sein betrogenes Weib gänzlich zu entschuldigen. Nun glaubte er einzusehen, was die Eifersucht bedeutet habe, mit welcher de Lede seine Abreise betrieb, und jede an dem Franzosen bemerkte Aeußerung von Gefühl, Unbehaglichkeit und Zwang, von welchem das edle, aber liebevollende Herz desselben überwältigt worden war, wurde von dem Argwohn des Italieners unverzüglich der Angst vor Entdeckung, der Sorge, seinen Raub in Sicherheit zu bringen und den Gewissenbissen des Verführers beigemessen; und es war deshalb kein Wunder, wenn Don Flavio den Zerstörer seines häuslichen Glückes, den Verräther an den heiligsten Gefühlen der Freundschaft, den Betrüger alles Vertrauens und schändlichen Vergelter der Gastfreundschaft an dem Heerde, der ihn vor den Nachstellungen des Vicekönigs verborgen, und dessen größten Schmuck und Zierde er mit frecher Hand gestohlen, diesen Auswurf der Menschheit, für ein Geschöpf hielt, zu dessen Bestrafung weder Schande noch Qual zu groß erfunden werden könnte.

Der ausgebrochene Sturm harmonirte mit den Gefühlen des Statthalters und stand eben so wenig mit denen des gefangenen Franzosen in Widerspruch. Lede hatte überlegt und gefunden, daß Ghiberti ihm doch die Wahrheit nicht glauben würde, wenn er sie demselben auch sagte, und kalt und stolz schwieg er, den vollen Schein der Schuld tragend. Aber auch der Gedanke, der Dame seines Herzens durch ein offenes Bekenntniß wehe thun zu müssen, hätte ihn auf der Tortur zum hartnäckigsten Schweigen vermocht. Die Heftigkeit des Südwindes trieb die Schiffe schneller zurück, als sie gekommen waren, und noch war Mitternacht nicht vorüber, als sie wieder im Hafen von Salerno anlegten. Der Marquis wurde sogleich in ein unter dem Pallaste des Statthalters befindliches Gefängniß gebracht, durch die stärksten Thüren, Riegel und Schloßer verwahrt. In diesem Kerker belastete man ihn nicht mit besondern Ketten oder Fußseisen, woraus er muthmaßte, daß ihn Ghiberti mit Tagesanbruch nach Neapel bringen lassen werde. —

Erst als der Marquis vom Schiffe fortgebracht worden war, und der Statthalter einen reitenden Boten an den Vicekönig nach Neapel abgeschickt hatte, weckte er mit einer Thräne im Auge seine Gemahlin.

„Donna Ursina,“ — sprach er nicht ohne Töne einer an ihm ungewohnten Rührung in der Stimme — „steht auf und folgt mir in das Haus, dessen freie Gebieterin Ihr seyd. Ich habe Euch vergeben. Aber Fluch dem schändlichen Feinde, der Eure Unschuld betrog! Die Rose von Salerno blühe wieder nach wie vor in meinem Garten, aus welchem sie mir ein böser Räuber stehlen wollte. Den Heiligen Dank, daß es ihm nicht gelungen ist!“

„Wo ist er? Wo ist Don Mauricio?“ — rief Ursina angstvoll, als sie das Bleigewicht des Schlags und der Erstarrung von sich abgeschüttelt und mit ängstlichem Erstaunen die Worte ihres Gemahls vernommen hatte.

„Fragt nicht nach ihm!“ — bat Don Flavio schmerzlich. „Ach, er hat mir Euer Herz gestohlen!“

„Wo ist er?“ — kreischte die Donna verzweifelt. „Er ist unschuldig, rein wie die Sonne. Ich allein bin die Schuldige. Wo ist er? Hört doch meine Verzweiflung.“

„Fragt nicht nach ihm!“ — sagte Ghiberti streng und an sich haltend.

„Ich beschwöre Euch!“ — rief Ursina zu seinen Füßen die Hände ringend — „wo ist der edle unschuldige Marquis? Er ist ja nicht mein Verführer, mein Entführer. So glaubt mir doch! Wo ist er? Redet!“

„Fragt nicht nach ihm!“ — donnerte der Statthalter im heftigsten Zorne. „Doch nein,“ — fuhr er gütig fort — „Ihr sollt es wissen, wo Euer Liebchen ist. Im tiefsten Kerker meines Hauses sitzt er, und schon sprengt der Bote mit verhängtem Zügel auf dem Wege nach Neapel, um vom Vizekönig das Urtheil des edlen Freundes zu holen, das künftige Nacht um diese Stunde hier seyn muß.“

Ursina verstummte und folgte ihrem Gatten mit thränenlosem Auge in das Schloß.

Die Nacht ging träge über dem sorgenvollen Haupte des Gefangenen hin; langsam schlich ihr der Tag nach. Jede halbe Stunde entriegelte ein alter mürrischer Kerkermeister die Thüre des Gefängnisses, brachte die kostbarsten Speisen, die besten Getränke und überzeugte sich, ob Alles sicher wäre. Der Tag verstrich, die Nacht kam wieder, und unter den Sorgen, daß er nun die Befehle seiner Königin nicht werde erfüllen können und das Kommando der Flotte einem Andern überlassen müssen, entschlief Lede auf dem in der Ecke liegenden Strohbündel, in seinen Mantel gehüllt.

Plötzlich vernahm er den Ton seines Namens, ihm heftig in ein Ohr geraunt, und fuhr, in der Meinung, es sey der Henker, der ihn nach Neapel oder sogleich zum Tode führen wollte, empor und sagte: „Sogleich! Ich bin bereit für Euch!“

„Stille! Stille!“ — flüsterte eine weibliche Stimme, obgleich das Wesen vor ihm Männerkleider trug. „Nicht so laut, theuerster Freund!“ — Und der erstaunte Marquis erkannte die Stimme und beim matten Strahl der Lampe, welche sie in der Hand hielt, auch die bleichen aber reizend schönen Züge Ursinas.

„Ha, Du bist es, süße Rose!“ — rief de Lede entzückt.

„Ich bin's,“ — versetzte sie — „und habe sie Alle durch Verstellung getäuscht.“ Mein Gemahl hält mich für zu schwach und krank, um meinen Kopf nur aus dem Kissen erheben zu können. Er hat mir großmüthig verziehen, aber ich muß Euch erst retten. Die Tochter des Kerkermeisters hat ein fühlendes Herz; sie liebt selbst und ist mir ergeben; mein Schmerz, meine Verzweiflung haben sie gerührt. Es ist Mitternacht; ihr Vater schläft; sie hat ihm die Schlüssel entwendet, und mir Euren Kerker geöffnet. Jetzt müßt Ihr fliehen, eilig fliehen, ehe die Befehle des Vizekönigs anlangen, und der Bote kann jeden Augenblick eintreffen.“

„Zeige mir nur, wie ich fliehen kann, theures Weib, und ich will mich nicht zum zweiten Mal bitten lassen,“ — versetzte de Lede, in welchem die Lust zum Leben mit ihrer ganzen Stärke erwachte.

„Hier an der Thüre steht Angola, unsere Ketterin. Sie wird das Gefängniß sogleich wieder verschließen und Euch dann sicher auf die Straße bringen. Hier habt Ihr den Siegelring meines Gemahls, der Euch das Thor öffnet, wenn Ihr nicht über den Wall zu entspringen wagt. Wenn man Euch fragt, so gebt Euch für einen geheimen Boten meines Gemahls aus, der beim Scharfrichter die schnelle Hinrichtung des Gefangenen Marquis de Lede bestellen soll.“

„Aber wie kann ich Dich, Stern meines Lebens, von Gefahren umdräut, verlassen? Was ist mir das Leben ohne Deinen Besitz? Fliehe mit mir!“

„Das geht unmöglich an. Wir würden uns Beide verderben. Rettet Euch nur. Kommt Ihr glücklich durch, dann überfallt mit Eurer Flotte das unbefestigte Salerno. Erobert Neapel. Spanien hat unzählige Freunde, die Euch entgegenkommen werden. An ihrer Spitze wird Ursina seyn, Euch den Siegerkranz und den bräutlichen Kuß zu reichen. Jetzt sorgt nicht für mich. Ich sagte Euch auch ja, daß mir mein Gemahl verziehen hat. Er dauert mich, aber ich kann nicht anders. Ein Gott hat mein Herz gewendet.“

„Und wenn ich Euch auch gehorchte und Euren Anweisungen folgte; mein allzuvorsichtiger Kerkermeister — und schlummert er auch jetzt einige Minuten — wird

doch bald genug wiederkehren; denn er blieb noch kein Mal über eine halbe Stunde aus, er wird den Kerker leer finden und der Verfolger mir augenblicklich auf den Füßen seyn, und mich wieder zurückbringen.“

„Auch daran habe ich schon gedacht. Gebt mir Euren Mantel, Euren Hut. Ich bleibe statt Eurer hier. Ich wickle mich so fest in den Mantel, wie Ihr vorhin gethan hattet; ich drückte den Hut tief in's Gesicht, und lege mich auf das Strohbette, welches Ihr eben verlassen, indem ich einen tiefen Schlaf erheuchle. So täusche ich die Wachsamkeit des Kerkermeisters bis an den Morgen, wo Ihr aller Wahrscheinlichkeit nach außer Gefahr seyd. Dann tretet ich vor meinen Gemahl, schwöre ihm noch ein Mal Eure Unschuld zu, bekenne ihm meine ganze Schuld und meine Liebe zu Euch. Und morgen schon kehre ich zu meinen Eltern nach Neapel zurück, um dort Euch zu erwarten.“

„Göttliches Weib!“ jubelte de Lede. „Neapel muß spanisch werden, damit Salerno's Rose mein werde.“

„Eilt! Eilt!“ rief Angola ängstlich durch die Thüre.

„Hier habt Ihr Geld,“ sagte Ursina hastig; „steht an der Küste hinab, kauft Euch mit Tagesanbruch das schnellste Pferd und sucht so eilig, als Ihr könnt, die Meerenge zu erreichen. Dort wird Euch ein Fischerkahn nach Sicilien hinübersetzen. Nun lebt wohl!“ — Ein heiliger Kuß vereinigte sie. Ihre Herzen schlugen in seliger Umarmung an einander.

„Eilt!“ rief Angola mit Todesangst. Ursina riß dem Geliebten Hut und Mantel ab; noch ein Kuß und er verschwand durch die Thüre. Ursina streckte sich auf's Lager. Zehn Minuten darauf trat der Kerkermeister herein, sah den Gefangenen auf dem Stroh und ging wieder. Ursina dankte dem Himmel in heißem Gebet und flehte inbrünstig, ihn glücklich zu retten. Sein holdes Bild umgaukelte sie. Auf silbernen, gold- und purpurumranderten Wölflchen schwamm es daher, von leuchtenden Gewändern umflossen, auf einem Meere von Morgenroth. Seine Züge waren verklärt, seine Augen Sterne. Glanz umwogte sie, Engelslieder umrauschten sie, die Flügel der Himmelsboten kreisten um ihr Haupt. Sie war entschlafen und träumte selige Träume.

Noch wurde die Erde von der schweigenden Nacht in düstrier Umarmung gehalten, als zwei Männer, die sich so eben von ihren keuchenden Pferden geworfen hatten, in das Schlafgemach des Statthalters traten. Der Eine war der an den Vizekönig abgesandte, jetzt wiedergekehrte Bote. Don Flario wurde geweckt; er hatte es so befohlen, und der Bote überreichte ihm einen großen Brief des Vizekönigs, welchen Ghiberti eilig erbrach und durchlas. Dann warf er einen düstern Blick auf den andern Mann und sagte kalt: „Gut! Thut, wie Euch befohlen worden. Doch macht die Sache kurz ab, damit kein Aufsehn werde. Sobald es Tag ist, ruft mich.“

Die Männer verließen das Gemach schweigend; der Statthalter maß es lange mit seinen Schritten. Endlich legte er sich wieder nieder. —

„Der Tag bricht an, gnädiger Herr,“ erinnerte eine Stunde später ein Diener. „Ihr habt befohlen.“

„Zünde ein Paar Fackeln an und begleite mich in den Kerker,“ — sagte Don Flario kalt. Er warf einen Mantel um und ging mit großen Schritten. Der fremde neapolitanische Mann trat auf des Statthalters Wink mit in den düstern Kerker. Sie kamen an das Strohlager, ein rother Teppich war weit und faltig darüber geworfen.

„Wie ertrug er's?“ — fragte Don Flario mit gedämpfter zitternder Stimme.

„Er lag im festen Schlafe,“ — versetzte der neapolitanische Mann, — „und holte nur einen tiefen Seufzer, als das schwere andalusische Schwert in seine Brust drang. Dann starb er ohne Laut und, wie es schien, ohne Schmerz.“

Der Statthalter bedeckte die Augen mit der Hand. Seine hohe Gestalt zitterte. Doch er suchte sich zu fassen und sagte: „Scharfrichter, Du hast die Befehle Deines Herrn gut und pünktlich ausgeführt. Auch mir hast

Du Genüge gethan. Jetzt zeige mir noch einmal das Gesicht des Mannes, der mir einst das Leben rettete. Die Feindschaft ist abgethan. Nun darf ihm die Thräne des Freundes fließen.“

Der Scharfrichter zog den Teppich weg. Die Leiche lag in ihrem Blute, eng in den Mantel gewickelt und den Hut tief ins Gesicht gedrückt. Die Fackeln näherten sich, der Statthalter bog sich über die Leiche, der Scharfrichter nahm ihr den Hut ab — und ein dumpfer entsetzlicher Schrei schlug an das feuchte Gewölbe des Kerkers.

„Blendwerk der Hölle! Es ist mein Weib!“ freischte Don Florio, stürzte wie wahnsinnig über sie her, riß ihr den Mantel ab und sah die klaffende Todeswunde in ihrer Brust. — Ein holdseliges Lächeln schwebte noch auf ihren Zügen, in denen man keinen Todeskampf bemerkte.

„Was ist das, ihr Mächte des Himmels?“ rief Ghiberti, sich das ergraute Haar raufend. „Ist hier ein teuflischer Zauber geschehen? Erklärt mir das Entsetzliche!“

Da stürzte der Kerkermeister herein und zu des Statthalters Füßen mit den Worten: „Don Florio, meine Tochter hat sich so eben von der Platte des Felsens in das Meer gestürzt, nachdem sie vernommen, was hier geschehen.“

„Ich verstehe,“ sprach Ghiberti monoton und in sich zusammensinkend. Dann setzte er, sein Gesicht mit dem Mantel verhüllend, dumpf hinzu: „Rose von Salerno, Du warst mir nicht bestimmt, drum hat Dich der Sturm geknickt.“

Entdeckung einer Räuberbande.

Die Gazette des tribunaux erzählt diesen Vorfall folgendermaßen: „Ein Kutscher aus dem Departement Ain, der gewöhnlich zwischen Bourg und Genf fährt, ist eben im Begriff, nach letzterer Stadt zu gelangen, als eine arme Frau, die sehr ermüdet scheint, vor ihn tritt und ihn dringend bittet, ihr in der Ecke seines Wagens ein Plätzchen zu gönnen, daß sie auf diese Weise noch vor Einbruch der Nacht in Genf seyn könne. Der Kutscher, der wohl einsieht, daß die Frau Gefahr läuft, der Kälte zu unterliegen, wenn sie die Nacht auf offener Straße übereilen sollte, trägt kein Bedenken, ihr ein Plätzchen in dem Wagen anzuweisen. Die Frau steigt auf, murmelt einen kurzen Dank vor sich hin und schläft, nachdem sie sich sorgfältig mit Stroh und Heu bedeckt und in ihren Mantel fest eingehüllt hatte, ein. Bald beweist dem Kutscher ihr lautes Schnarchen, daß seine Reisende in tiefen Schlaf gefallen sey, und er unterläßt daher, sie zum Aussteigen aufzufordern, als sie kurz vor Genf einen steilen Berg herabzufahren haben. Nachdem sie in der Ebene angelangt sind, zieht er den Hemmschuh vom Rade hervor und, ohne sich Mühe zu nehmen, ihn nach seiner Gewohnheit wieder aufzuhängen, wirft er ihn gleichgültig in das Innere des Wagens und kommt bald darauf, zu Fuß neben demselben hergehend, an die Thore der Stadt. Der armen Frau sich wieder erinnernd, ruft er sie mit lauter Stimme, um ihr zu sagen, daß sie nun absteigen könne; er ruft sie mehrere Male, ohne eine Antwort zu erhalten, und, ungeduldig darüber, setzt er endlich den einen Fuß auf eins der Räder des Wagens und mit einer Hand sich daran haltend, ergreift er mit der andern die Füße der Frau, um sie zu erwecken, und ruft dabei: „He! gute Frau! so wacht doch auf!“ Aber die gute Frau, unbeweglich, antwortet nicht, — und sie schnarchte auch schon eine gute Weile nicht mehr. — Der Kutscher, der ein Unglück zu vermuthen anfängt, steigt endlich in den Wagen selbst, schüttelt die Frau heftig und findet nun, daß er nur eine Leiche in der Hand habe. Sogleich wird ein Arzt gerufen, der denn aussagt, daß ein starker Schlag auf den Kopf den Tod herbeigeführt habe, und dieser Schlag ist von keinem Andern als von dem Kutscher geführt worden, und zwar mit dem Hemmschuh, womit er die Schläfe der Frau, als er ihn in den

Wagen geworfen, getroffen hatte. Man betrachtet die Frau näher und findet, daß es ein Mann ist, daß derselbe einen Dolch und sogar Pistolen bei sich hat. Man sucht genauer nach und findet endlich in der Tasche der vermeintlichen Frau einen Brief, worin sie gebeten wird, sich um Mitternacht desselben Tages an dem Thore eines Schlosses nahe bei Genf einzufinden; es wird ihr darin zugleich zu guter Bente Hoffnung gemacht. Die Nacht beginnt bereits einzubrechen. Sogleich wurden Gensd'armen in der Nähe des Schlosses in einen Hinterhalt gelegt und es dauert auch nicht lange, so erschienen neun Männer, die denn sogleich festgehalten wurden. Alles im Schlosse wird nun geweckt; der Eigenthümer, ein sehr reicher Greis, erfährt die Gefahr, der er ausgesetzt gewesen, und aus der er nur durch die Unvorsichtigkeit des Kutschers und durch den Mord, den dieser begangen, gerettet worden ist. Man sagt, er habe ihm dafür eine lebenslängliche Pension ausgesetzt.

Der ehrliche Galego.

Da sich in Lissabon in keinem Hause Wasser befindet, so mußte dieses, wie an vielen andern Orten, durch die Diensthöten an den öffentlichen Brunnen geholt werden, wozu sich aber die Trägheit der Lissaboner nicht entschließen konnte. Die armen, aber arbeitsamen Bewohner der benachbarten Provinz Galizien kamen daher zuerst zu Hunderten dahin und trugen in kleinen Fässern für geringen Lohn Wasser in die Häuser. Allmählig machten sie ein Monopol daraus, und jetzt würden sie es nicht mehr gutwillig zugeben, daß irgend Jemand, der nicht zu ihrer Kunst gehörte, Wasser am Brunnen hole. Vierzigtausend dieser Galego's (Galizier) ernähren sich gegenwärtig allein in Lissabon theils mit dem Verkaufe des Wassers, theils als Ausbelfer zu allen möglichen Dienstverrichtungen in den Häusern, oder erwarten, in den Straßen stehend, die Aufträge der Vorübergehenden. Diese thätigen Menschen sind dem Portugiesen durchaus unentbehrlich geworden und sie wußten auch daraus den Vortheil zu ziehen, daß sie durchaus keine Abgabe geben. Ihre Ehrlichkeit ist sehr groß, und ein Diebstahl, von einem Galego begangen, ist etwas Unerhörtes. Man ist überzeugt, daß sie unter einander wachsam sind, diesen Ruf zu erhalten, und daß Mancher, auf welchem begründeter Verdacht der Veruntreuung haftete, durch sie selbst die verdiente Strafe erhielt. Von vielen Beispielen eines:

Ein Kaufmann hatte einen, ihm ganz fremden Galego herbeigerufen und ihm einen Sack mit Geld aufgeladen, welchen er nach einem Schiffe bringen wollte. Auf dem Wege nach dem Strande verloren sie sich im großen Gedränge der Menschen aus dem Gesichte und der Kaufmann durcheilte vergebens in allen Richtungen die Straßen, ohne seinen Lastträger mehr zu finden. Dieser hatte mit derselben Angstlichkeit nach dem Herrn gesucht; als ihm aber das Geld zu schwer wurde, ging er damit nach dem Handelsplatze, weil nach seiner Meinung der Kaufmann zuverlässig dorthin kommen müßte, und fest entschlossen, ihn daselbst zu erwarten, setzte er unfern der Börse den Geldsack auf die Erde und sich darauf. Der Tag neigte sich bereits zu Ende und noch saß der wackere Galego auf derselben Stelle, als endlich der Kaufmann, der seine Zeit mit unnützen Nachforschungen zugebracht hatte, nach der Börse eilte, wohin ihn dringende Geschäfte riefen. Er sah und erkannte den Galego, welcher ihm mit unverstellter Freude folgte und das anvertraute Gut nach seinem Hause brachte. Der nicht minder wackere Kaufmann begnügte sich nicht, den ehrlichen Galizier mit ein Paar Crusados abzulohnen, sondern behielt ihn in seinem Hause und schenkte ihm sein volles Zutrauen, und als nach einigen Jahren sein Schützling nach der Heimath zurückzukehren wünschte, unterstützte er ihn so großmüthig, daß er, überdies vom Glücke begünstigt, bald unter die wohlhabendsten Bürger der Provinz gerechnet wurde.

Düsseldorf, Montag den 16. November 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 46.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Historische Novelle von Th. v. Kobbe.

1.

In einem der prächtigen Häuser, welche die schönste Straße Altona's, die Palmaille, zieren, die größtentheils aus der kunstfertigen Hand des berühmten Baumeisters Hansen hervorgegangen ist, wohnte im Jahre 1807 seit mehreren Wochen ein Mann, Namens S. L. Meyer, der dorthin aus dem Herzogthume Holstein gekommen war, woselbst er in den letzten Jahren auf verschiedenen Hafensplätzen seine Handlungsgeschäfte betrieben hatte. Sein Name war in der merkantillischen Welt nicht unbekannt, und die vielen Einladungen, welche ihm von den ersten Hamburger Häusern tagtäglich zu Theil wurden, genüßten, um ihm unter seinen handelnden Mitbürgern die Stellung der Ehre zu sichern, welche in beiden Städten weder Geist, Genie, noch Liebenswürdigeit zu ersetzen vermögen.

Um so unbegreiflicher aber erschien es den Bewohnern beider Elbstädte, daß ein Mann, den sogar Johann Martin Jänisch zu Tisch ladete, den der dermalige *faiscur* und *maitre de plaisir*, der später ermordete Advokat Ratzen, wie ein Mitglied der Holsteinischen Ritterschaft ehrte und aufsuchte, im Besichte und hinter dem Rücken pries, alle diese Ehrenbezeugungen nicht zu beachten schien, und, sobald ihn seine beiden Rappen von der Hamburger Börse nach Hause gerollt hatten, nicht vor dem andern Tage, und zwar nur in seinem Comptoir, wieder sichtbar wurde, woselbst er mit großem merkantillischen Ueberblick seine Befehle gab, die Makler anhörte, welche ihm etwas aus Paris, Wien oder London anboten, allein nichts redete, was nicht in direkter Beziehung mit seinen Geschäften stand. Uebrigens sprach er mit Geläufigkeit, außer der holländischen, alle lebende Sprachen, und hatte dabei so feine Manieren und eine graciöse Bewegung, als ob er seinen Anstand dem berühmten und liebenswürdigen Alexander Casorti verdanke.

Trotz dieses Einsiedlerlebens war sein Haus fast täglich ein Tempel der Freude, wie der Geselligkeit. Wie einst der bekannte, durch seine famöse *Fajence*- und *Wachslichter*-Speculation zum Nabob, dänischen Grafen und Schagmeister erhobene Schimmelmann in Hamburg bei seiner einsamen Lampe im stillen Kämmerlein rechnete, während in seinem Salon tausend Kerzen die nichts sagenden fröhlich hüpfenden hamburger Ballgestichter umstrahlten, war auch Herr S. L. Meyer den Blicken der schöngeistigeren Welt Hamburgs und Altona's unsichtbar, wenn seine Schwiegerin, Madame Eugenie Rosenthal, unter der von ihr erlesenen Gesellschaft ihre große Kenntniß der deutschen Klassiker, und vor allen des geistreichen Jean Paul, geltend machte; dafür aber die sich eine Zeitlang langweilenden Zuhörer nach idealen Torturen und ätherischem Thee, mit reellen Torten und noch schöner duftenden Pasteten erfreute. Um sich

aber ihres Publicums noch mehr zu versichern, hatte sie freilich zu großem Verdruss des ohnehin etwas farg und streng gehaltenen Gesindes, die noch in beiden Städten geltende bettelhafte Mode der Trinkgelder abgeschafft, wonach ein jeder Gast den Austritt aus dem Hause, die Ehre der Einladung, mit den so schwer erworbenen und so leicht ausgegebenen Drittelfücken (1 fl. 12 fr. rhn.) den leuchtenden und handausstreckenden Domestiken bezahlen muß.

Madame Eugenie, so hieß die Dame *par excellence*, bildete sonach einen auffallenden Kontrast mit ihrem Schwager. Auch entging es keinem Menschenkenner, daß die Rosenthal, so sehr sie mit ihrem blonden Haar, blauen Augen, übrigens passablen Neufnern und phlegmatischen Embonpoint die Göttin der Sanftmuth darzustellen, und aus allen Schiller'schen und Goethe'schen Tragödien, ja auch aus Kogebue'schen Rührstellen, bis zur Selbstprüfung ihr Gemüth zu veranschaulichen suchte, keineswegs als dem Herrn Meyer durch's Blut gesippt, anzusehen sey; denn ihre Manieren ließen nur zu oft, wenn ein Affekt sie überwallte, den Mangel an einer guten Erziehung und an einer wahren Bildung durchblicken. Und obgleich sie den ihr stets willkommenen Kriegern Napoleons versicherte, daß sie in ihrer Jugend das Französische „wie Wasser“ gesprochen habe, so war sie dazu doch jetzt nicht mehr zu bringen, und legte, wenn sie beim Eintritt der Besuchenden mit einem „*Bon jour, monsieur*“ oder „*comment vous portez vous?*“ oder mit einem antwortenden „*fort bien*“ herausgeplagt war, bescheiden die Finger auf die sich schließenden Tulpenlippen, indem sie versicherte, sie werde erst dann anfangen französisch zu reden, wenn ihr Ideal, der Kaiser, ganz Deutschland dem Rheinbunde einverleibt habe. „*C'est ainsi que vous recommencerez hientôt à parler notre langue*“ war die Antwort der galanten, jedesmal unmerklich in sich hineinlächelnden Franzosen.

Die Neugierde, welche das Erscheinen dieser beiden Leute in dem an Mundthätigkeit reichen Altona erregen mußte, gab bald zu wunderlichen Gerüchten Veranlassung. Ein Schauspieler, der die dortige Truppe vor dem gewöhnlichen halbjährigen Bankerott, den das nahe Hamburger Stadttheater zu verursachen pflegt, verlassen hatte, sollte in der Stechhahn'schen Restauration im Rausch behauptet haben: „Madame Eugenie habe früher in Magdeburg Goethe's natürliche Tochter gespielt, er wolle die kurzen väterlichen Rechte, die er damals auf der Bühne geübt, zu einer gezwungenen Anleihe geltend machen, oder Madame ihren Lebenswandel kund thun.“ Er hatte dies am andern Tage, da er bei Frau Rosenthal gewesen, freilich mit der Bemerkung widerrufen, daß er sich in ihrer Person geirrt habe. Allein die vielen Spezies, womit er die rückständigen Beafsteaks und Porterflaschen bezahlte, die Ruhe, womit er seine Lieblingsrollen zurückgeschickt und seine Kündigung erzwungen hätte, machten den denkenden Altonaer nicht irre. Zudem hieß es, Frau Rosenthal habe sich bei der Polizei legitimiren müssen, und da habe sich ergeben daß sie gar nicht mit dem Herrn Meyer verwandt sey. Auch berichtete das Gesinde, daß

Madame den Herrn nur am Sonnabend spreche, wenn sie Geld von ihm verlange, und wollte Elise, das Stubenmädchen, welche den leisesten Gang und die feinsten Ohren hatte, gar behaupten, daß diese Zahlungsoperation nie ohne sehr heftige Reden auch von Seiten des sonst so sehr schweigsamen Herrn beendigt werde.

Neue Begebenheiten, wohin insbesondere die unglücklichen Kriegsergebnisse gehörten, in welche Dänemark damals mit England verwickelt wurde, ließen indessen bald das Stadtgewäsche verstummen. Man gewöhnte sich daran, mit Herrn Meyer in Geschäften zu verhandeln, bei Madame Eugenie zu speisen und zu trinken, und mußte sich am Ende gestehen, daß man von Beiden solide behandelt würde, und nirgend zu kurz käme.

Außer diesen den geneigten Lesern dargestellten Personen befanden sich zwei Knaben im Hause, wovon der älteste etwa zehn Jahre, der letztere neun Jahre alt seyn mochte. Jener, Hans Rennerberg, galt für einen Schwessterjohn der verstorbenen Madame Meyer, dieser für seinen Sohn, und hieß „Napoleon Hannibal Scipio.“ Madame Eugenie rühmte sich dieser sonderbaren Taufnamen als ihres Werks, und erzählte oft, sie habe, da der Knabe entfernt von seinem Vater geboren sey, diesem das Prävenire gespielt, und auf diese Weise dem Knaben hoffentlich schon durch die bloße Nennung seines Namens jedes Mal einen aufmunternden Zuruf, den größten Vorbildern der Welt zu gleichen, geschaffen. — Ihr Schwager habe zwar anfangs gegrollt, sie sey aber auf ihr Stück bestanden, und da habe er gute Miene zum bösen Spiel machen müssen, und, um so wenig, wie möglich, der prosaischen Welt einen Anstoß zu geben, den Namen Hannibal gewählt, bei dem der Knabe gerufen werden sollte.

Beide Kinder waren der Obhut eines Candidaten der Theologie anvertraut, der, trotz bedeutender Kenntnisse, nicht im Stande gewesen war, wegen seiner unüberwindlichen Schüchternheit das Examen in Glückstadt zu bestehen. War er auch anscheinend glänzend in seiner schriftlichen fünftägigen Prüfung bestanden, so waren doch die Tage der mündlichen Probe so überaus schlecht, so ohne alle Antwort ausgefallen, daß in den Prüfungsherren die Idee Raum gewonnen hatte, der gute Bastian habe sich mit schriftlichen Extrakten, vulgo „Schmierzettel“ genannt, versehen, und auf diese Weise sich ein unverdientes Zeugniß zu erschleichen. Vollends untauglich hatte er sich aber durch seine Probepredigt und seine Catechisation dargestellt. Noch jetzt erzählt man sich in Holstein von ihm, daß er beim Eingang der letzten die Seele als sichtbar, den Körper als unsichtbar dargestellt habe.

Den Verzweifelten hatte Herr Meyer nach beendeter Prüfung im christlichen Gasthause zu Glückstadt gefunden, und dem elternlosen, durch sein unglückliches Examen Geächteten, einen vorläufigen Zufluchtsort in seinem neu angekauften Hause in Altona angeboten, Bastian dieß Anerbieten dankbar und überglücklich, wie die Hülfe eines Engels, angenommen. Seine nähere Bekanntschaft hatte indessen das Vertrauen, welches Meyer in ihn gesetzt hatte, gerechtfertigt. Sobald Bastian seine Scheu gegen seinen Hausherrn überwunden, erkannte dieser in ihm einen talentvollen und gelehrten, durch seltene Tiefe des Gemüths ausgezeichneten, jungen Mann, dem er unbedenklich die Erziehung seiner beiden Knaben anvertraute, und sich auf diese Weise einer Vaterpflicht entbunden sah, zu der es ihm anscheinend an Geschick oder an innerem Beruf fehlte. — Schnell lernten die beiden Knaben ihrem neuen Führer vertrauen, und mit unbeschreiblicher Liebe hingen bald ihre Augen begierig an den unter vertrauten guten Menschen so beredten Lippen des liebevollsten Lehrers.

2.

Seltam war das Verhältniß, in dem Herr Meyer und Madame Eugenie zu den beiden Knaben standen. Diese, welche, als Schwester der verstorbenen Hausfrau, offenbar Beiden gleich nahe verwandt schien, hatte alle ihre mütterliche Zärtlichkeit, deren ihr verschrobene Herz überall fähig war, auf den von ihr so wunderlich benannten Hannibal übertragen, und ließ gegen den ehrlichen Hans,

bei jeder Gelegenheit, die deutlichsten Spuren entschiedener Abneigung merken. Zwar war der schlichte Rennerberg ihren Verationen nur wenige Stunden des Tages, die sich die schöngeistreiche Eugenie für das Hauswesen und die Kinder-Erziehung von ihren belletristischen Studien abmüßigte, ausgesetzt, allein schon in diesen hatten Magen und Psyche des braven Jungen unerträgliche Torturen auszustehen. Schmale Bissen, unwürdige Schimpfworte waren sein tägliches Theil, weder des ehrlichen Bastian, noch Hannibals Fürbitten konnten ihm ein besseres Loos erwirken, bis endlich die List des Leztern, dessen Abneigung gegen die unnatürliche Pflegemutter in eben dem Maaße wuchs, womit sie sein besseres Naturell durch ihre Affenliebe zu untergraben suchte, — mittelst vollgepflanzter Taschen und vorgegebenen Heißhungers, die Wachsamkeit der boshaften Eugenie täuschte. Nichts desto weniger verbielt sich der eflußige Hans bei Tisch fortwährend leidend und anscheinend hungrig, und affectirte seine Tantalus-Qualen, um die Grausame zu täuschen, die immer neidisch auf seine von blühender Gesundheit strotzenden wohlgerundeten Wangen zu blicken schien. —

Solch ein Benehmen blieb indessen dem Hausherrn verborgen, gegen dessen finstere Wortfargheit kein Mitglied des Hauses eine offene Rede wagte. Denn wenn er zugegen war, nahm die Behandlung der Knaben eine andere Farbe an. Wenn sich gleich in seinem Benehmen gegen beide Kinder Herzensgüte und Sanftmuth, ja fast die Scheu eines alten Dieners gegen fürstliche Kinder, kund gab, so wurde doch Hans bei allen Gelegenheiten, da der sparsame Mann den Knaben kleine Geschenke spendete, vorgezogen. Nur dieser erhielt dann und wann ein kleines Taschengeld, und die Sorge für dessen Bedürfnisse machte den größten Theil seiner Nachfrage nach den beiden Kindern aus, wenn es ihm gleich mehr darum zu thun schien, daß Hannibal etwas Nüchternes lerne, und er in dieser Hinsicht häufig den Lehrer dringend befragte. Bastian konnte mit gutem Gewissen die erwünschten Antworten geben; der jüngere Hannibal hatte bald den viel materielleren Hans, zum großen Triumph Eugeniens, im Lernen überflügelt. Dieser war schwer bei den Büchern zu halten; so oft, wie er konnte, entfloß er dem Arbeitszimmer, eilte die steilen Straßen „van der Smiffens Allee“ oder „den Dückerberg“ hinunter, und staunte mit träumerischer Begeisterung die großen Schiffe am Elbgestade an. Allemal, wenn er zurückkehrte, raunte er dann seinem Pylades, der ruhig bei seinem Schreibtische arbeitete, in die Ohren: „Ein Schiffer muß ich werden und die Welt sehen, es gehe wie es wolle.“

Dem alten Meyer schien dieß indessen nicht recht. „Das ist schlimm, umgekehrt wäre es besser!“ murmelte er einmal leise, aber unverständlich für den guten Bastian vor sich hin; „für Hans ist schon gesorgt; aber Hannibal muß noch über die Alpen, um sich sein Glück zu suchen.“

3.

Der Fortgang einiger Jahre bildete beide Knaben ihren Anlagen gemäß aus. Hannibal entfaltete immer mehr Genie zur Wissenschaft, und da es ihm dabei nicht an der Gabe der Rede fehlte, sah Bastian schon in seinem Schüler einen würdigern oder wenigstens glücklichern Kandidaten des Glückstädter Examens, als er selbst darzustellen im Stande gewesen war. — Der ehrliche Hans aber fing nach und nach an, Talent für die Mathematik zu entwickeln, und da ihm ein alter Kapitän, der damalige angesehenste Schiffsbeder Dutz, den er am Hasen und auf seinem Schiffe kennen gelernt und lieb gewonnen, Unterricht in der Steuermannskunde verheißen hatte, wenn er sich in den ersten Elementen vervollkomme, zeigte er bald, was der selbst weniger talentvolle Schüler vermag, wenn kräftiger Wille auf ein bestimmtes Ziel hinarbeitet. Dabei versäumte er den praktischen Schiffsdienst nicht, so weit es ihm seine Freistunden und die wohl etwas zu große Nachsicht seines Lehrers gestatteten. Denn oftmals war schon in dem Knabengehirne, besonders durch die ungerechten Schmähungen der Pflegemutter angeregt, die kühne Idee entsprungen, sich von einem der Götternamen, womit so

viele seiner Lieblinge, die schnellsegelnden Schiffe, gekauft waren, durch die goldgelbe Elbe in die blauen Meeresfluthen nach der neuen Welt, dem einzigen Gegenstande seiner wohnigen Träume, entführen zu lassen.

Während Hans auf diese Weise in eine Bekanntschaft mit den Bewohnern der See gerieth, die freilich nicht geeignet war, seine natürliche Verbtheit zu mildern, gedieh Hannibal unter todten und lebendigen Sprachen, wie eine erotische Pflanze. Seine, auf Anstiften der Rosenthal, unter fremden Namen bei Hammerich erschienenen Lieder, welche er in seinem zwölften Jahre fertigste, sind in Holstein weltbekannt, und in der That, hätten ihn nicht das prosaische Leben und die Nothwendigkeit der Poesie abgewonnen, wir würden sicherlich in ihm jetzt einen Dichter bewundern, der mit den wenigen Auserwählten ungelesen in den Glasschränken der Bistenszimmer unserer norddeutschen Damen paradierte.

Das Ende des Jahres 1812 war gekommen, und mit ihm die Zeit, in welcher Nachfröste die geistigen Blüten Napoleons mit seinen Gartenknechten erstarren ließen. Die Begeisterung der Deutschen erwachte, allenthalben ward gejubelt, das neunundzwanzigste Bülletin war die immer wiederholte Lektüre, und das Schicksal bereitete sich vor, den Lesefehler eines Hamburger Zuckerbäckerknechts als Prophezeiung in Erfüllung gehen zu lassen, denn, als dieser einst an einer Ecke des Hamburger Berges die Worte: „Der Kaiser hat Moskau eingenommen,“ gelesen, und das Wort „Moskau“ mit „Musfus (Moschus)“ verwechselte, hatte er seinem nebenstehenden Kameraden, welcher die Bekanntschaft mit den Buchstaben, seit seiner Entlassung aus der Schule, nicht ferner frequentirt hatte, die Worte zugerannt: „Gebt Acht, es ist bald mit ihm vorbei, das weiß ich an meiner seligen Frau; denn er hat Musfus eingenommen. Kaum hatte meine Frau Musfus eingenommen, so ging sie stöten (stark sie).“

Madame Eugenie war untröstlich; sie hatte ihre Sonne, Napoleon, in ihren Strahlenbrechungen, das heißt, in seinen Offizieren kennen gelernt, sie fürchtete, bei einer neuen Organisation, in den Landsturm der Schönheit ohne Aufgebot versetzt zu werden. Sie trauerte daher mit einigen Dänen, welche durch die Behandlung ihres Königs wüthende Napoleonisten geworden waren, und selbst die Ungeheuer des Corsenreichs, wie einen Wandamme, lieblossten und stüfterten. Hannibal mußte ihr fortwährend geschichtliche Arbeiten zum Ruhme des gestürzten Titanen anfertigen, wozu Bastian, ein stiller blonder Deutscher, voll Theodor-Körner-Gefühl, Turusinu und Franzosenhaß, nur ungern die Hand bot. — Rennerberg aber blickte vom Reinwill'schen Pavillon starr auf die weite Stromesfläche, und jubelte sehnsüchtig: „Während die französischen Krieger erfröten, ist das Eis des Weltmeers aufgethaut; bin ich erst am nächsten Ostertage confirmirt, dann fort in die schaukelnden Fluthen, geleitet von den schützenden und den Weg weisenden Gestirnen.“

Ogleich Herr Meyer einen thätigen Antheil an der Wiedererweckung Deutschlands zu nehmen schien, von der er, wie die gesammten Patrioten, eine glückliche Zukunft erwartete, so ward doch nach der Einnahme von Paris seine Laune immer finsterner. „Ich war nahe daran, mich mit dem Leben zu versöhnen,“ seufzte er einst unverständlich gegen seinen Liebling Bastian, „allein Dänemarks Unglück und das Sinken seiner Papiere hat mich um jahrelange Arbeit betrogen. Und was hilft es mir, wenn ich alt werde, wie der ewige Jude, und diejenigen sterben sehe, für deren Wohl ich reuevoll lebe.“

So verging der Winter und die Osterzeit des Jahres 1814 kam heran, welche die Confirmation beider Knaben herbeiführte. Zum ersten Male erlaubte ihnen der Vater auf Bastians Fürbitten, am folgenden Tage das Theater, und zwar den Besuch des Hamburger, da das Altonaer, nur durch den vortrefflichen Denkel gehalten, im Ganzen unter aller Critik war. — Es wurde Don Carlos gegeben, den der mit unverlöschbarer Liebhaberweiche seit einem halben Jahrhundert begabte Jacoby damals ausgezeichnet darstellte, Herzfeld oder Gerber, der Meister der deutschen Primen, spielte den Posa.

Die beiden Bettern, die, wie jeder gutgeartete Holsteiner, ihren Schiller auswendig wußten, schwammen in Seligkeit. Glückliche Jugend, die aus den Schiller'schen Wesen nur Moral und Liebe saugt, und die ungenießbare Unnatur instinktmäßig unberührt läßt! — Hans aber, der in dem Posa nur den aufopfernden Freund, nicht den gleisnerischen, fanatischen Politiker erkannte, drückte beim Fall des Vorhangs seinem Hannibal die Hand, indem er ihm zuraunte: „Ist es mir doch, als ob ich auch für Dich sterben sollte, wie Posa! Ich habe Dich gewiß auch eben so lieb, wie der seinen Carlos.“

Aber Hannibal antwortete nur zerstreut. Seine Seele war weder bei Posa, noch beim ehrliehen Hans. Im zweiten Range hatte er den blonden Lockenkopf eines blauäugigen Mädchens gewahrt, der seine Träume plötzlich verwirklichte, und in sein jugendliches Herz den Bligstrahl der ersten Liebe senkte. — Jetzt erhob sie sich, und schickte sich an zum Weggange, die Knaben verließen mit Bastian gleichfalls das Parterre. Da nahte, treppunter, einer steifen, anscheinend englischen Familie folgend, das holdz Bild, freundlich seine Augen auf Hannibal heftend, die sie dann aber mit Zutraulichkeit auf den erröthenden Hans lenkte, indem sie ihm einen freundlichen guten Abend zuwarf, und sodann in einem Wagen mit ihren Begleitern verschwand.

„Um des Himmels Willen! kennst Du das Mädchen?“ fragte Hannibal den in seinem Gesichte erglühenden Hans, und mit Zauberschnelligkeit hatte unbewußt der Host der Seele, die Eifersucht, seine Gedanken umzogen. — „Ich traf sie neulich auf dem Wege von Eppendorf nach Hamburg, wo ich sie vor den Zudringlichkeiten einiger betrunkenen Zuckerbäckerknechte durch meine gute Faust schützte, und mir auch ein Loch im Kopfe holte, das ich Euch mit einem Fall erklärte,“ war Rennerbergs Antwort. — „Du kanntest den Engel, und hast mir nichts davon gesagt?“ rief Hannibal noch einmal. „Wie heißt sie? Wo ist sie? Ich muß sie sehen und sie kennen lernen!“ — „Ich weiß nur, daß sie Jenny heißt,“ versetzte Hans, „daß sie ihren eigenen Zunamen nicht kennt, und daß sie von ihrer Jugend an bei fremden Engländern, die im Sommer zu Eppendorf wohnen, lebt. Ich habe den närrischen Namen ihres Erziehers vergessen, es scheint mir aber, daß es ihr auch in der Welt nicht nach Wunsch geht, daß sie hart bei den Leuten gehalten wird, und daß diese sie, wie Dein Vater mich, nur aus Mitleid angenommen haben.“ — „Und das hat sie Dir alles so vertraulich schnell erzählt, in so wenig Minuten?“ forschte Hannibal mit rollenden Augen, die sich aber beschämt wieder senkten, als Hans fast mit pathetischem Tone und herzlichem Händedruck sagte: „Sey kein Thor, und hätte ich das Mädchen auch noch so lieb, die Freundschaft geht mir über Alles. Wir sind ja ohnehin noch Knaben, und ich will und muß weit hinaus in die Welt. Sey ruhig, Carlos, ich bin dein Posa.“

Das Gespräch schwieg nun, denn man hatte den vorauswandernden Bastian an der Sperre, wo dieser die Ausgangszeichen gelöst hatte, erreicht. Der Lehrer schritt einher zwischen seinen beiden Cleven, welche mit offenen Ohren und Augen taub waren bei den vielen Anmerkungen, die der gute Bastian, durch Schillers Briefe belehrt, gleichsam in dessen Namen über das heutige Drama machte, und Beide, rechts und links, schienen dieselben Erscheinungen, nur mit etwas andern Umgebungen, zu haben. Denn vor Hannibals Augen wiegte sich Jenny's Kopf, das Haar mit Rosen und Weilchen umkränzt; er sah sie schlummernd in einer Grotte, und nahm es nicht übel, daß seine Gedichte in ihren Lilienfingern ruhten. — Rennerberg aber dachte sich einen verzweifelten Seesturm, der ihm und der Mannschaft, auch seinem Hannibal Verderben drohte. Plötzlich erhob sich die schöne Jenny als feuchtes Meerweib, und rief, indem sie Hans eine Muschel reichte: „Es rette sich einer von Euch!“ — Aber Hans dachte an Posa, und gab das Rettungswerkzeug dem Freunde, und wollte lieber untergehen, als ohne seinen Hannibal gerettet werden. Da störte Bastian durch die Frage: „Habt Ihr das wohl verstanden?“

Unter ähnlichen Träumereien ging es durch Altona und durch die Palmalle auf das väterliche Haus zu. Bastian docirte fortwährend, die erste Liebe pulsirte in den beiden Jugendherzen, wie der junge Wein im Fasse gährt, und selbst Hans würde in dem Augenblicke einen Beweis geliefert haben, daß jeder Mensch, der aus der poetisch unverständlichen Kindheit in das Mannesalter tritt, auf dem Wendepunkt, und zwar in dem Gefühl der ersten Liebe, zum Dichter wird.

Bastian erklärte den beiden Träumern beim Eintritt in das Haus, daß er sie auf das Zimmer des Herrn Meyer führen wolle, damit sie ihren Dank abstaten könnten, der Prinzipal auch nach seinem Wunsche die Wirkung wahrnehmen könne, welche der erste Theaterbesuch auf die Jünglinge gemacht habe. Auffallend war es ihm, daß er auf der Hausflur einen Polizeidiener fand, welcher ihm die Frage, ob er schon Jemand gesprochen, mit dem Aufügen bejähete: „Ich habe einen aus dem Zuchthause zu Neumünster entlassenen Sträfling hierher gebracht, der bei dem Herrn Justizrath von Aspern durchaus darauf bestand, daß, ehe und bevor er des Landes verwiesen werde, ihm noch ein Gespräch mit dem Herrn Meyer bewilligt werde. — „Kuriös,“ setzte er kopfschüttelnd hinzu, „die Madame Rosenthal ist auch dabei. Horchen ist meine Sache nicht, aber für einen Züchtling, der in eines vornehmen Mannes Haus tritt, ist er doch auffallend laut. Hören Sie nur! Wenn Sie hinaufgehen, so bitte ich, Herrn Meyer zu bemerken, daß ich allezeit zu Diensten stehe.“

„Schon gut!“ erwiderte Bastian, der allerdings ein pöbelhaftes Geräusch und Gefreisch vernahm, je höher er schritt. — „Bleibt unten!“ rief er den Jünglingen zu, „damit ich Euch rufe, sobald der Vater Euch zu sprechen begehrt.“ Dann schritt er eilig in das Gemach des alten Meyer, wo ihn ein wunderbarer Anblick empfing. Bleich, wie ein auf einem Kartenbetrug ertappter Spieler, saß der Hausherr, matt und kraftlos an einem Tische, worauf eine Menge Hannöverscher Gulden, sogenannte Drittel, aufgezählt lagen. Vor ihm stand ein gebräunter Seemann, mit einem groben grauen Mantel angethan, der das Geheul und Geschrei der Rosenthal nicht zu beachten schien, und, als sie ihm sogar wehren wollte, die blanke Summe einzustreichen, sie mit den Worten zurückstieß: „Hebe Dich von mir, Weib! Herr Meyer, noch einmal so viel, und ich bleibe stumm wie ein Fisch; was machen Ihnen tausend Thaler?“ fuhr er zu dem geängstigten Manne fort, der kopfschüttelnd verneinte, aber vergebens nach Kraft zu ringen schien, einen entscheidenden Schritt gegen seinen Peiniger zu unternehmen.

„Sei doch menschlich, Adolph, was haben wir nicht schon für Dich gethan?“ heulte Eugenie auf's Neue. „Stürze den edlen Mann, der genug durch uns leidet, nicht ganz in's Verderben. Er hat übermenschliche, undenkliche Verluste erlitten. Sieh' auf sein Auge, das um Schonung bittet!“ — „Theaterprinzessin! willst Du den Herrn Meyer heilig sprechen?“ lachte der Fremde mit widerlichem Grinsen. „Du liebst die Altonaer geschlossenen Zirkel doch auch mehr, als die geschlossene Gesellschaft in Neumünster, zu deren Ehrenmitglied Du mich eigentlich gemacht hast. Ich weiß das schon, und vergebe Dir, aber Erfaß, Geld, muß ich haben, oder wir reisen Alle zusammen dorthin.“

Mit diesen Worten schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch, und in demselben Augenblicke war es, wo das Trifolium den erlassenen Bastian eintreten sah. Aber gewissermaßen, als ob dessen Gegenwart den alten Herrn kräftigte, wie neu belebt, trat er auf. „Sieh' da ein guter Engel!“ rief er aus, und, während dieser ihm die Botschaft des Polizeidieners ausrichtete, mit fester Stimme zu dem stiller werdenden, durch Bastians Gegenwart unleugbar betroffenen Expresser: „Kapitän Petersson! Eure Macht ist gebrochen, ich überliedere mich selbst den Gerichten, um durch Strafe mich wegen eines Verbrechens zu verfühnen, das Ihr Beide begingt, und das mein Gewissen nie genehmigt hat, wenn der Mund auch schuldig schwieg. Melden Sie, Bastian, dem Polizeidiener, daß

ihn drei Verbrecher erwarten,“ fuhr er mit brechender Stimme fort, und sank dann erschöpft in den Sessel.

Diese Worte veränderten die Scene. Während Eugenie dem Bastian zu Füßen fiel, und schluchzend ihn im Gotteswillen beschwor, nicht den unüberlegten wahnsinnigen Auftrag des Herrn Meyer zu befolgen, wozu dieser immer mit schwacher Stimme wiederholt aufforderte, entfuhr dem gebräunten Schiffer ein „Hm“ über das andere, und indem Bastian auf der moralischen Collisionseiter, voll Furcht und Liebe für den Herrn, diesen bat, sich zu besinnen, dabei aber durch ein starkes vorgegebenes Husten und Scharen die Ausfuhr der Worte aus der von ihm zudem gesperrten Thür zu verhindern suchte, schritt dieser mit verächtlichem Lachen, und indem er der ohnmächtig gewordenen Rosenthal irgend eine zärtliche Phrase aus einem Ritterstück jurief, die mit dem Sinne: „der Landesverwiesene kommt wieder, lebendig oder todt,“ endete, langsam zur Thür hinaus. Bastian öffnete das Fenster, und sah zu seiner großen Herzenserleichterung den Fremden mit dem Polizeidiener das Haus verlassen, dann aber affectirte er, um den zu Salzfäulen gewordenen beiden tief Erschütterten nicht lästig zu werden, ein Nasenbluten, entfernte sich eilig, und suchte die Knaben auf, die, während er so wunderbare Metamorphosen gesehen, auch ein Object des Doids, das Buch der Liebe, einander erklärt hatten.

Am andern Morgen hieß es sowohl im Meyerschen Hause, wie in dessen Comptoire, den Principal habe ein Schlagfluß befallen, der ihn gelähmt, und wenigstens auf längere Zeit für seine Geschäfte unbrauchbar gemacht habe. Er war für alle seine Hausgenossen, mit Ausnahme der Rosenthal, unsichtbar geworden, welche unstreitig ihre neu erwachten Souveränitätsrechte, zur großen Betrübnis der ganzen häuslichen Bevölkerung, vornehmlich abrr des ehrlichen Hans, angewendet haben würde, wenn die Furcht vor Bastian, der Zeuge des eben erzählten Auftritts gewesen war, sie nicht zurückgehalten hätte. Sie hatte diesem zwar vorbeiblen wollen, daß der alte Meyer damals schon, durch einen ungestümen alten Kreditor seiner Frau erschreckt, in einem Anfall von Geistesabwesenheit, woran er jetzt oft leide, verwirrte Dinge gesprochen habe; das stumme Zugeben des ungläubigen Kandidaten belehrte sie aber hinlänglich, daß sie ihn nicht überzeugt habe; sie mußte sich daher, was sie freilich auch konnte, auf das edle und ihrem Herrn so wohlwollende Herz des verschwiegenen Bastian verlassen. Dieser war übrigens nicht wenig durch das räthselhafte Geheimniß bedrückt, und ward dies um so mehr, als der Hausherr ihn nach einigen Tagen zu sich rufen ließ, jede Erinnerung an das wunderbare Ereignis vermied, auch dabei erklärte, wie er Willens sey, seine Handlung aufzugeben, Altona aber ganz zu verlassen. Das Erstere geschah auch in der That sehr bald, und zwar, wie die Hamburger Kaufmannschaft aus jener Zeit sich wohl erinnern wird, mit solcher Eile und Liberalität, daß durch das Eingehen des Hauses S. L. Meyer manche jüngere kleinere aufkamen, wovon das eine bekanntlich jetzt einen bedeutenden Rang auf der Börse behauptet.

(Fortsetzung folgt.)

M i s z e l l e n .

Vor Kurzem reisten 800 Personen mit dem Dampfwagen von Liverpool ab; unterwegs wurde durch einen Unfall die eine der beiden Lokomotivmaschinen unbrauchbar gemacht; sogleich befestigte man den ganzen Zug an der anderen Maschine, und diese allein zog ihn in einer Stunde 15 engl. Meilen weit fort.

* * *

Der König von England hat die Erlaubnis ertheilt, daß die Eisenbahn von London nach Windsor mitten durch den großen Park von Windsor angelegt werden darf.

Düsseldorf, Montag den 23. November 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 47.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Historische Novelle von Th. v. Kobbe.

4.

(Fortsetzung.)

Die mit einer wundervollen Lindenallee verzierte Palmalle ist die schönste Straße Altona's, deren Südseite die Elbe und das dahinter belegene, an Milch, Kirschen und andern Früchten reiche hannoversche Land in malerischer Entfernung zeigt. Hinter den meisten dieser Häuser, wie auch hinter dem Meyer'schen, befindet sich ein Pavillon in einem Gärtchen, von wo man viele Stufen hinunter in die niedere Elbstraße steigt, woselbst den städtischen Villabewohner das ewig thätige Leben der Handel treibenden und befördernden Gewerbe umfängt.

In einem solchen Lusthause hatte Hannibal, dem Eugenie keine Bitte abzuschlagen vermochte, bereits seit vierzehn Tagen seinen, von täglichen vergeblichen, nach Eppendorf unternommenen Spaziergängen ermüdeten Körper dem weichen Flaum vertraut, während die geschwäzig rauschende Elbe und der den Verliebten dienstbare Mond sein Lager mit Tönen und Bildern umgaukelten.

Es war am 8. Juni des Jahres 1814, als Hans, der von dem hohen Balkon aus die Gestirne zur Vermehrung seiner Steuermannskunde beobachtet, und mit seinem Damon, der die Gestirne in poetischer Qualität betrachtete, nicht ohne Wärme über das ewige Schiboleth seiner Wünsche geplaudert, dann aber sich in das Hinterhaus begeben hatte, woselbst ihn alsbald Bett und Schlaf umhüllte. Aber plötzlich hörte er ein heftiges Gebell des wachsamem Kettenhundes, das anfänglich ihm nur Stoff zu wunderlichen Träumen gab, bald aber sein Erwachen herbeiführte, und ihm eine sonderbare Angst einflößte. Blistschnell enteilte er den Federn, warf sich in eine leichte Kleidung, ergriff, da ihm keine andere Waffe in die Hand kam, einen Haus Schlüssel und stürzte in den Pavillon. Er fand hier das Bett Hannibals leer, die Gartenthür, welche zur Karolinenstraße und durch diese dann zur Elbstraße führt, erbrochen. „Ihm nach!“ — rief er, — „es ist keine Zeit zu verlieren!“ Von dem fortwährenden Wellen des Hundes ermahnt, löste er diesen von der Kette. „Komm' mit, treuer Sultan, hilf den Freund suchen und finden, und Du sollst fortan Menschenrang in meiner Seele haben.“ — Und mit diesen Worten eilten Beide, Mensch und Hund, die Treppe hinunter in die Elbstraße, wo er von einem Nachtwächter erfuhr, daß so eben ein betrunkenes Matrose von einigen Fährersleuten in einen Kahn getragen sey, um auf sein Schiff, er wisse nicht, auf welches, gebracht zu werden. „Mensch!“ — donnerte Hans, — „warum hast du die Seelenverkäufer entwichen lassen?“ „Seelenverkäufers!“ — lachte der Nachtwächter plattdeutsch; — „das ist eine Fabel von der Großmutter her, man kauft keine Seelen mehr in Altona, man hat sie umsonst, wie der Teufel, ich habe zudem auch meine Schuldigkeit gethan, und die Leute angehalten. Allein

der junge Mensch, den sie trugen, war so betrunken, daß er nicht antwortete, und sich mit Kopf und Fuß wie ein Toller geberdete.“ Dabei lachte er noch einmal sein „Seelenverkäufers!“ bog um die Straßenecke und ließ alsdann sein: „Es hat ein's geschlagen!“ und seine politische Warnung, mit Feuer und Licht vorsichtig zu seyn, erschallen. „Dulgen's Kahn ist unangeschlossen!“ — jubelte Hans; blitschnell eilte er dorthin, sprang hinein und ruderte alsbald durch den Mastenwald auf die freie Elbe, wo er im Wassergeräusch, nicht ferne vor sich, alsbald einen Kiel dahin gleiten sah. Das Gebell des Hundes ließ ihm keinen Zweifel, daß er auf der rechten Fährte sey; bald erreichte er das vor ihm hinschwimmende Boot, dem er, von Sultans Tönen begleitet, ein donnerndes „Halt!“ zurief.

In diesem Augenblicke brach der Mond klar durch ein ihn bis dahin nur leicht verhüllendes Gewölk. Der schnellrudende Hans enterte mit einem Strick das vorangesegelte Boot, und als er in diesem seinen Hannibal im Hintertheil zu erblicken glaubte, rief er den beiden Männern, die dasselbe lenkten, in gebieterischem Tone zu, indem er den stattlichen Haus Schlüssel so ausstreckte, als ob es eine Pistole sey: „Gebt den Knaben heraus, Ihr Räuber, oder ich schieße Euch zusammen, wie nichts Gutes!“ — „Um Gotteswillen, Kapitän, laßt ihn heraus, und macht uns nicht unglücklich!“ — rief in zaghaftem Tone sogleich einer der Angeredeten, und nannte dabei einen Namen, den Hans nicht verstand; worauf dieser mit donnernder Stimme erwiderte: — „Tölpel! was nennst Du mich?“ — dann aber, indem er den Gefangenen ergriff und in die Höhe hob, ihn mit den Worten: „Geh, Du Narr! ich meinte es gut mit Dir; ich wollte Dich Deinem Räuber, dem alten Meyer, entziehen, und zum wahren Vater bringen,“ seinem Retter übergab, der, nachdem er den Strick gelöst, nur so lange sich der Umarmung seines Hannibals enthielt, und mit seinem Schlüssel drohte, bis sich der feindliche Menschenfänger in die rauschenden Wellen, unter lautem Gebell des an seinem jungen Herrn lieblosend hinauffpringenden Sultans, stromabwärts verlor.

„Run, Karlos,“ — rief Hans, — „sind wir gerettet; das war ein schönes Abenteuer mit den Seelenverkäufern! Sprich, wie drangen die Kerle zu Dir?“ Aber Hannibal antwortete nur kopfnickend, die Hände gefaltet ausstreckend. Erst jetzt gewahrte Hans, den in dem ersten Augenblick die Furcht ergriff, der Schreck habe seinen Freund verstummen lassen, daß dieser an Händen und Füßen geknebelt, sein Gesicht, besonders aber der Mund, mit einem großen Pechpflaster bedeckt sey. Ihn von beiden Dingen zu befreien, war seine schnellste Sorge. Das Erste gelang mit Hülfe eines Schiffsmessers, das nie aus Hansens Tasche kam, das zweite durch lösendes Elbwasser, doch nicht ohne eine schmerzhaftige Operation. Als sonach die Wortsperrre aufgehoben war, Hannibal seinem Befreier für die glückliche Rettung gedankt hatte, erzählte er, daß er im Begriff gewesen sey, sich zu entkleiden, als er ein Geräusch an der Thür des Gartens gehört habe, worauf sogleich die Thür des Pavillons ge-

öffnet und er von den eben gesehenen schweigenden Männern ohne weiteres in den Zustand versetzt worden sey, woraus ihn so eben Freundeshand errettet habe. Man habe ihn sodann auf den Armen zur Elbe getragen, und gegen einen anhaltenden Nachwächter die Erklärung abgegeben, er sey ein berauschter Matrose, den man an Bord des Schiffes bringen wolle.

Die Freunde hatten bald den Hafen und das väterliche Haus erreicht. Der beruhigte Hund zog leise wieder in sein Haus und an seine Ketten. Um den frankten Vater und die Hausgenossen, welche sämmtlich im Vorderhause an der Palmaße wohnten, nicht zu beunruhigen, verschwiegen sie das Abenteuer der Nacht, das erst in der Frühe Bastian und Madame Eugenie entdeckt wurde. Beide erriethen nur zu bald, wer der eine der Thäter sey, wenn gleich das Licht, das Eugenie aufgegangen war, dieser heller, als dem Bastian brennen mochte.

Aber auch Beide kamen dahin überein, daß der ganze Vorfal dem Hausherrn verborgen bleiben müsse, von dem insbesondere Eugenie nur zu sehr einen gewaltsamen Schritt zu fürchten schien. Den Knaben wurde daher von Bastian ein Stillschweigen auferlegt, dem sie getreulich gehorchten, indem sie bald aus ihrer arglosen Seele die Erinnerung an die bedeutenden Worte des nächtlichen Menschenräubers verloren.

Der alte Meyer hatte jetzt sein Geschäft realisiert, das Komptoir geschlossen, sein Haus in Altona verkauft, dafür wieder ein anderes Landhaus in Eppendorf erstanden. Leichtem Herzens schien er das dänische Territorium zu verlassen, freundlich und sanfter, denn je, sprach er zu den Jünglingen, welche ihn auf der Hinfahrt begleiteten, und sich mit ihm über ihren künftigen Beruf unterhielten. Es wurde ausgemacht, daß Hans, der durchaus nicht vom Seeleben abzubringen war, seine erste Reise im nächsten Frühjahre unternehmen, Hannibal die Rechte studiren, vor seinem Abgange auf die Universität aber noch ein halbes Jahr das Hamburger Gymnasium besuchen und unter Gurlitts Leitung sich auf die Hochschule vorbereiten solle. — „Was wird denn aber aus Bastian?“ — fragte Hans halb ängstlich. — „Der soll mich auf die Universität begleiten, nicht wahr, Väterchen?“ — schmeichelte Hannibal. — „Das hängt von Hans ab,“ — erwiderte der alte Meyer, und plötzlich überzogen wieder düstere Gewölke seine Stirn. „Doch davon ein andermal,“ — fuhr er, tief in sich seufzend und dann verstummend, fort. Bestürzt sahen die Freunde sich an. Hans aber meinte lächelnd: „Da wir ein Herz und eine Seele sind, so kommt es nur darauf an, wessen Mund zuerst redet, um die Handlungsweise des Andern zu bestimmen. Was der Eine will, will ja auch der Andere.“

Jetzt fuhr man bei dem neuen Gartenhause vor. Nicht die anmuthige Wohnung, der geschmackvolle Garten, noch die vielen vorüberwandernden gepuzten Hamburger lenkten die Blicke der beiden Knaben auf sich, sondern ein junges Mädchen, das, schräg der neuen Wohnung gegenüber, unter einer schattigen Linde sitzend, die erröthenden und erbleichenden Jünglinge nicht wahrgenommen hatte. Es war das Ideal ihrer Träume, die junge Engländerin aus der Komödie. Seligkeit durchbebte die jugendlichen Gemüther — Tag und Nacht war sie das Gespräch der Jünglinge, nur mit dem Unterschied, daß Hannibal sie immer nur Jenny, Hans aber gegen diesen „Deine Jenny,“ nannte. Man beschloß, sich einige Tage mit einem *Gruf à la Ritter* Teggenburg zu begnügen, die Persönlichkeit der Engländerin zu erkunden, dann aber auf irgend eine Weise die Bekanntschaft des Hauses zu machen. „Obgleich ich blöde bin, und nichts herauszubringen vermag, wenn ich mit Mädchen spreche“ — rief Hans, — „so könnte ich diese doch dreist anreden, aber nur um von Dir mit ihr zu reden.“

5.

Doch die ungeschickt verhehlte Jugendliebe beider Jünglinge blieb den übrigen Hausgenossen kein Geheimniß; sogar Bastians Blicken entging sie nicht, vielweniger aber der Eugenie, welche indessen aus einer den älteren Frauzimmern so angeborenen Vermählungssucht oder

aus übertriebener Nachsicht für ihren Liebling, dessen Neigung zu begünstigen suchte. Sie machte sogar die Bekanntschaft des einsylbigen englischen Ehepaars, von dem sie aber, in Bezug auf Jenny, nichts weiter in Erfahrung zu bringen vermochte, als daß diese die Tochter eines verarmten, einst sehr reich gewesenem Mannes sey, den sie aber nicht zu nennen versprochen. Die Eitelkeit der Rosenthal betrog sich freilich nicht durch die Bemerkung, daß seit einiger Zeit das nur als Aschenbrödel mit anglikanischer Kirchentyranney gedemüthigte Mädchen sich posttäglich einer milderen Behandlung erfreute, sie irrte sich aber, da sie glaubte, daß ihr Wörtereichtum irgend einen Einfluß auf Jennys kalte Pflegeältern geübt habe. Diese erwähnten täglich mehr lobend des entfernten Vaters, und die alte scheinheilige Infulanerin ließ einmal sogar mit demüthig frömmelnden Geberden die Worte fallen: „Er war ein großer Sünder, aber dennoch hat sich Gott in ihm verherlicht, und wenn uns eine heute empfangene Nachricht nicht täuscht, so ist er sogar ein reicher Mann geworden.“

Unter dessen hatte die Bekanntschaft der Rosenthal mit den Britten, einer Familie Mackersy, auch die Jünglinge in deren Haus eingeführt. Die Liebe der Jugend ist berebt in einsamen, vom Mond erhellten Nächten, aber schweigsam und blöde beim Sonnenlicht. Das Leben des Dreiblatts zu schildern, braucht zartere Farben, als der Pinsel dieser Novelle zu trinken und wiederzugeben vermag. Die erste Liebe ist das Unausprechliche, jeder Versuch einer Schilderung derselben ein Frevel. Welcher Leser fühlt das nicht? — Die Stunden, die Tage, stiegen dahin wie Minuten, und gleichen den klaren Fluthen des Baches; die Nächte sind umkränzte Spiegel des Tages, und wahrlich, es ist begreiflich, daß Anakreon das herangefommene Alter nicht fühlte, weil er ewig jugendlich liebte.

Freilich war Hans Kennerbergs Liebe nicht ganz ankreontisch. Steif und scheinbar kalt hatte er sich Jenny gleich anfangs gezeigt, jede Gefälligkeit, die er ihr so hundertfach bewies, geschah im Namen des Freundes, dessen Neigung für Jenny zwar nie Worte gefunden, aber sich zu unverhohlen zeigte, um nicht die junge Schülerin der Natur zu belehren. Vielleicht hätte ihr Herz den stillen ehrlichen Hans vorgezogen, der ihr schon einmal so viel Aufopferung und Theilnahme bewiesen; aber der Mangel an Widerhall und Anklang neigte ihr junges Herz von dem ernstesten kräftigen Jünglinge, der ja auch immer nur von weiten Seereisen, Haysschen und Eisbären redete, zu dem — Blumen, Götter und Sterne beschwörenden Hannibal.

So verfloß ein halbes Jahr und die Osterzeit nahte, welche beide Jünglinge in die Schule der Welt senden sollte. Gurlitt hatte den Gymnastiken mit ehrenvollen lateinischen, und mit dem besten deutschen Zeugnisse, das er aber sehr selten gab, nämlich daß Hannibal „ein Fünfchen“ gelernt habe, entlassen. Hans war noch unentschlossen, auf welchem Schiffe er die fernen Lande sehen wollte, als ein neues Ereigniß bestimmt war, die Liebe, so wie das Verdienst des getreuen Hans beim Kleeblatt zu verewigen. —

Die Russen, welche Hamburg dermalen verlassen, hatten unter manchen andern Erinnerungen an ihre Spuren auch eine Menge ausrangirter polnischer Pferde, und zwar um so leichter hinterlassen, da sie sich ziemlich mit requirirten jungen Wasserdänen versehen hatten. Polnische Pferde werden aber selten in der Fremde heimisch, wie ihre Gebieter, und so geschah es denn, daß ein Gespann, welches die glückliche Dreieit am Nachmittag nach der gehaltenen Abschiedsrede des Gymnasten wiederum nach Eppendorf trug, den Nationalcharakter annahm, und die flüchtigen Polacken gegen den Zügel des Fuhrmanns revoltirten. Der kugelrunde Hamburger Phaeton hatte den Bock herabstürzend verlassen, die durch Eckmühls Brandruinen uneben gewordenen Wege ließen nun ein völliges Zerfchellen fürchten, als Hans, der Jennys Ohnmacht bemerkte, mit unglaublicher Kühnheit glücklich aus dem Wagen sprang, mit übermenschlicher Schnelligkeit die Pferde erreichte, ihnen ein kräftiges „quos ego!“ zurief, und sie so mit größter

Anstrengung zum Gehorsam zurückführte. — Diese Romanenwendung ist eine Tochter der Geschichte, kein helsender deus ex machina in der Erzählung. Welcher Hamburger erinnerte sich nicht des Vorfalles, und zwar an demselben Tage, als eine so gefeierte vortreffliche Dame aus Lübeck, vom Pferde geschleift, ihren Tod fand?

Am folgenden Morgen erhielt Hannibal ein Billet von Jenny, worin diese ihm kurz meldete, daß eine außerordentliche Begebenheit, und wahrscheinlich ein gestern erhaltener Brief, den Herrn Mackversy veranlaßt habe, schon morgen Hamburg zu verlassen, und mit seiner Frau auf dem Paketboot nach England zu reisen. Er hatte versprochen, ihr dort den Namen des Vaters zu entdecken, der ohnehin ihre Nähe begehrt habe, und dem sie noch weit über das Meer folgen müsse. Vergebens sey jede Protestation gewesen; sie bitte Hannibal, dem sie übrigens unter jedem Verhältnisse Liebe und Treue gelobe, sich mit Hans zum Lebewohl, das ihr zu sagen vergönnt sey, baldigst bei ihr einzufinden. — Von Staunen, Schreck und Schmerz überwältigt, eilte Hannibal zu seinem Freunde. Beide waren einig, daß Niemand in dieser Sache möglicherweise vermitteln könne, als die Rosenthal, zu welcher auch ihr Liebling mit den empfangenen Zeilen, seine Neigung zum ersten Male unumwunden bekennd, eilte. Wohlgefällig hörte sie ihn an, und versprach, vielleicht sowohl durch die längst verschwundene Innigkeit und Freundlichkeit, womit er seine Reden begleitete, wie durch die romantische Lage des Bittenden gerührt, ihre beste Hilfe, hüllte sich in einen Schawl, und trippelte nach der Wohnung des Engländers. Mit welcher Ungeduld erwarteten die beiden Jünglinge ihre Rückkehr. Endlich öffnete sich die Thür, welche Eugenie aber nur langsam verließ, indem sie ihr Gesicht mit einem Tuche bedeckte. „Unglücklicher!“ rief sie feuerroth dem entgegeneilenden Hannibal zu. „Laß ab von dem Mädchen, begehre sie nicht wieder zu sehen, oder Du machst Dich, sie, Deinen Vater und mich unglücklich. O Himmel! welch eine Verkettung unglücklicher Umstände!“ Bei diesen Worten sank sie ohnmächtig zusammen, und mußte auf ihr Zimmer gebracht werden, wo heftige Nervenankfälle nur zu bald die unumgängliche Gegenwart eines Arztes erforderten.

Die Freunde waren indessen Arm in Arm sprachlos in das Haus des Engländers gegangen, wo die Anstalten zur Abreise höchst eilig betrieben wurden. Jenny war bei dem Packen eines Koffers beschäftigt. — „Am Gotteswillen!“ fragte Hannibal, „ist es wahr, wollen Sie uns verlassen?“ — „Ich muß,“ rief Jenny, „mein verloren geglaubter Vater hat sich gefunden, und ich muß ihm folgen, wahrscheinlich in weite Ferne. Aber Trennung ist kein Abschied, und nicht wahr, Sie bleiben mir gut, lieber Hannibal, und auch Sie, Lebensretter Hans!“ — „Ja, ewig werde ich nur an Sie denken, von Ihnen reden und träumen,“ stotterte Hannibal, während Hans mit leuchtenden Augen fragte: „Wohin fahren Sie?“ — „Vorläufig nach London,“ war die Antwort, „von dort werde ich erst meiner nähern Bestimmung entgegen gehen; aber, Gott sey Dank, es gibt auch Posten jenseits des Meeres, und ich hoffe, Ihnen bald Nachricht zu geben; und lauch Ihnen, Freund Hannibal!“ setzte sie mit dem Blick unverhöhlener Herzlichkeit hinzu.

Die Ankunft der Frau vom Hause unterbrach das Gespräch, welches in ihrer Gegenwart auch seine Ungezwungenheit nicht wieder gewann. Auch durften die Jünglinge nicht lange weilen, da Eugenie ein Mal über das andere Hannibal beschicken ließ, und die Engländerin den Abschied dadurch beschleunigte, daß sie Jenny zu verstehen gab, wie sie ihr etwas Eiliges und Wichtiges auf ihrem Zimmer zu sagen habe. — Das Kleeblatt zerriß; — Hannibal vom Schmerz überwältigt, Jenny und Hans aber mit den Worten: „Auf baldiges Wiedersehen!“ wobei dem Letzten ein Seeleuchten ins Auge trat.

Als Hannibal sich der Rosenthal näherte, fand er sie höchst aufgeregt und leidend, und würde dieß noch mehr bemerkt haben, wenn er es milder selbst gewesen wäre. Sie empfing ihn freundlich, entfernte die übrigen Wärterinnen ins Nebenzimmer, und bat ihn, diese Nacht, welche ohnehin die letzte ihres Lebens seyn würde, an

ihrem Lager zuzubringen.“ Schweigend willigte Hannibal ein, dann aber preßte ihm der Schmerz eine Bitte um Erklärung des heute so unbegreiflichen Vorfalles ab. — Aber so wie das ganze Leben Eugeniens einen Widerspruch enthielt, so zeigte sie sich auch in diesem Augenblicke. Ihre eben gethane Behauptung, daß sie sterben müsse, kehrte sie um in die Frage: ob sie sterben werde? Dann fügte sie hinzu: wenn sie gewiß es wisse, so wolle sie noch vor dem Tode Alles bekennen, sie sey eine sehr große Sünderin; „aber,“ fuhr sie, Hannibals Hand ergreifend, fort, „was ich auch gethan, ich habe Dich doch immer lieb gehabt, wie meinen Sohn.“

Auf eine ähnliche Weise wechselte fortwährend das Gespräch, das nur zuweilen von einigen Irrreden unterbrochen wurde. — In einem solchen Fieberanfall erhob sie sich einmal vom Lager, sah Hannibal star an, und flüsterte ihm dann leise ins Ohr: „Jenny heißt nicht Mackversy, sondern Mohrmann.“ Nach diesem Ausspruch sank sie erschöpft wieder zusammen.

Als sie wieder zu sich selbst gekommen, und ihre früheren Reden fortgesetzt hatte, befragte sie Hannibal wegen des so eben Gesagten. „Habe ich das gesprochen?“ rief Eugenie, „o, um des Himmels Willen kein Wort davon an Deinen Vater, so lange ich lebe!“ bat sie darauf, und faßte Hannibals Hand so krampfhaft, daß dieser nur durch das wiederholte Versprechen der Verschwiegenheit sich dem unsanften Drucke entwinden konnte.

Jetzt trat der Arzt ein, er glaubte, die Vorboten eines Nervenschlags zu sehen, und gebot Allen, selbst Hannibal, dessen Gegenwart die Rosenthal sichtlich ergriff, sich zu entfernen. Aber diese protestirte dagegen, und schon mitten in dieser Aufregung trat der gefürchtete Moment ein. Ein Schlagfluß lähmte plötzlich Seite und Zunge der Leidenden, die jetzt mit ungewöhnlicher Qual zuerst Hannibal, vorzüglich aber dem eingetretenen Meyer etwas offenbaren zu wollen schien. Es war vergebens, die Buchstaben in ihrer Seele wollten nicht mehr zu Worten werden; ein neuer Anfall raubte der Leidenden das, was ihr nach Verlust der Sprache noch an Lebensfähigkeit übrig geblieben war. Der Todesengel war über sie gekommen. (Fortsetzung folgt.)

Ein Zug aus Murats Leben.

(Aus dem Französischen von W. L. Wesché.)

Wenn im letzten Frühjahr zu Florenz bei der Gräfin von Lipona der Flügel die Arien Bellinis nicht mehr accompagnirte, so versammelten sich gegen Mitternacht immer die Vertrauteren des Pallastes Griffloni zum Plaudern und man tauschte bis gegen Morgen Geschichten aus. Einen unaussprechbaren Reiz gewährten diese Nächte, der Saal war noch ganz in der Unordnung vom Konzert oder Ball, nur die Tänzer oder Künstler waren verschwunden; die Partituren waren auf den Pulken verstreut, auf den Whisttischen brannten verlöschende Lampen und ihre vier Sessel waren leer; nach so viel lärmender Freude kam die Familienunterhaltung; man servirte Thee und köstliche Waffeln, vom Koch der Madame du Barry mit dem Wappen der Königin von Neapel verziert. In diesen herrlichen Abendgesellschaften beim Frühroth (soirées matinales) dachte Niemand an Schlaf. Die Gräfin von Lipona sagte immer: „Drei Stunden Schlaf sind hinlänglich für mich; es ist dies eine gute Gewohnheit, die ich meinem Bruder, dem Kaiser, verdanke;“ ihre Vertrauten waren eitel darauf, sich diese ihnen direkt von Napoleon kommende Gewohnheit gleichfalls anzueignen, und es geschah sehr oft, daß die Morgenröthe ihre Strahlen auf die schwarze Kolonade des Officiums und auf den Dom von San Spirito warf, wenn sie die Gesellschaft verließen.

Die Gräfin Lipona erzählte uns zuweilen, mit ihrer nie verlassenden Anmuth, allerliebste Geschichten; die erlauchte Heldin war Zeuge so manchen Dramas, so mancher freudigen und traurigen Begebenheit gewesen; sie war deshalb nie um einen Beitrag zu diesem Anekdotenaustausch verlegen. Eines Abends hatte sich der Kreis der

Vertrauten enger um den Sessel der edlen Frau geschloffen, mit einer bewegten Stimme verkündete sie uns etwas Neues, ihre schönen und ruhigen Züge zuckten sichtbar unter dem Eindrucke einer traurigen Erinnerung; eine ehrerbietige Stille herrschte, sie erzählte uns Folgendes:

„In der Zeit als Italien französisch war, brach in einem unserer zu Livorno in Garnison liegenden Regimenter ein Aufruhr aus. Es war ein sehr wichtiger Vorfall, der viel mehr als eine Meuterei der Soldaten auf sich hatte. Der Kaiser war außerordentlich aufgebracht, als er die Anzeige erhielt, er wollte ein schreckliches Beispiel geben und beauftragte Joachim mit der Bestrafung dieses zuchtlosen Regiments. Die Befehle des Kaisers waren bestimmt und schrecklich; sie verordneten kein Kriegsgericht, sondern augenblickliche Exekution.

„Joachim kam zu Livorno an und ließ das Regiment auf dem Paradeplatz zusammentreten; er verkündete den Soldaten, daß er vom Kaiser den Auftrag erhalten, zu bestrafen, und daß er strafen würde. Seine energischen Worte, sein kühner und drohender Blick und vor Allem das Gewicht seines Namens hatten den rebellischen Haufen schon unterworfen; die Soldaten stürzten auf ihre Knie und baten flehend. Der so herzengute Joachim wurde gerührt! Aber er hatte Befehle und unterdrückte seine Rührung, er behielt sein zürnendes Aeußere und mit einer furchtbaren Stimme befahl er, das Regiment zu decimiren.

„Wie Sie leicht denken können, war die Bestürzung groß; das Regiment, in der Kaserne gefangen gehalten, sandte mehrere Deputationen an Murat, um Pardon zu erlangen. Offiziere und Soldaten schworen ihm zu, sich alle in der nächsten Schlacht unter den Augen des Kaisers tödten zu lassen. Lange war Murat, wenigstens scheinbar, unbeweglich; endlich schien er von so viel Unterwürfigkeit gerührt, — aber das Verbrechen war zu groß und der Auftrag zu bündig; er verlangte daher, daß unter den Meutern drei der Schuldigen ausgewählt würden, um das Vergehen des Regiments mit ihrem Leben zu büßen. Die drei Opfer waren bald bezeichnet, man setzte sie in Arrest und kündigte ihnen ihre Hinrichtung für den folgenden Tag an. Das Regiment blieb in der Kaserne konfignirt.

„Am Mitternacht ließ Joachim die drei Soldaten durch einen Kerkermeister, auf dessen Verschwiegenheit man sich verlassen konnte, vor sich bringen.

„Ihr sollt morgen erschossen werden,“ redete Murat sie an (Die Soldaten vergossen Thränen). Bereitet Euch zum Tode und fallt als Tapfere, um Euer Verbrechen zu sühnen. Ich übernehme es, Euren Vätern und Müttern Euer letztes Lebewohl und Eure Reue zu bringen; Eure Familien verdienen nicht solche Kinder, als Ihr seyd. Sagt, habt Ihr wohl an Eure Mütter gedacht? — — (Schluchzen ersticke ihre Stimme). Diese armen Frauen würden gerührt und stolz darauf seyn, wenn Ihr kämpfend gegen die Oestreicher gefallen, aber nun, Unglückselige! — geht, ich will Euch einen Priester senden, damit Ihr die Tröstungen der Religion empfangt. Denkt an Frankreich und an Gott, von jetzt an gehört Ihr nicht mehr dieser Welt.

„Die Soldaten warfen sich Joachim zu Füßen, nicht mehr um Gnade zu flehen, sondern um Vergebung, bevor sie den Tod erlitten; als sie sich entfernten, rief sie Joachim zurück. Hört! sagte er zu ihnen, wenn ich Euch Euer Leben schenkte, würdet Ihr rechtschaffne Leute werden?

„Nein, wir wollen sterben,“ antwortete einer der Soldaten, „wir haben den Tod verdient und es geschieht uns recht, daß wir erschossen werden.“

„Und wenn ich Euch nun nicht erschießen lassen will,“ rief Joachim, „weßhalb wollt Ihr sterben, wenn ich will, daß Ihr lebt? Ich habe nie Blut vergossen, als am Tage der Schlacht! ich habe nie Feuer kommandirt, als auf die Feinde, ich will es nicht kommandiren gegen Euch, die Ihr meine Brüder, die Ihr Franzosen, obgleich strafbar, seyd.“

„Und Joachim, der tapferste der Männer, vergoß selbst Thränen.

Und auch wir, die wir den Sessel der Gräfin von

Lipona umgaben, weinten, wie sie uns so rührend von ihrem heldenmüthigen Gatten erzählte. Nach einer Pause fuhr sie fort:

„Hört mich,“ sagte Joachim mit einer sanften Stimme, „Ihr seyd sehr strafbar aber es freut mich, in Euch so viel Kraft und Geistesstärke zu finden; ich schenke Euch das Leben; aber für die Welt und vor allem für Euer Regiment müßt Ihr todt seyn. Morgen, mit Einbruch der Nacht, werdet Ihr auf den Ball vor das Pisaer Thor geführt; ein Peletonfeuer wird in einer Entfernung von 20 Schritt auf Euch gerichtet, Ihr fallt wie todt nieder; in diesem Augenblick wird die letzte Abtheilung Eures Regiments, welches die Garnison wechselt, die Heerstraße passiren. Die Dunkelheit des Abends wird uns begünstigen. Ein Mann, dessen Verschwiegenheit ich erkaufen werde, wird Euch auf einen Karren legen und auf den Kirchhof fahren. Dort werdet Ihr Matrosenkleider finden und jedem von Euch werden 1000 Fr. ausgezahlt. Zwei oder drei Tage bleibt Ihr in einem Wirthshause, das man Euch bezeichnen wird, verborgen; nach dieser Zeit wird ein amerikanisches Schiff nach Neu-Orleans abfahren. Dorthin sollt Ihr, dort als rechtschaffne Männer leben, versteht Ihr mich? Sobald der Wind gut ist, wird man Euch an Bord bringen. Seyd versichert und thut Alles, was ich Euch sage. Geht, ich werde für Eure Familien sorgen.

„Die Soldaten benetzten die Füße Joachims mit Thränen und versicherten ihn zu wiederholtemal, daß er mit ihnen zufrieden seyn würde.

„Alles ereignete sich, wie es Joachim berechnet hatte. Das Regiment erhielt ein strenges Beispiel, ohne das Blut vergossen wurde, und der Kaiser, glücklich getäuscht, dankte Joachim, daß er nicht mehr als das Leben dreier Männer den Forderungen der Disciplin geopfert habe. Der Kaiser hat niemals etwas von dieser edelmüthigen List erfahren, welche mein Gatte ersann. Lange war dieser Vorfall ein Geheimniß, das nur ich und einige unserer Vertrauten kannten, welche es niemals verriethen. Jetzt erst, wo dessen Mittheilung Niemanden mehr Nachtheil bringt, erfahren Sie es.“

Nach dieser Erzählung zu sehr angegriffen, um länger bei der Gesellschaft bleiben zu können, zog sich die Wittve Murats in ihre Gemächer zurück. —

Wir waren, gleich ihr, ergriffen, und ein langes Stillschweigen beobachtend, waren unsere Blicke auf das prachsvolle, von Groß gemalte Porträt gerichtet, welches den König Murat in einer heroischen Stellung zu Pferde, am Ufer des Meerbusens von Neapel hinsprengend, darstellt; Himmel und Meer sind vom Sturm bewegt, der Besuw sprudelte und Alles steht im Hintergrunde in Flammen. Murat und der Besuw! — zwei Vulkane einander gegenüber! (Schluß folgt.)

Konsumtion in London.

Nach der neuesten Angabe sind auf dem Markt von Smithfield während der letzten 12 Monate 156,000 Stück Rindvieh, 21,000 Kälber, 1,500,000 Hammel und 20,000 Schweine verkauft worden. Dies bildet indessen nichts weniger als die ganze Fleischkonsumtion in London; große Quantitäten Fleisch, besonders Schweinefleisch, werden außerdem aus den benachbarten Grafschaften nach London gebracht. Der Werth des jährlich auf dem gedachten Markt verkauften Viehs ist 8,500,000 Pf. St. Man schätzt die Ausgaben für Früchte und Vegetabilien in London auf eine Million Pf. — An Waizen werden eine Million Quarters jährlich konsumirt; Vierkünstel davon in Brod gebacken, so daß London jährlich 64 Millionen Brode konsumirt. Die jährliche Butterkonsumtion Londons beträgt 11,000 Tonnen (à 20 Ctr. per Tonne) und die des Käses 13,000 Tonnen. Die jährliche Ausgabe für Milch schätzt man auf 1,250,000 Pf., für Geflügel auf 70,000 bis 80,000 Pf. Am merkwürdigsten ist die ungeheure Konsumtion von Kaninchen; ein einziger Verkäufer auf dem Markt von Leadenhall soll, während des größten Theils des Jahres, wöchentlich 14,000 Kaninchen verkaufen.

Düsseldorf, Montag den 30. November 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 48.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Historische Novelle von Th. v. Kobbe.

(Fortsetzung.)

6.

Eugeniens Ende brachte in dem Meyerschen Hause nur den Eindruck hervor, den die unterbrochene Gewohnheit des Zusammenlebens herbeiführte. So viele Zärtlichkeit sie fortwährend gegen Hannibal bewiesen, so hatten die Wurzeln der Dankbarkeit sich doch nicht in dessen Seele befestigen können, da der Wurm des Jorns über die Art und Weise, womit die Rosenthal fortwährend seinen Hans zurücksetzte, an denselben nagte. Der alte Hausherr schien von einer Last befreit; nicht wenig aber wunderte es Bastian und die beiden Bettern, da Meyer ihnen erklärte, daß Eugenie nicht ihre Tante, sondern nur eine Freundin ihrer Mutter gewesen sey, und gar ihr Tod, als „Ehefrau Peterson, geborne Lohsen,“ im Altonaer Merkur vom alten Meyer angezeigt wurde.

Als aber nach einigen Tagen Hannibal, von Liebe und Gram über Jenny's Verlust, die sich gleich am folgenden Morgen eingeschiffet hatte, gequält, auch gegen seinen Vater offenherziger geworden war, und ihm, ohne seine Neigung für das liebliche Mädchen zu verschweigen, die für ihn so apokryphischen Geisterworte der Rosenthal mitgetheilt hatte, sank der Alte fast leichenähnlich zusammen; dann aber, als er sich erholt, rief er aus: „O Hannibal! warum hast Du mir das nicht sogleich vertraut? — Gott, Deine Hand liegt schwer auf mir; doch ist es Zeit, daß ich durch Wahrheit und Reue mich mit Dir und der Welt versöhne!“ — Bewegt die Hand des gegenwärtigen Bastian ergreifend, fuhr er fort: „Kommen Sie, bewährter, tugendhafter Freund, und helfen Sie mir, daß ich, der Schuldige, Vergebung von diesen beiden tugendhaften Jünglingen erhalte.“

Mit diesen Worten zog er Bastian in's Kabinet, der auch bis zum achten Tage unsichtbar blieb, und erst am neunten Abende zu beiden Bettern, mit einem Papiere in der Hand, eintrat.

„Gott mit Euch!“ begann er. „Herr Meyer sendet mich, um Euch zu Mitwissern eines Geheimnisses zu machen, das uns schon mehrere Monde wie ein immer wiederkehrendes Alpdrücken, ihn aber wie ein quälendes Gespenst den größten Theil seines Lebens verfolgt hat. Er hat mir befohlen, Euch den Auffsatz, den er in meine Feder nur wie ein historisches Faktum diktiert hat, vorzulesen, dann aber Euch, wenn Euer Herz ihm zu vergeben vermag, zu ihm zu führen, um Euch von dem ersten Schritte seiner Reue zu überzeugen. Es wird bei gutgearteten Jünglingen, wie bei Euch, nicht meines Fürworts, sondern nur des Gedankens bedürfen, daß der Unglückliche bereits durch Wort, Beispiel und Liebe jede Nachsicht von Eurer Seite verdient hat. Aber wenn er Euch auch wildfremd gegenüberstände, so würdet Ihr ihm schon Vergebung und Mitleiden zu Theil wer-

den lassen, wenn Ihr erwägt, daß er eigentlich keine ungerechte That beging, sondern sie nur bisher aus so verzeihlichen Gründen verheimlichte.“ — Nach diesen Worten entfaltete Bastian das verhängnißvolle Papier, und las dem stammenden Freundespaar, das Hand in Hand dem Lesenden sprachlos zuhörte und ihrem Vater bereits im Voraus Ablass für jede Sünde ertheilt hatte, folgendes Bekenntniß vor:

„Mein jetziger Zuname ist nicht der, den mir die Geburt ertheilte, sondern nur ein solcher, den ich, ohne Beeinträchtigung fremder Familienrechte, als den allgeringsten mir zulegen zu dürfen glaubte. Da nur ein einziges Wesen ein Interesse bei der Nennung meines wahren Namens hat, so mag die Anmerkung hier genügen, daß ich von einer gräflichen Familie aus dem Preussischen Stamme. Früh verfolgte mich das Schicksal; eine böse Stiefmutter vergiftete meine Jugend. Als ich später mit meinem Halbbruder in Göttingen studirte, glaubte ich in einem Kaufhandel, den mir der erste und letzte Raufsch meines Lebens zugezogen hatte, einen Universitätsfreund aus Bremen erstochen zu haben. Wenigstens erfuhr ich dieß, als am andern Morgen bei mir wieder die Besinnung mit der Reue einkehrte. Die Angst meines Gewissens war gränzenlos; ich folgte dem Rathe meines weinenden, sich mit ungewöhnlicher Theilnahme an meinen Hals werfenden Bruders, der mir seine volle Börse aufdrang, mich beschwor zu fliehen, indem er sich meiner Angelegenheiten nach Kräften anzunehmen versprach, und eilte, nachdem ich meinen jetzigen Namen angenommen, nach London. Hier erhielt ich einen abermals mit Gold versehenen Brief meines Bruders, der mir die traurige Todesbotschaft meines Gegners bestätigte, mir berichtete, daß die Criminaluntersuchung sehr eifrig gegen mich betrieben werde, und mir rieth, nach Amerika, und zwar nach Philadelphia zu gehen, indem er mir fortwährend Nachrichten von dem ferneren Verlauf zu geben versprach. Nur, setzte er hinzu, werde dieß durch einen Dritten und auf Umwegen geschehen, und da er befürchten müsse, am Ende eidlich über meinen Aufenthalt befragt zu werden, wolle er mich bitten, in der ersten Zeit gar nicht zu antworten. Dabei war ein Brief des sogenannten namenlosen Dritten angelegt, welcher die Versicherung enthielt, mir durch ein bestimmtes Haus dann und wann Nachrichten über meine Angelegenheit zugehen zu lassen. Mein beunruhigtes Gemüth folgte diesem Rath; ich ging nach Philadelphia, woselbst ich bei dem großen Mangel an gebildeten Ausländern, bei meinen Sprachkenntnissen, die ich erworben, manche ehrenvolle Anträge, die Korrespondenz bedeutender Handlungshäuser zu führen, erhielt, und da die brüderlichen Gelder sich in der theuren, keinen Kredit eines Fremden kennenden Stadt, nur zu bald erschöpften, nahm ich ein Anerbieten des berühmten Hauses Girard, als provisorisches Mittel zur Erhaltung meiner Existenz, nothgedrungen an.“

„Die Briefe des fremden Dritten erfolgten zwar, wurden aber im Verlauf des ersten Jahres immer spärlicher und blieben im zweiten ganz aus. Dabei waren sie sich wiederholend und ungenügend. Sie melde-

ten mir, daß die Untersuchung noch sehr emsig betrieben werde, daß sämtliche Mitglieder meiner Familie über meinen muthmaßlichen Aufenthaltsort befragt worden, und daß mein Vater, aufgereizt durch meine Stiefmutter, fortwährend auf mich zürne, daß aber ein liebender Dritter (der Name meines Bruders schien mir angedeutet, war aber nicht genannt) Alles thun werde, um die Sache zu meinem Besten zu führen, daß er aber nur bedauere, mich mit Baarschaft nicht unterstützen zu können, da die dieß befürchtenden Eltern ihn gerade so sehr knapp hielten. Meine Seele fing zwar an, gegen meinen Bruder, dessen tückisches, herrisches, von seiner Mutter gegen mich begünstigtes Betragen, mir aus der Jugend vor die Seele trat, einen Verdacht zu schöpfen, welchen Gedanken ich aber, als meiner unwürdig, sogleich ersickte. — Ich schrieb jetzt an ihn und an meinen Vater, aber ohne anderen Erfolg, als daß jetzt auch die Notizen des Unbekannten ausblieben.

„Träume, jene merkwürdigen Motive so mancher menschlichen Handlungen, hatten indessen in meiner Seele schon längst jeden Zweifel wieder aufgeregt, und ich mir vorgenommen, wieder nach Europa zurückzukehren, als der bekannte Clay, ein Amerikaner, der bei seinem ausgezeichneten Talente, das schon damals einen großen Staatsmann versprach, als Freund der deutschen Sprache mich aufforderte, mit ihm der Einweihung einer deutschen Kirche beizuwohnen, woselbst ein neuangekommener junger Prediger eine Rede halten sollte. Aber wer beschrieb mein Erstaunen, als ich beim Eintritt in das Haus in dem Manne Gottes denjenigen erkannte, von dem ich glaubte, daß er an dem unglücklichen Abend in Göttingen durch mich verwundet und später gestorben sey! Sprachlos hörte ich seine Rede an, die, meinen Zustand parodirend, vom Wiedersehen nach dem Tode handelte. Er hatte kaum geendet und die Kirche verlassen, als ich, dreister gemacht, durch den Schatten, den sein wohlgenährter Bremer Körper über das Sonnenlicht warf, ihn einholte, umarmte und dann stürmisch befragte. — Ich erfuhr jetzt, daß ich ihm nur eine leichte Wunde an der Schläfe beigebracht, die ihn betäubt und in Ohnmacht versenkt habe. Mit nicht minder großem Erstaunen hörte er meine Flucht, und erzählte mir, daß mein Bruder, der bald nachher von Göttingen abgereist und nach Hause zurückgekehrt sey, ausgesprengt habe: ich hätte die Universität wegen Schulden und Umgang mit einer berüchtigten Person verlassen müssen. Die Freude unseres Wiedersehens war grenzenlos. Zorn und Rache über den unmännlichen Bruder aber erfüllten mein Gemüth. Ich blieb im eigentlichen Sinne keine vier und zwanzig Stunden mehr in Amerika, nicht ohne Dankbarkeit gegen meinen Prinzipal, einen gebornen Franzosen, der mir die glänzendsten Versprechungen machte, wenn ich bleiben wollte, aber mich jetzt mit den Worten: „les Allemands sont des polissons!“ jedoch nicht ohne Handelsaufträge und Kreditbriefe, entließ. Das absegelnde Schiff war nach Stralsund bestimmt. Nach einer ungewöhnlich kürzeren Rückfahrt, als meine Hinreise gewesen war, betrat ich Deutschland wieder.“

„Ich hatte Herrn Girard nichts von dem Grunde meiner Heimkehr gesagt, und wollte Stralsund, dieses Asyl deutscher Biederkeit und poetischer Prosa, schon verlassen, als ich auf einem Kaffeehause einen alten schwedischen Kaufmann kennen lernte, der, reich und vermögend, in der guten deutschen Stadt, der ersten seines Vaterlands, die Gustav Adalphy's Heldenstirn gewann, mit seiner jüngsten Tochter lebte, nachdem ihm ein mecklenburgischer armer adeliger Offizier die älteste, seine Lieblings-Tochter, entführt hatte. — Er hatte ihr seinen väterlichen Fluch und das Gelübde nachgesandt, unter keiner Bedingung seine zweite Tochter mit einem Offizier oder mit einem Edelmann zu verheirathen. Wahrscheinlich von meiner Qualität, als Amerikaner, angezogen, deren Land er als das der Freiheit liebte, woselbst man prompt zahle und keine Aristokratie kenne, hatte er mich zu Tische gebeten. Ich war dieser Einladung gefolgt, sah seine Tochter, meine nachmalige Gattin, und fühlte mich nur zu schnell von den festesten Banden der unwiderstehlichsten Liebe an sie gefesselt. Vielleicht verdanke ich nur ihrem seltenen Um-

gange mit Männern, daß mein erstes Erscheinen auf sie auch einen so schnellen günstigen Eindruck machte. Wenige Tage waren hinreichend, uns zum gegenseitigen Verständniß der Liebe zu führen, die, wunderbar genug, selbst zum Erstaunen meiner geliebten Adelaide, von dem Vater begünstigt wurde. Ich hatte jetzt zu überlegen; gestand ich meine Geburt, meine früheren Verhältnisse, so mußte ich mit Recht befürchten, eine völlige Abweisung vom alten Steenstede zu erhalten. Ich entschloß mich daher bald, meine ganzen Familienansprüche aufzugeben, und nur unter erborgtem Namen nach dem Glücke zu ringen, das mir das höchste zu seyn schien, und nicht einem Phantome nachzujagen, das für mich aufs neue eine Quelle bitterer Leiden werden konnte.

„Unter dem Namen Meyer, von längst verstorbenen armen Eltern geboren, trat ich als Werber um Adalaidens Hand auf, und erhielt ohne Weiteres das Jawort des Alten, der an dem bald erfolgten Trautage, nach beendigter Ceremonie, mit leichtem Herzen ausrief: „Gott sey Dank! ein qualender alljährlicher Traum, daß auch mein zweites Kind mit einem Edelmann verheirathet werde, dessen Tochter mir den Schlafrock mit einem Lichte anzündet, und mich so tödtet, kann mich fortan nicht mehr ängstigen.“

„Bald darauf übergab er mir die Verwaltung seines ganzen Vermögens, und zwar mit der Erlaubniß, damit in Handlungsgeschäften nach Belieben zu schalten, die ich auch sofort über Hamburg in Amerika anknüpfte und hernach beständig fortsetzte. Meine Frau erfüllte meine Hoffnungen, die ich in sie gesetzt hatte. Nur betrübte mich in ihrer Seele eine gewisse romantische Ueberspannung, die zu grell mit den gewöhnlichen Forderungen des Lebens im Widerspruch stand, sie zwar oft zu edlen Handlungen, aber auch zu solchen führte, welche die Welt nicht billigt, und über welche sie nur zu gern einen Anstrich von Lächerlichkeit verbreitet. Zu den unangenehmsten Ereignissen gehörte auch das, daß sie eine Schauspielerin, die damals als Mamsell Rosenbergs bei einer Rostocker Truppe engagirt war, und zuweilen in Stralsund gastirte, so lieb gewann, daß sie dieselbe, nicht ohne große Opfer, vom Theater zu sich in's Haus nahm, und mir erklärte, daß sie nicht im Stande sey, getrennt von ihr glücklich zu leben. Dieses Französin, welches kein anderes war, als die Rosenthal, verstand nur zu sehr, durch Verstellungskünste und affectirtes Gefühl mein armes, überspanntes Weib zu täuschen. Adalaidens Zustand indessen, der mir Vaterfreunden verhieß, zwang mich zu jeder Schonung, und ich gewährte ihr Verlangen.“

„Auf meiner Reise von Amerika hatte aber auch ich einen jungen, höchst einnehmenden Hamburger, Namens Mohrmann, kennen gelernt, dem ich meine ganze Lebensgeschichte anvertraut, und mit demselben wie es in den Jugendjahren so leicht zu gehen pflegt, nur zu unüberlegt einen engen Freundschaftsbund geschlossen hatte. Schon Gatte, hatte ich ihn in Hamburg, woselbst er etablirt und verheirathet war, wiedergesehen, und ihm einen so bedeutenden Kredit eröffnet, daß ich selbst noch jetzt darüber erstaune. Da ereignete sich ein für mich schrecklicher Vorfall. In einer Gesellschaft, die in einem der geachtetsten Stralsunder Häuser, der Köhlschen Familie, gegeben wurde, worin ich mich, mit meinem Schwiegervater und meiner Frau befand, erkannte mich ein furländischer Edelmann, der, trotz meiner Zeichen und bittenden Blicke, mich bei meinem rechten Namen und in burschikoser Sprache einen „Erzstutter“ nannte, meine Schicksale, ohne die obwaltenden Verhältnisse zu kennen, entstellte, endlich aber, da ich, fortwährend in Todesangst, beim Leugnen blieb, geradezu erklärte: Einer von uns Beiden sey ein Lügner, ich oder er, er behalte sich vor, sich vor der Gesellschaft zu reinigen, oder mich zu entlarven. Der darauf folgende Abend war für mich, wie für den alten Menschenfeindlichen, nur auf mich bisher noch bauenden Steenstede fürchterlich. Ich mußte Alles eingestehen. Nur durch die flehentlichsten Fürbitten meines treuen Weibes gerührt, die übrigens selbst längst um das Geheimniß meiner Herkunft wußte, warf der alte Mann, einigermaßen besänftigt, sich am Abend auf's

lager, das er nach einigen Monaten erst dann wieder verließ, als er in das Grab, das Ende aller Leiden, getragen wurde. Vorher aber, schon am folgenden Tage seines Krankenlagers, machte er ein Testament, in welchem er meine Frau auf den Fall, daß sie von einer Tochter genesen würde, nur auf den Pflichttheil setzte; würde sie aber von einem Sohne entbunden, ein Gleiches rückichtlich der ältesten Tochter verordnete. Diese war inzwischen mittellose Wittwe geworden, und hatte, um nicht ganz zu verarmen, auf ausdrückliches Verlangen des Vaters, Dich, braver Hans! unter dem fingirten Namen Renneberg, in Schwerin erziehen müssen."

"Auf ausdrücklichen Wunsch meiner Adelaide reiste ich nach einigen Tagen, dringende Handelsverhältnisse, die in der That meine Gegenwart in Hamburg erheischten, vorschützend, dorthin, von ihr und Eugenien begleitet. Hier erwartete mich ein neuer Schlag. Ich fand den größten Theil meines Vermögens in Mohrmanns Händen so gut als verloren, und dessen Ruf, besonders als Lottospieler in der Altonaer Zahlenlotterie, so gefährdet, daß ich in Verzweiflung gerieth. Wie, wenn Adelaide mir eine Tochter gebar? Beschimpft stand ich alsdann da, dem Spott der Kaufmannschaft, dem Verdachte schändlicher Unterschlagung, da ich sogar ohne die nöthige gewöhnliche schriftliche Sicherheit Mohrmann fidiert hatte, ausgesetzt. Vollends aber ward mein Unglück dadurch erhöht, als dieser bald darauf eines fälschlichen Bankrotts überführt ward. Er war zwar entwichen, aber noch heutigen Tages steht sein Name auf der Börse, unter dem Verzeichniß böswilliger Falliten, gebrandmarkt."

"Adelaide merkte bald meine Herzensangst, die ich ihr indessen, eingedenk ihres Zustandes, nur auf pressendes Verlangen erklärte. Sie tröstete mich mit Allem, was weibliche Liebe zu erstimen vermag. Ich bemerkte kurz nachher, daß sie ungewöhnlich viel mit der Rosenthal verhandelte. Nach einigen Tagen eröffnete sie mir, daß sie eine alte Tante in Igehoe zu besuchen wünsche. Gern willigte ich ein, da meine Geschäfte meine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, und die wenigen Augenblicke der Muße wahrlich nicht geeignet waren, dieselben als tröstender Beistand mit meiner Gattin in ihren Umständen zu verleben. Sie reisten fort. Eine Stunde darauf brach ich durch einen Fall den linken Arm. — Nach etwa acht Tagen wurde ich in der Nacht durch eine Staffette aus meiner Ruhe geweckt. Ich erhielt eine köstliche Nachricht, die zwar aus einem sehr irdischen Himmel kam, mich aber nicht mehr hätte erfreuen können, wenn sie sich aus der Wohnung der Seligen auf mich niedergesent hätte."

"Die Rosenthal schrieb mir nämlich: daß meine Frau, von Sehnsucht für mich getrieben, ihre Rückkehr nach Hamburg beehlt habe, aber unterwegs in einem Wirthshause, „Himmel“ genannt, das zwischen Igehoe und Elmshorn liegt, von der Niederkunft eines holdseligen, gesunden Knäbleins überrascht sey; die Geburt sey so glücklich gewesen, daß sie mich nach 14 Tagen schon zu besuchen hoffe. Sie bitte mich aber, ja meines Armbruchs zu schonen, und auf keinen Fall die für meinen Zustand so gefährliche Reise auf dem Pinneberger Straßenpflaster und den damals so grundlosen Sandwegen zu ihr zu unternehmen."

"Wer war seliger als ich! Sogleich meldete ich meinem Schwiegervater dies glückliche Ereigniß. Schon nach eifl Tagen überraschte mich meine Adelaide, indem sie Dich, lieber Hannibal, in meine Arme legte. Aber sie war bleich und entstellt, und entschuldigte Deine Nothtaufe, wenn gleich nicht Deine Dir gegebenen abenteuerlichen Namen, damit, daß Du am zweiten Tage gefährlich erkrankt seyst. Zitternd legte sie Deinen Lauffschein in meine Hand."

"Die folgenden Tage waren indessen bestimmt, meine Freude ungemein zu trüben. Als ich nämlich am andern Nachmittage von der Börse nach Hause kam, fand ich meine Frau in Krämpfen. Ein schwarz gestogelter, von ihr erbrochener Brief, ließ mich nichts Gutes ahnen; er enthielt die Kunde von dem Tode ihrer Schwester."

"Diese Nachricht hatte sie entseßlich angegriffen.

Hefige, unheilbare Fieber beschleunigten ihr Ende, und der dritte November, der ihre Leiden endigte, war bestimmt, die meinigen, die seitdem mich unaufhörlich wie Furien verfolgten, anfangen zu lassen. Sie gestand mir nämlich kurz vor ihrem Tode, wie sie ein Mädchen geboren, aber auf Zureden der Rosenthal zugegeben habe, daß ein Knabe für dasselbe untergeschoben werde. Zufällig sey nämlich in einem dem Himmel gegenüber liegenden Wirthshause, „die Hölle“ genannt, gleichfalls in derselben Nacht eine reisende Dame entbunden; durch Bestechungen sey die Wehmutter vermocht, die Kinder zu vertauschen. Die That, worin sie gewilligt, sey zwar grausam und unnatürlich, sie habe aber, trotz dem widerstrebenden Muttergefühl, sie dennoch zu vollbringen vermocht, weil sie mich abgöttisch geliebt, und die Noth gekannt habe, worin mich die Geburt einer Tochter versetzen würde."

"Was war zu thun? — Die Bestattung meines Weibes, die Furcht, die Verstorbene der Welt als eine unnatürliche Mutter darzustellen, meine eigene sorgenvolle Lage, lähmten in mit jede Thatkraft. Ich verabscheute das Verbrechen, fand in mir aber nicht Stärke genug, durch unumwundenes Geständniß die Last meines Herzens zu erleichtern; ich faßte schon damals den Entschluß, Euch Beide zu erziehen, und mein Geständniß bis zu einer Zeit zu versparen, da Ihr erwachsen wäret, und der Verstorbenen, wie mir, verzeihen würdet. Unermüdet habe ich gesucht, die Lücken des großväterlichen Vermögens wieder zu ergänzen, was mir aber nur bis auf den vierten Theil geglückt ist. Euer Großvater starb bald; Dich, lieber Hans, nahm ich nach dem Tode Deiner Mutter zumir."

"Die Rosenthal gestand die Unterschlebung des Kindes, behauptete aber, daß die Idee von meiner Frau ausgegangen sey, wenn sie gleich zugab, dabei mit ihrem Verlobten, einem Schiffskapitän Peterson aus Lübeck, hülfreiche Hand geleistet zu haben. Sie erklärte mir, daß sie nicht wisse, wer die betrogene Wöchnerin sey, und mir Unglücklichen fehlte leider der Muth, darnach zu forschen."

"Die baldige Verbindung der Rosenthal mit ihrem Bräutigam, die nicht ohne bedeutende Aufopferungen meinerseits geschah, schien eine Zeitlang die Höllequalen, die in meiner Seele wütheten, zu lindern. Aber bald darauf verließ sie wieder ihren nichtswürdigen Gatten, zog zu mir und verlangte, daß ich sie unter dem Namen meiner Schwägerin zu mir nehmen sollte, da sie sich einmal nicht von Hannibal trennen könne."

"Welche qualvolle Jahre ich seitdem erlebte, könnt Ihr leicht ermessen. Beständig den Geldanforderungen der verschwenderischen Frau, so wie ihres um das Verbrechen mitwissenden Gatten, ausgesetzt, genoß ich keine frohe Stunde. Bastian war Zeuge einer solchen Scene, der versuchte Raub Hannibals befreite mich endlich von den ewigen Verationen des wüsten Schiffers. Aber noch war das Maaß meiner Leiden nicht voll. Die Entdeckung der Rosenthal an Hannibal, daß Jenny „Mohrmann“ heiße, ließ mir schon keinen Zweifel, daß diese meine Tochter, und er Mohrmanns Kind, mein untergeschobener Sohn, sey. Einige Erkundigungen, die ich habe einziehen lassen, bezeugen, daß in derselben Nacht, da meine Frau im sogenannten „Himmel“ entbunden ist, Mohrmanns Frau, die von einer Unverwandtin von Krempe nach Hamburg zurückkehrte, den amtlichen Aktesten zufolge, in der „Hölle“ ein Mädchen geboren hat."

"Mein Plan steht indeß schon fest. Dir, lieber Hans, ist von Deinem angeborenen Fürsten auf meine Verweidung die Volljährigkeitserklärung zu Theil geworden, und ich werde demzufolge Dir Dein Vermögen ausliefern, und mir von Deiner Güte nur so viel erbitten, um eine Reise nach Havannah bestreiten zu können, damit ich Hannibal ihm übergebe, mich mit ihm, so Gott will! verfühne, und von ihm die Tochter wieder erhalte. Bastian will ich Dir, lieber Hans, empfehlen. — Vergebt mir, Kinder, und flucht mir nicht!"

"Fortwährend stumm hatten die Züngleine dem mit zitternder Stimme vorlesenden Bastian zugehört. Aber

beim Schluß fielen sich Beide, von Sympathie getrieben, einander mit feuchtem Blick in die Arme. — „Laßt uns hinauf zum Vater, zu dem liebevollen, würdigen Pfleger unserer Kindheit!“ — riefen sie dann begeistert, und unangemeldet hörten sie nicht auf den treuen Bastian, der so gern Alles vorbereitet und vermittelt hätte, eilten zum alten Meyer und stürzten sich weinend und kiefbosend zu seinen Füßen. „Bleibe unser Vater, nach wie vor, unglücklicher, edler Mann!“ — riefen Beide, indem Hans bittend hinzusetzte: „Behalte unser Geld, das Hannibal schon als Kind im Geiste nach Deinem Tode mit mir getheilt hat, und verstoße uns nicht, indem Du Dich großen Gefahren und Unannehmlichkeiten aussetzt, dadurch aber uns Alle namenlos elend machst.“

Zum erstenmal durchzuckte das Gesicht des Alten, das der Gram tief gefurcht hatte, ein Strahl rosiger Freude. Dann aber rief er abwehrend: — „Nicht also, meine Kinder, die Thatkraft ist die erste Blume der Besserung, die in dem Herzensboden des reuigen Sünders erwächst. Ich muß mit Mohrmann in's Reine, von dem ich erwarte, daß er mir schon um des vielen Unrechts willen, das er an mir selbst begangen, meine Sünde vergeben wird. Es dämmert zudem in mir die Hoffnung, daß Gott Alles herrlich hinausführt, und daß Du, lieber Hannibal, von dem ich wohl weiß, daß Du meine Jenny liebst, bei Deinem Vater, wie bei meiner Tochter als mein Vermittler auftreten wirst. Ich bin nicht so thöricht, Deine Güte, edler Hans, ganz von der Hand zu weisen; ich will den vierten Theil Deines Vermögens einsteuhen als Darlehen annehmen. Gott sey Dank! noch fühle ich Kraft genug in mir, um in dem thätigen Hamburg mein Brod als Makler zu verdienen, damit es noch bei meinem Tode Dir mit reichlichen Zinsen zurückerstattet werden kann.“

Dabei eilte er zu seinem Schreibtische und übergab, aller Protestationen der beiden Jünglinge ungeachtet, Hans etwa dreihunderttausend Mark, theils in baarem Gelde, theils in Obligationen. Noch viel wurde geredet, aber vergebens versuchten die Freunde, den alten Meyer in seinem Entschluß irre zu machen. Er bestand darauf, in 14 Tagen nach Havannah, woselbst Mohrmann leben sollte, abzureisen, und erklärte Hannibal, daß er sich reisefertig machen möge.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zug aus Murats Leben.

(Aus dem Französischen von W. L. Wesché.)

(Schluß.)

Die Fortsetzung dieser Geschichte wurde mir einige Monate später zu Rom von Jemanden erzählt, der im vertrauten Umgang mit der kaiserlichen Familie lebt; sie gleicht mehr der romantischen Entwicklung eines Dramas, welche weniger dem wirklichen Leben, als der Phantasie des Schriftstellers angehört.

An der Gränze eines nahe bei Neu-Orleans liegenden Waldes klopfte im Herbst des Jahres 1831 ein Jäger an die Pforte eines freundlichen Landhauses, um Schutz gegen den wüthenden Sturm zu suchen. Die gastliche Pforte öffnete sich und der Fremde wurde durch eine bejahrte Frau in einen reinlichen, einfach möblirten Saal geleitet, welcher fast ganz mit Pariser Lithographien, unsere vorzüglichsten Waffenthaten darstellend, tapezirt war.

„Es scheint,“ sagte der Fremde, „daß mein guter Stern mich zu Landsleuten geführt hat.“

„Sie sind ohne Zweifel Franzose, mein Herr,“ sagte die alte Frau.

„Ja wohl, Madame, und das ächter Franzose; ich habe selbst Verwandte hier in diesem Saale.“

„Mein Sohn ist im Garten; ich eile, ihn zu rufen; er wird sich freuen, Sie zu sehen.“

„Ihr Sohn ist auch Franzose?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete nach einer kleinen Zögerung die alte Mutter; „er hat sich hier seit einer Reihe von Jahren niedergelassen, und dem Himmel sey Dank, er bereuet es nicht. Dieses Landhaus gehört sein; wir leben geachtet von der Welt und sind glücklich.“

In diesem Augenblick trat der Hausherr ein.

„Dieser Herr hat uns die Ehre erzeigt,“ sagte die Mutter, „einen Augenblick bei uns auszuruhen, um das Unweitere abzuwarten; er ist einer der Unsern, er ist Franzose.“

Der Hausherr grüßte militärisch und stammelte einige Höflichkeitsworte. Die Gesichtszüge des Fremden machten einen außerordentlichen Eindruck auf ihn und er war so bewegt, daß er seine Fragen nicht beantwortete. Endlich, sich mit Mühe fassend, redete er ihn an. „Sie werden, mein Herr,“ sagte er, „meine Frage vielleicht unbescheiden finden, ich fühle mich aber gedrungen, Sie um Ihren Namen zu bitten; Ihre Gesichtszüge — — —“

„Mein Freund,“ antwortete der Jäger, „das ist die einzige Frage, die ich nicht beantworten kann; ich könnte Sie wohl täuschen, Ihnen einen angenommenen Namen nennen, ich ziehe es aber vor, zu schweigen. Jemand, der meinen Namen trägt, versteht nicht zu lügen. Nun ich meinen Namen zu nennen verweigert, darf ich es da noch wagen, um den Ihrigen zu bitten?“

Der Besitzer des Landhauses lächelte und antwortete nicht.

„Es scheint, daß auch Sie Ihre Ursachen haben, Ihren Namen zu verschweigen,“ sagte der Jäger.

„Ja, mein Herr, der Name, welchen ich in diesem Lande trage, ist nicht der meinige; zu was nützt es Ihnen, ihn zu kennen? Ich bin hier unter dem Namen Claude Gerard bekannt.“

„Uebrigens — sagte die alte Frau — braucht der Herr nicht zu denken, daß mein Sohn Ursache hat, über seinen väterlichen Namen zu erröthen — — er hat Gründe — — welche — —“

„So geht es mir gerade,“ sagte der Jäger, „ich nenne meinen Namen nur denen, die es verdienen, ihn zu hören und von diesem Augenblicke an halte ich Euch dieser Gunst würdig; ich bin Achilles Murat, ich bin der Sohn des Königs von Neapel.“

Wie vom Blitz getroffen durch diesen großen Namen fiel Claude Gerard und seine Mutter mit dem Anflitz zur Erde.

Der Prinz, jetzt Bürger der vereinigten Staaten, sie weinen sehend, konnte dieses Uebermaß von Rührung, was noch immer anhielt, nicht verstehen. Als Claude Gerard die Sprache wieder gewann, zeigte er nach der Wand des Saales auf das mit grünen Lorbeerzweigen verzierte Bildniß des Königs von Neapel und sagte zum Sohne: „Sehen Sie hier das Bildniß Ihres glorreichen Vaters; er ist der Herr und der Heilige dieses Hauses. Einst sollte ich sterben; er hat mir das Leben erhalten.“ — —

„Auf dem Felde der Ehre?“ sagte Achilles Murat. —

„Nein, auf dem Felde der Schande. Ich hatte mich vergangen, mein Gehirn war verbrannt, ich hatte den Tod verdient. Man führte mich mit zweien meiner Kameraden, die eben so schuldig als ich, vor das Thor von Livorno; man gab Feuer auf uns; wir fielen — — Murat war es, der Alles so angeordnet hatte; mit seinem Gelde kamen wir nach Amerika. Meine beiden Kameraden sind seit zwei Jahren zu New-York gestorben, ich lebe noch, und dieses Leben schulde ich Eurem Vater. Ich habe gearbeitet; ich bin im Wohlstande. Meine Mutter, welche meinen Todesschein erhalten, empfing nach einigen Jahren einen Brief ihres Sohnes, der sie nach Amerika rief. Die arme Frau, die mich so sehr beweint, wäre beinahe vor Freude gestorben, als sie mich wieder sah.“

„Daran erkenne ich den großmüthigen Joachim,“ sagte Achilles Murat, mit Thränen in den Augen.

„Er hat noch Mehreren Gnade verliehen,“ sagte Gerard.

„Ihm selbst hat man keine Gnade gegeben!“ antwortete eine Stimme.

Düsseldorf, Montag den 7. Dezember 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№. 49.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Historische Novelle von Th. v. Kobbe.

(Fortsetzung.)

Die folgenden Tage wurden in Liebe und gleichem Kampfe, wie der erste Abend der Enträthselung des traurigen Geheimnisses, verlebt. — Immer schweigender war Hans geworden. Am dritten Morgen aber ging er, von dem treuen Sultan begleitet, nach Hamburg, angeblich in Geschäften, kehrte aber am Abend nicht zurück. Die Seinigen harreten sein mit steigender Unruhe. Erst am zweiten Tage erhielt der alte Meyer einen Brief, in dem ein kleiner Schlüssel versiegelt war. Er enthielt die Worte:

„Lieber Vater und Oheim!

Dein trauriger Entschluß, meine Angst und Liebe um Dich und zu Dir, wie zu Hannibal, haben hoffentlich einen bessern in meiner Seele hervorgerufen; ich habe mich als Matrose nach Havannah verdingen, und hoffe mit Sicherheit, Deine Plane dort vorzubereiten. Unternehmt um Gotteswillen nichts, bis Ihr Nachricht von mir erhaltet. Auf den Fall meines Todes ist beim Notar Dr. Kenzel mein Testament zu Euren Gunsten deponirt. Dieser Schlüssel gibt Dir, lieber Vater, mein Geld zurück, von dem ich mir zur Nothdurft genommen habe. Vergib mir, daß ich Sultan mit in die weite Welt nehme. Treu bis in den Tod

Euer Hans.“

Ein angelegter Brief an Hannibal, der „Posa“ unterzeichnet war, enthielt, nebst Grüßen an Bastian, die Versicherung unwandelbarer Freundschaft, und daß er bald diesem die heißgeliebte Jenny in die Arme zu führen hoffe.

Starr und kopfschüttelnd blickte der alte Meyer vor sich hin. — „Auch die thätige Reue wird mir vereitelt.“ — rief er kleinlaut; dann aber, durch Hannibals und Bastians Zureden bewogen, versprach er ihnen, vorläufig nichts zu unternehmen, sondern abzuwarten, welchen Erfolg das Unternehmen des braven Hans haben würde.

7.

Es vergingen zwei volle Jahre, ohne daß dem bekümmerten Meyer und dem sehnsüchtigen Hannibal die geringste Kunde von dem treuen Hans zu Ohren gekommen war. Den mühsamsten Nachforschungen war es indessen gelungen, so viel zu erfahren, daß er glücklich in Havannah angelangt, dort aber seinem Kapitän, der ohnehin einige Tage darauf mit einer neuen Fracht nach Nordamerika gefegelt war, ganz aus den Augen gekommen sey. Als endlich die täglich mätter werdende Hoffnung der Resignation wie der gewissen Ueberzeugung seines Todes ihr Feld, worauf so viele herrliche Blüten verdorrt waren, hatte räumen müssen, entschloß sich Han-

nibal, täglich aufgeregt vom bittenden Vater, und überdem gespornt von der heißesten Liebe, das Grab des Freundes, die Nähe der Geliebten, und den Vater aufzusuchen, für den kein kindliches Herz in seinem sonst gefühlvollen Busen schlug, den er aber mit dem Pfleger seiner Kindheit zu versöhnen hoffte. Sein Abschied war schmerzlich; noch lange wehte er dem bekümmerten Alten und dem ehrlichen Bastian mit dem grüßenden Taschentuche ein Lebewohl zu, bis die grünen Anhöhen des Dorfes Flottbeck zwischen das vom Winde geschwellte Schiff und sie mechanisch mit einem „Scheidet“ traten.

Es war im Oktober, als der unsern Hannibal tragende Kiel ohne Gefahren in Havannah, der größten Stadt Westindiens an der Nordwestküste von Cuba landete. Die Stadt liegt der Südspitze von Florida gegenüber, in einer schönen Ebene, welche an der einen Seite vom Meere, an der andern vom Fluß Lagida bespült und auf der Landseite von Hügeln umgeben wird, auf welchen Forts angelegt sind. Welch eine Sehnsucht trieb ihn durch die zwar schnurgeraden, aber schlecht gepflasterten Straßen. Er folgte seinem Kapitän, einem Deutschen, der ihn sogleich zu dem Wirth der Deutschen, dem allen Havannahfahrern hinlänglich bekannten Hrn. Nichols, führte. Dieser hatte kaum Hannibal von oben gemessen, als er die kuriosen Worte ausrief: „Fünf Fuß und neun Zoll, und das Alles für 50 Thaler, wie soll man dabei bestehen!“ Die Umstehenden, alle Protestanten, größtentheils Engländer, lachten beifällig, und erklärten dem so seltsam Angeredeten, daß Herr Nichols, außer seiner löblichen Wirthschaft, auch nebenbei das Amt eines protestantischen Geistlichen und Todtengräbers verwaltete, und für die gedachte Summe von 50 Thalern Sarg und Beerdigung besorge. Da nun so viele Deutsche und Engländer ein Raub des gelben Fiebers würden, so habe Nichols trotz aller Gutmüthigkeit, welche er besitze, die freilich nicht höfliche Gewohnheit, jeden seiner Landsleute sofort bei dessen Ankunft zu messen, um bei der ersten Nachricht von seinem Ableben sogleich mit dem letzten Bette von sechs Brettern und zwei Brettchen bei der Hand zu seyn. Sie seyen gerade beschäftigt, einem Landsmann, unter Nichols Anführung, die letzte Ehre zu erweisen, wozu sie auch die Angekommenen hiemit aufordern wollten.

So unangenehm diese Einladung war, so mußte doch Hannibal, da der Kapitän lächelnd einwilligte, derselben folgen, und bestieg wenige Minuten darauf mit ihm eine der Volanten, eine Art Kabriolet, in welchem sämtliche Deutsche einen von Herrn Nichols angewiesenen Platz erhielten, und nach dem eine englische Meile von Havannah an der Südseite belegenen protestantischen Kirchhof führen. Hier hielt Herr Nichols einen kurzen, gewiß schon oft hergeplapperten Leichensermon, den er mit seiner gewöhnlichen Phrase: „Ashes to ashes, dust to dust, gentlemen, what will you drink?“ (Asche zu Asche, Staub zu Staub. — Meine Herren, was wollen Sie trinken?) beschloß. In dem Augenblick nahen Sklaven mit Flaschen Portwein und Madeira, Herr Nichols ab-

thigte mit messenden Blicken sehr freundlich, gleichsam als ob er aufs Neue auf dem Kirchhofe auszusäen, und bald wieder eine neue Erndte dort zu halten hoffe. So widerlich sein Scherz war, so erregte er doch allgemeines Lächeln, welches Hr. Nichols auf der Mitte des Rückweges aufs Neue hervorlockte, indem er an dem half-way-house anhalten und noch einmal die Becher mit dem Toaste kreisen ließ: „Trinkt nur; Ihr seyd mir doch Alle verfallen!“

Dann tauschte er mit dem Kapitän den Platz in der Volante, und setzte sich zu Hannibal, der froh war, endlich einmal Gelegenheit zu haben, seinen bis dahin unterdrückten Nachforschungen Luft zu machen. Aber Nichols kam ihm zuvor. — „Der so eben Beerdigte,“ — bemerkte er, — „ist ein junger Hamburger, der Bräutigam der wunderschönen Miß Jenny Mohrmann, die der durch Sklavenhandel arm gewordene Mohrmann an ihn verkuppeln wollte.“ — Das Blut erstarrte in Hannibals Adern, aber der geschwägige, dies nicht beachtende Nichols fuhr fort: — „Niemand wird sich mehr freuen, als Miß Jenny, daß der gute Hans todt ist.“ — „Wie?“ rief Hannibal erbleichend, — „Hans Renneberg ihr Bräutigam? Hans todt?“ — „Wer spricht denn von Hans Renneberg?“ — versetzte Nichols, indem der kleine dicke Mann zu Hannibal hinauf sah. — „Nun freilich, der ist auch ebenso gut wie todt, ich rede ja von Hans Mack, dem eiteln, jungen, reichen Hamburger, der die hübsche Jenny freien wollte. Wer hieß ihn denn, auf das bloße Jawort des Alten taffia (junger Rum) und Ananas in dieser Jahreszeit genießen, was kein Havanneseer verträgt? Aber Ihr seht ja so bleich aus, als ob das gelbe Fieber bei Euch im Anmarsch wäre. Meiner Treu!“ — fuhr er fort, indem er dem halbentseelten Altonaer freundlich die Hand drückte, — „ich habe es nicht so arg gemeint, als ich Euch maß. Das war ein hergebrachter Wirthspass, der mir doch nicht vom Herzen geht. Werdet nicht krank, wie der arme Hans Renneberg, von dem heute Morgen seine Creolin kopfschüttelnd meinte, daß es sich in einigen Stunden mit ihm entscheiden müsse. Der Teufel werde aus den Kuren des gelben Fiebers klug. Die Engländer gebrauchen, um Hitze mit Hitze zu vertreiben, Merkur, die Creolinnen Limonade von sauren Orangen, Citronen und außer dem Fieber spanische Fliegen und Aderlaß. Aber die Weiber heilen am Besten, und darum habe ich auch unbedenklich die ehrliche Haut ihnen anvertraut.“

„Ihr kennt Hans Renneberg?“ — rief Hannibal, schnell erröthend, und wie aus einem Traum erwachend. „D, führt mich zu ihm, daß ich ihn sehe, meinen Herzensfreund!“

„Topp! das kann geschehen, wenn die Creolin, sein Arzt, es erlaubt,“ entgegnete Nichols treuherzig. „Ja, der Renneberg ist ein kreuzbraver Junge, wahrlich, sonst hätten seine und meine knickerigen Landsleute sich nicht nach dem Tode des braven Catalans, der ihn so sorgsam pflegte, seiner angenommen. Aber Ihr seht auf einmal wie neu belebt aus, Gott sei Dank! mit dem gelben Fieber hat es nichts zu bedeuten. — Ihr sollt Euren Hans sehen, noch heute Abend. Bei Tage freilich ist es so eine eigene Sache. Denn obgleich hier Alle noch den Sklavenhandel treiben, und der harracon von ihnen täglich erfüllt ist, so vermeidet man doch, um des guten Rufes willen, mit denen öffentlich umzugehen, die seit dem neuen Gesetz das Gewerbe treiben, und es öffentlich vor Gericht eingestanden haben.“ — „Wie?“ staunte Hannibal, „mein Hans ein Sklavenhändler? das ist unmöglich!“ — „Nun, das weiß ganz Havannah,“ lächelte Nichols, „was ist aber auch Böses daran? Es war aber eine überspannte Idee, daß der gute Junge, um einen Neger zu retten, sich selbst, den alten Peterson und den vertrackten Mohrmann vor dem Gouverneur Wives angab.“ — „Ihr sprecht in Räthseln,“ versetzte Hannibal. — „Wir sind jetzt in der Stadt,“ entgegnete Nichols gähnend, „wenn die Dratton um sieben Uhr vorbei ist, man sich eine gute Nacht gewünscht hat, und vor Meuchelmord, für welche diese Stunde bestimmt scheint, sicher ist, dann gehen wir zu

ihm; ich muß Euch nur noch eine Karte von der Polizei holen lassen, damit Ihr am Abend auf der Straße gehen dürft.“

Mit diesen Worten stieg Nichols aus der Volante, gefolgt von seinen Freunden, die sich jetzt Alle um einen Tisch vereinten, um das Lieblingspiel der Havanneseer, Monte, eine Art Pharao, das sogar die spanischen Damen mit Leidenschaft treiben, zu versuchen.

Wie ein Träumender sah Hannibal den Spielern zu, nur dann und wann Nichols zum Ausbruch mahnend. Endlich war auch dieser bereit. „Wir müssen zum Tauben-Kaffehaus,“ fing dieser an; „dort wohnt Euer Freund versteckt. Gott vergelte es seinen Landsleuten,“ fuhr er fort, „was sie an dem braven Haus thun, vor Allen dem Dänen Nissen. Zwar verdiente er viel mit seiner Augenoperation, und mehr als mit seinem soda shop (Sodawesterladen), der ihm noch neulich abbrannte, allein er hat auch ein gutes Herz im Leibe, und das ist eine seltene Erscheinung in dieser verderbten Welt.“

Schweigend war Hannibal gefolgt, als Nichols eine Hausthür öffnete, und den Deutschen in ein entferntes Hinterhaus des Tauben-Kaffehauses führte. Auf der Diele empfing sie eine Creolin, welche Nichols in ihrer kauderwelschen Mundart die angenehme Nachricht für Hannibal gab, daß Renneberg die Krise überstanden habe und gerettet sey. Auf geschehene Anfrage vergönnte sie auch, daß der Fremde den Patienten sehe, führte ihn in eine Stube, wo Hans auf einem Feldbette hingestreckt lag, während ein Neger zu seinen Füßen saß und ihm mit großer Sorgfalt die Fliegen abwedelte.

Nichols war draußen geblieben. Wer schildert die Freuden dieses Wiedersehens! Es war kurz, denn die herbeigeschickene Creolin bereute die Wirkung, die sie an ihrem Pflegling wahrnahm. Sie beendete es schnell, und Hannibal schied, nachdem er nur die Worte: „D, mein Karlos!“ von dem ermatteten, aber selig blickenden Hans vernommen hatte.

Erst nach einigen Tagen ward ihm ein abermaliger Zutritt zu dem gänzlich geretteten Freunde gestattet. Das Wiedersehen war ungestörter und ungezwungener als das erste, so schnell abgebrochene, aber nicht minder herzlich. Bei Hannibals Eintritt war der Neger, nur mühsam sich schleppend, aufgestanden, hatte mit dem gewöhnlichen afrikanischen Gruß mehr die Stirn des Altonaers berühren als geküßt, und war dann wieder niedergesunken, indem er auf sein Bein wies, das ihm den Gehorsam zu versagen schien. „Der arme Schelm,“ erklärte Hans, „ist gestern von mir zu meinem Wohlthäter, Herrn Nissen, auf die Plantage gesandt, und, da er sich vom breiten Wege verirrt hat, von den Bluthunden, welche nicht leiden, daß die Neger auf Seitenwegen gehen, so gebissen worden. Wenn ihn auch die Menschen haben frei geben müssen, so halten die Hunde doch noch am alten Rechte.“

Es folgten jetzt Fragen und Antworten mit Blütheschnelle. Der Erkundigung nach Jenny begegnete Hans mit der Bemerkung, daß er sie nur einmal gesehen habe. „Das Erste,“ hub er an, „was ich in Havannah unternahm, war eine Nachfrage nach ihr. Obgleich die ganze Stadt von ihrer Schönheit redete, zumal da ihr kleiner Fuß noch den der Havanneseerinnen übertreffen sollte, so hatte sie doch in dem letzten Jahre Keiner mehr gesehen. Sie wohnte in Guanabacoa, einer Stadt, welche eine Meile südöstlich von Havannah liegt und von den reichsten Kaufleuten bewohnt wird, bei ihrem Vater, von dem man indessen nur wenig Gutes redete. Wie es hieß, war sein großes, beim Sklavenhandel gewonnenes Vermögen durch Raper, welche seine bedeutenden Menschenladungen theils im Namen ihrer Regierungen, theils selbst aus räuberischer Absicht weggenommen hatten, wieder sehr geschmolzen. Man sagte mir, das einzige Mittel, in seinem Hause bekannt zu werden, sey, wenn ich Dienste auf einem seiner Schiffe nehme. Da ich kein anderes sah, um meinen Zweck zu erreichen, suchte ich sofort den alten Mohrmann auf, der einzig und allein am Morgen, im Barracon, wo die Sklaven verhandelt werden, zu sehen war. Er empfing mich düster, engagirte mich in dessen nach wenigen Fragen als Untersteuermann, und

erklärte mir, daß ich innerhalb zwei Tagen mich bereit halten möge, nach Sierra Leona, unter Leitung eines Kapitäns Welsy, abzugehen. Dabei ladete er mich auf den andern Morgen zum Frühstück auf seiner Plantage vor Guanabacoa, um, wie er sagte, die Verlobung seiner Tochter mit einem jungen Hamburger zu feiern. Kaum hatte er dieß gesagt, als er eine Bolante bestieg, und forteilte."

"Ich war am andern Morgen schon etwa um fünf Uhr mit den Bewohnern von Havannah, welche bis zehn Uhr Vormittags ihre Geschäfte abzumachen pflegen, meinem Lager theilhaftig, und ließ mich zu meinem calesero (Kutscher) über den reizenden passeio, den einzigen Spaziergang in Havannah, nach dem Ort der Einladung führen."

"Bei dieser Gelegenheit passirte ich das prächtige Dorf Regla, und hielt bald vor einer Plantage still, die hart vor der Stadt Guanabacoa lag, und mir als der Landsitz des alten Mohrmannt bezeichnet wurde. Durch Ungebuld getrieben, hatte ich mich zu früh eingefunden. Allein der Majoral (Plantagenaufseher), der, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, ein Franzose war, empfing mich ungemein freundlich, setzte mir Erfrischungen vor und unterhielt mich auf die angenehmste Weise, nämlich von Jenny, die er als einen Gott in Menschengestalt pries, nur mit der einzigen Bemerkung, wie es schade sey, daß sie keinen Unterschied zwischen Negern, deren Kinder kaum gekauft würden, und rechtgläubigen Weissen mache. Dann erzählte er mir, aber nur leise, wie der alte Mohrmannt sie, aber, wie er glaube, wider ihren Willen, an einen Herrn aus Hamburg zu verheirathen Willens sey."

"Nach und nach fanden sich die Offiziere der Schiffe, zu denen ich nur halb und halb zu rechnen war, mit dem Prinzipal ein, und ein glänzendes Frühstück wurde aufgetragen. Man schien mich nicht zu beachten, auch konnte ich keinen Theil an der Konversation nehmen, da sie in der mir unbekanntem spanischen Sprache geführt wurde."

"Pöblich öffnete sich die Thür, und Jenny, schön wie die junge Rose, trat ein, geführt von einem kleinen magern Manne, der die Häßlichkeit seines ausgemergelten Außern noch dadurch erhöhte, daß er mit der widerlichsten Freundlichkeit das sich mit sichtbarem Widerwillen von ihm wendende Mädchen, die holde Jungfrau, belästigte. Hannibal! ich kann Dir diesen Augenblick nicht beschreiben. Die Brust drohte mir zu springen; die unbedachtsamen Worte: „Jenny, liebe Jenny!“ bildeten sich ohne meinen Willen in meiner Kehle, und stuheten an ihr Ohr. Aber kaum waren sie angelangt, als ein Schrei: „Hans! mein Retter!“ zu mir zurückkehrte. Allein die Nerven des Mädchens wichen den meinigen an Kraft. Bewußtlos sank Jenny nieder."

"Was Teufel!" donnerte der alte Mohrmannt, „hast Du Bekanntschaften in der alten Welt? Nun begreife ich, warum Du die in der neuen Welt verschmäht. Ungerathenes Mädchen!" fuhr er fort, indem er sie durch einige Neger in ein Nebenzimmer bringen ließ, und dann sich zu mir wandte: „Herr Untersteuermann! Sie machen sich schon morgen zur Abreise bereit, und das, bei Gott! ohne Widerrede!"

"Meine Lage war zu peinlich, zu mißlich, als daß ich irgend ein Wort hervorbringen vermögend gewesen wäre. Mein Entschluß stand indessen fest, die Reise auf keinen Fall zu machen. Ich blieb schweigend, bis die Gesellschaft, welche Mohrmannt schon ohne Abschied früher verließ, nach Havannah heimkehrte, nicht wenig von dem Herrn Mack gequält, der, halb eifersüchtig, halb neugierig, die albernsten Fragen an mich richtete, die ich mit Nichtwissen beantwortete."

"Nachdem ich einige Stunden im Nichols'schen Hause über meinen Plan gebrütet, brachte ein Sklave mir ein Billet von Jennys Hand. Sie beschwor mich, ja die Reise zu machen und den Dienst ihres Vaters nicht zu verlassen, wenn ich nicht mein eigenes Leben dem Mord aussetzen und ihr eine Stütze rauben wolle, der sie so sehr bedürfe. Sie denke ihren Vater schon zu beruhigen, den lästigen Freier bis zu meiner Rückkehr

hinzuhalten; alsdann müsse freilich ein entscheidender Schritt gethan werden. Dabei erkundigte sie sich zärtlich nach Dir, lieber Hannibal, und bat durch Ueberbringer dieses um eine Zeile Antwort. — So schnell wie möglich verfaßte ich diese und beeilte, durch die Mahnung des ängstlichen Negers bewogen, mein sonst ausgedehnter gewordenes Schreiben. Ich schrieb ihr Alles, was sich in unserm Vaterlande zugetragen, das Geheimniß ihrer Geburt, Deine Liebe, die Qualen ihres reuigen Vaters und meine Freundschaft, deren Unveränderlichkeit bis in den Tod ich ihr versicherte."

"Ich hatte kaum den Boten abgefertigt, als ein großer starker Schiffer in das Zimmer trat, sich als meinen Kapitän ankündigte und mir ein Billet des alten Mohrmannt überbrachte, dessen Inhalt mir befahl, da mein mir zugedachter Capitän erkrankt sey, dem Ueberbringer auf einer Reise nach Sierra Leona zu folgen. Ich gehorchte auf Jennys Befehl, nur konnte ich keine Zeit gewinnen, Euch Kunde zu ertheilen; ich hoffte auch, daß Jenny dieß nicht unterlassen würde. Noch an demselben Abend stachey wir in See. Ich merkte zu bald die Absicht unserer Fahrt, aus welcher der Kapitän, so wie die ganze Schiffsmannschaft, auch kein weiteres Geheimniß machten. Unser Schiff war mit Pulver, Flintensteinen, schlechtem Rum und blauen Bafftas, der gewöhnlichen Ladung von Sclavenschiffen, befrachtet und ging nach Gallinas, einem unter Sierra Leona befindlichen Sclavenplage, wo der König Schifer mit europäischer Grausamkeit seine schwarzen Brüder verhandelt, und über den edlen, um die Abschaffung des Sclavenhandels so verdienten Parlamentsredner Wilberforce das Urtheil fällt, daß derselbe werth sey, in Stücken zerrissen zu werden. Ich hatte kaum erfahren, daß mein Kapitän Peterson heiße, als mich ein wahrer Schauer überfiel. Glücklicher Weise war mein Name in der obnehin nur sehr unordentlich geführten Schiffsliste „Runberg" ausgezeichnet, und da ich auf seine Anfrage mich für einen Hamburger ausgab, entdeckte Dein Räuber auf der ganzen Reise nicht in mir seinen Verfolger auf der Elbe."

(Schluß folgt.)

Sklaverei in Nordamerika.

Die Sklaverei in den südlichen Staaten ist durch die Verfolgung der Abolitionisten erst recht bekannt geworden, und man fragt sich, wie ein solcher Zustand im neunzehnten Jahrhundert fort dauern kann und noch Vertheidiger findet. Wir wollen den Lesern ein Bild dieser Vergehen an der Menschheit unter die Augen stellen, ohne die Farben stärker aufzutragen, als sie in der Wirklichkeit sich vorfinden.

Es ist ein Amerikaner, William Jay, Richter im Staate Newyork, der den Stoff zu dem düstern Gemälde geliefert hat. — Jeder weiß, was der Mensch ist, was er werden kann, wenn er seinen vollen Werth, seine ganze Würde hat; er ist Bürger, Eigenthümer, Sohn, Gatte, Vater; er unterrichtet sich, betet zu Gott, vertheidigt sich, wenn man ihn angreift. So kennen wir den Menschen. In den vereinigten Staaten ist der Sklave weder Bürger, noch Eigenthümer; nicht Sohn, nicht Gatte, nicht Vater; er kann nichts lernen; er betet nicht zu Gott; er darf sich nicht vertheidigen, wenn man ihn angreift; er darf nicht kommen und gehen, auch wenn seine Arbeit gethan ist; das Hausvieh ist freier, die wilden Thiere haben mehr Rechte. Das ist keine Uebertreibung; das ist in den südlichen Staaten der Union geseglicher Zustand. Wie aber wird man Sklave? Wird der Sklave gekauft? Verkauft er sich selbst? Nein! Man wird als Sklave geboren. Das Kind folgt dem Stand der Mutter. Der Pflanzler in Südkarolina hält sich Negerinnen für seine Lüste; der Freie zeugt sich selbst seine Sklaven. Welch ein Geseg! Es befördert die Unsittlichkeit und bereichert den Lüstling. In Europa glaubt man wohl mitunter, nur die Schwarzen

seyen Sklaven — und die Farbe macht uns nachsichtig; wir finden es nicht so außerordentlich, wenn ein Neger in der Knechtschaft lebt. Aber nein! in Carolina und Virginia gibt es auch weiße Sklaven, eingeborne Amerikaner (Indier.) Den Weißen schützt die Farbe nicht; war seine Aeltermutter eine Sklavin, er folgt ihrem Stand; er ist ein Sklave. In den Blättern liest man oft Verhandlungen über Ansprüche auf Freiheit; sie werden nicht nach der Farbe, sondern nach dem Geburtsregister entschieden. In den Adern der Sklaven rollt oft vornehmes (nicht edles) Blut, aber die Mütter waren Negerinnen und das Kind kennt nach dem Gesetz nur die Mutter. In Amerika hat man die europäischen Adelsvorurtheile nicht, wohl aber einen negativen Adel; Sklaverei, die von der Mutter auf den Sohn forterbt. Dem freigelassenen Neger, dem farbigen Menschen, droht Sklaverei auf allen Wegen. Im Staate Georgien ist ein Gesetz, wenn sich ein freier Neger betreten läßt, wird ihm eine Geldbuße aufgelegt; kann er nicht zahlen, wird er als Sklave verkauft. Kann ein freier Neger nicht beweisen, wann und wie er frei geworden, fällt er aufs Neue in Knechtschaft; in dem freien Lande wird die Sklaverei präsumirt! — Man hat Gesetze, die Mißhandlung von Thieren zu verbieten; man hat auch Gesetze, wornach untersagt ist, Sklaven zu mißhandeln. Die erstern Gesetze werden beobachtet, die letztern nicht. Bei den Thieren ist kein Rasseninteresse im Weg; der Sklave aber, wenn er nur schwarze oder farbige Mißsklaven als Zeugen erlittener Mißhandlung aufrufen kann, wird nicht gehört. Ist die Mißhandlung augenscheinlich und durch gültige Zeugen ermittelt, so entscheiden doch nur Sklaveneigner über den Thatbestand und der Weiße hat nichts zu fürchten. Der Eigner ist also mehr Herr seines Sklaven, als seines Pferdes. Die Gesetze haben versucht, die Arbeitsstunden zu reguliren. Aber wie? In Südcarolina kann der Sklave gesetzlich zu fünfzehn Stunden Arbeit im Tage angehalten werden. Ein anderes Gesetz schreibt vor, daß die Gefangenen in den Correktionsanstalten zehn Stunden im Tag arbeiten müssen. Also erläßt das Gesetz dem Weißen, der im Zuchthaus sitzt, fünf Stunden Arbeit, um sie dem unschuldigen Neger aufzubürden. Der Sklave hat kein Eigenthum und kann auch nichts erwerben. Dem Eigner ist bei Strafe untersagt, seinem Sklaven Arbeit für sich selbst zu erlauben; alles was dem Sklaven einen Begriff von Eigenthum geben könnte, ist von dem Gesetz verpönt. Der Sklave kann nicht vor Gericht erscheinen; er kann also nicht selbst Klage führen; wird er geschlagen, mißhandelt man seine Frau, seine Kinder, er hat kein Mittel Recht zu suchen. Auch fremde Sklaven darf der freie Weiße peitschen, wenn er sie nur nicht zur Arbeit unfähig macht. Wird der Sklave verstümmelt, so erkennt das Gesetz dem Eigner die Schadloshaltung dafür zu. Der Schwarze hat keine Familie; heirathet er, so geschiebt sich nur um der Form wegen; von Rechten ist keine Rede; die Frau kann ihm weggenommen und anderwärts hin verkauft werden; eben so ist es mit den Kindern. Er mag sich der Bigamie oder der Polygamie ergeben (zwei oder mehr Weiber nehmen), für ihn gibt es kein Ehegesetz, so wenig, als für die Hausthiere. Der Sklave, seine Frauen, seine Kinder, können verschenkt, verkauft, verhypothekirt, unter Beschlag gelegt werden, wie jedes andere Stück des Inventariums. Der Sklave ist moralisch todt; er darf sich nicht wehren, wenn ein Weißer nach ihm schlägt. In Kentucky bekommt jeder Neger, Mulatte oder Indier, frei oder unfrei, wenn er die Hand aufhebt gegen einen Weißen, dreißig Peitschenhiebe. Läßt sich ein Neger außerhalb der Pflanzung seines Herrn betreffen, so darf ihn jeder Weiße der zufällig bei ihm vorbeikommt, ausfragen und nach Befinden auf der Stelle mit zwanzig Hieben abstrafen. — Das Gesetz ist erfinderisch in Verbrechen der Neger. Hat ein Sklave eine Flinte, oder Pulver, oder auch nur einen Stock, so verwirft er 30 Peitschenhiebe. Kommt er zusammen mit Negern einer andern Pflanzung, so dictirt das Gesetz dem Besucher 40 Streiche, den Besuchten die Hälfte. Man kann sich denken, wie strenge das Gesetz bei wirklichen Vergehen ist, da es eingebil-

dete so grausam straft. In Virginien wurde vor kurzem erst das Gesetzbuch revidirt; dennoch zählt es noch ein und siebenzig Vergehen, worauf für den Sklaven der Tod steht, während der Weiße, der sich ihrer schuldig macht, mit Gefängniß davon kommt. Sklaven werden nicht durch Einsperrung gestraft, denn der Pflanzler würde ja ihre Arme entbehren und der Neger ruhte aus. Es ist ökonomischer, sie bei kleinen Vergehen zu peitschen, bei größeren zu hängen. In Carolina, Virginien und Louisiana kommen die Sklaven nicht vor eine Jury. Im Jahr 1832 wurden 32 Neger verurtheilt und hingerichtet nach dem Spruch eines Tribunals, das aus zwei Friedensrichtern und fünf Pflanzern bestand. Man wundert sich in Europa über die Anwendung des Lynchgesetzes. Nichts ist doch einfacher; die Pflanzler behandeln die Freunde der Sklaven, wie die Sklaven selbst. Da die Sklaven wie das liebe Vieh angesehen werden, so ist kein Wunder, daß für Ausbildung ihres Verstandes und das Heil ihrer Seelen nicht gesorgt wird. Die Gesetze verbieten, den Sklaven etwas zu lehren, oder ihnen das Wort Gottes zu predigen. Ein Sklave, den sein Herr in einer Schule findet, oder sonst an einem Ort, wo Unterricht erteilt wird, büßt seine Wißbegierde mit zwanzig Peitschenhieben. Lesen und Schreibenlernen ist bei harter Strafe verboten. Ein Weißer, der sich untersteht, einem Neger Unterricht zu erteilen, wird in Georgien um 500 Dollars gebüßt. So ist noch heute das Loos von zwei Millionen Menschen in dem freien Nordamerika!

Die wachsamten Hüter eines Grabes.

Bekanntlich geschieht es in England sehr häufig, daß Leichen aus dem Grabe gestohlen und an Anatomen verkauft werden. Da die Letzteren gut bezahlen, indem, vermöge eines, dem Dessinen menschlicher Leichname sehr ungünstigen Volksglaubens, in England solche Maßregeln zu Gunsten der anatomischen Institute, wie z. B. in Deutschland, nicht getroffen sind und daher die Leichname durch allerhand Schliche und Kniffe zu erlangen gesucht werden müssen. Unter diesen Umständen sieht man sich häufig genöthigt, wenn man einen nahen Angehörigen zur Erde bestattet hat und nicht wünscht, daß er unter das Messer des Anatomen gerathe, sein Grab bewachen zu lassen, wenigstens so lange, bis die Leiche aller Wahrscheinlichkeit nach in völlige Verwesung übergegangen ist.

Vor einiger Zeit verlor im nördlichen England ein Mann, Namens Richard Johnson, seine von ihm außersinnigste geliebte Frau durch den Tod, und da er fürchtete, sie möchte aus dem Grabe gestohlen werden, hielt er in der ersten Nacht, in Begleitung seiner beiden treuen Doggen, persönlich Wache auf dem Kirchhofe. Am folgenden Abend gab er seinen Hunden durch Zeichen zu verstehen, sie möchten den Wachtdienst allein versehen und die Doggen lagerten sich seitdem jede Nacht auf das Grab ihrer ehemaligen Gebieterin, bis diese Vorsicht nicht mehr nöthig war.

M i s z e l l e n.

In Wien trug neulich eine 13jährige Violinspielerin, Theresie Ottavo, eine Schülerin Paganini's und Verriotti's, Variationen von letzterem Meister im Kärnthnertheater vor. Man fand in ihr eine talentvolle Anfängerin, die mit der Zeit vielleicht dem ganzen weiblichen Geschlecht als Violinspielerin Ehre machen wird.

* * *

Die Direktion der großen Oper in Paris veranstaltete kürzlich eine Konsultation von 8 Aerzten über eine Verletzung, welche Dem. Tagliani sich am Knie zugezogen hatte. Die Aerzte entschieden, daß die berühmte Tänzerin eine Zeitlang der Ruhe pflegen müsse.

Düsseldorf, Montag den 14. Dezember 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 50.

Napoleon Hannibal Scipio Meyer.

Historische Novelle von Th. v. Kobbe.

(Schluß.)

„Nach etwa siebentzig Tagen,“ fuhr Hans in seiner Erzählung fort, „waren wir an dem Ort unserer Bestimmung angelangt. Die Zeit des Landens an der afrikanischen Küste, wo man nicht dem Stranden so leicht ausgesetzt ist, dauert von Oktober bis März. Kaum zeigten wir uns, als einige Böte mit Lootsen sich unserm Schiffe naheten. Sie trugen tätowirte Neger von gelblicher Farbe. Diese meldeten uns in gebrochenem Englisch, daß der König Schaker, hochehrent über unsere Ankunft, uns zu sich entbieten lasse. Der Gedanke, auf dieser Höllenfahrt durch meine Persönlichkeit manchem Unglück vorzubeugen, hatte mich gelehrt, mich in den Willen des rauhen, in seinem Fache überdies vortrefflich bewanderten Vorgesetzten zu schicken, der mich daher auch auszeichnete und zur königlichen Audienz mit sich an's Land nahm.“

„Schaker empfing uns in einem Palmenhause, in welchem sich nur einige schmutzige Stühle befanden. Er war etwa sechzig Jahre alt, nicht tätowirt und ohne graues Haar, trug ein Weinkleid von blauem Kattun, einen Leberwurf von demselben Zeuge und sprach gebrochen Englisch. Nachdem Peterson ihm Branntwein präsentirt hatte, begann der Handel. Wir wurden in die Pondocks geführt, und für unsere Waaren 310 Neger und 120 Weiber gekauft. Nachdem Alles in Richtigkeit war, führte uns der König einen Neger von ungewöhnlicher Farbe vor, den Du hier siehst. Er erzählte, daß er sein Enkel und die Frucht eines verbotenen Umgangs eines kreolischen Kapitäns mit seiner Tochter sey. Er sey gewillt, ihn nach Philadelphia in die Abolition society zu senden, um ihn dort erziehen zu lassen. Er fragte, wie viel das jährliche Kostgeld betrage. Peterson forderte 4 Neger, Goldstaub bis zu dem Betrage von drei bis vierhundert Thaler und eine Quantität Elefantenzähne. Schaker gab das Verlangte, wenn gleich nicht ohne Kopfschütteln, und ließ sich dann durch einen Handschlag von uns Beiden versprechen, daß wir als „honests English“, wie er sich ausdrückte, unser Wort erfüllen wollten. Dann übergab er uns den Enkel ohne Zeichen von Schmerz und ließ uns zu unserm Schiffe zurückkehren. Der Knabe zeigte Bildungsfähigkeit und eine Zuthullichkeit gegen mich, wie ich sie nie bei einem Neger bemerkt habe, die ihm bald mein ganzes Herz gewann.“

„So lagen wir eilf Tage aus Furcht vor den Engländern, die von Sierra Leona aus umherkreuzten, um Negerschiffe zu nehmen. Erst am eilften Tage lichteteten wir die Anker. Unser flüchtiger Schooner vereitelte mein Gebet, daß ein englisches Schiff unser raubbeladenes Schiff erreichen möge. Wir erreichten glücklich den Ort unserer Bestimmung. Unsern des vor dieser Stadt gebauten Forts Morro mußten wir indessen anhalten, um die Sklaven, deren Einführung in Havannah nicht mehr

gesehlich ist, obgleich sie täglich öffentlich verkauft werden, auf Rähnen zu die Stadt bringen zu lassen.“

„Schon unterwegs hatte mir Peterson die Offerte gemacht, den Enkel Schakers über Bord zu werfen und das, was der Großvater für ihn bestimmt, mit ihm zu theilen. Völl Abscheu hatte ich dies Projekt verworfen und geschworen, das geringste Leid, das ihm widerfahren würde, zu rächen. Charles, so hatten wir den verrathenen Königsenkel genannt, mochte eine Ahnung von dem Schwerte haben, das über seinem Haupte hing. Seinem Wunsche gemäß, verließ er mich nie, und vervollkommnete sich schon während der Reise auf eine bewundernswürdige Weise in der englischen Sprache.“

„Peterson war schon mehreremale am Lande gewesen, als er eines Mittags uns ankündigte, daß wir jetzt unsere Löhnung empfangen und den Bord verlassen könnten. Als ich Charles mitnehmen wollte, weigerte er sich indessen, ihn herauszugeben. Umsonst bestand ich darauf; ich mußte das Schiff allein verlassen, ging aber sofort am andern Tage zum Gouverneur Bives. Dieser unterdrückte zwar aus eigener Aengstlichkeit, wie auf mein Bitten, den alten Mohrman aus dem Spiel zu lassen, den Vorfall in so weit, daß er nicht kriminell wurde; ich hatte aber die Freude, daß mir Charles am andern Morgen auf dem Barracon als Freier in die Arme fiel. In demselben Augenblicke aber traf mich ein vernichtender Blick des alten Mohrman, der, als ich mich freundlich zu ihm wenden wollte, mich verächtlich mit den Worten: — „Fort, Sklavenfreund! Feind der Weißen!“ — von sich stieß.“

„Als ich am Abend von Nichols Hause zu einem Katalan gegangen war, woselbst ich für Charles und mich ein Logis gemiethet hatte, wurde ich während der Draction meuchlings von einem Soldaten angefallen, der mich mit einem Dolchstich zwischen der dritten und vierten Rippe verletzte und sodann meiner Baarschaft beraubte. Ich ward in das Haus meines künftigen Hauswirthes getragen, der mich selbst dann, als meine Börse verschwunden war, mit Charles, welcher mir durch seine Liebe und Sorgfalt reichlich Alles vergalt, was ich für ihn gethan habe, gepflegt und unterhalten hat.“

„Ich lag fast ein Jahr. Kaum war ich geheilt, da befel meinen Wohlthäter das gelbe Fieber. Der Tod nahm ihn mir, und ich hoffte, da mich, in Folge meiner Nachtwachen beim Katalan, dieselbe Krankheit ergriff, meiner Leiden überhoben zu werden. Schon hatte ich das Haus räumen müssen, war ohne Rücksicht für die Zukunft hierher gezogen, und wäre mit meinem Charles verloren gewesen, wenn nicht unsere Landsleute, vor allen ein gewisser Nissen aus Dänemark, mich großmüthig unterhalten hätten. Ihnen, der braven Creolin und Charles verdanke ich, nächst Gott, mein Leben.“

Stannend hatte Hannibal seinem Freunde zugehört, und dann muthlos die Frage aufgeworfen, was nun zu thun sey? — „Du fragst noch, Hannibal?“ — erwiderte Hans, sich mit leuchtenden Blicken erhebend. — „Was anders, als Jenny zu retten, zu entführen, ohne Dich

Deinem unnatürlichen Vater zu entdecken. Bei Gott, wir wollen das schon Alles beim Vater Meyer, wie beim ehrlichen Bastian verantworten. Auch sind jedenfalls die Ausichten anders. Mohrmann ist verarmt und wird andere Saiten aufziehen; von Peterson haben wir vollends nichts zu fürchten. Nachdem er überwiesen ist, ein hiesiges Schiff mit seiner Mannschaft versenkt und sich die Ladung angeeignet zu haben, ist er in den Morro gesetzt, wo er verschmachten wird, da die Regierung, um die die weiße Farbe möglichst zu ehren, ihn hoffentlich bürsichten lassen wird. Schon oft hat er zu meinen Landsleuten um Almosen geschickt, und sehnlich gewünscht, auch mich zu sehen. Mir grauet aber vor ihm. Besuche Du ihn, wenn Du kannst."

Noch lange redeten die Freunde hin und her. Da stürzte sie plötzlich ein Geräusch an der Thür. Diese ward geöffnet, und herein bellte der treue Sultan, der einige Tage während Rennerbergs Krankheit bei dem Mann der Creolin ausverdungen gewesen war, jetzt aber, vielleicht aus Sympathie, seinen Strick zerrissen hatte, und mit blutendem Halse zurückkehrte. Und ob der treue Holsteiner seine beiden Jugendfreunde wieder erkannte! Ja, der Hund war des Menschenranges würdig; den Hans in der verhängnißvollen Nacht zu Altona ihm dekretirt hatte. Wie klug, wie theilnehmend sprang er zu seinem Herrn hinauf!

Abermals rauschte die Thür. Ein Neger trat ein, der Rennerberg einen Brief von Jenny's Hand überbrachte. Nie ist eine Partitur von Musikverständigen so schnell durchzulesen, wie dies Schreiben. Nicht im Besitze des Manuscripts, kann ich nur nach Hannibals Angabe den Inhalt so mittheilen, wie er ungefähr lautete.

„Mein lieber Lebensretter und Freund!

Die Gnade des Höchsten, welche das Herz des Mannes erleuchtet hat, den ich bis zu Deinem letzten Schreiben für meinen Vater gehalten habe, hat mir Licht über Dein Schicksal und Dein Hierseyn gegeben. Ich beklage Dein Geschick, das da bestimmt ist, sich für Andere aufzupoffern, freue mich aber und danke dem Erhalter, daß Du, wie ich erfahre, gerettet bist. Mein Vater Mohrmann, laß mich den Unglücklichen immerhin so nennen, ist, befehrt durch sein unglückliches Geschick, andern Sinnes geworden. Er sehnt sich innig darnach, Dich zu sehen und Dir von Herzen abzubitten. Er ist unschuldig, wie er versichert, an Deiner Verwundung. Meine Neigung für Hannibal, dessen vermeintlichen Vater er tief gekränkt hat, aus Gewissensunruhe mißbilligend, hat er leider alle meine Briefe, die ich nach Eppendorf sandte, unterschlagen. Ich habe keinen Anstand genommen, ihm das Wunderbare unsrer Geburt und den Umstand mitzutheilen, daß Hannibal sein Sohn sey. Er bestätigte zwar, daß meine Mutter in dem Wirthshause zur Hölle zwischen Isehoe und Elmenshorn mich geboren habe und dort gestorben sey, er will sich aber und gewiß aus Liebe zu mir, und aus Gewohnheit mich seine Tochter zu nennen, trotz der eigenen Angabe meiner Mutter, der Ehefrau Meyer, noch nicht ganz zu dem Glauben verstehen, daß ich seine untergeschobene Tochter bin. Er besteht darauf, nach Europa sogleich mit mir zurückzukehren, und will Dir vorläufig die Realisirung des Restes seines Vermögens anvertrauen. Dürfen wir zu Dir kommen, oder Dich gar bei uns erwarten? Antworte mir heute; schon aber den reinigen Alten, darum bittet, gewiß nicht vergebens,

Deine Jenny."

Wie der Knoten einer Novelle schien den beiden Jünglingen ihr Schicksal freudig gelöst zu werden. Hans versprach zu kommen; der Neger ging.

Am andern Morgen traten beide Freunde, der noch schwache Hans auf Hannibal gestützt, in das Zimmer des alten Mohrmann, dem Jenny eben vorlas, und die Himmlischen lächelten bei solchem Wiedersehen. Ein stumm's Bild stand vor dem in der Stille gefolgten Charles, das sich endlich in Freudenthränen löste. Nachdem Alles

besprochen, Alles vergeben war, erklärte Mohrmann: — „Wenn mein Schändlich von mir betrogener Freund Meyer wegen einer so verzeihlichen Schuld sich so nach Verzeihung sehnt, wach einen Drang darnach muß ich schwerer Sünder empfinden! Hannibal! wenn Du mein Sohn bist, ich kann nicht verlangen, daß Du dem Vater verzeihst, bevor er gut gemacht hat, was er vermag, und sterbend um Deine Vergebung fleht. Bleibe hier und realistre mein Vermögen. Geleitet von unserm allerseitigen Schutzengel, Hans, will ich so bald als möglich meine Rückkehr nach Europa, und da ich um Euretwillen nicht nach Hamburg kommen darf, unter fremdem Namen antreten. Ich aber segne Euch, meine Kinder, mit dem Segen eines Bereuenden und Zerfnirschten, um des Erlösers willen."

Und es geschah, wie der alte Mohrmann gesagt hatte. Nach wenigen Tagen trennte er sich heiter mit dem ehrlichen Hans, der nichts mehr bedauerte, als daß diese Reise um seiner Lieben willen ohne ein anderes Opfer, als das, sie eine Zeitlang zu entbehren, geschehe. Charles und Sultan folgten Hans.

Den Liebenden flossen die Stunden selig und poetisch dahin. Desto prosaischer ging die Regulirung der väterlichen Geschäfte, welche immer weiter aussehender wurden. Wenig bekümmerte sich Hannibal um Havannah, nur einmal wurde er von seiner Geliebten abgezogen, um mit seinen Landsleuten den humoristischen Nichols zur Erde zu bestatten, wobei ihm unwillkürlich das Sprichwort: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein," einfallen mußte. —

Da träumte ihm einige Nächte nachher, daß er Peterson im Gefangenhause besuchte, der ihm eine seltsame Aufklärung über seine dunkle Geburt mittheilte. Er folgte wachend dem Wink des Traumgottes. — Und, wunderbar! dieser Traum löste den Knoten.

Er ging zum Morro und ward gegen eine kleine Gratifikation zu Peterson gelassen, der auf halb verfaultem Stroh seiner Auflösung entgegen sah. Kaum hatte er sich diesem zu erkennen gegeben, als der Verbrecher sich aufrichtete, dann aber niedersank und seine Knie berührte. „Der Himmel segne Ihr Erscheinen," rief er aus, „nun kann ich ruhig sterben. Ja, ich kann Ihnen einen schweren Stein vom Herzen nehmen. Sie sind das, was Sie immer waren, der Sohn des Hrn. Meyer in Altona. Mein Weib hat durch den Zufall, daß sich eine Wächnerin im gegenüberliegenden Wirthshause befand, den Plan erfunden, Ihre überspannte Mutter zu täuschen, und sich dieselbe auf diese Weise zu verpflichten. Zwar reisten wir mit Madame Meyer nach Hamburg, um ihr im Nothfall einen Sohn unterzuschieben, allein Gott vereitelte dies Verbrechen dadurch, daß sie wirklich einen Knaben gebar. — Zu allem Zeugnisse berufe ich mich auf die Hebamme in Steinburg, und auf die Mutter der Wirthin im „Himmel", die bei der Entbindung zugegen waren. Ich raubte Sie bloß, um mehr Geld von Ihrem Vater zu erpressen. An Rennerbergs Verwundung bin ich unschuldig, wenn auch ich gleich Meuchelmord gegen ihn brütete."

Diese Nachricht erfüllte Hannibal ganz mit Bönne. Er ließ sie durch die Gerichte konstatiren, beschenkte den Sünder und sprach dann zu seiner Jenny: „Komm morgen mit nach Europa, dort riskiren wir unerfeglichen Verlust, hier nur wenig irdisches Gut." — Nach zwei Tagen waren die Liebenden unter Segel gegangen, und der Wind blies mit aller erdenklichen Günst hinein.

8.

Mit seinem Maklerstock in der Tasche, dem Zeichen seines neuen Geschäfts, schritt der alte Meyer wie neu verjüngt, mit dem guten Bastian gegen Abend durch den stürmischen Herbstwind und die regengetränkten Fluren den Weg nach Eppendorf zu. Beide hatten sich vorgenommen, Geld zu verdienen, Meyer hatte seine Maklerei, Bastian war als Privatlehrer durch den vortrefflichen Professor Zimmermann in mehreren Häusern mit Glück empfohlen. Sie unterredeten sich vom Wetter, wie von den argen Stürmen, die in diesen Tagen gehaust hatten,

und die ihm immer die Rückkehr Hannibals zu erschweren, wohl gar zu gefährden schienen. Bastian aber, ein frommer, gottesgebener Theolog, ließ es nicht an wahren, wenn gleich etwas weitläufigen Trostgründen fehlen, und stärkte den alten, sich wegen seines Unglaubens selbst anklagenden Meyer dadurch sichtlich.

Und nicht mit Unrecht. Denn als er zu Hause angelangt war, lagen Sohn und Tochter, Hannibal und Jenny, in seinen Armen. Wie in eine tausend Jahre verschlossene Kluft der erste Sonnenstrahl hinschießt, drang die Kunde zu seinem Herzen, daß ein Irrwahn sein Leben vergiftet habe und er Hannibals wahrer Vater sey; was kurz darauf die noch lebenden, von Peterson vorgeschlagenen Zeugen dokumentirt haben.

Aber die reine Freude machte bald der bekümmerten Frage nach Mohrman, Hans und Charles Plag. Meyer, selbst Affekuranzmakler, konnte nur betrübende Auskunft geben. Seine Kinder waren selbst bei einem Sturme nur durch ein Wunder in die Mündung der Elbe gekommen. Auf der Börse hatten heute mehrere beunruhigende Gerüchte von gestrandeten Schiffen zirkulirt.

Da erschien nach einigen Tagen die Trauerbotschaft, daß ein Bremer Schiff aus Havannah, „die Freundschaft“ genannt, unsern der Oldenburgischen Küste auf dem Wellen Sande gestrandet und untergegangen sey. Selbst die besten und kühnsten Lootsen der Welt, die Oldenburgischen, hatten es nicht zu retten vermocht. Unverzüglich eilte Hannibal zur Küste und fand seine Nachricht bestätigt. Bei allem Schmerze harrete noch ein frohes Wiedersehen. Die Lootsen hatten nämlich seinen Sultan gerettet, der auf einem Fäßchen, das Hans wahrscheinlich in der Todesstunde in's Wasser geworfen hatte, und woran er, wahrscheinlich an eigener Rettung verzweifelnd, immer an fremde denkend, seinen Hund befestigt hatte, herangeschwommen kam. Man öffnete dasselbe, aber hineingedrungenes Seewasser hatte die Schrift der Bleifeder verwischt. Man erkannte nur noch das Wort „Posa.“

Keine der Leichen ist an das Land gekommen.

Der Schmerz um den Freund vernarbte nicht in der Seele der Glücklichen, die noch leben, und jetzt im Begriff stehen, in einem der glücklichsten deutschen Länder, dem Großherzogthume Baden, sich anzusiedeln.

Ein Abenteuer auf den grünen Bergen.

Aus den Reisepapieren eines Engländers.

Kein Reissender, der je in Vermont (Nordamerika) war, wird die „grünen Berge“ vergessen haben; eine lange Gebirgskette, die sich von Norden nach Süden durch die ganze Länge des Staates hinzieht, und von ihren grünen Abhängen viele tausend perennirende Flüsse und Bäche herabsendet, um das schöne Land zu bewässern und den obern Connecticut und den Champlain-See zu speisen. Sie und da längs des wellenförmigen Rückens der Kette sieht man eine hohe scharfe Spitze von grauem Granit über die abgerundeten, waldbedeckten Gipfel sich erheben, sonst aber bietet das ganze Gebirge den Anblick einer ungeheuren Waldmasse, wo jeder Abhang, jedes Joch und jede Schlucht von üppiger Vegetation verschleiert ist. Auf und ab fällt der Blick wohl auf Stellen, welche die Anwesenheit des Menschen verrathen, doch sind deren nur sehr wenige; so schaut zum Beispiel gegen Süden ein kleines hinter den Bäumen halb verstecktes Dorf mit seinen weißen Häusern und seinem Kirchturm aus dem düstern Wald wie ein Stern in dunkler Nacht hervor, gegen das nördliche Ende des Staates aber findet der Reisende nichts als die einsame Blockhütte des Anstiedlers, von einem Maisfelde und einem Duzend mit geschwärzten Baumstöcken besetzten Acres Landes umgeben, wo sich ein Duzend flachköpfiger Kinder herumtummelt, die wie aus den Wolken herab in diese undurchdringliche Wildniß gefallen zu seyn scheinen.

Die wilden Thiere des Landes sind durch die Jäger und den immer weiter um sich greifenden Anbau aus ihren frühern Schlupfwinkeln an den Ufern der Flüsse und in den Niederungen vertrieben worden, und haben Schutz in den dunkeln Waldungen der grünen Berge gesucht. Hier haufen in Dicksichten, die noch nie der Fuß des Menschen betreten, der Bär, der Panther, der Wolf und der Damhirsch, und ganze Heerden von Füchsen verbreiten auf den Hühnerhöfen, ja wohl auch unter den Kammern der Anstiedler Verwüstung und Schrecken. Bären und Panther sind minder häufig, die Wölfe aber haben sich so furchtbar vermehrt, daß die Regierung einen Preis für jeden bezahlt, der erlegt wird.

Vor einigen Jahren brachte ich die schöne Jahreszeit mit einem Ausfluge auf das Land hin, und hielt mich in einem kleinen Dorfe an der westlichen Seite dieser Gebirge auf. Die wilde Scenerie der Gegend hatte einen ganz eigenen Reiz für mich, und ich ergözte mich mehrere Tage lang damit, umherzustrichen, um diese ungeheuren Waldungen und die riesigen Schatten zu betrachten, die sie in das Thal warfen, wenn die Sonne hinter ihnen hinabsank.

Da es Nothwild im Ueberflusse in der Gegend gab, so erwachte endlich meine Jagdlust, und ich entschloß mich einen weidmännischen Zug auf das Gebirge zu unternehmen, an dessen Fuß das Dörfchen lag. Du mußt, dachte ich, einen Hirsch schießen, und sollte dir etwa ein Bär aufstoßen, dann wehe ihm! Das Fell nimmst du dann mit nach Boston. Kommt dir etwa gar ein Wolf in den Schuß, um so besser, dann entschädigt dich die Prämie der Regierung für deine Auslagen für Pulver und Blei. Mit diesen Gedanken entlehnte ich von meinem Wirth eine Flinte und machte mich an einem schönen Morgen auf den Weg. „Gar Mancher, sagt Sancho Pansa, schwaghafteu Andenkens, geht aus um Wolle zu holen, und kommt gefchoren nach Hause;“ ob es mir auch so ging, will ich jetzt noch nicht verrathen.

Die Hirschjagd in diesen Gegenden ist bekanntlich ein ganz anderes Ding als bei uns in England; da stolziert man nicht zu Pferde einher, sondern muß sich vielmehr auf steilen Pfaden mühsam durch dichte Wälder arbeiten und im Gebüsch versteckt lautlos harren, bis das Thier vorüberzieht. Ja nicht einmal einen Hund darf man bei sich haben, denn das Geräusch, das dieser macht, würde das Wild unfehlbar verschrecken; ich ließ demnach den meinigen bei meinem Wirth zurück und nahm nichts mit mir als meine Flinte.

Das Gebirge, welches ich zum Schauplatz meiner weidmännischen Thaten ausersehen hatte, war eine regellos aufeinander gethürmte Masse von Anhöhen, deren Gipfel sich ziemlich weit über alle Höhenpunkte der Kette erhob. Der ganze Berg war, mit Ausnahme des felsigen Gipfels und der steilen Wände einiger Schluchten, in denen Waldströme brausten, dicht mit Waldung bedeckt. Auch fanden sich am südlichen Abhange einige lichte Stellen, wohin die Anstiedler ihr Vieh auf die Weide trieben, und zu denen ein durch das Dickicht gehauener Fußpfad führte. Oberhalb derselben war Alles dichte Wildniß, obschon kaum noch kennbare Spuren zeigten, daß der Gipfel, der eine weite Aussicht über das Land bot, schon vor mir besucht worden war.

Die Sonne war zwar aufgegangen, aber noch nicht sichtbar, als ich aufbrach; noch lag sie hinter der östlichen Seite des Gebirges verborgen, das vor mir emporstieg, und eine dunkle Schattenmasse bildete, die scharf abgeschnittene Gränzlinie des Blanzes, der am Horizont hinter dem Berge aufzutauchen begann. Nicht eine einzige Wolke war an dem reinen Himmel sichtbar, und nur ein dünner Nebelschleier, von der warmen Morgenluft aus den Niederungen aufwärts gezogen, ballte sich in weiße Flocken zusammen, die an den düstern Abhängen des Gebirgs hinschwammen. Als die Sonne höher stieg, sammelten sich diese Flocken um den Gipfel und glühten in dem Feuer der goldenen Scheibe, die jetzt am Saume der Höhe sichtbar wurde; im näch-

sten Augenblicke aber trat die Sonne vollends hervor, die dunkeln Schatten der Wälder flohen, die Abhänge glänzten in frischem Grün und die goldene Krone des Gipfels zerrann in der Luft.

Noch war es früh am Tage und immer noch stieg ich aufwärts. Glücklicherweise über die Schlucht gelangt, verfolgte ich emsig meinen Weg zum Gipfel, fand jedoch den Pfad immer steiler und rauher. Die gewaltigen Eichen, Buchen und Ahornbäume, welche den mittlern Gürtel des Berges bedeckten, begannen allmählig zu verschwinden, und nichts war zu sehen als vorragende scharfe Felsen, von niedern Birken, Tannen und Fichten umhüllt. Durch diese unwegsame Wildnis bahnte ich mir einen Pfad von einer Felsen Spitze zur andern; weder Wild noch Vögel waren in diesen Höhen zu sehen, die Bäume schwanden, je höher ich stieg, zu bloßem Zwergholz zusammen, der Boden wurde immer kahlgr, und bald war der Felsen von nichts mehr als Moos und einzelnen Grasflecken bedeckt. Nach vieler Anstrengung erreichte ich endlich den Gipfel des Berges, der, ob schon er, von unten betrachtet, eine scharfe Spitze zu seyn schien, sich dennoch hier als ein glatter abgerundeter, grauer Granitblock von fast einem Acre Flächeninhalt darstellte.

Die Aussicht war so herrlich, daß ich lange in ihrem Anschauen versunken da saß, bis endlich die sinkende Sonne mich erinnerte, daß es Zeit sey den Heimweg zu suchen. Als ich den Gipfel hinabstieg, wurde ich von dem Anblick einer dünnen weißen Wolke überrascht, die sich in diesem Augenblicke auf gleicher Höhe mit der Spitze des Berges in der Luft zu sammeln begann. Während ich so auf sie hin blickte, wurde sie immer größer und dunkler, und bewegte sich gerade auf mich zu. Ich eilte abwärts, die Wolke überholte mich aber und ehe zwei Minuten vergingen, war der ganze Gipfel des Berges in einer dichten Nebel gehüllt. Jetzt konnte ich kaum auf zehn Schritte vor mir sehen, und Alles was mir jetzt zu thun übrig blieb, war, auf einem Pfade fortzutasten, der sich kaum bei hellem Wetter deutlich unterscheiden ließ. Es war natürlich, daß ich ihn bald verlor, und einer Oeffnung im Gehölze folgend, die ich für den Pfad hielt, die mich aber bald an das Bett eines Waldstroms führte, daß in einen Abgrund auslief, eine andere Richtung einschlug. Ich versuchte wieder umzukehren, da jedoch der Nebel immer stärker wurde, so gerieth ich immer tiefer ins Dickicht, und konnte bald nicht mehr unterscheiden, ob ich mich an der östlichen oder westlichen Seite des Berges befände. Jede Anhöhe, die mir in den Weg kam, klimmte ich empor, in der Hoffnung, von ihr aus irgend eine bekannte Stelle zu erblicken, die mich auf den rechten Pfad führen könnte, aber vergebens; der Nebel war so dick, daß alle meine Mühe ohne Erfolg blieb.

Meine Lage wurde jetzt sehr unbehaglich, und bald begannen düstere Gedanken in mir aufzusteigen. Der Abend nahte mit starken Schritten, und entdeckte ich den rechten Weg nicht bald, so blieb nichts übrig als die Nacht auf dem Gebirge zuzubringen. Ich war sehr leicht gekleidet, und eine Nacht auf den Bergen pflegt nicht warm zu seyn; schon jetzt wurde es ziemlich kühl, und mein Appetit stieg in diesen hohen Regionen fast bis zum Heißhunger. Ach, dachte ich, indem ich um mich blickte, du findest dich da an einem Orte, wo du nicht essen wirst, wohl aber gegessen werden kannst, und legst du dich hier schlafen, so könnte es leicht kommen, daß dich ein hungriger Bär unsanft aufweckte. Ich ging also vorwärts, in der Hoffnung, der Nebel werde sich endlich zerstreuen, aber vergebens, er lag fest auf dem Gebirge. Ich lief hin und her, war jedoch meines Weges nicht sicher, und wußte nur so viel, daß ich bergab ging.

Die Dämmerung brach jetzt herein, die Schatten des Abends umhüllten mich, und jede Hoffnung zur Heimkehr war für heute verschwunden. Ich sah mich daher endlich nach einem bequemen Plage um, wo ich mein Nachtlager aufschlagen könnte. Zuerst fiel meine Wahl auf einen Baum, wo ich zum mindesten Schutz gegen wilde Thiere zu finden hoffte, allein der kalte Wind, der

sich erhob, mahnte mich dringend, ein heimlicheres Plätzchen zu suchen. Endlich entdeckte ich eine schmale von Bäumen freie Vertiefung im Felsen, und tief genug, mich vor dem Winde zu schützen. Die Höhlung war mit Moos und abgefallenem Laube bedeckt, und hier beschloß ich die Nacht bei einem Feuer hinzubringen.

Mit Hülfe meiner Flinte gelang es mir, einen Haufen durrer Blätter und Fichtenzweige anzuzünden, und bald stieg eine helle Flamme in die neblige Luft empor, die mir Schutz gegen den Besuch wilder Thiere versprach. Es war noch nicht ganz finster; die Sonne sank zwar hinter die Berge hinab, aber der Mond war schon im Westen am Horizont emporgestiegen, und verbreitete durch den dichten Nebelschleier ein zweifelhaftes Licht über die mich umgebende Scenerie. So wie die Nachtluft frischer wurde, schwand auch der Nebel immer mehr, und bald genoß ich des herrlichen Schauspiels eines Hofes, der den Mond, in den Farben eines Regenbogens glänzend, umgab. Bald schwand aber auch dieses nächtliche Phänomen, der Mond sank hinab, das Firmament wurde dunkel, und nur einzelne Punkte des düstern Waldes waren noch durch die flackernden Flammen meines Feuers beleuchtet.

Trotz aller Müdigkeit dauerte es doch noch lange, ehe mich Neigung zum Schlafe besiel; nicht als ob ich mich in Gefahr geglaubt hätte — mein Feuer und die geladene Flinte waren ja Schutz genug gegen wilde Thiere — aber Nacht und Einsamkeit hielten mich in Aufregung. Ich fuhr fort, starke Aeste in das Feuer zu werfen, denn es wurde immer kälter und die Neigung zum Schlafe immer stärker; dennoch konnte ich mich nicht entschließen, in dieser traurigen Einsamkeit jener Erquickung zu genießen. Ich lauschte dem Rauschen der von der Nachtluft bewegten Fichten, und glaubte zuweilen das ferne Geheul eines Wolfs zu hören, war jedoch bis jetzt glücklich von jedem Besuche dieser Waldbewohner verschont geblieben.

Der Schlaf überwältigte mich indes bald so sehr, daß ich ihm nicht mehr widerstehen konnte; ich legte daher noch mehr Holz zum Feuer, und streckte mich, mit den Füßen gegen dasselbe gekehrt, auf dem Boden der Höhlung aus. Die Augenlieder wurden mir immer schwerer, endlich schlossen sie sich, und von wunderlichen Träumen umgaukelt, schlief ich ein. Es war mir unter Anderm, als stünde ich auf dem Gipfel des Berges, eine Wolke hüllte mich ein, und führte mich fort; wie aus einem Luftballon schaute ich auf das Land unter mir herab, als plötzlich die Wolke vorst, und ich in den Champlain-See hinabstürzte.

In diesem Augenblicke erwachte ich, und das erste Gefühl, dessen ich mir bewußt wurde, war, daß ich heftig mit irgend etwas kämpfte, das mich ergriffen hatte. In einem Augenblicke fühlte ich mich umgedreht, und im nächsten erhielt ich einen Schlag, der mich fast betäubte. Wohl eine Minute verstrich, bevor ich ganz zu mir gekommen war. Ich blickte um mich; Alles war finster; die Vorstellung, daß ich von dem Orte, wo ich mich schlafen gelegt hatte, fortgeschleppt worden, stand lebhaft vor mir, und dennoch konnte ich kein wildes Thier in meiner Nähe entdecken. Ich blickte verstört um mich, und suchte die dicke Finsterniß mit den Augen zu durchbohren, als ich, diese nach Oben richtend, einen seltsamen Lichtschimmer über meinem Haupte erblickte; es kam mir vor, als sey eine Oeffnung im Firmament, durch die dann und wann ein rother Schein herablichtete. Ich sprang auf, und versuchte, mich zu bewegen, konnte aber zu meinem Erstaunen die Arme nicht ausstrecken, da diese an eine senkrechte Felsenwand stießen. Ich sah nochmals zum Lichte empor, und machte nun die Entdeckung, daß ich mich auf dem Boden einer tiefen Felsenpalte befand, und daß das Licht durch eine schmale Ritze von oben einfiel. Dieses Licht konnte kein anderes, als das meines eigenen Feuers seyn, und nach weiterer Untersuchung und den Schmerzen, die ich jetzt zu fühlen begann, wurde mir klar, daß ich im Schlaf durch die Oeffnung oberhalb herabgefallen sey. Dem war auch wirklich so.

(Schluß folgt.)

Düsseldorf, Montag den 21. Dezember 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

No. 51.

Ein Abenteuer auf den grünen Bergen.

Aus den Reisepapieren eines Engländers.

(Schluß.)

Die Höhle, in welcher ich mein Nachtlager aufgeschlagen hatte, war von zwei ungeheuren Felsenmassen gebildet, die wahrscheinlich durch irgend eine Erderschütterung so nahe zusammengerückt worden waren, daß sie jene Schlucht bildeten, deren Oeffnung mit so dichtem Moos überwachsen war, daß dieses wohl das Gewicht eines Mannes tragen konnte. Solche Stellen gibt es in den grünen Bergen mehrere, und auf einer solchen hatte ich auch mein Feuer angezündet und mich schlafen gelegt, mir nicht träumen lassend, daß mein weiches Bett einen Abgrund bedeckte. Ob das Feuer diese Decke mirbe machte, oder ob sie endlich unter meinem Gewichte nachgab, konnte ich nicht ausmitteln, nur so viel wußte ich gewiß, daß sie gebrochen und ich hinabgefallen war.

Ich rieb mir die Augen aus und besühlte meine gequetschten Knochen und meine krachenden Gelenke. Wunden hatte ich nicht, wohl aber mehrere schmerzhafteste Stellen. Der Boden der Höhle war mit Laub, lockerer Erde und Gerüst bedeckt, die mein Fall mit hinabgerissen hatte, sonst hätte ich mir wahrscheinlich den Kopf zerschmettert, da die Höhe mindestens 15 bis 20 Fuß betrug. Ich tappte hin und her, und fand, daß ich die Wände der Höhle mit ausgestreckten Armen berührte; in dichter Finsterniß ging ich auf dem schmalen Pfad fort, in der Hoffnung, irgend einen Vorsprung zu finden, auf dem ich emporklettern könnte; allein die Wände waren senkrecht und glatt, und gar nichts vorhanden, woran ich mich hätte halten und vom Boden empor-schwingen können. Vier bis fünf Schritte weiter stießen die Felsen zusammen, und ich konnte nicht weiter. Ich kehrte um, und suchte an dem entgegengesetzten Ende; allein hier bot sich eben so wenig eine Hoffnung zum Entkommen, denn auch hier schlossen sich die Felsen dicht in einander.

Als ich so in Gedanken verloren dastand, und überlegte, was nun zu beginnen sey, hörte ich plötzlich ein Geräusch, als ob etwas gegen mich herabkomme, und im nächsten Augenblicke schon glänzten mir vom entgegengesetzten Ende der Höhle ein Paar feurige Augen entgegen. Mein Blut wurde bei diesem Anblicke zu Eis, das Haar sträubte sich, kalter Schweiß trat mir vor die Stirne, und vom Schrecken gelähmt wurzelten meine Füße im Boden. Unwillkürlich, bewußtlos starrte ich auf die feurigen Augen und erwartete jeden Augenblick, daß ein wildes Thier auf mich springen und mich zerreißen würde.

Wie lange ich so stand, weiß ich nicht, da die feurigen Augen mich alles Bewußtseyns beraubt hatten, und gewiß würde auch der Furchtloseste hier gebebt haben, denn ich befand mich in einer Wolfshöhle.

Der Wolf und ich stauten einander noch immer an, doch zum Glück bewegte er sich nicht. Nach einiger Zeit

kam ich wieder etwas zur Besinnung; was kannst du thun? war mein erster Gedanke. Entkommen konnte ich nicht, also mußte ich entweder den Wolf tödten, oder mich zerreißen lassen. Ich hatte nichts bei mir, als ein großes, scharfes Messer, das ich jetzt hervorzog, es fest packte, und mich anschickte, auf meinen Gegner loszustürzen. Es war eine Handlung der Verzweiflung, aber doch noch immer besser, als wenn ich abwartete, bis das Thier auf mich sprang. Der Wolf bewegte sich noch immer nicht, und schien am andern Ende der Höhle auf dem Boden zu liegen. Während ich so überlegend da stand, kam es mir doch sonderbar vor, daß er so lange mit seinem Angriff zögerte. Mehrere Minuten schon waren verstrichen, und noch hatte er nichts gethan, als daß er mich mit seinen feurigen Augen anstarrte. Dieß gab mir wieder einige Hoffnung; ich unterbrach meine Betrachtungen, und schaute den Wolf mit etwas kälterem Blute an. Er lag dicht am Boden, die feurigen Augen, in denen ich jedoch jetzt einigen Ausdruck von Furcht zu erkennen glaubte, auf mich gerichtet. Je mehr ich das Thier betrachtete, um so höher stieg mein Vertrauen, doch blieb ich immer auf meiner Hut, um ihm, wenn es etwa auf mich springen sollte gehörig zu begegnen.

Es verhielt sich ganz so, wie ich vermuthet hatte; der Wolf war wahrscheinlich halb im Schlaf als ich in diese Höhle herabfiel; man kann sich also leicht den Schrecken vorstellen, den ihm dieser plötzliche Fall verursachte. Wie sich später zeigte, lag er im tiefsten Theile der Höhle, mit Laub und Erde bedeckt und ich hatte eine dunkle Erinnerung, daß ich im ersten Augenblicke meines Erwachens mit irgend etwas Beweglichem kämpfte; ganz gewiß hatte er sich also in den äußersten Winkel der Höhle zurückgezogen und war da, von Furcht überwältigt, liegen geblieben. Stunde und Stunde verstrich, während ich so meinem Gegner gegenüber stand, der nicht den geringsten Angriff auf mich versuchte, und als das erste Licht des anbrechenden Tages in die Höhle fiel, sah ich ihn noch immer mit allen Zeichen der Furcht in eine Felsenspalte zurückgedrängt liegen. Des größten Schreckens war ich jetzt zwar ledig, allein der anbrechende Tag überzeugte mich nur um so mehr von der Unmöglichkeit, ohne Hülfe von Außen aus meinem Gefängnisse zu kommen. Empor zu klettern war ganz unmöglich, da die Felsenmassen an beiden Enden dicht zusammenstießen, und nur an dem einen Ende dicht am Boden eine schmale Oeffnung sich befand, durch die der Wolf sich aus und ein drängte. Wäre er im ersten Schrecken zu diesem Ausgange gekommen, so würde er entkommen seyn; so flüchtete er aber in der Verwirrung nach der entgegengesetzten Seite, und wagte aus Furcht nicht seinen Schlupfwinkel zu verlassen.

Was war jetzt zu thun? Ich mußte irgend ein Mittel ausfinden aus dieser verzweifelten Lage zu kommen, denn daß mir hier in dieser Wildniß irgend ein menschliches Wesen zu Hülfe kommen könnte, durfte ich nicht erwarten. Was für Mittel standen mir aber zu Gebot? man pflegt zwar zu sagen: der Hunger bricht Mauern; das kann wohl seyn, aber nicht Felsenwände wie diese

waren. So viel ich aus den in die Höhle fallenden Sonnenstrahlen erkennen konnte, war es Mittag, und ich fühlte mich jetzt vor Ermüdung, Hunger und überstandener Angst von einiger Schwäche befallen. Ganz in mein Schicksal ergeben, setzte ich mich auf den Boden der Höhle nieder, und dachte schon an die seltsamen Gedanken, die der sich machen würde, dem es beschieden sey, einst meine Gebeine an dieser Stelle zu finden. Aus diesen Betrachtungen schreckte mich plötzlich ein dumpfes Knurren meines Gefährten auf; schon glaubte ich, er bereite sich zu einem Ueberfalle, und gab mich verloren, denn ich fühlte mich zu schwach zum Widerstande. Im nächsten Augenblicke aber schlug das ferne Gebell eines Hundes an mein Ohr; Worte sind nicht im Stande die Gefühle zu schildern, von denen ich mich jetzt ergriffen fühlte. Hülfe war nahe, und bald vielleicht sollte ich aus meinem Grabe befreit werden. Neues Leben ergoß sich in meine Adern; das Gebell kam immer näher, und nun war kein Zweifel mehr, meine Freunde suchten mich, und befanden sich auf der rechten Spur. Der Wolf schien eben so beunruhigt als ich erfreut war; er schmiegte sich noch dichter in seinen Winkel, und schrak zusammen, so oft Hundegebell sich hören ließ; sein feines Ohr hatte dieses schon früher als ich unterschieden.

Nach einigen Minuten schon hörte ich Menschenstimmen über mir, die ich mit einem lauten Geschrei begrüßte, das sie bald an den Rand der Grube führte. Man kann sich ihr Erstaunen denken, als sie mich auf dem Boden derselben erblickten. Aus zusammengebundenen Baumzweigen war bald eine Art von Leiter verfertigt, mit deren Hülfe ich wieder zur Oberwelt emporstieg. Ich erfuhr jetzt, daß ich meine Befreiung meinem treuen Hunde zu danken, der meine Spur im Gebirge verfolgt, und meine Befreier glücklich bis zu meinem Kerker geführt hatte. Mein wilder Gefährte, der Wolf, stürzte, sobald ich oben war, aus seiner Höhle hinaus, wurde jedoch vom Sohn meines Wirths durch einen Schuß erlegt, ehe er noch hundert Schritte weit gekommen war.

Mein Haar wurde zwar von dem überstandenen Schrecken nicht weiß, doch weicht die Erinnerung an diese Schauer Scene nicht von mir, und oft noch sehe ich in fürchterlichen Träumen die feurigen Augen durch dicke Finsterniß leuchten, und fühle dann immer wieder auf's Neue alle in der Wolfshöhle überstandenen Schrecken.

Die Dhrfeigen.

„Wie, seh' ich recht, Hubert!“ — rief der Geheimerath Bärwinkel, als er über den Alexanderplatz in Berlin ging, wo eben Wollmarkt gehalten wurde.

„Bist Du's, lieber Bärwinkel!“ — rief der Angeredete freudig aus, und Beide umarmten sich mitten unter den Wollhabenden und Wollsuchenden, ohne daß Käufer, Mäkler und Verkäufer von einer Erkennung Scene Notiz nahmen, die so oft großen Effect auf den Brettern macht. Ein Beweis, daß es im bürgerlichen Leben ganz anders zugeht, als bei einem Schauspiel.

Bärwinkel und Hubert waren Jugendgespielen gewesen, hatten zu gleicher Zeit in Halle studirt, dann sich aber getrennt und seit einer langen Reihe von Jahren sich nicht wieder gesehen.

Dies unerwartete Wiederfinden erweckte in Beider Herzen mit magischer Gewalt die Erinnerung der schönen Blüthenzeit des Lebens, die eben so schnell entflieht, wie der Wonnemond im Jahre, dem dann die schwülen gewitterschwangern Tage des Sommers, die Nebel des Herbstes und die erstarrende Kälte des Winters folgen.

Bärwinkel verlangte, sein Freund solle gleich mit ihm in seine Wohnung kommen, dieser lehnte es aber ab, weil er seine Wollle an den Mann bringen müsse. —

„Nun, so sey wenigstens heute Mittag mein Gast!“

Hubert zuckte die Achseln und versetzte kleinlaut: „Das wird sich nicht gut machen lassen. Ich bin mit meiner Frau hier, logire im Engel, und mag sie, da sie hier wildfremd ist, doch nicht den ganzen Tag allein lassen.

Schon der Wollle wegen bin ich den ganzen Vormittag und wieder des Nachmittags hier auf dem Plage.“

Der Geheimerath meinte, Hubert's Gattin würde gegen seine Einladung gewiß nichts zu erinnern haben, wenn er die Veranlassung dazu sagte; mit sichtbarer Verlegenheit beharrte Hubert aber bei seiner ersten Weigerung.

„Ich würde Dich bitten“ — sprach darauf Bärwinkel — „Deine Frau mitzubringen, aber ich bin Junggeselle und nicht dazu eingerichtet, Damen zu bewirthen. Ein alter Universitätsfamerad nimmt schon vorlieb, was die Küche gibt, und überseht es, wenn auch nicht Alles so servirt ist, wie es Eleganz und Mode verlangen. Ueberdies, Brüderchen! möcht' ich mich gern einmal mit Dir aus vollem Herzen aussprechen, mich manches lustigen Studentenstreichs erinnern, den wir gemeinschaftlich verübt, und das kann nur unter vier Augen geschehen. Jedem, der nicht selbst Theil daran genommen, macht es nur lange Weile, und am meisten Frauen, die haben keinen Sinn dafür, und können ihn auch, ihrer Erziehung und ihrer Bestimmung nach, nicht haben.“

Hubert stammelte mit einem schweren Seufzer: „Du hast mehr als zu sehr recht“ — und die Thränen standen ihm in den Augen.

Kopfschüttelnd sagte der Geheimerath: „Ich will Dich zu nichts zwingen. Aber auf den Nachmittag kommst Du Dich wohl ein Stündchen von Deinem Wollgeschäfte losmachen. Das mußt Du mir schlechterdings schenken. Ich sehe, Du hast ja doch noch ein Paar Leute bei Deiner Wollle.“

„Wer weiß, ob es sich thun läßt.“

„Keine Widerrede!“ — rief Bärwinkel aus: „es bleibt dabei, ich hole Dich ab! Wenn Du nicht mit mir kommst, so bist Du entweder ein eingeseischter Duckmäuser geworden, oder Du stehst unter dem Pantoffel. Das kann ich mir von einem so fidelem Burschen, wie Du in Halle warst, gar nicht denken.“

Hubert seufzte, dieser Vorwurf kränkte ihn aber so sehr, daß er, aus Ehrgefühl, seinem Freunde die Hand mit den Worten hinreichte:

„Schlag' ein! Hol' mich auf den Nachmittag ab; ich will mit Dir gehen.“

Bärwinkel war nach dem Abgang von der Universität nach der Hauptstadt der Provinz, in der er geboren worden, gegangen, hatte sich, nach überstandener Prüfung, dem Dienste des Staats mit Eifer gewidmet, und da er sich überzeugt, daß man, wenn man dabei dem Sittengesetz streng treu bleibt, viel Gutes stiften kann, ihn lieb gewonnen. Fand er auch dabei manche Widersacher, so erkannte man doch seine Rechtlichkeit und Brauchbarkeit, und er rückte immer höher und wurde in die Residenz versetzt.

Hubert wählte die letztere gleich zu seinem Aufenthalt, auch er suchte dort eine Anstellung, sein Verlangen wurde befriedigt, er ward Referendär; aber von sehr lebhaftem Temperamente, leichtsinnig und im Besitz eines nicht unbedeutenden väterlichen Erbes, überließ er sich den Zerstreuungen und kostspieligen Vergnügungen einer großen Stadt, fehlte nie bei der Darstellung einer neuen Oper, Tragödie, Komödie, eines Melodramas, Ballets, hörte jeden Virtuosen oder jede Virtuosa, sah jeden fremden Schauspieler und jede Schauspielerin, jeden reisenden Tänzer und jede Tänzerin, aber desto öfterer fehlte er bei den Sessionen. Seine Verhandlungen bei abzuhaltenden Terminen waren so oberflächlich niedergeschrieben, daß er sich oft Verweise zuzog; er dachte während dem an ein Sonnett, das er auf eine Schauspielerin, Sängerin oder Tänzerin, in die er sich vernarrt hatte, zusammenreimen und in eine der Zeitungen gegen Inventionsgebühren einrücken lassen wollte. Er studirte weder das Landrecht noch die Prozeßordnung, kümmerte sich gar nicht um die neu emanirten Gesetze oder Abänderungen und Modifikationen der ältern, aber desto eifriger studirte er bei Stehely (ein Gasthaus) die politischen und andern Zeitungen, von der Ceder auf Libanon bis an den Dsop, der an der Wand wächst. Zu einer solchen Lebensart reichten die Zinsen seines Vermögens nicht hin, und von einem Vormund und dem Vormundschaftsgericht

abhängig, nahm er seine Zuflucht zum Borgen. Dazu verstanden sich auch mitleidige Seelen, die ihm gegen Verzinsung, bis zu erlangter Majorität, Kredit gaben. Sich zu einem zweiten Examen vorzubereiten, um, wenn er solches mit Ehren überstanden, in der eingeschlagenen Karriere weiter zu kommen, war ihm nicht eingefallen. Er sah wohl, daß er im Dienste des Staats sein Glück nicht machen würde; auch hatte man ihm dies mehrmals, theils verblümt, theils mit dürren Worten zu verstehen gegeben. Als er volljährig war, nahm er seinen Abschied, bezahlte seine Schulden, und beschloß nun, da er bisher ein so schlechter Wirth gewesen, sich der Oekonomie zu widmen. Er las in den Intelligenzblättern und Zeitungen, daß sich ein Gutsbesitzer in der Nachbarschaft erbot, jungen Leuten, gegen ein billiges Honorar, in der Landwirthschaft praktischen Unterricht zu erteilen. Hubert machte einen Abstecher zu diesem Gutsbesitzer, um von solchem nähere Auskunft über diese Bekanntmachung einzuziehen. Er wurde sehr gastlich empfangen, der Gutsbesitzer sprach wie ein Buch, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er Thaur in Mögeln noch Manches aufgeben könnte, was solcher schwer lösen möchte.

Die Bedingungen waren annehmbar; Hubert zog auf das Gut; erwarb sich auch einige oberflächliche Kenntnisse, und sein Lehrer suchte ihm das Leben so angenehm als möglich zu machen. Aus einer Leihbibliothek der Residenz kamen auch dort Bücher und Journale hin, aber alle waren in der Regel so beschmutzt und zerrissen, und so defekt, daß er sie nur mit Widerwillen in die Hand nahm, und bald wieder unwillig bei Seite legte. Zwischen der Erscheinung der einzelnen Blätter der Zeitschriften war wenigstens ein Zeitraum von sechs bis sieben Monaten verlossen, und wenn er nach der Hauptstadt kam, und auf einen Hahnenkampf zwischen ein paar Journalisten oder andern literarischen Schreibern, wovon er etwas in den Zeitblättern gelesen, das Gespräch lenkte, so lachte man ihm höhnisch in's Gesicht. Die Sache war längst veraltet und vergessen, die wüthendsten Antagonisten die besten Freunde geworden und hatten vor dem Publikum das Sprichwort: „Paß schlägt sich, Paß verträgt sich“ aufgeführt.

Hubert's Lehrer der Landwirthschaft ließ, seinen Schülern und ihm die Zeit in den müßigen Abendstunden zu verkürzen, Theil an den Spielpartieen nehmen, wozu er von benachbarten Bekannten Besuche erhielt, oder denen er solche machte. Man spielte Whist, Cajenne, L'hombre, deutsch Solo u. s. w., scheinbar nicht sehr hoch, aber mit sehr vielen Chikanen und machte sie durch Wetten zu wahren Hazardspielen. Hubert stand selten ohne Verlust vom Spieltisch auf, und er machte bald die Entdeckung, daß ihm sein Aufenthalt auf dem Lande, wo er fast alle die abwechselnden Unterhaltungen einer großen schönen Stadt entbehren mußte, eben so hoch zu stehen kam, als wenn er in dieser geblieben wäre. Er bildete sich überdies ein, daß er schon genug von der Oekonomie verstände, um selbstständig darin etwas leisten zu können. Er kehrte also wieder nach der Hauptstadt zurück und pachtete eine ländliche Besitzung, die nur einen Spaziergang von einer guten Stunde davon entfernt war. Seine halb verstandene Theorie wollte er dort praktisch in Anwendung bringen; der Erfolg war, daß er, statt zu gewinnen, Schaden über Schaden erlitt, und mit Verlust seiner Kaution die Pachtung verlassen mußte. Sein Vermögen war immer geringer geworden, aber seine Bedürfnisse hatten sich nicht in diesem Verhältnisse vermindert, und er gerieth auf's Neue in drückende Schulden.

Eines Tages fand ihn ein sogenannter Kommissionär, der zwischen ihm und Wucherern, in Geldverlegenheiten, den Mittelsmann gemacht, sehr niedergeschlagen. Er erkundigte sich, was ihm fehle? Hubert schüttelte ihm sein Herz aus, und gestand ihm offen, wo ihn der Schuh drückte.

„Da wird sich Rath schaffen,“ — sprach dieser in einem zuversichtlichen Tone — „Sie sind noch ein junger hübscher Mann, schade, daß Sie keinen Titel haben, eine reiche Parthie könnten Sie aus aller Ihrer Verlegenheit ziehen und Sie wären zeitlebens geborgen.“

„Die findet sich nicht sogleich,“ — erwiderte Hubert mürrisch.)

„Leichter, wie Sie denken! — Wenn's Ihr Ernst ist, so überlassen Sie mir die Sache. Ich steh' Ihnen dafür, daß ich sie zu Stande bringe. — Aber“ — setzte er nach einer Pause hinzu — „umsonst ist der Tod, was bekomme ich für meine Mühe?“

„Das wird sich finden,“ — meinte Hubert — „setzt ist daran noch nicht zu denken, die Sache ist ja noch im weiten Felde.“

„Geben Sie mir wenigstens Ihr Ehrenwort, daß Sie sich mit mir generös abfinden wollen, wenn ich mein Wort halte, aber lieber etwas schwarz auf weiß.“

Nach langem Kapituliren mußte Hubert dem Kommissionär ein Procent von dem Kapital seiner künftigen Ehehälfte versprechen, wenn durch ihn eine Ehe zu Stande käme.

Es währte auch nicht lange, so trat Hubert mit einer reichen Wittwe an den Traualtar. Sie war wenigstens 10 Jahre älter als er; nichts weniger als hübsch, und diesen Mangel ersetzten nicht geistige Bildung oder Gemüthlichkeit, sie war im Gegentheil roh, herrschsüchtig, auffahrend, hartherzig und geizig, aber steinreich. Aus Sparsamkeit bewohnte sie ein großes Gut, etwa zehn Meilen von der Hauptstadt, und da ihr die Bewirthschaftung desselben zu lästig fiel, sie auch von den Wirthschaftsinspektoren hin und wieder überwortheilt worden und selbst den redlichsten mißtraute, so gab sie Hubert ihre Hand auch deshalb, weil er die Oekonomie erlernt, und darüber flug gesprochen hatte.

Aus der Scylla hatte er sich retten wollen, er war aber darüber in die Charybdis gerathen. Sie führte nach wie vor das Regiment auf dem Gute und im Hause. Da sie bald dahinter kam, daß es mit seinen ökonomischen Kenntnissen nicht weit her sey, so ward er eigentlich nur ihr erster Knecht. Dazu kam nun noch Eifersucht, und so wurde gewissermaßen in einer Hinsicht der lebenslustige und fröhliche Hubert in einen erusten Sokrates verwandelt.

Bärwinkel fand sich versprochenemmaßen auf dem Alexanderplage ein; gern hätte Hubert sein Versprechen zurückgenommen, aber mit Ehren konnte er dies nicht, und er sehnte sich auch, wie sein Universitätsfreund, einmal wieder eine heitere Stunde zu genießen, und sich in dem milden Lichte der Erinnerung zu sonnen.

Angelommen in der Wohnung des Geheimraths, setzten sich die beiden Freunde traulich nebeneinander auf ein Sopha. Es wurde Champagner kredenzt, mancher Toast dabei mit Anspielungen auf das Universitätsleben ausgebracht und manches Glas, mit Schaumwein gefüllt, geleert.

Bärwinkel erzählte seinem Freunde die Hauptmomente seines Lebens seit ihrer Trennung bis jetzt und verlangte theilnehmend einen ähnlichen Bericht von Hubert.

Dieser zögerte, ein Gefühl von Scham hielt ihn zurück, ein offenes Geständniß seines thörichten Leichtsinns, seiner Verirrungen und der Sklaverei zu machen, in die er sich so verächtlich verkauft hatte. Er berichtete nur kurz und sehr unvollständig die verschiedenen Perioden seines spätern Lebens, versicherte, die Jurisprudenz sey ihm zu trocken gewesen, er habe sich daher der Landwirthschaft gewidmet, da man dort mehr in der wunderbaren Natur lebe, und führe nun, ob er gleich bei der Wahl einer Gattin mehr die Vernunft als das Herz zu Rathe gezogen, eine Art von Dyllenleben.

„Das freut mich,“ — versetzte Bärwinkel — „und klingt auch Alles recht schön, aber dann wundert es mich, daß Deine Daphne oder Phyllis Dir nicht hätte erlauben sollen, einen Mittag bei mir zu speisen.“

„Brüderchen! die Weiber, auch — die besten, haben ihre Grillen.“

„Nun, das muß ich Dir glauben, da ich als ein Laie davon aus Erfahrung nicht mitsprechen kann. Deine Frau soll leben!“

Er füllte die Gläser auf's Neue, und Hubert mußte anstoßen. Es gab aber keinen hellen Klang, er that es wie einen Frohdienst und Bärwinkel merkte nun wohl, wie das dyllische Leben seines Freundes nur eine Dorspiegelung gewesen sey.

Hierin bestätigte ihn noch mehr Huberts Aengstlichkeit, mit welcher er auf jeden Stundenschlag der unter dem Spiegel auf einer Kommode stehenden Stubenuhr horchte, oft nach dem Minuten- und Stundenweiser sah, und mehrmals, mitten im Gespräch, mit dem Fuß scharfte, Miene machte, aufzustehen und sich zu entfernen. Bärwinkel hielt ihn immer wieder fest, er erwartete noch ein Paar Universitätsgenossen und sein Freund Hubert sollte durch sie angenehm überrascht werden.

Sie kamen. Der Empfang war herzlich und die Unterhaltung wurde lebhafter. An die Stelle des Champagners trat ein kalter Ananaspunsch, und Hubert wurde wacker zugezogen, die alten Schmolles traten wie neu veränderte Auflage eines vergrienen Buches wieder aus Licht, und die Repenthe des Bacchus verfehlte auch bei ihm seine Wirkung nicht. Er vergaß seinen Pfahl im Fleische, lebte nur in der Erinnerung verklungener sorgenloser Jahre und in der Gegenwart. Doch zuweilen erweckte ihn der helle Schlag der Uhr aus seinen Träumen, und erinnerte ihn, daß er sich losreißen müsse. Er ahnete schon das Gewitter, das sich wegen seines langen Ausbleibens über seinem Haupte zusammengezogen haben müsse.

„Du mußt bleiben, Bruder!“ — hieß es denn einstimmig, als würden diese Worte gesprochen, wie das Chor in der Braut von Messina: — „so kommen wir vielleicht so bald nicht wieder zusammen!“

Bärwinkel, der schon tiefer in das Innere seines Freundes geschaut, stimmte ein altes Studentenlied an und sang die Zeilen:

„Studenten sind fidele Brüder,
Kein Unfall schlägt sie ganz darnieder!“

mit doppeltem Nachdruck, indem er dabei Hubert kräftig auf die Schultern klopfte.

Hubert sang mit, und diese alten Verse, und ihre kräftige Melodie, wozu noch ein Jesuitenräuschchen kam, begeisterten ihn so, daß er beschloß, dem ihm bedrohenden Ungewitter muthig die Stirne zu bieten. Sich selbst vergessend, erwiderte er den Schlag seines Freundes ebenso kräftig, und sprach dann mit etwas lallender Zunge:

„Ja, Du hast Recht, Bruder Herz! Kein Unfall muß einen fidelem Bruder niederschlagen“ — und er deklamirte nun mit vielem Pathos Horazens Worte: — „*Justum ac tenacem propositi virum etc.*“

Es schlug neun; kalte Küche wurde servirt, man aß und trank und erst nach elf Uhr trennte man sich. — Hubert wollte auch heimkehren.

Bärwinkel hielt es für seine Pflicht, ihn wenigstens vor dem ersten Donnerwetter zu schützen, er sprach daher zu dem etwas Angetrunkenen:

„Weißt Du was, Bruder! ich werde Dich nach Deinem Quartier, dem Engel, bringen.“

Hubert wollte es ablehnen, aber Bärwinkel bestand darauf, und setzte hinzu:

„Ich muß doch Deine liebe Ehehälfte persönlich kennen lernen.“

„Da wirst Du nicht viel gewinnen!“ — stammelte Hubert; sein Freund bezweifelte dies auch nicht; er dachte: trunkner Mund, wahrer Mund, aber er beharrte auf seinem Vorsatz.

„Ich bestehe nun einmal darauf, Deine Frau kennen zu lernen; wenn Du etwas dawider hast, so halt' ich Dich für einen eifersüchtigen Thoren. Du weißt es ja, ich bin ein eingefleischter Misogyn.“

Fast wider Willen nahm er Hubert unter den Arm und wanderte mit ihm dem Gasthose zu.

Der Weg war sehr weit, die Nacht war kühl, und auf der Straße, wo man ziemlich langsam ging, verlor sich der Rausch des Wollverkäufers, so daß er einigermaßen mit sich Rath pflegen konnte, was er, bei einer so späten Einführung eines Unbekannten bei seiner Frau, für eine Rolle spielen sollte.

Man trat vor die Thüre des Engels, Bärwinkel schellte, der Portier öffnete und das Paar stieg die Treppe hinauf, um zu dem Zimmer, das Hubert inne hatte, zu gelangen.

„Schelle Du!“ — sprach Hubert: — „ich bin gleich

wieder bei Dir, ich habe nur noch ein Wort an den Portier zu bestellen.“

Bärwinkel zog den Glockendraht; Hubert stand auf der Hälfte der Treppe. Da wurde die Thüre mit Heftigkeit aufgerissen, ein Strom von rohen Lästerungen empfing den Geheimerath, begleitet mit mehreren Ohrfeigen, von einer derben Hand.

Hubert war schnell die Stufen der Treppe emporgesprungen, und während seine Frau noch wie eine Megäre auf seinen Freund losschlug, und ihn mit Schimpfworten überschüttete, sprach er zu seinem Begleiter:

„Du hast meine Frau kennen lernen wollen. Du hast nun Deinen Willen gehabt. Das ist sie!“

Dadurch erfuhr die Frau ihren Irrthum; sie erschrak doch ein wenig über ihren Mißgriff, und trat zurück. Der Geheimerath und Hubert waren ihr gefolgt.

Sie wollte nun ihre Wuth an ihrem Gatten auslassen, öffnete schon die Lippen, da trat ihr aber der Geheimerath mit ernstern Blicken, sich stolz empöricht, entgegen. Seine ganze Haltung und der Orden auf seiner Brust imponirten ihr.

„Entschuldigen Sie, mein Herr!“ — stammelte sie — „ich hielt Sie für meinen Mann.“

„Madame“ — entgegnete Bärwinkel — „diese Entschuldigung kann ich nicht gelten lassen. Ihr Gatte ist zwar mein alter Jugendfreund, aber so weit möcht' ich die Freundschaft doch nicht ausdehnen, daß ich mich von Ihnen so ungestraft mißhandeln lasse. Ich werde deshalb klagbar werden, und die bösen Folgen solcher thätlichen Injurien haben Sie sich lediglich allein zuzuschreiben.“

Der finstere Ernst, mit dem Bärwinkel dies sprach, erschreckte selbst Hubert; er hatte freilich erwartet, daß seine Frau, im Beiseyn eines Fremden, ihm eine donnernde Strafpredigt halten, sich aber doch nicht in einem Wirthshause thätlich an ihm vergreifen würde, wenn er auch solches auf dem Gute in den vier eignen Pfählen mehrmals erfahren hatte.

„Das wirst Du doch nicht thun, lieber Bruder!“ — sprach er versöhnend und bittend — „gewiß nicht, aus Freundschaft für mich!“

„Eben aus Freundschaft für Dich!“ — rief Bärwinkel aus — „die ganze Welt soll es erfahren, was Du für ein böses Weib hast, und Du wirst es selbst einsehen, daß Du Dich, willst Du Dich nicht vor allen Deinen Freunden und Bekannten verächtlich machen, von einer solchen Furie scheiden lassen mußt. Meine Klage wird Dir dazu hinreichenden Grund geben, und sie muß dadurch in die Strafe der Ehescheidung fallen, das heißt: Dir ein solches Kapital zahlen, daß Du von den Zinsen anständig leben kannst. Dabei bleibt es.“

Trotzig ging der Geheimerath fort, ohne weder auf Huberts noch seiner Gattin Bitten zu hören und sich besänftigen zu lassen, denn die Angst hatte auch die Kantippe eingeschüchtert.

Raum war aber Bärwinkel die Treppe hinab und noch im Hofe, so ließ sie ihrem verhaltenen Ingrimm gegen Hubert um desto stürmischer den Zügel schießen; Bärwinkel hörte ihre kreischende Stimme, und es kam ihm vor, als wenn nicht bloß ihre Zunge, sondern auch ihre Fäuste in Thätigkeit wären, und der Refrain ihrer beißenden Expectorationen war: „Er Hungerleider! Wer hat ihn zum Manne gemacht?“

Dies bestimmte Bärwinkel, die Scene mit Huberts Gattin zu seines Freundes Besten zu benutzen.

(Schluß folgt.)

M i s z e l l e.

Die Königin der Belgier hatte kürzlich eine Kiste mit Roben, Shawls etc. aus Paris kommen lassen. Die Kiste ging zwischen Mons und Valenciennes verloren. Vor einigen Tagen bemerkte man in einem Dorfe ein Mädchen, das einen Caschemir von 15,000 Frs. Werth trug, und dazu in Holzschuhen ging. Sie hatte die Kiste gefunden, und stellte auf die Anzeige Alles zurück.

Düsseldorf, Montag den 28. Dezember 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 52.

Die Ohrfeigen.

(Schluß.)

Am folgenden Tage erhielt Madame nachstehenden Brief:
Madame!

Sie werden nicht in Abrede stellen, wie gröblich Sie gestern Abend den Geheimerath Bärwinkel, einen Ihnen ganz unbekanntem Mann von Stande, ohne die geringste Veranlassung von seiner Seite, nicht bloß mit Worten, sondern auch thätlich auf das Gröblichste injuriert haben. Er hat mich beauftragt, darüber bei den Gerichten die Klage wider Sie einzureichen, und auf Ihre Bestrafung, nach den Bestimmungen der Gesetze, anzutragen. Indes will er, aus Rücksicht auf die alte Freundschaft für Ihren Herrn Gemahl, davon absehen, wenn Sie sich zu einer Trennung der Ehe mit ihm, unter annehmblichen Bedingungen für solchen, verstehen, wodurch aller diesfälliger öffentlicher Skandal, zu Rettung Ihrer Ehre, vermieden werden kann.

Ich erwarte darüber bis spätestens morgen Vormittag, entweder Ihre schriftliche oder mündliche Erklärung. Erfolgt solche nicht, so wird die Klage unverzüglich einreichen

der Justizkommissarius Schwepper.

Hubert war mit etwas geschwellenem Backen bereits bei seiner Wollle auf dem Alexanderplage, als seine Gattin dieses Schreiben erhielt. Sie las es mehrmals durch, und wußte sich nicht zu rathen noch zu helfen. Sie führte zwar eine gute Faust, aber eine schlechte Feder. Nach einigem Hin- und Herstinnen schellte sie, und trug einem eintretenden Aufwärter auf, doch zu dem Justizkommissarius Schwepper zu gehen und ihn zu bitten, er möchte sich zu ihr bemühen.

Bärwinkel hatte mittlerweile Hubert wieder auf dem Wollmarkt aufgesucht, ihn von dem, was er gethan, in Kenntniß gesetzt, und als dieser bestürzt ausrief: „Mein Gott! Was hast Du gemacht!“ — sprach er: — „Ich verkenne Dich ganz, Freund! So hast Du, sonst ein so furchtloser Jüngling, Dich verkaufen können? Nimm es mir nicht übel, aber das sind die unseligen Folgen, wenn man dumme und leichtsinnige Streiche macht. Man gibt sich selbst muthwillig in die Sklaverei. Erwanne Dich jetzt! Ein so günstiger Zeitpunkt kommt vielleicht in Deinem ganzen Leben nicht wieder. Du, der Du Dich als Student vor dem Hieber des größten Renommisten nicht gefürchtet, zitterst jetzt vor einem Weibe! Pfui! so weit ist es mit Dir gekommen? Entweder läßt es Deine Frau zur Klage kommen, oder sie nimmt meinen Vorschlag an, in jedem Falle kannst Du von Ihr geschieden werden, und wenn Du Dein schmähliches Joch länger thöricht tragen willst, so mag ich nichts weiter von Dir wissen, so sind wir geschiedene Leute auf ewig.“

Hubert gelobte ihm mit Hand und Mund, seinem Rath zu folgen.

Der Justizkommissarius stellte sich bei Mad. Hubert auf ihre Einladung ein.

Mit großer juristischer Kälte setzte er ihr alle die nachtheiligen Folgen auseinander, wenn sein Klient wider sie als Kläger aufträte; er schilderte sie ihr in den schwärzesten Farben, wobei er eine Menge lateinischer Gesezstellen, die er ihr etwas frei ins Deutsche übersetzte, nebst einigen aus dem allgemeinen Landrechte citirte, und dann den Sühnevorschlag ihres Gegners als einen Akt der Versöhnung und des Edelmuths schilderte.

Sie schwankte lange in ihrem Entschlusse, ihr zornmüthiges Wesen behielt aber die Oberhand und mit einer Art von Trotz erklärte sie:

„Ich muß es darauf ankommen lassen. Meinetwegen mag der Geheimerath klagen!“

„Sehr wohl, Madame!“ — erwiderte der Justizkommissarius — „mir kann es ganz gleich seyn. Wer nicht hören will, der muß fühlen.“

Er machte ihr eine kurze Verneigung und wollte sich entfernen.

Die kalte Bestimmtheit, womit der Rechtsanwalt dieses Sprichwort ausgesprochen, fiel ihr aufs Herz. Sie fand, daß es am Klügsten sey, zwischen zwei Uebeln das Kleinste zu wählen, und als Schwepper die Hand auf die Thürklinke legte, rief sie:

„Noch ein Wort, Herr Justizkommissarius.“

„Wir haben nichts weiter mit einander zu verhandeln.“ — sagte er, ohne sich umzuwenden.

Da ergriff sie hastig und ängstlich seinen Arm und rief:

„So hören Sie doch, ich bitte Sie.“

Schwepper wandte sich jetzt um, und sie erklärte sich bereit, sich den Vorschlag des Geheimeraths gefallen zu lassen.

„Das ist auch das Klügste.“ — meinte der Justizkommissarius — „aber unter welchen Bedingungen?“

„Das ist meine Sache!“ — versetzte sie, in ihrem alten Ton fallend.

„Doch nicht so ganz, wie Sie sich einbilden.“

„Das werd' ich mit meinem Manne abmachen.“

„Ich errathe Sie, Madame! mit diesem denken Sie schon fertig zu werden, aber mein Klient hat seine Verzichtleistung auf die Klage an eine Bedingung geknüpft, daß Sie sich bei der Trennung von Ihrem Gatten zu einer angemessenen Entschädigung verstehen sollen, und ehe Sie sich darüber nicht bestimmt erklärt und der Geheimerath solches annehmbar gefunden, kann ich mich auf nichts einlassen.“

Es begann nun ein langwieriger Handel über diesen Gegenstand; endlich verstand sich Madame Hubert, ihrem geschiedenen Ehemanne jährlich, bis zu seinem Ableben, 600 Thaler zu zahlen, diese sollten dergestalt auf ihre Grundstücke hypothekirt werden, daß sie ihm nicht bloß auf ihre Lebenszeit, sondern auch nach ihrem Ableben gesichert bleiben, und dieser Anspruch erst mit seinem Tode erlösche.“ —

Er nahm darüber ein förmliches Instrument auf, und entfernte sich.

Als Hubert um die Mittagstunde wieder heimgekehrt war, fand er seine Frau in großer Agitation, ihre Augen schossen feurige Blitze auf ihn, aber sie wußte lange nicht, wie sie ihn von einem Ergebnis und einem Abkommen unterrichten sollte, von dem sie glaubte, daß es ihm unbekannt sey.

Endlich warf sie ihm den Brief des Justizkommisarijus zornglühend vor die Füße und schrie:

„Ich wollte, ich hätte Dich in meinem ganzen Leben nicht gesehen! Das sind nun die Früchte Deines verfluchten Besuchs! Da lies!“

Hubert hob den Brief von den Dielen auf, überließ ihn flüchtig, und eingedenk des seinem Freunde gegebenen Wortes, fragte er mit ungewöhnlicher Bestimmtheit:

„Was hast Du darauf beschlossen?“

„Dumme Frage! Vor Gericht werd' ich doch wohl nicht erscheinen? Das sollte mir fehlen!“

„Du hast also meinen Vorschlag angenommen?“

„Das versteht sich von selbst!“

„Da hab' ich denn doch auch noch ein Wort mitzusprechen.“

„Was fällt Dir ein?“ — fragte sie höhnisch.

Eben wollte er darauf antworten, da trat ein Tafeldeckler ins Zimmer und sagte:

„Madame! der Justizkommisarius Schwepper wünscht Sie zu sprechen.“

Es war ihr böser Genius, sie hatte nicht den Muth zu antworten, Hubert nahm das Wort:

„Er kann kommen!“

Seine Gattin warf ihm einen furchtbaren Blick zu, Schwepper trat ein, und wandte sich gleich an die Gegerin seines Klienten.

„Madame!“ — sprach er — „der Geheimerath Bärwinkel nimmt Ihren Vorschlag unter der Bedingung an, wenn Ihr Herr Gemahl damit einverstanden ist.“

„Das bin ich!“ — sprach Hubert, sich an den Justizkommisarius wendend — „aber ich weiß noch wenig von der ganzen Sache.“

„So? — das wundert mich! — Da es darauf hauptsächlich ankommt, so erlauben Sie mir, daß ich Sie davon in Kenntniß setze.“

Er zog nun die Verhandlung aus der Tasche und las sie Hubert mit lauter Stimme langsam vor.

„Haben Sie etwas dagegen einzuwenden?“

Hubert schüttelte den Kopf, und meinte, die Sache erfordere Bedenkzeit.

„Ich dachte nicht,“ — sprach Schwepper — „Sie setzen sonst Ihre Frau Gemahlin und sich gewissermaßen selbst einer Prostitution aus; wenn Sie auch nicht aus Liebe und Achtung für sie darein konsentiren wollen, so sollten Sie auf sich selbst Rücksicht nehmen.“

„Es mag drum seyn!“ — rief Hubert nach einem scheinbaren Besinnen aus, denn nichts konnte ihm willkommener seyn, als seines Freundes getroffene Maßregeln, ihn aus seinem irdischen Fesegewebe zu erlösen.

Nachdem der so verwickelte gordische Knoten so weit gelöst war, bis ihn das Schwert der Themis ganz durchhieb, und Bärwinkel davon Nachricht erhalten hatte, ging er selbst zu dem feindseligen Ehepaar.

„Er ist mir lieb,“ — sagte er sehr freundlich zu Madame Hubert — „daß Sie es nicht auf das Aeußerste haben kommen lassen. Unter den jetzigen Verhältnissen würde Ihnen jedoch mein Freund doppelt und hundertfach ein Dorn im Auge seyn. Ich mache Ihnen also, um Ihrer beiderseitigen Ruhe willen, den wohlge-meinten Vorschlag, sich gleich von einander zu trennen, bis die Ehescheidung ausgefertigt ist, das könnte sich noch lange verzögern, und ich biete Ihrem Gatten, meinem Freund, vorläufig meine Wohnung zu seinem Aufenthalt an, bis er anderweitig ein Unterkommen findet, wie er es braucht.“

„Meinetwegen mag er zum Henker gehen!“ — war die Antwort. — „So komm denn, Freund!“ — sprach Bärwinkel zu Hubert, indem er ihn unter den Arm faßte und aus dem Zimmer ging, und vor der Thür sagte er zu ihm: — „Bruder, ich gratulire! — Aber Du bist nun alt genug, um verständig zu werden. Ich

hoffe, daß Du die wilden Hörner nun endlich abgelassen haben wirst.“

Hubert umarmte seinen Freund mit Innigkeit, dankte ihm als seinem Retter, und schloß mit den Worten: — „Mit Freuden verlaß ich den Engel, denn er hat mich von einem Teufel befreit.“

Ein Jagdabenteuer in Indien.

(Aus dem Schreiben des Lieutenant Clarke von dem 26. Sepahiregimente entnommen.)

Im Juni 1833 reiste ich von Kutsch zu meinem Regimente ab, das damals zu Dija lag. Ich reiste mit einer doppelten Anzahl Bediente, Kameele u. dergl., und da ich immer die einen vorausschickte, so hatte ich nichts zu thun, als von einem Zelt zum andern zu reiten, wo ich in der Regel Alles zu meiner Aufnahme bereit fand. Als großer Jagdliebhaber hatte ich seit meiner Ankunft in Indien Jagdabenteuer mit der größten Begierde aufgesucht, was ich um so leichter thun konnte, da ich fast immer mit Detachements abwesend war. Das Land, durch das ich jetzt reiste, war namentlich reich an Wildschweinen und schwarzen Böcken, unter denen ich eine große Niederlage anzurichten hoffte.

Am Morgen des 23. legte ich nach einem tüchtigen Frühstück den Weg nach meinem Zelte auf einem Hirkarrakameel*) zurück, und auf meine Frage, was es für Wild in der Nähe gebe, erwiderte mein Jäger (Schikari): „Wildschweine in Menge.“ Augenblicklich ließ ich die Pferde vorführen, bestieg mein Lieblingspferd, einen Araber, der mich schon auf mancher Schweinsjagd getragen, und begleitet von drei Bedienten und vierzehn Kulis oder Treibern machte ich mich auf den Weg. Das Land war unduldrnd, mit zahlreichen kleinen Tamariskengebüschen besetzt, in dieser Jahreszeit ohne eine Spur von Anbau. Schon waren wir ziemlich weit geritten, ohne etwas Anderes als einige Ferkel aufzustöbern, die wir unbeachtet laufen ließen; meine Geduld und meine gute Laune waren fast zu Ende, als mein Schikari mir die Fährte eines großen Ebers zeigte. Sie schien ganz frisch und ich beschloß ihr zu folgen. Wir ritten eine halbe Stunde weit, ohne ihn aufzufinden, als wir beim Umwenden um die Ecke eines kleinen Wäldchens plötzlich auf einen todten Dachsen stießen, etwa dreißig Schritte davon war ein zweiter, und kaum hundert davon der Eber, den wir suchten. Die Kulis sammelten sich plötzlich umher, und ich vernahm die Worte: Löwen! Löwen!

Aufgebracht über die vereitelte Hoffnung stieg ich ab, und mein Schikari zeigte mir die Löwenfährte. Wir konnten deutlich unterscheiden, daß es ihrer sechs waren, und da sie gewöhnlich bei Nacht zurückkehren, um ihre Beute zu verzehren, so zweifelte ich keinen Augenblick, daß sie in der Nähe seyen. Ich ergriff ein Gewehr, und überredete nicht ohne Mühe die Kulis, der Fährte zu folgen. Sie führte uns nach einer mit Tamarisken bewachsenen Schlucht, die im rechten Winkel auf den nahen Fluß Barnasse zuführte. Wir drangen in das Gebüsch, jeden Augenblick erwartend, auf die Löwen zu stoßen, was um so gefährlicher war, als die Tamarisken, die nur etwa mannshoch sind, ein sehr dichtes Gebüsch bilden. Indessen kamen wir durch, ohne einen Löwen gesehen zu haben, und entdeckten jetzt, daß fünf sich gegen das Bett des Flusses hingeschlichen, und der letzte, ein sehr großer, auf einem Umweg wieder in's Dickicht, und zwar gleichfalls gegen den Fluß hin gedrungen war. Diesem beschloß ich zu folgen. Bald fanden wir ihn am Rande des Flusses im Geröhrcht. Kaum war ich hineingetreten, als ich einen Schrei hörte, und als ich um einen Busch herum ging, der mir die Aussicht versperrte, erblickte ich eine ungeheure Löwin, die mit furchtbaren Säuzen davoneilte; ich schoß und fehlte, worauf ich meinem Be-

*) Ein Kauffameel, wie es die Couriere, Hirkarrak's, reiten.

dienten zurief, sie im Auge zu behalten. Er spornte sein Ross, kehrte aber bald zurück mit der Nachricht, sie hätte sich in eine große Höhlung geflüchtet. Er führte mich bis auf eine Entfernung von 40 Schritten zur Stelle, wo sie lag und uns anstarrte. Ich hob mein Gewehr und schoss, sie erhob ein furchtbares Gebrüll und stürzte heraus, — ich hatte sie in die Schulter getroffen, denn als sie durch das fast trockene Bett des Flusses setzte, ging sie auf drei Füßen. Mein Bedienter folgte ihr, sie wandte sich, unter furchtbarem Gebrüll gegen ihn um, er eilte rasch hinweg, und sie stellte sich nun unter einen einzelnen Baum. Hier stand sie gerade vor uns, fast so groß wie ein Dohse, die Zunge herausgehängt, peitschte die Seiten mit dem Schweif und brüllte furchtbar. Ich schickte nun alle meine Begleiter zurück, spannte den Hahn, nahte ihr langsam bis auf 40 Schritte, brannte los und traf sie, wie ich glaube, in den Bauch. Als sie den Schuß erhielt, senkte sie den Kopf und stürzte gegen mich, als wäre sie tödtlich verwundet; plötzlich aber, faun noch zehn Schritte von mir, wandte sie sich abermals um gegen das Flussbett, ging nach dem andern Ufer und dort in ein dichtes Geröbricht.

Meine Leute drängten sich um mich und versicherten, sie sey tödtlich verwundet, ich selbst fing an sie für ein feiges Thier zu halten, und glaubte, ich hätte nichts mehr zu thun, als mich meiner guten Beute zu bemächtigen. Als bald lud ich mein Gewehr von neuem, und obgleich die Sonne im Zenith stand, und die Hitze ungemein groß war, folgte ich ihr doch immer noch zu Fuße. Wir drangen jetzt in das Geröbricht ein, das so dick war, daß ich nicht einen Schritt vor mir sehen konnte. Eine Zeit lang ging ich vorwärts, ohne auf etwas zu stoßen, bis endlich einer der Kuli's ausrief: „Sahib, Sahib, hörst Du nichts?“ Ein Augenblick herrschte Todtenstille, dann hörte ich deutlich das Schnauben eines wilden Thieres; ich blickte mit gespanntem Auge nach der Richtung hin, konnte aber immer noch nichts sehen. Inzwischen hatten alle Kuli's die Flucht ergriffen, und mich mit meinem Schifari allein gelassen, der jetzt ausrief: „dort, Sahib, dort im Busch.“ Jetzt bemerkte ich die Löwin, die da-
sah wie ein Hund, und mit ausgereckter Zunge uns anstarrte. Ich erhob mein Gewehr, aber von Aufregung und Hitze zitterte mir die Hand so sehr, daß ich überzeugt war, ich würde fehlen. Ich ließ das Gewehr sinken und sagte meinem Schifari, er solle schießen. Er war ein vortrefflicher Schütze, der in meiner Gegenwart eine Bouteille auf 120 Schritt zusammengeschoffen hatte, aber er rief: „nein, nein, Sahib, ich kann nicht schießen, ich fürchte mich, sie nicht zu treffen.“ Ich drohte ihn zu erschließen, wenn er noch zaudere, gab ihm das Gewehr in die Hand und ging, um ihm Muth zu machen ein wenig auf seine linke Seite. Er schoss, fehlte, warf das Gewehr weg und floh. Im Augenblick, wo das wüthende Thier den Schuß hörte, sprang es heraus. Einen Augenblick hielt ich inne, dann wandte ich mich und floh, um mein Leben zu retten. Der Boden war schwerer Sand, ich hatte Spornen und Reitkamaschen an, und war darum nicht weit gekommen, als ich hart hinter mir das Brüllen der Löwin hörte. Ich blickte um, sie war nur noch einige Schritte von mir, ich suchte auf die Seite zu springen, aber mein Muth sank und meine Beine versagten mir den Dienst. Mit einem Sprunge stürzte sie mich zu Boden, wäre ihr Bein nicht zerbrochen gewesen, der erste Schlag hätte mich sicherlich getödtet. Sie packte mich am untern Theil des Rückens, schüttelte mich wie die Kage eine Maus, und zerriß mich fürchterlich, dann warf sie mich auf das Gesicht zu Boden, packte nun meinen linken Arm und biß und nagte daran, daß ich im Wahnsinn des Schmerzes den rechten Arm ausstreckte und sie am Ohr packte. Sie ließ jetzt meinen linken Arm los und packte meine rechte Faust; inständig betete ich, daß der Tod mich erlösen möge. Augenscheinlich erschöpft streckte sie sich jetzt der Länge nach nieder, eine Taze auf meinem rechten Schenkel, die andere etwas zurückgezogen zwischen meinen Füßen, die Zunge ausgereckt und schnaubend wie ein maffer Hund starrte sie mir gerade in's Gesicht. Ein undeutliches Gefühl sagte mir, mein Auge könnte sie vielleicht schrecken, so erhob ich denn mei-

nen Kopf etwas — denn sie hatte mich auf eine erhöhte Stelle hingeworfen und wir lagen und schauten einander an.

Mein indischer Bedienter, der zehn Jahre bei mir gewesen war, hatte sich inzwischen auf 12 Schritte genähert, und ich hörte ihn rufen: „o Gott! o Gott! Sahib, was soll ich thun? das Pferd will nicht näher heran.“ „Laß es laufen und hilf mir!“ er kam aber nicht, und ich wagte meinen Kopf nicht zu drehen und mein Auge nicht abzuwenden. „Großer Gott! Du wirst Deinen Herrn nicht sterben lassen, wie einen Hund, ohne ihm zu helfen?“ Er kam nicht und ich vernahm nur seine Schreckensrufe. Endlich, als mir das Auge verging und der Tod unvermeidlich schien, da sprang das Thier von mir auf, rannte etwa 20 Schritte weit weg und — fiel todt nieder.

Jetzt sammelten sich meine Leute, und trugen mich nach dem nächsten Dorfe. Ich war fast nackt, meine Kleider waren in Streifen zerrissen; zwei oder dreimal fiel ich in Ohnmacht, bis ich dort ankam. Sie wuschen meine Wunde mit warmem Wasser, verbanden sie mit leinenen Lumpen und führten mich nach meinem Zelt. Mein Bedienter ritt auf meinem Lauskameel vierzig Meilen weit, bis er einen englischen Offizier traf. Dieser kam eilig herbei und geleitete mich nach einer englischen Station, wo ich in der Mitte des vierten Tages ankam, nachdem mich meine Leute 100 Meilen getragen, und die um meine Wunden geschlagenen Lumpen angefeuchtet hatten, damit sie nicht daran kleben möchten. Sieben Wochen lang konnte ich mein Bett nicht verlassen.

Ich behalte den Schädel meiner furchtbaren Feindin, die Trophäe meines schwer errungenen Sieges, so lange ich lebe.

G e e f a h r t e n .

Ein Brief aus Sydney vom 23. Juni d. J. datirt und am Bord des Kriegsschiffs Hyacinth geschrieben, meldet Folgendes: „Wir segelten von hier mit dem Gouverneur nach Twofold Bai, um dort eine Niederlassung anzulegen. Am 17. April angekommen, fanden wir dort bereits fünf Engländer, denen es sehr gut geht; sie hatten 800 Stück Rindvieh und Schafe und Schweine ohne Zahl. Die Offiziere wurden von ihnen mit 5 Zentnern Kartoffeln und 6 Schafen, die Schiffsmannschaft mit einem fetten Dohsen beschenkt. Wir segelten am 23. nach Neuseeland und dann nach Otaheiti. Die Königin kam zu uns an Bord, und speiste mit dem Kapitän; sie wurde mit 11 Schüssen begrüßt. Nach Aufhebung des Gastmahls machte ihr der Kapitän mehrere Kleidungsartikel zum Geschenk, welche sie mit um so größerer Freude annahm, als sie derselben sehr nothwendig bedurfte. Sie ist eine gut gebaute Frau, und spricht etwas Englisch. Die Missionäre hier üben einen großen Einfluß auf sie aus. Die hier bestehenden Mäßigkeitsgesetze sind so streng, daß kein spirituböses Getränk gelandet werden darf, und jeder hier ansässige Europäer selbst, sobald er irgend ein spirituböses Getränk genießt, einerlei ob es ihn berauscht oder nicht, in eine zwischen dem Missionär und der Königin zu theilende Geldbuße von 40 Dollars genommen, oder, im Fall des Unvermögens, zum Arbeiten auf den Landstraßen auf drei bis vier Monate verurtheilt wird. Die Königin beschenkte die Schiffsmannschaft reichlich mit Viktualien.

Am 14. Mai segelten wir weiter nach Tongataboo, und langten daselbst am 25. an. Die Eingebornen sind nicht so civilisirt als die Otaheiter; sie gehen beinahe ganz nackt. Der König kam an Bord und speiste mit dem Kapitän. Es befinden sich hier zwei amerikanische Missionäre. Die Eingebornen sind alle von großer schwächlicher Statur. Sie haben großen Ueberfluß an Feder-
vieh, Schweine u. s. w. Ihre Kriegsböte, mehr als 100 Fuß lang, vermögen 300 Mann zu fassen. Wir hatten hier die Nachricht erhalten, daß eine französische Brigg von den Fegees aufgebracht worden sey, da aber unsere

Lebensmittel sehr geschmolzen waren, so sahen wir uns genöthigt, nach Sydney zurückzukehren, woselbst wir wohlbehalten am 18. Juni anlangten.“

Erbllicher Selbstmord.

Doktor Gall erzählt folgende zwei merkwürdigen Fälle, wo der Selbstmord erblich vorkam. „Herr Gauthier, Eigenthümer mehrerer Niederlagehäuser in Paris, hinterließ sieben Kinder und ein Vermögen von zwei Millionen Franken. Alle blieben in Paris und der Umgegend auf ihrem Eigenthum und einige vermehrten es noch durch Handelspekulationen. Keinen traf wirkliches Unglück und alle genossen die beste Gesundheit, hatten hinreichendes Vermögen und allgemeine Achtung. Alle litten aber durch den Hang zum Selbstmorde, dem sie alle sieben und in einem Zeitraum von 30 bis 40 Jahren unterlagen; Einige erhängten, Andere ertränkten und Andere erschossen sich. Einer von den zwei Letzten hatte Sonntags 16 Gäste zum Mittagessen geladen. Man trug die Speisen auf und suchte den Herrn, der nicht antwortete und in einer Scheune erhängt gefunden wurde. Noch vor einer Stunde hatte er ruhig seinen Dienstboten Befehle ertheilt und mit seinen Freunden sich unterhalten. Der Letzte, Besitzer eines Hauses in der Straße Richelieu, hatte dasselbe um zwei Stockwerke erhöhen lassen, erschrak über die Ausgabe, glaubte sich zu Grunde gerichtet, wollte sich tödten, wurde dreimal daran verhindert und erschoss sich zuletzt. Die Erben hatten nach Bezahlung aller Schulden noch ein Vermögen von 300,000 Franken. Er war damals 45 Jahre alt.“ — Ferner erzählt Doktor Gall: „Jemand hatte sich in einem Hause von Paris umgebracht; sein Bruder, der dem Leichenbegängnisse beiwohnte, rief, indem er die Leiche sah, aus: „welches Unglück! mein Vater und mein Oheim haben sich getödtet, mein Bruder ahnte ihnen nach und ich selbst wollte mich während meiner Reise schon zwanzig Mal in die Seine stürzen.“ —

Spanische Rache.

Zwei unzertrennliche Freunde gingen mit einander, wie gewöhnlich, zu einem Stiergefechte. Während des Schauspiels entstand ein Streit zwischen ihnen darüber, welcher von den beiden Gegnern sich am besten gehalten habe; es kam zu Thätlichkeiten und Manuel blieb Sieger, Vincenz erhielt das Bedauern und die Abbitte seines Freundes, schwur sich aber, bei der ersten Gelegenheit sich zu rächen. Einige Tage nachher lud er seinen Freund ein, ihn zu einem Oheime zu begleiten, um dort eine Heerde vortrefflicher Stiere zu sehen. Nach Tische wollten die beiden jungen Leute die Thiere besehen. „Nun komm,“ sagte Vincenz, „seht will ich Dir den wüthendsten zeigen.“ Die Thüre wurde vorsichtig geöffnet; der Stall war ganz niedrig und finster. „Wir können noch ein wenig ohne Gefahr näher gehen,“ meinte Vincenz. Manuel that einen Schritt, sobald aber sein Körper ganz innerhalb der Thür war, warf sie Vincenz heftig ins Schloß, zog den Schlüssel ab und schleuderte ihn weg. Manuel hatte nur einige Minuten Zeit, um einen Entschluß zu fassen. Der durch den Lärm aufgeschreckten Stier erhob sich und richtete seine funkelnden Augen auf sein Opfer, das nicht einmal einen Mantel hatte, um das Thier zu ermüden und Zeit zu gewinnen. Die Decke wurde durch einen sehr starken steinernen Pfeiler getragen; der Stier senkte bereits die Hörner. Manuel lehnte sich mit dem Rücken gegen den Pfeiler und forderte seinen Feind durch lautes Rufen heraus. Der Angriff begann, aber das scharfe Auge des Spaniers erspähte den günstigen Augenblick und als die Hörner ihn fast berührten, schlüpfte er gewandt hinter dem Pfeiler und sah den Stier todt zu seinen Füßen sinken, denn

durch den gewaltigen Stoß an den Pfeiler hatte er sich den Kopf zerschmettert. Das Rufen Manuels brachte ihm bald Hülfe. Vincenz befand sich bereits auf dem Rückwege. Manuel schwang sich rasch auf sein Pferd und jagte seinem Mörder nach; bald sah er ihn in der Ferne und holte ihn, da er ein besseres Pferd hatte, schnell ein. Dann hörte man einen Flintenschuß; Vincenz stürzte und wurde begraben, ohne daß eine Untersuchung stattfand. Manuel verließ seine Heimath und man glaubt, er habe sich nach Amerika begeben.

Traurige Ueberraschung.

Nach unsäglichen Beschwerden war der General von Dohs auf dem Rückzuge von Moskau in Orsza angekommen und ging zum Bürgermeister Berk, bei welchem er auf dem Hinmarsche einquartirt war, um wieder Aufnahme zu suchen. Der General bat um ein kleines Zimmer, das er kannte. „Ja,“ — hieß es — „in diesem liegt ein kranker westphälischer Offizier, der aber wahrscheinlich heute noch sterben wird; dann sollen Sie es haben!“ Der General geht hinauf, den Landmann und Kameraden zu sehen. Wen findet er? den eigenen Sohn, der in der Schlacht bei Mosaisk zwei schwere Wunden erhalten hatte, den er gleich nach dem Vaterlande zurückgesendet, den er längst in Sicherheit geglaubt hatte! Allein zu den Wunden war auf der Reise ein heftiges Nervenfieber gekommen und so das Fortbringen unmöglich geworden! Da stand nun der Vater am Lager des bestunungslosen Sohnes! Nun, er hoffte doch, ihm die Augen zudrücken zu können. Aber sieh' da, es kommt der Befehl, schon in zwei Stunden wieder fortzumarschiren! Was sollte der Krieger nun thun, um den strengen Dienst und die Vaterliebe in Einklang zu bringen? Ein Kamerad gab ihm ein Wägelchen mit Leinwand bedeckt. Darauf legte er den Sohn und ließ ihn nicht aus den Augen. Stunden lang führte er selbst die Zügel und brachte das theure Pfand der Liebe durch Hohlwege, Bagengedränge und Menschengewühl. Der Himmel aber und die reine Luft half. Sein Sohn genas. Glücklich langten Beide in Preußen nach unsäglichen Gefahren an, als sie beim Uebergange über die Beresina noch einmal getrennt gewesen, jedoch wieder glücklich vereint worden waren.

Zur Warnung für Eltern.

Aus Kirdorf, im Kreise Bergheim, schreibt Man unterm 19. d.: In unserer nachbarlichen Gemeinde Millendorf, in der Pfarre Kipp gelegen, hat sich in dieser Woche ein Unglücksfall ereignet, der allen Eltern wieder eine derbe Lehre gibt und sie auffordert, ihre Wachsamkeit auf die lieben Kleinen zu verdoppeln. Die Kinder eines achtbaren Tagelöhners hatten am frühen Morgen sich einige Kartoffeln unten in den Ofen gelegt, um sie in der Asche zu braten. Der Vater war zur Arbeit, die Mutter mit Waschen beschäftigt. Ein Knabe von 5 Jahren machte sich immer mit den Kartoffeln zu schaffen, und saß vor dem Ofen, um zu untersuchen, ob sie bald lange genug in der glimmenden Asche gelegen, und esbar wären. Bei diesem Sitzen muß ihm eine nicht ausgebrannte Kohle auf sein Köckchen gefallen seyn, und dieses angezündet haben. Die Mutter vom Aufhängen der Wäsche in das Zimmer kommend, sieht das arme Kind in Flammen, denn alle Kleider waren vom Feuer ergriffen. Nicht wissend was zu thun sey, ergreift sie den unglücklichen Kleinen, taucht ihn in ein Gefäß kalten Wassers und hofft so den Brand zu löschen und das Kind zu retten. Jenes gelang ihr, aber dieses war nicht möglich. Das Kind war so beschädigt, besonders an den edelsten Theilen, daß es an demselben Nachmittage noch eine Beute des schmerzhaftesten Todes war. Die Mutter ist in einen stumpfen, lautlosen Zustand gefallen.